SUB | NIEDERSÄCHSISCHE STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GÖTTINGEN

Werk

Titel: Des Abbé Rochon´s Reise nach Madagaskar und Ostindien
Autor: Rochon, Alexis Marie
Verlag: Voss
Ort: Berlin
Jahr: 1792
Kollektion: Itineraria
Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Werk Id: PPN243819706
PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN243819706
OPAC: http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=243819706

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.
Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.
Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Magazin

von

merkwürdigen neuen

Reisebeschreibungen,

aus fremden Sprachen übersetzt

und mit

erläuternden Anmerkungen begleitet.

Mit zwei Landkarten.

Achter Band.

Berlin, 1792.
In der Vossischen Buchhandlung.

EX
BIBLIOTHECA
REGIA ACAD.
GEORGIÆ
AUG:

Inhalt des achten Bandes.

I.

Des Abbe' Rochon's Reise nach Madagaskar und Ostindien. Nebst Thomas Bowyear's und Robert Kirsow's Nachrichten von Cochinchina.

II.

William Lempriere's Reise nach Marokko.

I.

Des Abbé Rochon's Reise nach Madagaskar und Ostindien.

Nebst

Thomas Bowyeras und Robert Kirsop's

Nachrichten von Cochinchina.

Uebersetzt

von

Georg Forster.

Vorrede des Ueberſetzers.

Die große Inſel Madagaskar, welche der ſüdöſtlichen Küſte von Afrika gegenüber liegt, iſt, ungeachtet der vielen dahin gethanen Reiſen und der Wichtigkeit ihrer Produkte, ziemlich unerforſcht, ja, was vielleicht noch ſonderbarer ſcheinen könnte, von Europäern unabhängig geblieben. Wahrſcheinlich verdankt ſie dieſen Vortheil nur dem Umſtande, daß ihre Häfen, zumal an der Oſtſeite, nicht die ſicherſten und bequemſten ſind; denn die Habſucht unſerer früheren Entdecker ſcheute nicht leicht ein anderes Hinderniß.

Wenn ja die Alten von dieſer Inſel gehört haben ſollten, ſo kann ihre Kenntniß derſelben doch nur äußerſt unvollkommen und unbeſtimmt geweſen ſeyn. Die Schifffahrten der Phönizier und Araber aus dem rothen Meere nach Indien und längs der Afrikaniſchen Küſte bis nach Sofala, konnten allerdings den Griechen und in der Folge auch den Römern bekannt werden; es iſt auch nicht ganz unmöglich, daß die Araber in einem ſehr frühen Zeitalter bereits nach Madagaskar gekommen ſeyn können, da beſonders die Klaſſifikation der Stämme auf dieſer Inſel, wovon alle neueren Reiſenden ſo viel erzählen, einen langen Zeitraum zu erfordern ſcheint, um ein ſo beſtimmtes, ſo feſt verſchränktes, ohne Widerrede anerkanntes Syſtem von Verhältniſſen zwiſchen den ſchwarzen Ein-

gebornen und den Abkömmlingen der weißeren Raße zu begründen.

Von einer andern Seite scheint die Entartung der Mohammedanischen Religion in Madagaskar eben nicht von einem beständig unterhaltenen Verkehr zwischen den dahin gekommenen Arabern und ihren Verwandten auf der Küste von Mosambik und Sofala zu zeugen. Fast möchte man daher auf den Gedanken verfallen, daß irgend ein Zufall die ersten Zaffe (Saffe) Rahimini, wie sie sich selbst nennen, nach jener Insel verschlagen habe, und daß die Araber von Afrika nur selten nach der Nordwestgegend von Madagaskar gekommen seyn mögen, um mit ihren dort angesiedelten Brüdern Handel zu treiben. Um diesen Punkt der Entscheidung näher zu bringen, wäre zu wünschen, daß sachkundige Männer Gelegenheit fänden, mit den in den Händen der so genannten Ombiassen, oder Madegassischen Gelehrten, vorgeblich noch existirenden Schriften eine Prüfung anzustellen. Wenn diese Schriften nicht bloß Auszüge aus dem Koran, sondern wirklich historische Erzählungen enthalten sollten, so ließe sich vielleicht etwas Bestimmteres, als bisher, über die Epoche der Ankunft der Araber auf der Insel daraus folgern, und auf diese Weise würde uns in der Geschichte dieses Volkes, vielleicht auch in ihrer Litteratur, ein neues Licht aufgehen. Sir William Jones fand indeß auf der benachbarten kleinen Insel Hinzuan (woraus durch eine geradbrechte Aussprache Johanna geworden ist) keine andere als Mohammedanische Litteratur.

Bereits im dreizehnten Jahrhundert (1296) hatte der berühmte Marko Polo auf seinen großen Reisen in Indien von dieser Insel gehört, die in seinen Nachrichten Madaigaskar, oder auch, wie die verschiedenen Abschreiber diesen Namen entstellt haben,

Magaſtar, heißt. Dem Berichte zufolge, den er in Indien erhielt, beherrſchten damals vier Arabiſche Scheichs dieſe große Inſel, von der er übrigens manches erzählt, was nur auf das benachbarte feſte Land von Afrika paßt. In jenen dunklen Zeiten vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt kam Marco Polo's Reiſebeſchreibung nur in wenige Hände; ſeine oft ziemlich unkritiſch geſammelten Nachrichten machten ſein Zeugniß verdächtig, und ſeine Entdeckungen blieben den Portugieſen beinahe gänzlich unbekannt.

Die erſte Notiz von dieſer großen Inſel, welche König Johann der Zweite von ſeinem über Land nach Indien und Afrika beorderten Kundſchafter, Peter de Covillan, erhielt, fällt ungefähr in die Jahre 1490 oder 1491. Peter war mit Arabiſchen Kaufleuten bis nach Sofala gereiſet und hatte daſelbſt von anderen Schiffern dieſer unternehmenden Nation erfahren, daß man Afrika gegen Süden ganz umſchiffen könne, imgleichen daß weiterhin eine große, reiche, neunhundert (Italieniſche) Meilen lange Inſel liege, welche die Mondsinſel (Madagaskar ſoll wörtlich dies bedeuten) genannt werde. Mit dieſem Berichte kehrte er nach Kairo in Aegypten zurück, fertigte damit einen Juden, den er dort antraf, und den der König von Portugal ebenfalls auf Kundſchaft ausgeſchickt hatte, nach Liſſabon ab, und reiſete nach Abyſſinien zurück, wo man ihn, nach der dortigen Politik, nicht wieder weglaſſen wollte. Allein höchſt wahrſcheinlich fällt in das Jahr 1503 die erſte Entdeckung von Madagaskar durch Europäer, wenn gleich viele Schriftſteller der in dieſem Jahre von *Bicot Paulmier de Gonneville* aus Honfleur unternommenen Reiſe eine ganz andere Richtung geben und ihn ein unbekanntes Südland entdecken laſſen. Sobald er das Vorgebirge der guten Hoffnung umſchifft hatte, führte ihn der Sturm in ein unbekanntes Meer,

wo er ein groſses Land entdeckte und es Südindien (*Indes meridionales*) nannte. Er blieb daſelbſt ſechs Monathe um ſein Schiff auszubeſſern, und hatte Zeit, das Innere des Landes zu unterſuchen. Er fand es fruchtbar, wiewohl unbebauet. Die Eingebornen lebten von der Jagd, vom Fiſchfang und von Wurzeln, haßten die Arbeit und mochten gern luſtig ſeyn und lachen. Dieſe guten Leute wohnen in Dörfern von 30, 40, 50 bis 80 Hütten, die aus Pfählen und dazwiſchen geflochtenen Blättern und Gräſern beſtehn. Ihre Betten ſind feine Matten, mit Blättern oder auch mit Federn bedeckt. Ihre Kleidung beſteht ebenfalls in kurzen Mänteln von ſehr feinen Matten, von Federn oder von Leder; ſie gehen ihnen bis an die Knie, und den Weibern bis an die Waden. Auf dem Kopfe tragen ſie keine Bedeckung. Ihr Halsgeſchmeide beſteht aus Knochen und Muſcheln; ihre Haare binden ſie zierlich mit zuſammengedreheten Pflanzenfaſern. Gonneville half dem König Aroska über die Einwohner eines andern kleinen Bezirks den Sieg davon tragen, und nahm bei ſeiner Abreiſe den Sohn dieſes Königs, Namens Eſſomerik, mit nach Frankreich. Schon an den Küſten ſeines Vaterlandes fiel er einem Kaper aus Guernſey in die Hände, der ihn rein ausplünderte und ihm alle ſeine Papiere nahm. Er konnte alſo nur eine Deklaration vor der Admiralität machen und ſetzte eine kurze Nachricht von ſeiner Reiſe auf, die 1663 zuerſt gedruckt worden iſt. Er adoptirte den jungen Eſſomerik, und verheirathete ihn mit einer von ſeinen Angehörigen. Der letzte Abkömmling dieſer Heirath war ein gewiſſer Abbe' Paulmier, Kanonikus der Kathedralkirche zu Liſieux. Offenbar paßt die Beſchreibung, welche Gonneville von ſeinem neuen Lande giebt, auf Madagaskar und ſonſt auf kein anderes bekanntes Land in der Welt. Bis nach Neuſeeland konnte ihn der Sturm nicht

verſchlagen, und dort hätte man ihn eher gefreſſen, als freundſchaftlich bewirthet.

Mit der Beſchiffung des Kanals von Moſambik und den Eroberungen, welche Vasco de Gama, Almeida, Gnaia, Sequeira, u.a.m. an der Oſtküſte von Afrika machten, näherte ſich zugleich die Epoche der wirklichen Entdeckung von Madagaskar durch die Portugieſiſchen Abentheurer. Durch die Arabiſchen Kaufleute zu Sofala, Moſambik Quiloa, Zanzibar, Melinde und Mombaſſa mußten ſie von dem Daſeyn dieſer großen Inſel in ihrer Nähe beſtimmtere Nachricht erhalten; vielleicht ward ſie auch, von irgend einem der neuangelegten Poſten aus, zuerſt beſucht; wenigſtens iſt das Jahr nicht bekannt, in welchem Madagaskar von dem Entdeckungstage den Namen der St. Lorenzinſel erhielt. Eine im Jahr 1506 nach Europa zurückſegelnde Flotte, welche der General Franz Almeida von Koſchin abgeſchickt hatte, fand ſich am erſten Februar ganz unerwartet an der Küſte dieſer Inſel, die damals, wie noch jetzt, mit dichten Waldungen bewachſen war und unermeßliche Heerden von Rindern enthielt. Die ſchwärzlichen, wollhaarigen, halb nackten Einwohner, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, geriethen mit den Portugieſen in Streit, und wurden mehrmals mit ihnen handgemein.

Triſtan da Cunha und Alphonſo de Albuquerque beſuchten noch in demſelben Jahre von Moſambik aus die Inſel Madagaskar, und einer von ihren Officieren, Joam Gomez Abreo, hatte Urſache, mit der friedlichen Begegnung und der Gaſtfreundſchaft der Eingebornen zufrieden zu ſeyn. Man erfuhr nunmehr, daß nur die Küſtenbewohner ſich zur Mohammedaniſchen Religion bekennten, die Einwohner des Inneren hingegen ihren angeerbten, roheren Begriffen anhingen. Diego Sequeira erhielt

schon, als er im J. 1508 mit sechzehn Schiffen von Portugal abreiseke, den Auftrag, Madagaskar genau untersuchen zu lassen, indem der König Emanuel bereits von den reichen Produkten dieser Insel viel vernommen hatte. Von dieser Zeit an trieben die Portugiesen theils unmittelbar, theils durch ihre Mohammedanischen Vasallen und Bundsgenossen in Afrika, einen ununterbrochenen Handel mit Madagaskar, bis ihre Herrschaft in Indien so schnell verschwand, wie sie herangewachsen war.

Die Holländer, die fast überall in ihre Rechte und Handelsverhältnisse traten, besuchten zwar ebenfalls Madagaskar, doch ohne sich um den Besitz dieser Insel Mühe zu geben, ungeachtet die Insel Mauritius, jetzt Isle de France, in ihre Hände fiel und einer Unterstützung an Lebensmitteln aus Madagaskar von jeher bedurfte. Die Engländer, als sie den Grund zu ihrem Ostindischen Handel legten, liefen fleißig in die Häfen St. Augustin, Tulliar, Alt- und Neu-Massali (Matheleige) ein, wo sie theils Erfrischungen für ihre Mannschaft fanden, theils auch mit den Eingebornen um Gold und Silber handelten. Von der Zeit an aber, da Isle de France in Französische Hände kam, folgten die Versuche dieser letztern Macht, auf Madagaskar festen Fuß zu gewinnen, nicht nur sehr schnell auf einander, sondern sie zeichneten sich auch, wie es der Verfasser der hier mitgetheilten, neuesten Nachricht mit gerechtem Unwillen rügt, durch jene Ungerechtigkeit gegen die Eingebornen aus, welche entweder von einer größeren Uebermacht unterstützt werden, oder jedesmal so scheitern mußte, wie es aus der Geschichte der dortigen Niederlassungen bekannt ist. Der Zeitpunkt endlich, wo Angria und Jan Plantain durch ihre kühne Seeräuberei die Meere von Indien unsicher machten, ward für Madagaskar unglücklicher Weise eine neue

Geschichtsepoche. Plantain hatte die Nordspitze dieser Insel zu seinem Aufenthalte gewählt, und das politische Betragen seiner Freibeuter gegen die Madegassen war, wie Herr Rochon so gut auseinander setzt, ganz darauf berechnet, sich ihr Wohlwollen zuzusichern. Auch nachdem die Englischen Flotten endlich jene Meeresgegend von Räubern gereinigt und ihre Zufluchtsörter zerstört hatten, behielt die Bande noch den Schutz der Eingebornen, und lohnte sie mit der ganzen Treulosigkeit der Europäischen Politik. Die gegen einander aufgebrachten Völkerschaften von Madagaskar lernten die Gefangenen, die sie im Kriege einander abgewannen, als Sklaven an die Franzosen verkaufen; und sobald dieser Gebrauch eingeführt war, erschienen die Holländer vom Vorgebirge der guten Hoffnung jährlich oder alle zwei Jahre mit einem Fahrzeuge in Madagaskar, um den traurigen, aber lukrativen Menschenhandel zu treiben.

Die verschiedenen nach und nach im Druck erschienenen Beschreibungen und Nachrichten von dieser Insel haben uns, wie ich gleich Anfangs erwähnte, nur auf eine sehr unvollkommene Weise mit ihrer Lage und Beschaffenheit, ihren Produkten und Einwohnern, nebst deren Sitten, Verfassungen und Gebräuchen bekannt gemacht, und sind überdies, wie leicht zu erachten ist, von sehr verschiedenem Werthe. Das Wenige, was davon in den Portugiesischen Schriftstellern vorkommt, habe ich bereits aus de Barros angeführt, und was Thevet in seiner Kosmographie davon sagt, ist noch mit manchen Unrichtigkeiten vermischt, z. B. wo er von Elephanten spricht, die sich daselbst aufhalten sollen. Jan Huygens van Lindschooten, der im Julius 1584 auf einer Portugiesischen Flotte durch den Kanal von Mosambik schiffte, spricht ebenfalls nur mit ein paar Worten von Madagaskar, da er selbst nicht darauf anlanden konn-

te. Was unser Landsmann der Professor Hieronymus Megisser (in seiner „Beschreibung der mächtigen und weitberühmten Insel Madagaskar sonst St. Laurenz, nebst Dictionario der Madagaskarischen Sprache." Altenburg 1609. 8. und Leipzig 1623 12.) vermuthlich aus den bis dahin bekannt gewordenen Nachrichten über Madagaskar kompilirt hat, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen, so wenig wie die anonymische Histoire du grand royaume d' Antongil, Leide, 1616. 8. welche eine Beschreibung der ganzen Insel, und insbesondere der von Antonio Gilles entdeckten und nach ihm benannten Bay in der Nordostgegend, enthalten soll. Das im Jahr 1639 aus Madagaskar datirte Schreiben des Deutschen Reisenden, Johann Albrecht von Mandelslo, von seiner Ostindischen Reise (Schleswig 1645 und 1647, in Folio) ist nur als der Vorläufer seiner größeren Reisebeschreibung zu betrachten, und enthält eigentlich nichts zur Sache. *Richard Boothby's* discovery and brief description of the most famous island of Madagascar, London 1646. 4. habe ich nicht gesehen; allein es wäre noch die Frage, ob es mehr als eine bloße Uebersetzung von Megissers eben angeführtem Werke ist. Vincent le Blanc (Voyages aux quatre parties du monde. Paris 1649. 4. mit Anmerkungen von Bergeron) berührt zwar ebenfalls Madagaskar; allein er steht im Ruf der Unzuverlässigkeit. Der erste brauchbare Schriftsteller also ist unstreitig *François Cauche* (Voyage de Madagascar, Paris 1651. 4. und 1658) der als Augenzeuge spricht, wiewohl er nur eine Gegend der Insel besuchte, und sich genöthigt sah, seine übrigen Nachrichten von den gemeinen Schiffsleuten, welche andere Häfen und Küsten von Madagaskar gesehen hatten, zu entlehnen. Wenn also seine Relation auch glaubwürdig ist, so fehlte es doch den Beobachtern zu

sehr an Vorkenntnissen, um etwas Befriedigendes aus ihrem Berichte zu liefern. Ich übergehe Morisots kurze Nachricht von Madagaskar (in seinem Récueil de diverses rélations nouvelles &c. Paris 1651. 4) um den Hauptschriftsteller, den Gouverneur Etienne Flacourt zu erwähnen, dessen Relation de l'isle de Madagascar (Paris 1658 und 1661. 4.) die Begebenheiten enthält, welche während seines Aufenthalts in der Insel von 1642 bis 1658 vorgefallen sind, und zugleich mit einer verschwendeten Umständlichkeit die Thiere und Pflanzen, die daselbst einheimisch sind, unter ihren dortigen Namen herzählt. In Absicht auf den Charakter der Eingebornen verwirft der Abbe' Rochon sein Zeugniß, und es scheint allerdings wahr zu seyn, daß eine unrichtige Vorstellung von der Befugniß der Europäer in fremden Welttheilen nach Gutdünken zu handeln, ihm den Gesichtspunkt hinlänglich verrückt haben könne, um eins der gutmüthigsten Völker auf Erden mit den gehässigsten Farben zu schildern, weil es sich auf jede Art, die ihm seine beleidigte Schwäche eingab, gegen die Zudringlichkeit und Ungerechtigkeit der neuen Abkömmlinge zu vertheidigen suchte.

Weder bei Dappers Kompilationen, noch bei Dubois voyages aux isles Dauphine ou Madagascar & Bourbon ou Mascarenne en 1669 - 1672 (Paris 1674. 12.) können wir uns aufhalten. Dagegen gehört die Nachricht des Herrn Souchu de Rennefort, von seinem Aufenthalte in Madagaskar im Jahr 1665, die unter dem weniger passenden Titel: Histoire des Indes Orientales, Leide 1688. 12. und la Haye, 1701. 12. herausgekommen ist, unter die wichtigeren Beiträge zur Geschichte der Französischen Niederlassungen auf dieser Insel. Von den Thatsachen, welche dieses Werk erzählt, werden verschiedene ebenfalls von unserm Abbe' Rochon, jedoch in einer andern Ideenverbindung vor-

getragen; folglich dienen beide Schriftsteller einander gegenseitig zur Erläuterung und Bestätigung. Ziemlich unbedeutend ist die im Jahr 1722 (Paris 12.) herausgekommene Reise eines *Mr. de V.* nach Madagaskar. Die von *Ambroise Paré* (Amsterdam 1722. 12.) ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Bei weitem die interessanteste und lehrreichste von allen, ihrer schmucklosen Einfalt ungeachtet, ist die Nachricht, welche der Engländer Robert Drury, nach einem funfzehnjährigen Aufenthalt unter den Eingebornen dieser Insel, bei seiner Rückkehr bekannt gemacht hat. (Madagascar, or *Robert Drury's* Journal during his fifteen years captivity. London, 1729. 8.) Als Schiffsjunge kam er mit seinen Landsleuten nach Madagaskar. In einem Gefecht, welches für sie unglücklich ablief, ließen sie ihn in Stich, und er gerieth in die Gefangenschaft eines dortigen Oberhaupts. Er wurde jedoch ziemlich gütig behandelt; man gab ihm eine Frau, eine Wohnung und eine Heerde. Seine Erzählung geht bis in die kleinsten Details, mit einer oft ermüdenden Dürre und Weitschweifigkeit; allein sie liefert die anschaulichsten Bilder von der Lebensart jener Halbwilden, von ihren Sitten, von ihrem Hauswesen, von ihren Kriegen unter einander, von ihren Jagden, und von der Einförmigkeit und Leere, welche den Menschen auf dieser Stufe seiner Nichtentfaltung überall begleiten müssen. Auch hat Drury seinem Werke ein kleines Wörterbuch beigefügt. Die Schrift eines andern Engländers, *Clement Downing*, wovon Stuck in seinem Verzeichniß die Deutsche Uebersetzung anführt, (Neueste Unruhen auf der Ostindischen Küste, oder Geschichte der Seeräuber, Angria in Ostindien und Jan Plantain in Madagaskar, Nürnberg, 1738. 8.) scheint zu verdienen, daß man damit vergleiche, was Rochon hier von den Freibeutern am Kap St. Sebastian erzählt. Ich habe

indeſſen ſo wenig dieſe, als den Brief von *de Barry* (Lettre concernant l'état actuel des moeurs, des uſages & du commerce des habitans de Madagascar, Paris 1764. 12.) geſehen.

Die Reiſen, die ich noch zu erwähnen habe, ſind aus einer ſpäteren Zeit. Die erſte, die von dem Franzöſiſchen Schiffskapitain *de Kerguelen* (*-Trémarec*) vom Jahr 1774, war eine Entdeckungsreiſe im Südindiſchen Ocean, woſelbſt er die nach ihm benannte Inſel entdeckte, die Cook hernach im Jahr 1777 wiederfand. Auf dem Rückwege von dieſer wüſten Inſel legte Kerguelen in der Bay Antongil auf Madagaskar an, wo er den berüchtigten Beniowski mit der Gründung ſeiner Niederlaſſung beſchäftigt antraf. In ſeinem kurzen Memoire über dieſe Inſel ſind eine Menge brauchbarer Winke für den Franzöſiſchen Handel daſelbſt enthalten. (Rélation de deux Voyages dans les mers auſtrales et des Indes faits en 1771-74 par M. *de Kerguelen*, Paris 1782. 8.) Einer der genaueſten Schriftſteller über Madagaskar iſt unſtreitig der Sternkundige *le Gentil*, der von der Akademie der Wiſſenſchaften und dem Könige von Frankreich zur Beobachtung des Durchgangs der Venus nach Indien geſchickt wurde und ſeine Reiſe in zwei Quartbänden (Voyage dans les mers de l'Inde, Paris 1782. 4.) herausgegeben hat. Es iſt zu bedauern, daß die Völker- und Länderkunde für ihn nur Nebenſachen waren und bleiben mußten, da das Wenige, was er uns in dieſem Fache liefert, das Siegel derſelben Gründlichkeit und deſſelben Beobachtungsgeiſtes an ſich trägt, die in ſeinen mathematiſchen Arbeiten unverkennbar ſind. Wir haben bekanntlich zwei Deutſche, abgekürzte Ueberſetzungen dieſes lehrreichen Werkes. Auch Sonnerat (Voyage aux Indes Orientales et à la Chine, Paris 1782. 2 Vol. 4.) hat in ſeiner zweiten Reiſebeſchreibung einen kurzen Abſchnitt, der

von Madagaskar handelt und manche brauchbare Bemerkungen enthält, wiewohl er im Ganzen flüchtiger geschrieben ist. In dem naturhistorischen Theile seines Werkes beschreibt er mit ziemlicher Bestimmtheit verschiedene, bis dahin noch unbekannt gebliebene Thier- und Pflanzenarten. Ein wahrer Verlust für die Naturgeschichte dieser Insel, und für die genauere Kenntniß derselben überhaupt, ist die Vernichtung oder Unterdrückung von des verstorbenen Naturforschers Commerson's Papieren. Außer den hier genannten Werken über Madagaskar weiß ich nur noch die Memoirs von Beniowski (im dritten Bande des Magazins) und die hier mitgetheilten Nachrichten des Abbé Rochon zu nennen.

Alle diese Reisenachrichten zusammengenommen reißen vielmehr die Wißbegierde der Leser, als daß sie dieselbe befriedigen sollten. Je mehr sie in manchen Details von einander abweichen, desto unterhaltender ist es, mit ihnen gleichsam in Gedanken zu reisen und durch die Farbe des Glases hindurch, welche jedem Verfasser seine eigenthümliche Ansicht verlieh, den wahren Charakter der Einwohner und die wirkliche Beschaffenheit des Landes zu errathen. Das abgerechnet, daß sowohl die persönlichen Eigenschaften der Beobachter, als die Lokalumstände, und andere Verhältnisse, worin sie sich befanden, ihren Werken selbst in Absicht auf das Materielle, auf die darin enthaltenen Thatsachen, einen verschiedenen Charakter und einen bestimmten Werth geben; so ist es, dünkt mich, bei der Beschreibung von entferntern Ländern und Völkern, welche wir selbst zu sehen keine Gelegenheit haben, gerade das Erwünschteste, was sich zu unserer Befriedigung denken läßt, wenn mehrere Schilderungen, aus verschiedenen Gesichtspunkten oder von verschiedenen Seiten, mit verschiedenen Graden von Kenntniß und Empfänglichkeit entworfen, uns in Stand setzen, von dem-

selben Gegenstande ein desto bestimmteres Bild zu entwerfen, je leichter sich das Einseitige einer jeden dieser Darstellungen durch die übrigen berichtigen läßt. Keine Beschreibung kann den lebendigen Eindruck ersetzen, den wir durch unsere eigenen Sinne erhalten; allein wie man mit Hülfe dreier gegebenen Punkte in der Peripherie eines Cirkels den Mittelpunkt desselben findet, so gewährt uns die Mehrheit der Berichte, die wir mit einander vergleichen können, und das unausbleibliche Urtheil, welches wir nach Maaßgabe der Behandlungsart, Manier und Einkleidung eines jeden, von seiner Fähigkeit, seinem Blick, seiner Glaubwürdigkeit und seinen Vorurtheilen fällen, den unschätzbaren Vortheil, wenigstens einige Hauptzüge mit einer an die mathematische und die sinnliche Evidenz gränzenden Gewißheit als ausgemacht annehmen zu dürfen.

Der unersättliche Durst nach Kenntnissen, der feurige Wunsch, alles was außer uns ist, vermittelst der Sinne und der Vernunft zu umfassen und gleichsam in unser eigenes Wesen überzutragen, und die zu gleicher Zeit lebhaft wirkende Vorstellung von dem Mißverhältniß unseres kurzen Lebens zu der Unermeßlichkeit des Ideenalls, welches wir uns auf diese Art aneignen wollen; dies alles kann vereinigt wirken, um, je nachdem die Anlagen in den Menschen verschieden sind, eine Stimmung hervorzubringen, welche sich mit dem eben dargelegten Raisonnement nicht gut verträgt. Bei der klaren Ueberzeugung, daß es unmöglich sey, alles zu umfassen, verfällt man gar zu leicht auf den Gedanken, sich einen gewissen Kreis von Ideen auszuwählen, sich auf irgend ein besonderes Fach der Kenntnisse zu beschränken, um dieses, wo möglich, ganz erschöpfen zu können. Allein der falsche Grundsatz, von dem man in einem solchen Falle ausgehen muß, daß nehmlich die Zweige des menschlichen Wissens sich so vereinzeln und absondern, und unabhängig von ihren

Beziehungen auf das Ganze dennoch vollkommen erschöpfen lassen, führt unmittelbar zu einer Einseitigkeit und Armuth des Geistes, welche dem Zweck, den man erreichen wollte, gerade entgegensteht. Eben so widersinnig ist auch das Verlangen nach Wahrheit, wenn es zur Verwerfung oder Geringschätzung solcher Erkenntnißquellen verleitet, die sich auf einen schon anderwärtsher bekannten Gegenstand beziehen und folglich nichts Neues zu enthalten scheinen; denn in diesem Falle werden die Begriffe von absoluter und relativer Wahrheit dergestalt mit einander verwechselt, daß man sich unfehlbar von jener desto weiter entfernt, je mehr man diese verschmäht.

Nach dieser Methode die Hülfsmittel zu beurtheilen, aus welchen wir unsere mittelbaren Kenntnisse schöpfen müssen, kann die erste etwas ausführliche Nachricht von einem Lande alle nachfolgenden entbehrlich machen; und wenn man die Urtheile gewisser Gelehrten zu Rathe zieht, entdeckt man leider! daß es ihnen wirklich weit leichter geworden ist, den Ländern und Völkern nach dem Schriftsteller, der ihnen zuerst in die Hände fiel, einen bestimmten Charakter zuzueignen und ihre Folgerungen daraus zu ziehen, als mit kritischem Scharfsinne, mit kritischer Unpartheilichkeit und Gewissenhaftigkeit, ohne Vorliebe für irgend ein systematisches Hirngespinst, und wäre es auch von eigener Erfindung, die verschiedenen Berichte über denselben Gegenstand mit einander zu vergleichen und die Welt nicht bloß im todten Buchstaben, sondern auch in dem Geist, den Kenntnissen und der Empfindungsart eines jeden Reisenden zu studiren. Man begreift zwar den Reiz, womit sich die Bestimmtheit, der bündige Zusammenhang und die täuschenden Causalverbindungen einer Theorie dem denkenden Kopf empfehlen; allein man bedauert zugleich, daß diese zarten, fast unsichtbaren Fäden der Arachne sich von irgend

irgend einer mechanischen Faust zu Ankertauen drehen lassen, nicht mehr das leichte Spiel der Gedanken, die mit Schmetterlingsflügeln sie umgaukeln, sondern unbehülfliche Lasten, woran Bootsknechte sich müde ziehn.

Die vollkommene Identität der ursprünglichen Denkformen, die durch alle Individuen der Menschengattung unabänderlich fortgeht, zeugt von dem selbstständigen Wesen oder von der Göttlichkeit unserer Vernunft. Die mit verschiedenen Organisationen aber nothwendig verbundene Verschiedenheit der Empfindung lehrt uns erkennen, daß die Anwendung jener untrüglichen Formen eine bloß partielle, subjektive Erkenntniß der Dinge gewähren könne, folglich wie ungereimt es sey, hier Uebereinkunft erzwingen zu wollen. Es ist genug, daß die Kräfte, Anlagen und physischen Eigenschaften, die zum unterscheidenden Charakter des Menschen gehören und allen ohne Ausnahme gemein sind, auch im Ganzen genommen eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit in unserer Art zu empfinden mit sich bringen; nur müssen wir diese nicht über die Gränze ausdehnen wollen, wo sie ihren Namen verändert und platte maschinenmäßige Einförmigkeit wird. Vernichtet wäre dann das schöne Schauspiel der Mannichfaltigkeit in unserer Gattung, und vereitelt die Vorsorge, die uns außer unseren eigenen Organen in der Empfänglichkeit Anderer mehr als Einen Quell der Erkenntniß geöffnet hat. Eine gänzliche Uebereinstimmung in der Art und Weise wie die Dinge auf uns wirken, erzeugte dann in uns den unüberwindlichen Wahn, vermöge dessen wir den Schatten für die Sache selbst halten müßten; anstatt, daß wir jetzt, bei der Gewißheit, nur Verhältnisse wahrnehmen zu können, vor jenem Selbstbetruge sicher, desto eifriger das Surrogat der absoluten Wahrheit in der Vervielfältigung der Correlationen suchen müssen. — Auf diese Ansicht der Dinge gründet sich die Ue-

berzeugung, daß jedes Bestreben, eine Vorstellungsart auf Kosten einer andern herrschend zu machen und ihr mehr als bloß relativen Werth beizumessen, geradesweges zur Einschränkung und Lähmung unserer Geisteskräfte, so wie zur Verfinsterung unseres Verstandes führt; daß hingegen der Zweck des vernünftigen Wesens darin bestehen müsse, neben seiner individuellen Empfindung, deren Ueberzeugungen ihm über alles gehen, für die Vorstellungsart Anderer offen zu bleiben und in einer universellen Empfänglichkeit einen Theil seiner Vollkommenheit zu setzen. Die Liebe zur Freiheit und Gleichheit, der Abscheu vor jeder Art der Anmaßung, apodiktischer Entscheidung und willkührlicher Gewalt, die Achtung endlich gegen die Vernunft, in welcher Modifikation sie auch erscheinen mag, stehen mit diesen Ideen in der unauflöslichsten Verbindung; und angewendet auf die Quellen, aus denen uns Belehrung zufließt, zwingen sie uns, in unserm Urtheil über die Brauchbarkeit der verschiedenen Erzeugnisse des menschlichen Geistes in dem Maaße behutsamer zu werden, wie wir an uns selbst die erweiterte Fähigkeit wahrnehmen, uns belehren zu lassen.

Um die Anwendung von diesen Gedanken zu machen, wird es hinreichend seyn, ihre Veranlassung zu erwähnen. Wem ist es nicht, wie mir, aufgefallen, daß manches Buch und insbesondere manche Reisenachricht, welche nicht bloß im großen Publikum Beifall fand, sondern auch dem gebildeten Ausschuß desselben und dem in diesem Fache bewanderten Gelehrten neue Ideen darbot, von irgend einem unserer Aristarchen für unnütz und überflüssig ausgeschrieen ward? Wie oft lesen wir nicht in Recensionen, daß ein Buch dem Recensenten die tödtlichste Langeweile verursacht habe, welches, wenn wir es unbefangen zur Hand nehmen, uns die vernünftigste und angenehmste Unterhaltung gewährt? Wenn empörte es nicht den Leser

von Geſchmack, der vielleicht an jenen Quellen, worauf die pedantiſche Beleſenheit ſich ſo viel zu gute thut, mit eben dem geduldigen Fleiße, wenn gleich mit beſſerer Wahl und größerer Beſcheidenheit ſchöpfte, von ſelbſtzufriedenen Kritikern immer nur zu hören, wie dieſes oder jenes Faktum in einem neuen Schriftſteller ihnen bereits anderwärts her bekannt geweſen, ohne nur einen Augenblick ſich träumen zu laſſen, daß die neue Verbindung, in welcher dieſes Faktum erzählt wird, auch etwas werth ſeyn, und, was immer bei jeder Lektüre die Hauptſache bleibt, zu eigenem Nachdenken Anlaß geben könne? Eigenes Nachdenken iſt nun freilich unglücklicher Weiſe das Letzte, was man bei dieſem eifrigen Spüren nach Thatſachen von dem Stopplerfleiß erwarten darf. Doch wir wollen billig ſeyn; ferne bleibe der Gedanke, denjenigen, der einmal zu dieſer Jagd organiſirt iſt und von der Mitwirkung der Umſtände dieſe Richtung genommen hat, aus ſeiner Bahn und aus der Art des Genuſſes und der Geſchäftigkeit, deren er fähig iſt, herauswerfen zu wollen. Sein Wirken kann auch da, wie alles andere in der Welt, einen relativen Nutzen behalten und wird nur dann erſt ſchädlich, wenn er ſeine engbrüſtige Empfänglichkeit zum Maaßſtabe für das Publikum macht. Immerhin ſey es ihm erlaubt zu ſagen: „ich gähnte bei dieſem Buche, ich fand (für mich) „nichts Neues darin; ich dachte nichts und fühlte „nichts;“ wenn dieſe Erklärung nur nicht ſtatt eines Verbots gelten ſoll, wodurch Andere abgehalten werden, für ſich zu urtheilen, ob auch für ſie keine Belehrung und kein Zeitvertreib davon zu hoffen ſei, ob es auch ihren Verſtand und ihr Gefühl nicht in Anſpruch nehmen werde *). Die Verwechſelung des eigenen Bedürfniſſes mit dem allgemeineren der Leſer kann auch bei einem gründlichen

*) Dies geſchieht am ſicherſten, wenn der Referent, außer ſeinem Privaturtheil, den Inhalt des vor ihm liegenden Werks genau anzeigt.

Gelehrten eine Folge der Uebereilung seyn; er kann es vergessen, daß einem nach Erkenntniß lechzenden Volke vieles den Reitz der Neuheit haben könne, was er selbst von Amtswegen oder aus der Natur seiner Beschäftigungen schon wissen mußte. Allein die gewöhnlichste Ursache solcher schiefen Urtheile ist die Trägheit, womit man alles Nachdenken vermeidet, die Abstumpfung des Gefühls und der Einbildungskraft, ja selbst der Vernunft, welche von der Einschränkung auf einen engen Ideenkreis unzertrennlich ist, und die Vorliebe für einen lange gewohnten Mechanismus im Denken, die so leicht in einen ausschließenden und wegwerfenden Ton ausartet.

Ich weiß nicht, ob es noch nöthig seyn kann, vor einer Mißdeutung zu warnen, die unstreitig bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Litteratur jeden, der es wohl mit ihr meint, betrüben würde. Indem ich hier die Schriftsteller, welche neue Thatsachen, oder sey es auch nur neue Ansichten der Völker- und Länderkunde liefern, gegen den Egoismus der Kritiker in Schutz nehme, bin ich nicht gesonnen, der Lobredner jener Ueberschwemmung von elenden, seichten und mittelmäßigen Schriften zu werden, die schon alle Dämme durchbrochen hat und die Besonnenheit des Publikums so mit sich fortreißt, daß es zwischen dem verächtlichsten Abschaum eines Journalisten und den Meisterwerken seiner besten Schriftsteller kaum mehr einen Unterschied zu machen weiß. Wir lächeln wohl, wenn der Sultan, indem er aus dem Harem tritt, mit der Weisheitsmine des Ueberdrusses behauptet, daß alles eitel und nichts neues unter der Sonne sey; so belächeln wir auch die übelgelaunten Klagen gelehrter Tadler über Langeweile beim Lesen, wenn ziemlich handgreiflich die Schuld an ihrem erstorbenen Sinne liegt; aber wir zürnen im gerechtesten Eifer über die unwürdigen Sudeleien, womit man die Erfindung der Buchdrukkerkunst entehrt. Für diese Sünden hat die ächte

Kritik ihre Geißel: für die unselige Kunst, aus halbgelesenen und halbverstandenen Büchern abzuschreiben und mit einem Gemisch der schülerhaftesten Unwissenheit, des unverbesserlichsten Plattsinnes und der schamlosesten Dreistigkeit der Geduld des Publikums zu spotten; für die Wiederholung und Verbreitung längst widerlegter Irrthümer und Vorurtheile; für die Vernachlässigung aller Regeln der Logik und oft auch der Sprachlehre; für den Mangel des ästhetischen Gefühls und jeder schöpferischen Kraft; mit Einem Worte, für den Mord der gründlichen Gelehrsamkeit und des guten Geschmacks!

Um diese Digression, der man ihren Platz in einer Vorrede um der guten Sache unserer Litteratur willen wohl gönnen mag, nicht über die Gränzen der Nachsicht zu verlängern, komme ich zu dem Werke zurück, welches sie veranlaßte, zu den Nachrichten des Abbe' Rochon über Madagaskar. Wer alle die vorhin angeführten Werke gelesen hätte, welche diese merkwürdige Insel betreffen, würde zwar hier keine reiche Nachlese von neuen Bemerkungen halten; allein über den Handel der Europäer dorthin und die Möglichkeit den Eingebornen den Geist der Arbeitsamkeit einzuimpfen und mit demselben eine vernünftige Entwickelung ihrer so lange schlummernden Verstandeskräfte hervorzubringen, würden sich ihm dennoch neue und zu erfreulichen Betrachtungen führende Aussichten eröffnen. Da nun aber bei weitem der größte Theil unserer Leser nicht in dem Falle seyn kann, jene mehrentheils sehr selten gewordenen Bücher gelesen zu haben, so füllt ihnen diese Schrift eine Lücke aus, welche sonst in ihren geographischen und anthropologischen Kenntnissen geblieben wäre. Der Verfasser, den ich im Jahr 1790 in England persönlich kennen lernte, und dessen Kenntnisse in der Mechanik, Physik und Astronomie zur Genüge bekannt sind, verbindet mit der größten Simplicität die Bescheiden-

heit, die verdienstvollen Männern eigen ist, und mit dem Vertrauen auf seine Freunde einen lebendigen Eifer für die Einsammlung zuverlässiger Erfahrungen. Seine Reise nach Indien, die in seine Jugendjahre fiel, hatte den Durchgang der Venus zur Veranlassung. Madagaskar, wo er sich am längsten aufgehalten zu haben scheint, verdiente auch vorzüglich seine Aufmerksamkeit, und die Nachrichten, die er uns davon mittheilt, haben nur den Einen Fehler, daß man ihnen größere Ausführlichkeit wünscht. Einige Stellen die für unser Publikum ganz entbehrlich waren, sind indeß weggelassen, und bei den größeren derselben dies jedesmal ausdrücklich angegeben worden. Bei dem Pflanzenverzeichniß, welches er am Ende angehängt hat, vermißt man am meisten die systematische Kenntniß und Benennung der verschiedenen Gattungen, und stimmt dem Verfasser bei, daß diesem an Bäumen, Stauden und Kräutern so reichen Lande ein Botaniker von Profession zu wünschen wäre. Ich habe dieses Verzeichniß in der Uebersetzung nach dem Alphabet geordnet, welches die Aufsuchung der Namen doch einigermaßen erleichtern kann. Was der Verfasser in einer Art von Einleitung über Isle de France, Bourbon und das nordwärts davon gelegene Indische Inselmeer sagt, konnte durch sehr unbedeutende Abänderungen in der Uebersetzung schicklicher seine gegenwärtige Stelle erhalten.

Auch über die Karte von Madagaskar, die wir hier mittheilen, sind ein paar Worte zur näheren Erörterung nöthig, indem es nicht dieselbe ist, die der Abbe' Rochon seinem Werke, nach einer von Robert im Jahre 1727 entworfenen Handzeichnung, beigefügt hat. Ich sah mich genöthigt, diese Karte, deren vermeintliches Hauptverdienst, in der Angabe des Laufs der Flüsse, der Richtung der Gebirge und der Wohnsitze der verschiedenen Völkerschaften besteht, wegen der Unrichtigkeit der Küstenzeichnung ohne Bedenken

zu verwerfen. Die beste nautische Karte von dieser Insel findet man in der zweiten Ausgabe (1775) des Neptune Oriental von Herrn Daprès (de Mannevilette), die ich bei meiner Arbeit zum Grunde gelegt habe. Wenn man sie mit der des van Keulen, der von Thornton (1703), der in Daprès erster Ausgabe (1753) und der von Herrn Bellin (1767) vergleicht, wird man die allmählichen Fortschritte der Vervollkommnung deutlich gewahr. Verbindet man mit dieser Karte die Specialaufnahmen einiger Häfen und Theile der Küste, von den Französischen Officieren Mengaud und Grenier, die von le Gentil in seiner Reisebeschreibung mitgetheilten Portulane, die unter Aufsicht des Englischen Admirals Boscawen verfertigten Karten und die von Dalrymple in seinem Atlas gesammelten Entwürfe von White und Anderen; so giebt das Resultat eine ziemlich genaue Darlegung des Umrisses von Madagaskar. Das Innere ist in der That noch wenig bekannt; ich habe, um Roberts Karte nicht ganz unbenutzt zu lassen, seine Zeichnung vom Laufe der Flüsse ꝛc., auf die verbesserte Karte, wo es anging, anzuwenden gesucht; da indeß jene Angabe bloß conjekturalisch zu seyn scheint, so kann auch die gegenwärtige auf einen höheren Grad der Zuverlässigkeit keinen Anspruch machen, und bloß dazu dienen, einen allgemeinen Begriff vom Innern gleichsam anzudeuten, den eine künftige genaue Vermessung und durchgängige Revision berichtigen muß.

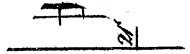
Bei diesem Werke des Abbe' Rochon ist auch ein Anhang befindlich, welcher den Zustand von Cochinchina um das Jahr 1744 betrift. Bekanntlich war die kleine Beschreibung von Cochinchina des Jesuiten Christoph Borri, der sich daselbst zwischen 1620 und 1630 aufgehalten hat, bisher unsere einzige Nachricht von diesem Reiche *); denn was der Pater

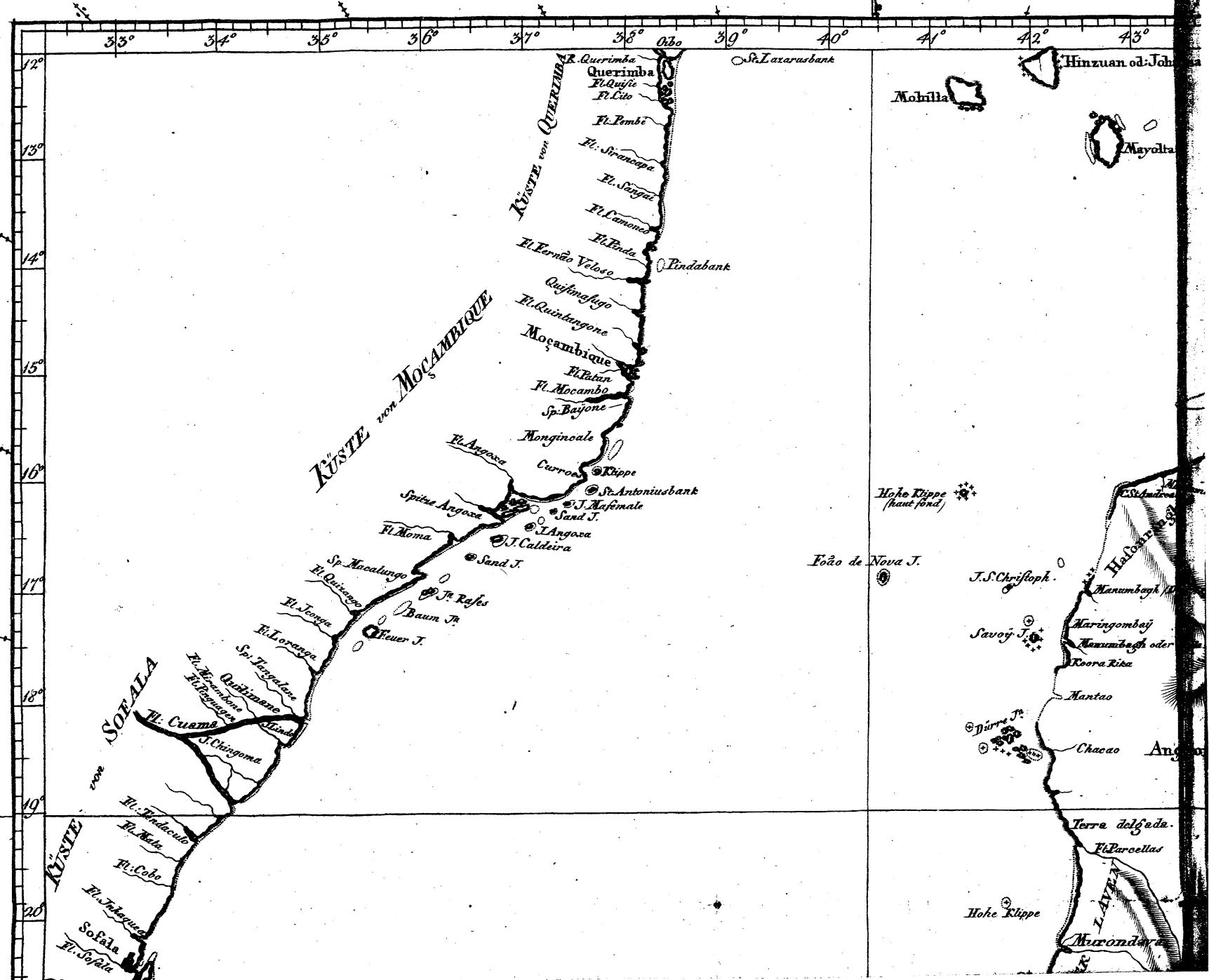
*) Sie kam zuerst Italienisch zu Rom 1631, 8. heraus, und er-

Rhodez (divers voyages en Chine &c., Paris. 1653. 4. davon erwähnt, was in den Annalen und Missionsberichten von 1640 bis 1675, von Cevallos, Pallu und Andern, auch im Ribadeneyra vorkommt, ist nicht des Nennens werth, und die wenigen Worte, womit der trefliche Poivre (Voyage d'un philosophe. Yverdon, 1768. 12.) Cochinchina berührt, dienen mehr dazu, uns lüstern zu machen, als den Durst nach Belehrung zu stillen. Glücklicher Weise setzte mich die Sammlung von Ostindischen Nachrichten, welche der berühmte nautische Geograph Alexander Dalrymple unter dem Titel: Oriental Repertory heftweise herausgiebt und wovon bereits die beiden ersten Nummern in Groß-Quart erschienen sind, in Stand, noch einen Aufsatz, Cochinchina betreffend, vom Jahr 1696 mit dieser Nachricht des Abbe' Rochon zu verbinden, und zugleich auch die noch kürzere, zur Ergänzung aber immer wichtige, Relation des Herrn Kirsop vom Jahr 1750, aus eben dieser Quelle zu liefern. — Künftig werden die Nachrichten über Ava und Pegu oder das so genannte Buraghmanische Reich, welche Herr Dalrymple im zweiten Hefte des Oriental Repertory mitgetheilt hat, und die Aufsätze über die Insel Hinzuan (Johanna) von Sir William Jones, über Asam von Mohammed Kasim, über Nepal vom Pater Giuseppe, und über die Kukis oder Bergbewohner in Tipra, aus dem Persischen, letztere insgesammt aus dem zweiten Bande der Asiatick Researches (Calcutta. 1790. 4.) gezogen, übersetzt erscheinen. Mainz, im Februar 1792.

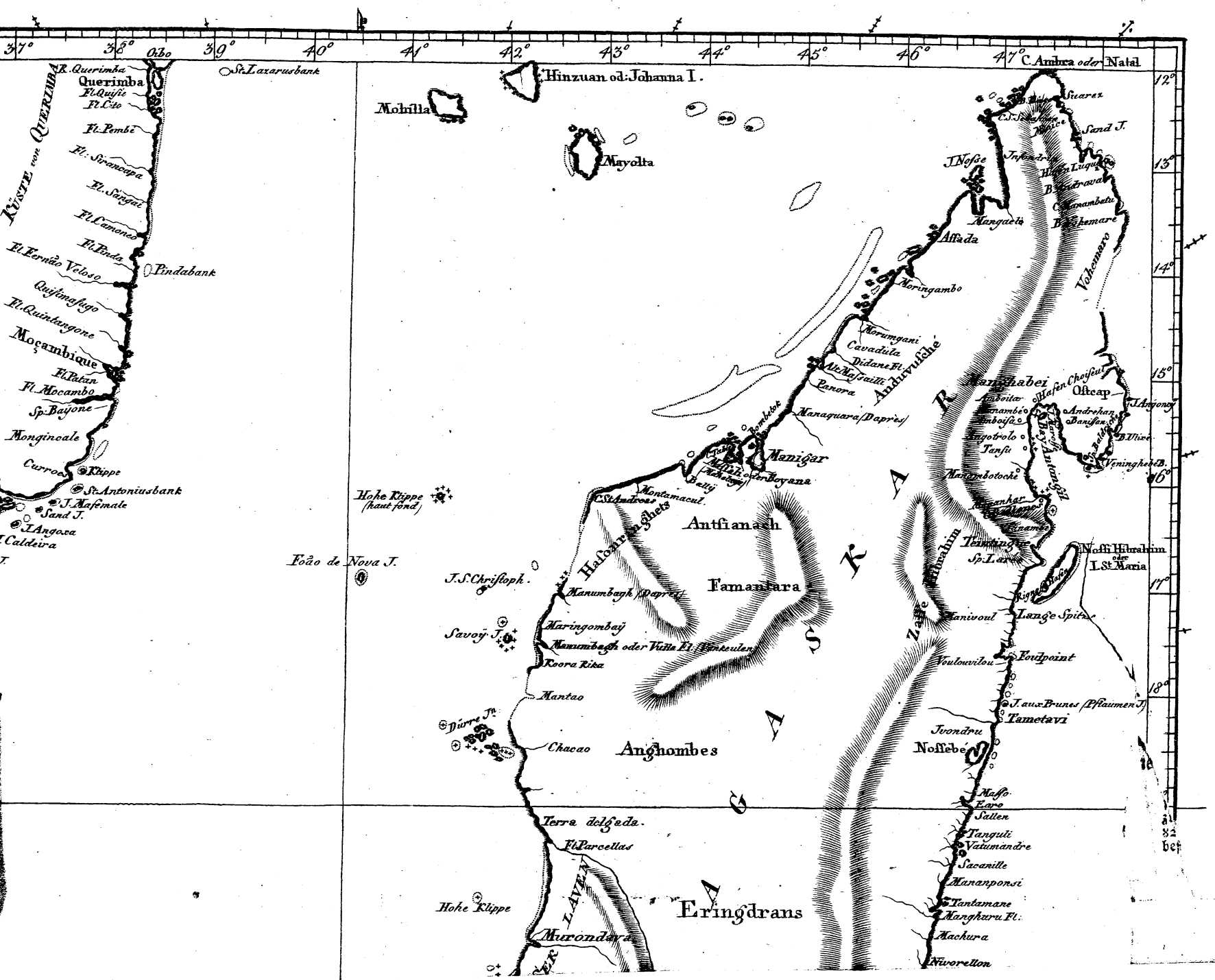
schien gleich in den zwei folgenden Jahren in einer Französischen, Lateinischen und Englischen Uebersetzung. Sie ist auszugsweise im 7. Bd. der Samml. der Reisebesch. (Berlin 1765-82 XXIV Bände in 8.), wie auch in Harris Engl. Sammlung befindlich.

Georg Forster.

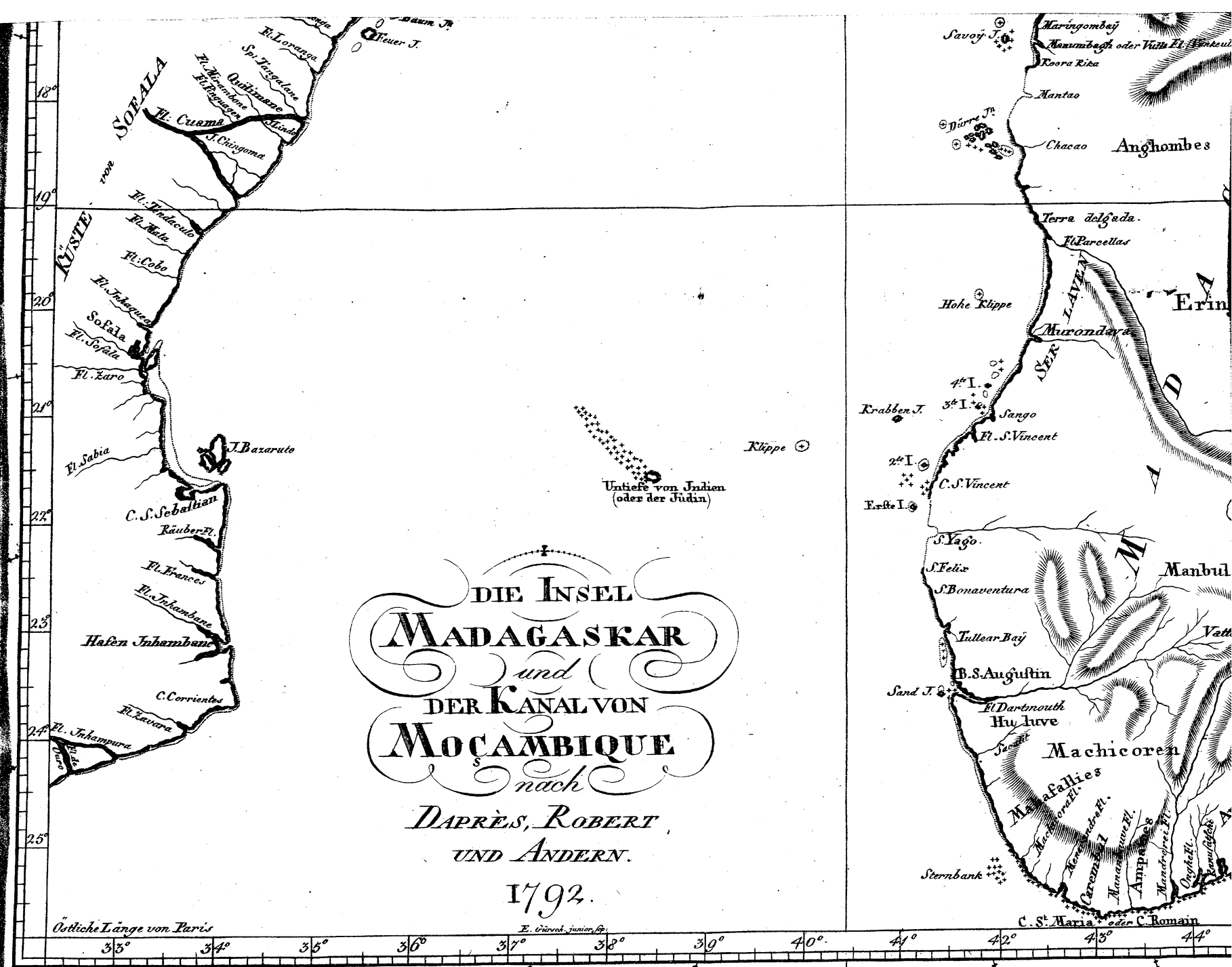


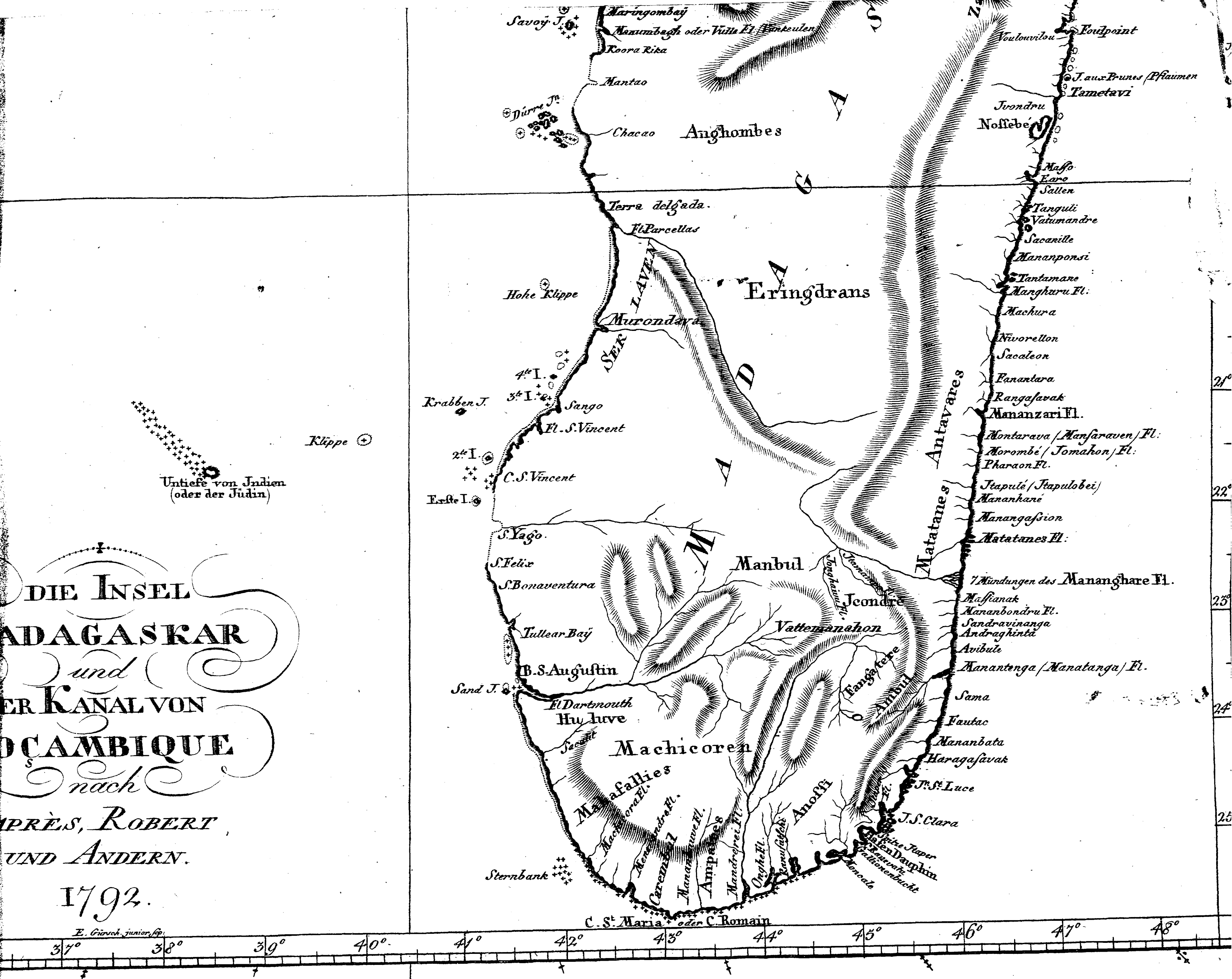


33°
34°
35°
36°
37°
38°
39°
40°
41°
42°
43°
12°
13°
14°
15°
16°
17°
18°
19°
20°
Oibo
R. Querimba
Querimba
Fl. Quisie
Fl. Cito
Fl. Pembe
Fl. Sirancapa
Fl. Sangai
Fl. Camoneo
Fl. Pinda
Fl. Fernão Veloso
Pindabank
Quisimasugo
Fl. Quintangone
Moçambique
Fl. Patan
Fl. Mocambo
Sp. Baÿone
Monginoale
Fl. Angoxa
Curroe
Klippe
St. Antoniusbank
J. Mafemale
Sand J.
J. Angoxa
J. Caldeira
Sand J.
Spitze Angoxa
Fl. Moma
Sp. Macalungo
Fl. Quizango
Jn. Rases
Baum Jn.
Feuer J.
Fl. Jconga
Fl. Loranga
Sp. Tangalane
Quilimane
Fl. Mirambone
Fl. Pinguagen
J. Lindo
Fl. Cuama
J. Chingoma
Fl. Tendaculo
Fl. Mata
Fl. Cobo
Fl. Jnhaquea
Sofala
Fl. Sofala
Küste von Querimba
Küste von Moçambique
Küste von Sofala
St. Lazarusbank
Mohilla
Hinzuan od. Joh
Mayolta
Hohe Klippe (haut fond)
Foão de Nova J.
J. S. Christoph.
Savoÿ J.
Manumbagh
Maringombaÿ
Manumbagh oder
Koora Rika
Mantao
Dürre Jn.
Chacao
Terra delgada.
Fl. Parcellas
Hohe Klippe
Murondava



37°
38°
39°
40°
41°
42°
43°
44°
45°
46°
47°
12°
13°
14°
15°
16°
17°
18°
Oibo
R. Querimba
Querimba
Fl. Quisie
Fl. Cito
Fl. Pembé
Fl. Sirancapa
Fl. Sangai
Fl. Camoneo
Fl. Pinda
Fl. Fernão Veloso
Quisimasugo
Fl. Quintangone
Moçambique
Fl. Patan
Fl. Mocambo
Sp. Bayone
Mongincale
Curroe
Klippe
St. Antoniusbank
J. Mafemale
Sand J.
J. Angoxa
J. Caldeira
Küste von Querimba
St. Lazarusbank
Pindabank
Hinzuan od: Johanna I.
Mohilla
Mayolta
C. Ambra oder Natal
Suarez
Sand J.
J. Nosse
Mangaeli
Assada
Moringambo
Morumgani
Cavadula
Didane Fl.
Alt Massailli
Panora
Anduvusché
Manaquara (Daprès)
Bombetok
Manigar
Boyana
Hohe Klippe (haut fond)
Foão de Nova J.
J. S. Christoph.
Savoy J.
Manumbagh (Daprès)
Maringombay
Manumbagh oder Vulla Fl. (Vankeulen)
Roora Rika
Mantao
Durre Jn.
Chacao
Anghombes
Terra delgada.
Fl. Parcellas
Hohe Klippe
Murondava
Eringdrans
Antsianach
Famantara
Hasoaranghets
Montamacul.
C. St. Andreas
Manaquara
Manghabei
Hafen Choiseul
Ostcap
Andrehan
Banissan
Angotrolo
Tansu
Manambotoche
Veninghebe B.
Nossi Hibrahim oder I. St. Maria
Lange Spitze
Foulpoint
Voulouvilou
J. aux Prunes (Pflaumen J.)
Tametavi
Jvondru
Nossebé
Masso
Earo
Sallen
Tanguli
Vatumandre
Sacanille
Mananponsi
Tantamane
Manghuru Fl.
Machura
Nivorellon
Vohemaro
Zaffe Hibrahim
A G A S K A R


DIE INSEL
MADAGASKAR
und
DER KANAL VON
MOÇAMBIQUE
nach
DAPRÈS, ROBERT,
UND ANDERN.
1792.
KÜSTE von SOFALA
Fl. Loranga
Spi. Tangalane
Quilimane
Fl. Mirambone
Fl. Pinguagen
Fl. Cuama
J. Chingoma
Fl. Tendaculo
Fl. Mata
Fl. Cobo
Fl. Inhaquea
Sofala
Fl. Sofala
Fl. Zaro
Fl. Sabia
J. Bazaruto
C. S. Sebastian
Räuber Fl.
Fl. Frances
Fl. Inhambane
Hafen Inhambane
C. Corrientes
Fl. Zavara
Fl. Inhampura
Fl. de Ouro
Feuer J.
Untiefe von Indien
(oder der Jüdin)
Klippe
Savoy J.
Maringombay
Roora Rika
Mantao
Dürre Jn.
Chacao
Anghombes
Terra delgada.
Fl. Parcellas
Hohe Klippe
SER LAVEN
Murondava
Krabben J.
Sango
Fl. S. Vincent
C. S. Vincent
Erste I.
S. Yago.
S. Felix
S. Bonaventura
Tullear Bay
B. S. Augustin
Sand J.
Fl. Dartmouth
Hu luve
Machicoren
Sternbank
C. St. Maria oder C. Romain
Manbul
Östliche Länge von Paris
E. Gürsch junior sc.
18°
19°
20°
21°
22°
23°
24°
25°
33°
34°
35°
36°
37°
38°
39°
40°
41°
42°
43°
44°


DIE INSEL
ADAGASKAR
und
ER KANAL VON
OCAMBIQUE
nach
PRÈS, ROBERT
UND ANDERN.
1792.
E. Güssch. junior sc.
Maringombay
Manumbagh oder Vills Fl. (Vinkeulen)
Koora Rika
Mantao
Chacao
Anghombes
Savoy J.
Dürre Jn.
Terra delgada.
Fl. Parcellas
SEK LAVEN
Eringdrans
Hohe Klippe
Murondava
4te I.
3te I.
Sango
Krabben J.
Fl. S. Vincent
Klippe
2te I.
C. S. Vincent
Untiefe von Jndien
(oder der Jüdin)
Erste I.
S. Yago.
S. Felix
S. Bonaventura
Tullear Bay
B. S. Augustin
Sand J.
Fl. Dartmouth
Hu luve
Machicoren
Mahafallies
Sternbank
Carembul
Ampanes
Anossi
C. St. Maria oder C. Romain
Manbul
Jcondre
Vattemanahon
Fangaterre
Ambul
MADAGASKAR
Antavares
Matatanes
Foulpoint
Voulouvilou
J. aux Prunes (Pflaumen
Tametavi
Jvondru
Noffebé
Masso
Karo
Sallen
Tanguli
Vatumandre
Sacanille
Mananponsi
Tantamare
Mangharu Fl.
Machura
Nivorellon
Sacaleon
Fanantara
Rangasavak
Mananzari Fl.
Montarava (Mansaraven) Fl.
Morombé (Jomahon) Fl.
Pharaon Fl.
Jtapulé (Jtapulobei)
Mananhané
Manangassion
Matatanes Fl.
7 Mündungen des Mananghare Fl.
Massianak
Mananbondru Fl.
Sandravinanga
Andraghinta
Avibule
Manantenga (Manatanga) Fl.
Sama
Fautac
Mananbata
Haragasavak
Jn. St. Luce
J. S. Clara
Hafen Dauphin
Gallionenbucht
Oncale
Onghe Fl.
Mandrerei Fl.
37°
38°
39°
40°
41°
42°
43°
44°
45°
46°
47°
48°
21°
22°
23°
24°
25°

Beschreibung der Insel Madagaskar.

Die Insel Madagaskar erregte die Habsucht der Europäer, sobald sie nur so unglücklich war, ihnen ein wenig bekannt zu werden. Ihr Umfang, ihr ergiebiger Boden und ihre mannichfaltigen Produkte schienen der Nation, welche sie eroberte, Handelsvortheile zu versprechen, die man nicht vernachlässigen durfte. Glücklicher Weise hat aber bis jetzt die ungesunde Luft sie vor der Sklaverei jener policirten Nationen gesichert, welche sich die ungerechte und barbarische Forderung erlauben, Völker zu unterjochen, die von ihnen Wilde genannt werden, weil sie nicht die Sitten und Gebräuche der Europäer beobachten. Nicht eine einzige von diesen civilisirten Nationen kann sich rühmen, den heiligen Grundsätzen des Naturrechtes nur einige geringe Handelsvortheile aufgeopfert zu haben. Alle sind ungerecht und barbarisch gewesen; fast alle haben die Oerter, wohin Hoffnung zu Gewinn sie lockte, mit Feuer, Schwert und Ansteckung heimgesucht: und doch gehört den Wilden ihr Boden so gut, wie uns der unsrige.

Die Europäer würden wesentlichere und dauerhafte Vortheile erlangt haben, wenn sie ihre Künste und ihre In-

dustrie jenen Gegenden, die nichts davon wissen, mitgetheilt hätten. Diese Geschenke wären nicht unnütz gewesen, und man würde im Handel bald erfahren haben, wie sehr dieses so sanfte und so menschliche Mittel den ungerechten und grausamen vorzuziehen ist, deren man sich bedient hat, um die unglücklichen Einwohner jedes Landes, das neue Gegenstände des Reichthums darbot, zu unterjochen.

Die Insel Madagaskar ward im Jahr 1506 von Lorenz Almeyda entdeckt; aber den Persern und Arabern war sie schon seit undenklichen Zeiten unter dem Namen Sarandib*) bekannt. Alphonso Albukerque gab dem Ruy Pereira dy Cothintho den Auftrag, das Innere derselben zu untersuchen; und dieser General befahl dem Tristan d'Acunha, sie und besonders die vorzüglichsten Kaps zu umsegeln.

Die Insel ist in acht und zwanzig Provinzen abgetheilt, deren Namen folgende sind: Anossi, Manapani, das Thal Ambul, Wohizban, Watte Manahu, Ikandre, Etomampo, Adschimuffi, Erengdranes, Wohitz-Anghombes, Manakarongha, Mantatane, Antaweres, Galembule, Tame-

*) Sarandib ist unstreitig die Benennung, womit die Araber die Insel Ceylan bezeichnen; und im Grunde ist es derselbe Name: denn Dib oder Diw bedeutet in jenen Meeren eine Insel, wie man aus Male-Diw, Lake-Diw u. a. Benennungen abnehmen kann; und Saran ist nicht verschieden von Selan (Ceylan) da r und l von den Orientalern unaufhörlich verwechselt werden. Es wäre indeß nicht unmöglich, daß auch Madagaskar diesen Namen von den Arabern erhalten hätte; die Verwechselung mit jener schon bekannteren Insel konnte denen leicht widerfahren, die etwa nur davon gehört, sie aber nicht gesehen hatten und nun nach Madagaskar kamen. Uebrigens giebt es hier noch einiges zu erinnern. Daß der Verfasser die Perser anführt, ist wohl nicht hinlänglich zu rechtfertigen, da diese Nation nicht eigentlich zu den Seefahrenden gezählt werden kann. Wenn er endlich noch hinzufügt, daß die Bekanntschaft der Araber mit Madagaskar von undenklichen Zeiten herrühre, so ist dies doch so zu verstehen, daß die unbestimmbare Epoche von der Entdeckung dieser Insel in die Zeit nach der Stiftung der Mohammedanischen Religion fällt; denn diese Religion haben die Arabischen Entdecker dahin verpflanzt. Auch sind sie nicht etwa unmittelbar aus Arabien, sondern aus ihren an der Ostküste von Afrika bis Sofala errichteten Niederlassungen nach Madagaskar gekommen. G. F.

tave, Sahaveh, Wulu-Wulu, Andafutschi, Mangabey, Adcimutschi, Mandrarey, Ampatre, Karembule, Mahasalley, Huluwey, Siwa, Ivandru, Maschikores.

Als die Portugiesen Madagaskar entdeckten, gaben sie ihm den Namen St. Lorenz-Insel. Die Franzosen unter Heinrich IV. nannten sie île Dauphine; aber am häufigsten wird sie Madagaskar genannt, obgleich ihr wahrer Name eigentlich Madekasse heißt. Sie ist, mehreren gelehrten Geographen zufolge, das Cerne des Plinius*), und die Menuthias des Ptolemäus. Ihre Lage erstreckt sich beinahe von N. N. O. nach S. S. West; und ihre Breite von 12° bis 26°. Man kann die Fläche dieser Insel, die durch ihren fruchtbaren Boden und durch ihre mannichfaltigen Produkte so berühmt ist, auf 200 Millionen Morgen (arpens) guten Acker schätzen. Sie wird in allen ihren Theilen von Flüssen und großen Strömen bewässert, besonders aber von einer Menge kleiner Bäche, welche am Fuße der langen, die Ost- und Westküste theilenden, Bergkette entspringen. Die beiden höchsten Berge der Insel sind Wigagora in Norden, und Botistmene in Süden. Diese Berge enthalten in ihrem Inneren schätzbare Mineralien und Fossilien. Wenn der Reisende, in der Absicht, sich zu unterrichten, zum erstenmal wilde und gebirgige Länder durchwandert, die mit Thälern und Hügeln durchschnitten sind, und worin die Natur, ihrer eigenthümlichen Fruchtbarkeit überlassen, die sonderbarsten und mannichfaltigsten Produkte hervorbringt; und wenn er dann einen Blick auf die Jähen, ihre Gipfel, und die sie bekränzenden großen Bäume wirft, die so alt wie die Erde sind: so kann er sich der Verwunderung und eines Schauders nicht enthalten. Sein Erstaunen verdoppelt sich bei dem Getöse der großen Wasserfälle, zu denen der Zugang völlig verschlossen ist. Aber auf diese wahrhaft malerischen Ge-

*) Diese Beziehung auf die Geographie der Alten ist äußerst ungewiß, und beruhet, was besonders Cerne betrift, auf einer ganz unverbürgten Konjektur von Harduin. G. F.

genden folgen immer ländliche Ansichten, angenehme Hügel und Ebnen, wo die Vegetation nie durch üble Witterung und durch Wechsel der Jahrszeiten unterbrochen wird. Das Auge übersieht mit Vergnügen die weiten Ebnen, wo zahlreiche Heerden von Rind- und Schafvieh weiden. Die Reiß- und Batattenfelder gewähren gleichfalls ein neues und sehr interessantes Schauspiel. Man sieht blühenden Ackerbau, den fast bloß die Natur befördert. Die glücklichen Bewohner von Madagaskar benetzen die Erde nicht mit ihrem Schweiß; sie reißen den Boden kaum mit der Karst auf, und diese einzige Arbeit ist schon hinreichend. In geringen Entfernungen von einander machen sie kleine Löcher, streuen einige Reißkörner hinein, und scharren sie dann mit dem Fuße wieder zu. Wie äußerst fruchtbar der Boden ist, kann man daraus sehen, daß ein so bestelltes Land hundertfältigen Ertrag giebt.

In den Wäldern sieht man eine große Mannichfaltigkeit sehr schöner Bäume: Palmen von allen Arten, Färbe- und Ebenholz, Bambus von ungeheurer Größe, Pomeranzen- und Citronenbäume. Holz zum Schiffbau und zu Masten ist eben so häufig, wie Zimmer- und Tischlerholz. Flacourt sagt: er habe im Jahre 1650 zwei und funfzig tausend Pfund Aloeholz von vortreflicher Güte, das die Aerzte agallochum, und die Portugiesen Adlerholz (*Pao de Aquila*) nennen, nach Frankreich geschickt.

Diese Menge von Bäumen und Gesträuchen stehen mitten unter vielen Schmarotzer- und Schlingpflanzen. Man trift in den Wäldern Lerchen- und Erdschwämme von lebhaften, angenehmen Farben und von vorzüglichem Geschmack. Die Malegaschen nennen diese Schwämme Holat, und wissen die unschädlichen sehr wohl zu unterscheiden.

Man sammelt auch nützliche Gummata und Harze ein. Der milchichte Saft, den die Insulaner aus Bäumen ziehen, die bei ihnen Finguière heißen, giebt, wenn er gerinnt, die sonderbare Substanz, die den Naturfor-

schern unter dem Namen gummi elasticum bekannt ist*). Man hat in neueren Zeiten dieses elastische Harz für die Künste benutzt; selbst die Chirurgie gewinnt, durch Vervollkommnung der Sonden und Bandagen, schon einige Vortheile davon. Indeß ist es augenscheinlich, daß man diese schätzbare Substanz noch zu vielen anderen Endzwecken brauchen kann.

Alle Wälder stehen voll Kräuter, die den Botanikern unbekannt, und theils aromatisch oder medicinisch, theils zum Färben tauglich sind. Flachs, eine Art von Hanf, das viel stärker und länger ist, als das Europäische, Zuckerrohr, Wachs, verschiedene Arten von Honig, Tabak, Indigo, weißer Pfeffer, Gummi lakka, grauer Amber, mehrere seidenartige Substanzen und Baumwolle — alle diese Waaren würde Madagaskar schon seit langer Zeit in Menge zum Handel geliefert haben, wenn die Europäer, seitdem sie diese Insel besuchen, es sich hätten angelegen seyn lassen, den Einwohnern die Kenntnisse mitzutheilen, deren sie bedürfen, um die aufgezählten Sachen zu bereiten und ihnen Werth zu verschaffen. Der unermüdlichste Botaniker würde kaum in einem ganzen langen Leben die natürliche Geschichte der Vegetabilien, welche auf dieser, unter mehr als Einem Himmelsstriche liegenden

*) So viel mir bekannt ist, erhalten wir unser elastisches oder Federharz über Portugal und Frankreich aus Guiana, Brasilien und Cayenne. Es ist der mit Rauch eingedickte und daher schwarz gewordene Saft eines Baumes, den Aublet (*Hist. des Plantes de la Guiane.* p. 871. t. 335.) Hevea guianensis nennt, der jüngere Linné aber (im *Suppl. plant.* p. 422) als eine Gattung der Jatropha anführt. Es giebt in Südamerika noch außerdem einige Baumarten, deren inspissirter Saft diesen hohen Grad von Elasticität annimmt, wie z. B. die Cecropia peltata und eine Abart der Ficus Indica. Auch in China verfertigt man allerlei Spielsachen von Federharz, welches nicht, wie das Amerikanische, mit Rauch schwarz gefärbt, sondern weiß, roth, bernsteinfarbig u. dgl. dabei ganz rein und fest, aber auch brüchiger als jenes ist. Die Pflanze, von welcher es genommen wird, kennen wir nicht. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser das elastische Harz von Madagaskar mit beiden vorher erwähnten Arten verglichen hätte, um dessen Eigenschaften näher zu bestimmen. G. F.

Insel wachsen, flüchtig beschreiben können. Alle Nachforschungen in der Absicht, uns mit den Produkten von Madagaskar bekannt zu machen, werden für den Handel eben so vortheilhaft seyn, wie für die Fortschritte unsrer Künste und Manufakturen. Gewiß giebt es wenige Länder auf der Erde, wo der Seefahrer alle Arten von Erfrischungen in größerer Menge und mit geringeren Kosten erhalten kann. In der großen Bay Antongil wußte Herr Mahé de la Bourdonnais die Unfälle, die seine Flotte betroffen hatten, eben so geschickt als thätig wieder gut zu machen. Ohne die Hülfsmittel, die er sich dort verschaffte, wäre dieser geschickte Seefahrer vielleicht nicht im Stande gewesen, die See zu halten und in Indien das große Glück zu haben, das seinen Namen berühmt gemacht hat. Er mußte lange in der Bay Antongil liegen, um seine gänzlich beschädigten Schiffe auszubessern, und bedauerte es hernach sein ganzes Leben hindurch, daß er, so lange er Gouverneur der Inseln Frankreich und Bourbon gewesen war, die Produkte von Madagaskar nicht besser gekannt hatte; denn er sah ein, wie nützlich diese große Insel den unter ihm stehenden Kolonieen hätte werden können. Das Bauholz, der Theer, der Wallfischthran, allerlei Arten von Pökelfleisch, der Indigo, der Tabak, die Zubereitungen aus Flachs, Hanf, Baumwolle und verschiedenen Arten von Seide schienen ihm zu einem sehr wichtigen Handel dienen zu können. Er bewunderte die Geschicklichkeit, mit welcher die Malegaschinnen die schönen Stücken Zeug flechten, die ihnen zur Kleidung dienen. Die eine Art wird aus Fasern des Blattes vom Raven gemacht; die andre, welche bei den Insulanern in größerem, bei den Europäern aber in geringerem Werthe steht, aus Baumwolle und Seide.

Herr de la Bourdonnais wunderte sich eben so sehr über den Fleiß, womit die Malegaschen Eisen und andre Metalle schmieden und gießen; aber noch mehr Werth setzte er in ihre Art, die kleinen Stricke zu flechten, die sie

zum Wallfischfange und zum Anlegen ihrer Kanots gebrauchen. Er hoffte, ihre natürliche Geschicklichkeit und ihre Neigung zu den mechanischen Künsten würden es leicht machen, auf der Insel mehrere Handelszweige einzuführen, die für Europa und unsre Kolonieen auf den Inseln Frankreich und Bourbon nützlich seyn könnten. Daher nahm er sich vor, die Administration der Ostindischen Kompagnie dahin zu vermögen, daß sie Segeltuch-Manufakturen, Schmieden, Schmelzöfen und Seilerbahnen dort anlegen sollte. Die Bevölkerung von Madagaskar ist beträchtlich genug, daß sich für dergleichen Etablissements ein glücklicher Fortgang hoffen läßt; und übrigens kann man die Handarbeit und die rohen Stoffe zu einem sehr geringen Preise haben.

Man hatte nicht zu befürchten, daß Herr de la Bourdonnais die Administration der Kompagnie für Magazine und Gebäude in große Kosten setzen wollte; im Gegentheil verlangte er, man sollte weislich die Einfalt und Sparsamkeit der Malegaschen bei der Errichtung ihrer Hütten nachahmen. In der That wäre auch nichts nachtheiliger, als wenn man in jenen wilden Ländern zu dergleichen Werkstätten Gebäude, wie sie bei uns gebräuchlich sind, aufführen wollte. Es ist in Europa gar kein seltner Fall, daß nützliche Manufakturen schlecht von Statten gehen und bisweilen gar die Unternehmer zu Grunde richten, weil diese ohne Ueberlegung in dem Bauen so verschwenderisch gewesen sind, wie es zu ihrem Hauptzwecke fast immer nicht nöthig ist.

Gewiß kann man die Industrie dieser Völker in keiner Rücksicht mit der Europäischen vergleichen; auch läßt sich der große Zeitverlust nicht genau berechnen, den ihnen die Plumpheit ihrer Werkzeuge und die Unvollkommenheit in ihrer Art zu arbeiten verursachen. Der Wilde kennt die Vortheile nicht, die mit Trennung der verschiedenen Arbeiten verbunden sind, indem dadurch jedes Individuum den höchsten Grad von Geschicklichkeit, deren es fähig ist, er-

langt, und dabei zugleich die Zeit erspart wird, die man immer verliert, wenn man von einer Arbeit zu der andern übergeht. Wer den sauren Fleiß der Wilden und ihre Geduld, in den gemeinsten Künsten etwas zu Stande zu bringen, gesehen hat, der kann sich des Gefühls der Dankbarkeit gegen diejenigen nicht erwehren, welche bei uns sich einzig und allein damit beschäftigen, die Manufakturen und die Künste zu vervollkommnen. Es bedarf nur einiger neuen Erfindungen, um die Industrie einer großen Nation zu verändern. Die Erfindung des Strumpfwirkerstuhls, und die neuere, Baumwolle mit Maschinen von Manchester zu spinnen, haben in diesen zwei Arten von Industrie eine große Revolution bewirkt. Weder bei dem Stricken, noch bei dem Spinnen mit der Hand, kann man die Konkurrenz mit Arbeiten halten, die durch Maschinen gemacht werden.

Europäer, die in jenen entfernten Ländern reisen, sollten den Völkern, die von ihnen Wilde genannt werden, ihre Einsichten und Kenntnisse mittheilen, und es sich zu einer Pflicht, zu einem Gesetze machen, sie mit der Gerechtigkeit, der Gleichheit und der Zuneigung zu behandeln, welche unter Wesen von einer und derselben Art herrschen müssen. Die Aufklärung unsres Jahrhunderts erlaubt uns nicht mehr, diese heilige Pflicht zu verkennen. Wir sollten nicht vergessen, wie viel wir selbst einigen Wahrheiten verdanken, welche unsren Vorfahren unbekannt waren; denn durch sie haben wir in den zuverlässigen Wissenschaften und in den nützlichen Künsten so große Fortschritte gemacht.

Die Vervollkommnung der Vernunft hat auf das Glück des Menschen einen Einfluß, den die Kunst des geschicktesten Sophisten nicht vermindern kann. Die Einsichten können in Zukunft nur wachsen, und der Mensch wird um so besser und glücklicher, je aufgeklärter er ist. Ein System, welches das Gegentheil hiervon zur Grundlage hat, ist höchst gefährlich und falsch. Läßt sich läug-

nen, daß, wenn man einigen jungen Malegaschen eine sorgfältige Erziehung gäbe und sie dann, nachdem sie eine vollkommene Kenntniß von dem Kunstfleiß unserer Manufakturen erlangt hätten, wieder in ihr Vaterland zurückschickte — läßt sich läugnen, daß man dadurch dieser Insel eine große Wohlthat erzeigte? Um aber diese Wohlthat ungeschwächt zu lassen, müßte man die jungen Insulaner vor jenem Geiste der Frivolität zu bewahren suchen, der Europa und besonders Frankreich unglücklich macht. Vor allem müssen die Malegaschen nicht den Keim zu dieser verheerenden Pest mit zurückbringen, der jede nützliche Industrie erstickt und über ganze Nationen unzählige Uebel verbreitet. Besonders zeigt sich diese Pest in großen Hauptstädten. Millionen Menschen kommen auf dem Lande vor Elend und Beschwerlichkeiten um, indeß reiche begüterte Leute nur auf angenehme Talente und auf die Künste des Luxus Werth legen. Die ungezähmte Leidenschaft, welche müßige Leute für die unnützesten und oft die verderblichsten Sachen zeigen, ist so allgemein, daß sie keinen Eindruck mehr auf uns macht. Was hat denn also Europa so Vorzügliches, daß es sich Verachtung gegen den übrigen Theil der Erde erlauben kann? Wenn wir unsere Sitten und Gesetze betrachten, so finden wir, daß wir kaum aus dem Zustande der Barbarei herausgegangen sind; und die einsichtsvollsten Männer können den Zeitpunkt noch nicht absehen, wo die gebildetste Nation von den lächerlichen Vorurtheilen frei seyn wird, welche die nützliche Industrie ersticken, und nur schädlichen, oder weniger nützlichen Gegenständen Wichtigkeit beilegen.

Die Bewohner von Madagaskar nennen sich ohne Unterschied Malegaschen und Madekassen. Sie haben im Ganzen einen vortheilhaften Wuchs und mehr als mittlere Größe. Die Farbe ihrer Haut ist verschieden: bei mancher Völkerschaft dunkelschwarz; bei mancher andern schwärzlich; bei noch andern kupfer-, bei den meisten aber olivenfarben.

Alle Schwarze haben kurzes, krauses Haar, wie die Neger auf der Küste von Afrika; aber die von der Farbe der Indier und Mulatten nicht krauseres, als die Europäer. Die Nase der letzteren ist nicht eingedrückt; ihre Stirn ist breit und offen; ihre Lippen sind nicht aufgeworfen; kurz, alle ihre Gesichtszüge regelmäßig und angenehm. Diese Völkerschaften haben in ihrem Gesichte allgemein etwas besonders Freimüthiges und Angenehmes. Sie zeigen niemals Verlangen, etwas anderes zu lernen, als was zu den ersten und nothwendigsten Bedürfnissen gehört; und dieses Verlangen ist immer gemäßigt. Die Kenntnisse, welche Nachdenken erfordern, sind ihnen noch mehr als bloß gleichgültig. Natürliche Sorglosigkeit und eine allgemeine Apathie machen ihnen Alles, was Aufmerksamkeit erfordert, unerträglich. Sie sind nüchtern, lebhaft, gelenksam, und bringen den größten Theil ihres Lebens mit Schlaf und mit Belustigungen hin.

Der Malegasche hat, wie jeder Wilde, weder Laster noch Tugend: für ihn macht die Gegenwart alles aus; er ist schlechterdings zu keinem Vorhersehen in Stande, und begreift sogar nicht einmal, wie es Leute geben kann, die sich über die Zukunft beunruhigen. Diese Insulaner sind freie Wesen mit ruhigem Herzen und gesundem Körper. Der Mensch ist so organisirt, daß er, wenn er das Unglück hat, in moralischer oder physischer Rücksicht an sich selbst zu denken, sich fast immer in dem Zustande der Krankheit befindet. Wirklich setzt man bei einer guten Leibesbeschaffenheit wenig Werth auf den Vortheil, den man hierdurch vor beinahe allen seines Gleichen genießt. Unsere Uebel, wenn ich mich so ausdrücken darf, gehören uns; unsere Freuden aber den äußern Gegenständen, die sie uns verschaffen. Der Mensch ist ein gutes, gefühlvolles, mitleidiges Wesen; und unser Temperament treibt uns unwiderstehlich an, denen, die wir leiden sehen, zu helfen. Diese heilsame Organisation lösch gleichsam in jedem Individum die Selbstliebe aus, und vertritt zugleich bei denen Völkern,

die im Stande der Natur leben, die Gesetze und die Tugenden. Sie hält den starken Wilden ab, dem Kinde, dem ohnmächtigen Greise ihre Nahrung zu nehmen, selbst dann, wenn er sich Gefahren und Beschwerlichkeiten aussetzen muß, um sich die seinige zu verschaffen. Sie giebt ihm auch Abscheu dagegen, seines Gleichen zu schaden; und dieses natürliche, unfreiwillige Gefühl ist zum Glück unabhängig von den Grundsätzen der Erziehung.

Der Malegasche ist, wie jeder Wilde, unumschränkter Herr, zu thun, was ihm gefällt. Kein Zwang legt seiner Freiheit Fesseln an: er geht, wohin; er thut, was er will, wenn es nur seines Gleichen nicht schadet. Nie ist es einem Malegaschen in den Sinn gekommen, über die Gedanken und Handlungen irgend eines Andern herrschen zu wollen. Jeder Eingeborne hat seine besondre Art zu leben, ohne daß es seinem Nachbar einfällt, ihn zu beunruhigen, oder sich auch nur darum zu bekümmern. Dies Volk ist hierin vernünftiger, als die Europäer, welche die grausame Manie haben, daß alle Völker der Erde sich nach ihren Gebräuchen, ihren Meinungen, und selbst nach ihren Vorurtheilen richten sollen.

Sind denn die Wilden also zu beklagen? sind viele unter ihnen mit ihrem Schicksal unzufrieden? kommt es uns wohl zu, den Stand der Natur zu verachten? haben wir nicht rings um uns Leute, die aus Ueberdruß ihres Daseyns es verabscheuen und sich desselben zu berauben suchen? — Der Wilde schränkt seine Bemühungen, seine Wünsche, genau darauf ein, sich das zu verschaffen, was zu seinem Lebensunterhalte nothwendig ist; er genießt in Frieden die Geschenke der Natur, und erträgt stillschweigend die Uebel, die von der Menschheit unzertrennlich sind. Das Verhalten des civilisirten Menschen ist nicht so vernünftig. Reichthum und Müßiggang reißen ihn zu jenen eitlen und falschen Genüssen hin, die ihm am Ende neue Schwachheiten zuziehen. Ungezähmte Leidenschaften und leichtsinniger Geschmack leiten ihn ohne Unterlaß von

dem Wege des Glückes ab. Wer diesen sucht, findet ihn nie; das Glück liegt nur in uns, und in dem guten Gebrauche, den wir von unsrer Vernunft machen.

Wären die Wilden so unglücklich, wie sie uns scheinen, weil sie alles das Ueberflüssige, in das wir so vielen Werth setzen, nicht kennen, oder verachten — würden sie sich dann weigern, unsre Sitten, Gebräuche und Gesetze anzunehmen? Van der Stell, Gouverneur von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nahm (wie in der Geschichte der Reisen, Band V., erzählt wird) einen Hottentotten in seiner Kindheit weg, und ließ ihn in den Sitten und Gebräuchen von Europa erziehen. Man kleidete ihn prächtig, lehrte ihn mehrere Sprachen, und seine Fortschritte waren der Sorgfalt, die man auf seine Erziehung wandte, vollkommen angemessen. Van der Stell machte sich große Hoffnungen von dem Kopfe des Hottentotten, und schickte ihn mit einem General-Kommissarius nach Indien, wo dieser ihn in den Angelegenheiten der Kompagnie mit Nutzen brauchte. Als der Kommissarius gestorben war, kam der Hottentotte nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zurück. Wenige Tage nachher machte er einigen von seinen Hottentottischen Verwandten einen Besuch; da entschloß er sich, seinen Europäischen Putz abzulegen und sich in ein Schaffell zu kleiden. Er kam in diesem neuen Anzuge zu van der Stell zurück, trug ein Paket mit seinen vorherigen Kleidern, überreichte es dem Gouverneur, und sagte dabei: Seid so gut, Herr, Acht zu haben, daß ich diesen Kleidern auf immer entsage; ich bin entschlossen, in der Religion, in den Sitten und Gebräuchen meiner Vorfahren zu leben und zu sterben. Nur bitte ich um die einzige Gnade, daß ihr mir das Halsband und den Hirschfänger laßt, die ich trage; ich will sie euch zu Liebe behalten. — Ohne eine Antwort von dem Gouverneuer zu erwarten, entfloh er sogleich, und man hat ihn am Kap niemals wieder gesehen. Solche Beispiele

sind nicht selten, und ich könnte mehrere, völlig ähnliche von den Madekassen anführen *).

*) Wenn unsere Reisebeschreiber immer so unpartheiisch und ohne Vorurtheil, wie der Abbé Rochon, die Abarten der Menschengattung in entlegenen Weltgegenden beobachtet hätten, so wären wir schon längst bei richtigeren Begriffen über die menschliche Natur und ihre Bestimmung stehen geblieben, als uns jetzt sogar unsere Denker daraus abgezogen haben. Die Apologie der Menschenkultur liegt wirklich in dem Satze unseres Verfassers: „Der Madekasse hat weder Tugend noch Laster.“ Tugendhaft ist nur der, welcher Recht thut, weil es Recht ist; gut oder böse kann schon die Verschiedenheit des Temperaments den Menschen machen. Wenn man daher dem gebildeten Theile des Menschengeschlechtes vorwirft, daß seine Ausbildung ihn nur verschlimmert habe, so thut man ihm in so fern Unrecht, weil erst durch die Kultur die Erkenntniß des Guten und Bösen recht lebendig, und der Abstich der Handlungen gegen die Norm ihrer Gesetzmäßigkeit erst recht auffallend geworden ist. Zur Beurtheilung der Moralität jedes einzelnen Menschen, gehört aber, daß man wisse, welchen Grad der Klarheit diese Norm in ihm hatte, wie weit er das Gesetz der Sittlichkeit kannte oder nicht. Schon Paulus philosophirte, daß die Erkenntniß und Zurechnung der Sünde durch die Promulgation des Gesetzes erst möglich geworden sei; dies würde er jetzt mit größerem Rechte behaupten können, da die höchste Entwickelung aller Kräfte des menschlichen Geistes erst vor sich gehen mußte, ehe das oberste Princip jenes Gesetzes sich aus den unveränderlichen Bedingnissen unserer Natur ableiten ließ. Weit entfernt also, die Europäische Kultur auf Kosten der wilden Unbefangenheit erheben zu wollen, müssen wir zugestehen, daß die Einfalt des animalischen Lebens wenig Veranlassung zu großen Gemüthsbewegungen und zur Offenbarwerdung feindseliger Leidenschaften giebt; indeß wir auf der andern Seite die Vorliebe für die rohe ungebildete Existenz des Wilden, welche Rousseau in der Theorie so weit zu treiben suchte, durch das Bewußtseyn einschränken müssen, daß die Tugend erst durch Erkenntniß möglich geworden ist. Auch unter den ungebildeten Bewohnern der Wildniß giebt es mehr oder minder glücklich organisirte Wesen, reichlicher oder spärlicher mit jener innern Harmonie der Anlage und Empfänglichkeit begabt, die sich zum Sinne des Schönen ausbilden läßt; doch wenn der Glückliche schon so geboren werden muß, daß alles Gute und Schöne, Reine und Wahre, Rechte und Weise ihm näher verwandt scheint, als das entgegengesetzte Böse, so ist es dennoch nur die höchste Ausbildung seiner Anlagen, die das Bewußtseyn dieses natürlich entschiedenen Zuges, dieses reinen Sinnes, vermöge dessen man sein selbst nicht unwürdig handeln kann, mit jenem andern Bewußtseyn der innern Gesetzmäßigkeit nach den Forderungen der Vernunft, verbindet. G. F.

Die Insel Madagaskar ist in eine Menge Völkerschaften eingetheilt. Man schätzt die Anzahl ihrer Bewohner auf vier Millionen; aber diese Angabe ist nicht genau, und kann es auch, bei dem gegenwärtigen Zustande der Insel, unmöglich seyn, da dieselbe in mehrere von einander unterschiedene Gesellschaften eingetheilt ist. Jede von diesen bewohnt eine Gegend, die sie bequem findet, und regiert sich nach ihren eigenen Gebräuchen. Eine Völkerschaft besteht aus mehreren Dörfern, von denen jedes einen besonderen Befehlshaber hat. Dieser bekommt seine Würde bisweilen durch Wahl, gewöhnlicher aber erbt sie auf ihn. Die Ländereien sind nicht eingetheilt, sondern gehören dem, der sich die Mühe giebt, sie zu bauen. Die Insulaner kennen weder Schlösser, noch Riegel. Sie leben mäßig, und essen, wenn das Bedürfniß sie dazu antreibt. Doch sieht man sie gewöhnlich um zehn Uhr Morgens und um vier Uhr Nachmittags ihre Mahlzeiten halten. Diese bestehen in sehr weißem, leichtem und wohlgekochtem Reiß, den sie mit Fleisch- oder Fischbrühe anfeuchten; und die letztere wird mit Gänsefuß, Ingwer, Saffran und einigen aromatischen Kräutern gewürzt. Dies einfache Gericht wird auf Blättern vom Raven vorgesetzt, woraus sie sich Löffel, so wie Schüsseln und Tellern machen. Dieses Tischgeräth ist immer reinlich; denn bei jeder Mahlzeit wird neues genommen.

Die Malegaschen kennen nur zwei Arten, ihr Fleisch zuzurichten: sie kochen es in Gefäßen von einer guten gebrannten Erde, die sie künstlich zu verfertien wissen, oder sie rösten es auf Kohlen. Sie fangen mit vieler Geschicklichkeit eine Menge in Europa unbekannter Vögel, die von den Naturforschern eben so sehr wegen ihres schönen Gefieders gesucht werden, als von den Reisenden wegen ihres vorzüglichen Geschmackes. Fasanen, Repphühner, Wachteln, Perlhühner, wilde Enten, fünf oder sechs Arten von Kriekenten, blaue Hühner, schwarze Papageien, weiße Reiger, Turteltauben, Am-

feln, grüne Ringeltauben, gewöhnliche Tauben, Papageien von mancherlei Farben, und endlich eine Art von außerordentlich großen Fledermäusen, bieten den Europäern wohlschmeckende und beliebte Speisen dar. Das erstemal konnte ich solche Fledermäuse, wie ein Hühner-Frikassee zugerichtet, nicht ohne einigen Widerwillen essen. Diese Thiere sind so häßlich, daß unsre Matrosen sich vor ihrem Anblick fürchten; indeß wenn man den Widerwillen überwinden kann, den schon die bloße Vorstellung von ihnen erregt, so findet man ihr Fleisch wohlschmeckender, als das von unsren besten Hühnern.

Die Malegaschen fangen auch eine sehr große Menge Fische, sowohl in der See, als in süßem Wasser. Die, welche an der Küste wohnen, haben an Doraden (Goldkarpfen), Zungen, (solea) Sardellen, (die größer, aber weniger gut und fett als die unsrigen sind) Häringen, Makrelen, Austern, Muschelfischen, Krabben und Seeschildkröten reichliche Nahrung. Die Flüsse geben ihnen noch außerdem vortrefliche Aale und Muscheln, die vor denen in der See Vorzüge haben. Man findet übrigens an dieser Küste mehrere Arten von Fischen, die man nicht anders essen darf, als wenn man ihnen ein Stück Silber unter die Zunge gelegt hat. Verliert dies seine Farbe und wird schwarz, so würden die, welche davon äßen, die übelsten Zufälle erfahren*). Die Flotte des Admirals Bosca-

*) Dieses Mittel, giftige Fische kennen zu lernen, ist immer noch sehr unsicher; denn es kann Gifte geben, die am Silber keine Veränderung hervorbringen. Indeß ist es immer gut, mit unbekannten Fischen den Versuch zu machen und sich solcher zu enthalten, durch die das Silber anläuft. Ob das bloße Berühren, wie es hier beschrieben wird, hinreichend sey, die giftige Eigenschaft des Fisches an den Tag zu bringen, ist auch nicht ausgemacht. Ich habe auf meiner Seereise gehört, man müsse einen silbernen Löffel in den Topf stecken, in welchem der Fisch gekocht wird. Eine andere hieher gehörige Bemerkung ist die, daß dieselbe Art Fische zuweilen giftig und unter anderen Umständen unschädlich seyn kann. Hiervon habe ich das Beispiel an dem Sparus Pagrus, so wie an dem Scomber Thynnus, (dem Seebrassen und dem Thunfisch) beides eßbaren Fischen, in Mallikollo und in O-Taheiti gehabt. G. F.

wen erlitt zu Rodrigues beträchtlichen Verlust, weil sie diese nützliche Vorsicht vernachlässigt hatte.

Die Franzosen haben nur die Ostküste der Insel Madagaskar besucht. Die Provinz Karnossi, worin das Fort Dauphin liegt, ist ihnen wohl bekannt, und eben so ein Theil von denen, worin Foulpoint, die Bay Antongil und die Insel Nossi-Hibrahim liegen.

Der südliche Theil von Madagaskar.

Der Theil von Madagaskar, worin sich das Fort Dauphin befindet, ist gut bevölkert. Fast alle Dörfer liegen auf Anhöhen und sind mit zwei Reihen starker Pallisaden, in Form von Hürdenwerk, umgeben. Innerhalb läuft ringsum eine, vier Fuß hohe Brustwehr von gestampfter Erde. Große Bambus, die fünf Fuß weit von einander fest eingeschlagen sind, bilden eine Art von Schießlöchern, welche zur Vertheidigung der Dörfer dienen; und einige von diesen sind noch durch einen zehn Fuß breiten und sechs Fuß tiefen Graben befestigt.

Die Wohnung des Oberhauptes heißt Donack. Der Donack begreift drei oder vier große Hütten in sich, die von einer besonderen Befestigung umschlossen sind. Hierin hält sich das Oberhaupt immer mit seinen Weibern und Kindern auf, und einige Sklaven bewachen Tag und Nacht die Thüren. Die Oberhäupter haben immer eine Flinte und einen mit Eisen beschlagenen Stock bei sich, dessen Ende mit einem Büschel von Kuhhaaren besetzt ist. Sie tragen eine Mütze von rother Wolle; und besonders an dieser Farbe kann man sie von ihren Untergebenen unterscheiden. Ihr Ansehen ist sehr eingeschränkt; in der Provinz Karkanossi sieht man indeß die Ländereien so an, als ob sie den Oberhäuptern gehörten, die sie denn ihren Unterthanen zum Anbau zutheilen. Sie fordern dafür einen kleinen Grundzins, der in der Landessprache Faensa genannt wird.

Die

Die Bewohner der Provinz Karkanossi sind in der Kunst zu schreiben nicht ganz unwissend. Sie haben sogar einige historische Bücher in Madekassischer Sprache; aber ihre Gelehrten, welche Ombiassen genannt werden, bedienen sich nur der Arabischen Charaktere. Sie haben Schriften über die Arzneiwissenschaft, die Geomancie und die Sterndeutekunst. Diese Ombiassen sind zugleich Zauberer und Aerzte. Die berühmtesten kommen aus der Provinz Matatan, wo sich die Magie in ihrer ganzen Vollkommenheit erhalten hat. Die Matatanen werden von den übrigen Madekassen gefürchtet, weil sie sich in dieser lügenhaften Kunst auszeichnen. Die Ombiassen lehren in den öffentlichen Schulen die Geomancie und die Astrologie. Die Schreibkunst ist ohne Zweifel von den Arabern, welche die Insel vor dreihundert Jahren eroberten, dahin gebracht worden. Das Papier wird in dem Thal Ambul verfertigt, und zwar aus der Papyrus nilotica, welche die Madekassen Sanga-Sanga nennen. Man löset die zweite Rinde von diesem Schilfe geschickt ab, theilt sie in sehr kleine Blätter, benetzt sie mit Wasser, legt sie in verschiedenen Richtungen auf einander, und drückt sie dann zusammen. Hierauf läßt man die Masse in einer starken Aschenlauge kochen, und stampft sie nachher in einem großen hölzernen Mörser zu einem Teig. Dieser wird dann auf einem Gitter von Bambusrohr gewaschen und gespühlt, um ihn von allen Unreinigkeiten zu befreien. Wenn die Operation geendigt ist, legt man das Blatt zum Trocknen an die Sonne, und leimt es mit einem Abfud von Reißwasser, den man in der Madekassischen Sprache Raunpan nennt. Dies Papier ist ein wenig gelblich; aber wenn man es gut leimt, so löscht es nicht. Die Federn, deren sich die Insulaner bedienen, sind von Bambu gemacht; und ihre Tinte verfertigen sie aus der, in Wasser gekochten Rinde eines Baumes, den man Arandrato nennt. Diese Tinte ist etwas weniger schwarz, als die unsrige, aber glänzender.

In dem nordwestlichen Theile der Insel Madagaskar hat sich die Arabische Sprache einigermaßen ausgebreitet. Man weiß, daß die Arabischen Fürsten, längs der Afrikanischen Küste, wo, den Geographen zufolge, die Königreiche Monomotapa und Mono-Emugi liegen, große Staaten gestiftet, und sich auch die Insel Komoro unterworfen haben. Diese, nach Afrika und den nahe gelegenen Inseln verpflanzten Fürsten vergessen ihr ehemaliges Vaterland nicht. Sie führen einen freilich nicht beträchtlichen Handel mit Eden, Maskat und den Küsten von Abyssinien; sie besitzen sogar an dem Flusse Bombetok*) in Madagaskar eine Art von kleiner Niederlage, die ihnen dazu dient, sich auf der Insel auszubreiten und Handel zu treiben. Dadurch haben sie ihre Sprache eingeführt, und einige Spuren des Mohammedanismus unter den Einwohnern gelassen. Es herrschte ehemals unter den Arabern und Portugiesen in Indien ein Haß und eine Erbitterung, die bloß aus dem Religionseifer dieser beiden Nationen entsprangen. Die Araber von Komoro und Madagaskar haben wiederholte Einfälle in die Portugiesischen Niederlassungen auf der Afrikanischen Küste gemacht und ihnen sehr geschadet, ja sogar mehrere gänzlich zerstört; doch dieser Haß hat sich gelegt, seitdem die Macht der Portugiesen schwächer, und die Gelegenheit ihnen zu schaden seltner geworden ist.

*) Der Name Bombetok oder Pombetok, dessen der Verfasser hier erwähnt und der auch in Beniowski's Nachrichten vorkommt, wird eigentlich nicht einem Flusse, sondern einer kleinen Arabischen Niederlassung gegeben, welche bei dem Hafen Managar (Manigar, auch Maningrao) an der Nordwestküste von Madagaskar befindlich ist. Dieser Hafen, der in den Karten auch den Namen des Combetora-Flusses hat, nimmt mehrere Flüsse, den Obina-Meitta, den Tangabilli ꝛc. auf, und seine Einfahrt liegt ungefähr in 15° 35′ Südlicher Breite. Der Ort Bombetok wird auch Fometok, eigentlicher aber Ampan-pitoka oder Ampompitoka geschrieben. Wenige Meilen westwärts davon liegt der Hafen Neu-Massailli oder Boena, den die Englischen Seefahrer *New-Massaleige* oder *New-Matheleage* nennen. Die Nation der Seklaven bewohnt diese Küste. G. F.

Vor zwanzig Jahren wollte man in Goa diesen Stillstand der Feindseligkeiten benutzen, um in Madagaskar auf Kap St. Sebastian eine Portugiesische Niederlassung zu gründen, deren Endzweck indeß bloß religiös war, da die Portugiesen mehr darauf dachten, eine Mission als ein Comtoir anzulegen; doch dieser Plan ist nicht gelungen, und Herr Bosse, Einwohner von Bourbon, hat die traurigen Ueberreste von dieser Niederlassung gesehen.

Es ist befremdend, daß der Mohammedanismus sich auf dieser von den Arabern so oft besuchten Insel nicht weiter ausgebreitet hat; indeß, die Beschneidung, die Enthaltung von Schweinefleisch und einige kleine Ceremonien ausgenommen, die sehr wenig Einfluß auf das Verhalten des Volkes äußern, haben selbst die Abkömmlinge der Araber die Hauptgrundsätze ihrer Religionsmeinungen vergessen. Sie glauben nicht an ein andres Leben *), und nehmen, wie die Manichäer, zwei Grundwesen an: ein vollkommen gutes, und ein äußerst böses. An das erstere richten sie niemals Gebete; aber das zweite fürchten sie sehr stark, verehren es und bringen ihm ohne Unterlaß Opfer dar.

Die Insel Madagaskar liegt so nahe an der Küste von Afrika, daß man ihre Bevölkerung ganz natürlich diesem großen Welttheile zuschreiben kann. Aber jetzt durchkreuzen die verschiedenen Stämme einander so sehr, daß man sich vergebens bemühen würde, ihre Verschiedenheiten zu schildern. Die Raße der wahren Neger erkennt man auf dieser Insel leicht; doch die Abkömmlinge der Weißen sind schwerer zu unterscheiden. Die von den letztern, welche in den Provinzen Anossi und Karkanossi wohnen, behaupten von Imina, Mohammeds Mutter, abzustammen, und haben den Namen Zafferahimini*) angenom-

*) Dies kann man wohl nicht ohne alle Einschränkung behaupten. G. F.

*) Dies sind die in Beniowski's Nachrichten vorkommenden Ramini, die ihn zum Oberhaupte wählten, weil sie glaubten, daß er ihres Stammes sey. G. F.

men. Die in Tamatava, Foulpoint, Rossi-Hibrahim und der Bay Antongil stammen zum Theil von den alten Seeräubern, zum Theil von den Juden ab; deshalb lassen sie sich Zaffe-Hibrahim, d. i. Nachkommen von Abraham, nennen. Noch giebt es hier eine dritte Art von Weißen, welche sagen: der Kalif von Mekka habe sie nach Madagaskar geschickt, um die Bewohner der Insel in den Geheimnissen der Natur und in der Mohammedanischen Religion zu unterrichten. Diese Betrüger haben sich der Provinz Matatan bemächtigt, nachdem sie vorher die Beherrscher derselben, die Zafferamini, verjagt und ermordet hatten. Man nennt sie Zaffe-Kassimambu. Sie haben eine dunklere Farbe, als die übrigen Weißen, und ihr Geschäft besteht darin, daß sie Arabisch lesen und schreiben lehren.

In den Provinzen Anossi und Karkanossi glauben die Zafferamini aus der sandigen Küste von Mekka abzustammen. Man nennt sie aus diesem Grunde Ontampassemaka, und theilt sie in drei Klassen: die Rhoandrians, die Anakandrians und die Ontzatsi. Die erste und ausgezeichnetste sind die Rhoandrians, die sich das Vorrecht, die Thiere zu tödten, zugeeignet haben. Unter wilden, von der Jagd lebenden Völkern ist das Fleischerhandwerk fast immer ehrenvoll; die Rhoandrians sind daher die Großen des Landes, und immer wählt man aus ihnen den Souverain *).

Die Anakandrians stammen von den Rhoandrians und von einem Weibe aus einer geringeren Klasse ab; deshalb theilen sie mit den Rhoandrians die Ehre und den Gewinn, für die andren Insulaner die Thiere zu schlachten, die zu ihrem Unterhalte nützlich sind.

Die Ontzatsi sind die letzte Klasse der Ontampassemaka; sie haben aber keinen besonderen Vorzug. Es

*) Man vergleiche hiermit, was Beniowski über diese verschiedenen Stämme oder Kasten der Malegaschen sagt. Die Verschiedenheit zwischen beiden Nachrichten ist leicht begreiflich. Unvollkommene Sprachkenntniß kann verursacht haben, daß beide nicht ganz zutreffen; doch scheint die hier gegebene sowohl umständlicher, als genauer zu seyn. G. F.

sind gewöhnlich brave Soldaten, die sich zu schlagen, einen Stein oder eine Hassagai zu werfen wissen, und ihre Zeit mit Tanzen, Spielen, Schlafen und Belustigungen zubringen. Sie lernen von ihrer zartesten Kindheit an einige Lieder, worin moralische Lehren, oder auch Fabeln von ihrem Ursprunge enthalten sind.

Die eingebornen Schwarzen werden in vier Klassen eingetheilt: in die Voadziri, die Lohavohits, die Ontzoa und die Endeves. Die Voadziri, welche von den alten Beherrschern der Insel abstammen sollen, haben gewöhnlich einen beträchtlichen Reichthum an Sklaven und Heerden, und können mehrere Dörfer besitzen. Sie müssen bei dem Volke in großer Achtung stehen; denn sie haben, ungeachtet des Despotismus der Araber, von denen die Provinz Anossi erobert worden ist, das Recht, die ihren Unterthanen gehörigen Thiere zu tödten, wenn sich kein Rhoandrian oder Anakandrian gegenwärtig befindet. — Die Lohavohits sind weit weniger mächtig, als die Voadziri: sie können nie mehr, als Ein Dorf besitzen; und welchen Reichthum an Heerden sie auch haben mögen, so müssen sie doch immer einen Rhoandrian oder Anakandrian holen lassen, um die Thiere zu schlachten, die ihnen und ihren Unterthanen zur Nahrung dienen sollen.

Die Klasse der Ontzoa folgt unmittelbar auf die Lohavohits, mit denen sie nahe verwandt ist; sie hat aber nicht das mindeste Vorrecht, oder die mindeste Autorität. Die Endeves sind geborne Sklaven; und ihr Name bedeutet in der Madekassischen Sprache einen verlornen Menschen.

Die Eingebornen der Insel haben von ihrem Ursprung eine Fabel, die recht gut zu den von uns angegebenen Unterabtheilungen der verschiedenen Kasten *) paßt.

*) Dieses Wort hat man aus Indien entlehnt, wo es die Stämme der Eingebornen bedeutet, deren dort ursprünglich vier sind, wovon aber jede eine große Anzahl Unterabtheilungen hat, die sich bis auf 87 erstrecken. (S. *Dalrymple's* Oriental

Die, welche einige Gelehrsamkeit besitzen, erzählen nehmlich: der Schöpfer des Himmels und der Erde habe aus dem Leibe des ersten Mannes, während derselbe geschlafen, sieben Weiber genommen; und diese sind die Mütter der verschiedenen Kasten. Die Rhoandrians stammen von dem ersten Manne, und dem Weibe ab, das aus seinem Gehirn genommen ward. Die Mütter der Anakandrians und Ontzatsi haben einen weniger edlen Ursprung; denn die eine ward aus dem Halse, die andre aus der linken Schulter genommen. Die Voadziri verdanken ihren Ursprung dem ersten Manne und dem Weibe, das, während er in tiefem Schlafe lag, aus seiner rechten Seite hervorging. Die Mutter der Lohavohits und der Onotza kam aus dem Schenkel und der Wade. Die Endeves aber haben einen niedrigeren Ursprung; denn man läßt sie aus der Fußsohle des ersten Mannes abstammen.

Gewiß ist es traurig, daß man unter den Bewohnern der großen Provinz Anossi solche lächerliche Fabeln über die Ungleichheit der Stände findet. Welche beklagenswerthe Ungereimtheit, daß Wilde nicht Brüder seyn und nicht einen gemeinschaftlichen Ursprung haben wollen! Dies Phänomen läßt sich nicht anders erklären, als aus der Eroberung von Madagaskar durch die Araber, die Vorfahren der Rhoandrians. Dieser fremde Stamm hat allenthalben, wohin er sich ausgebreitet, Spuren von dem leidigsten Aberglauben hinterlassen. Jetzt sind die Rhoandrians bis etwa auf zwanzig Familien vermindert. Nur in der Provinz Anossi giebt es noch dergleichen, und man kann hoffen, daß die Insel endlich von dem Joch und der Regierung dieser Eroberer befreiet werden wird, die sie verheert und mit einigen Ceremonien des Mohammedanismus angesteckt haben.

Repertory No. 1. p. 49. Die Fabel von der Entstehung der vier Hauptstämme in Indien hat mit der Madekassischen sehr viele Aehnlichkeit. Man vergleiche Robertsons historische Untersuchung über die Kenntniß der Alten von Indien. Deutsche Uebersetzung, S. 347. G. F.

Die Malegaschen sind den Rhoandrians nur als freie Unterthanen unterworfen. Sie wechseln ihre Oberhäupter nach Willkühr, und können sich zu jedem hin begeben, der ihnen Glück und Ruhe zusichert. Diese Insulaner sind zu muthig, um sich einem lästigen Joche zu unterwerfen; aber oft schadet ihre äußerst große Leichtgläubigkeit, ohne daß sie es denken können, ihrer Freiheit und dem Glück ihrer Unternehmungen.

Wie sollten auch diese, in der dicksten Finsterniß lebenden Völker sich vor den Betrügereien der Ombiassen hüten können, da die aufgeklärtesten Nationen noch täglich von Betrügern und Scharlatanen hintergangen werden! Es scheint für den Menschen ein Bedürfniß zu seyn, daß er sich von Chimären unterjochen läßt. Selten ist die Vernunft stark genug, ihn bis auf einen gewissen Punkt vor jener Liebe zum Wunderbaren zu behüten, die ihn oft zu den lächerlichsten Täuschungen hinreißt; und wenn er unter gesitteten Nationen diesen unglücklichen Hang bisweilen mit Kunst verbirgt, so thut er es bloß, weil er sich seiner Schwachheit schämt.

Die Malegaschen in der Provinz Anossi sind lebhaft, fröhlich, gefühlvoll, erkenntlich, auch nicht ohne Einsichten und Fähigkeit. Sie lieben die Weiber leidenschaftlich, lassen in ihrer Gegenwart nie Traurigkeit merken, und haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als daß sie dem andern Geschlechte zu gefallen suchen. Dies erhält hier mehr, als in jedem andren Lande, die Achtung und Ehrerbietung, die eben so billig, als für das Glück der Gesellschaft nothwendig ist. Der Mann befiehlt hier nie als Despot, und die Frau gehorcht nie als Sklavin; vielmehr hat das andre Geschlecht in der Wagschale der Macht das Uebergewicht. Sie herrschen durch Reitze, Annehmlichkeit und Schönheit; denn, die Farbe abgerechnet, sind die Madekassischen Weiber schön; sie haben einen schlanken Wuchs, angenehme feine Gesichtszüge, eine zarte Haut,

glänzend weiße Zähne, und schöne blaue Augen mit einem glänzendbraunen Augapfel.

Es ist nicht selten, daß die Reichen und die Oberhäupter mehrere Weiber besitzen; indeß heirathen sie nur Eins auf eine gesetzmäßige Art, und die andern werden als Konkubinen angesehen. Diese Gewohnheit hat in Madagaskar keine unangenehmen Folgen; alle diese Weiber leben recht gut mit einander, und übrigens geht immer eine Scheidung vor, wenn die eheliche Verbindung dem Manne oder der Frau mißfällt. Doch bei der Scheidung wird das Heirathsgut wechselseitig zurückgegeben. Man betrachtet in Madagaskar den Ehebruch wie einen Diebstahl, und bestraft ihn auch so; auch wird der Ehestand äußerst in Ehren gehalten. Die Männer warnen die Fremden, sich nicht an ihre Weiber zu machen; aber sie bieten ihnen ihre Töchter an, und finden sich geehrt, wenn diese Kinder von denselben bekommen. Man erkennt die verheiratheten Weiber an ihren Haaren, welche geflochten und oben auf dem Kopfe zusammen gebunden sind; da hingegen die Mädchen sie nachlässig auf die Schulter herunter fallen lassen. Die Männer sind bei ihren Weibern immer zufrieden, und ihre Gegenwart macht sie fröhlich. Sobald sie dieselben bemerken, fangen sie an zu singen und zu tanzen, und wiederholen unaufhörlich, daß sie die Sorgen des Lebens mildern. Die Malegaschischen Weiber scheinen glücklich zu seyn und sind immer in guter Laune. Ihr lebhaftes, fröhliches und sich immer gleiches Temperament gefällt den Europäern außerordentlich.

Indeß die Malegaschen im Kriege sind, singen und tanzen ihre Weiber den ganzen Tag und selbst einen großen Theil der Nacht hindurch. Sie glauben nehmlich, dieses unaufhörliche Tanzen belebe ihre Männer, und vermehre ihre Stärke und ihren Muth. Kaum nehmen sie sich Zeit, ihre Mahlzeit zu genießen. Wenn der Krieg geendigt ist, versammeln sie sich bei Sonnenuntergang. Das Tanzen und Singen fängt dann immer bei dem Schall mehrerer Instru-

mente auf eine sehr lärmende Art an. Ihre Lieder sind theils Lobgesänge, theils Satyren, und die Zuhörer schienen mir immer sehr viel Antheil daran zu nehmen. Diese Spiele sind sehr nützlich, da man in ihnen schöne Handlungen preist und sich über lächerliche aufhält. Sobald ein Mädchen bemerkt, daß ihre Gesundheit durch den Umgang mit den Europäern gelitten hat, entzieht sie sich diesen fröhlichen Zusammenkünften, um beißende Spöttereien zu vermeiden und um sich von den Ombiassen, oder Aerzten des Landes, behandeln zu lassen. Sie zeigt sich nicht eher wieder in Gesellschaft, als bis sie völlig geheilt ist. Diese Gewohnheit verhindert, daß die venerische Krankheit sich auf dieser Insel nicht eben so ausbreiten kann, wie in Europa. Uebrigens haben die Ombiassen ein Mittel dagegen gefunden, das sehr heilsam seyn soll. Ich erinnere mich nicht, wie die Pflanze heißt, deren sie sich bedienen; doch weiß ich, daß ihre Blätten denen von der *Philaria**) gleichen. Die Aerzte schreiben der Kranken vor, dies Blatt zu kauen und zu verschlucken, und dabei wechselsweise auf dem Rücken und auf dem Bauche horizontal zu liegen. Sie darf nicht mit Decken belastet werden; und damit die Transpiration nicht gestört wird, muß man, so lange das Arzneimittel wirkt, rings um sie her ein helles, lebhaftes Feuer unterhalten. Am gewöhnlichsten setzt sich die Krankheits-Materie an der Fußsohle ab, und das Geschwür, das daselbst entsteht, hat selten üble Folgen. Man sorgt übrigens dafür, daß die Hitze des Feuers nicht allzu unbequem für die Kranke ist. So weiß dieses wilde Volk sich in kürzerer Zeit, als wir, glücklich von einer Krankheit zu befreien, die wir ihm mitgetheilt haben und die bei uns so viele Verheerungen angerichtet hat.

Anstatt die Wilden zu beklagen, daß sie mit den Europäern bekannt geworden sind, scheinen die meisten Rei-

*) Es ist sehr zu bedauern, daß Herr Rochon nicht Botaniker war. Eine Pflanze, die von so großem Nutzen in der Heilkunde seyn könnte, hätte wohl verdient, daß man genauer wüßte, ob man hier *Filaria* oder *Phillyrea* lesen soll. G. F.

senden Vergnügen daran zu finden, sie mit allen Arten von Schmähungen zu überhäufen. Auf solche Art hat man ihnen die Gastfreiheit, die sie so edelmüthig und uneigennützig bewiesen haben, fast immer vergolten! Man lese nur Flacourt; ihm zufolge sollte man glauben, der Malegasche sey der gröste Bösewicht, Betrüger und Schmeichler von der Welt. Er scheuet sich nicht, zu versichern, daß bei diesen Insulanern Rachsucht und Verrätherei für Tugenden, Mitleid und Erkenntlichkeit aber für Schwachheiten gelten. Solche ungereimte Deklamationen können indeß nur den täuschen, der nicht mit Rousseau den Menschen in seinem ursprünglichen Zustande studirt hat. Kann denn ein Mensch, der sich ohne Zwang den Regungen der Natur überläßt, wohl verderbt oder boshaft seyn? Wenn jemand aus einem civilisirten Volke von einer heftigen Leidenschaft beherrscht wird, so stürzen seine, mehr aufgereitzten, als befriedigten Begierden ihn in einen Abgrund, aus dem alle Stärke der Vernunft ihn nicht herausziehen kann. Der Wilde aber erfährt nichts Aehnliches, wenn er bei seinen Vergnügungen dem Antriebe seiner Sinne folgt. Was auch Reisende sagen mögen — schlechte Sitten finden sich nur in dem Zustande der Civilisirung. Die Schwierigkeit, seine Neigungen zu befriedigen, lenkt den Menschen von dem Wege ab, den die Natur ihm vorgezeichnet hat. Eine schlecht geleitete Erziehung, verderbliche Beispiele, vervielfachtes Interesse, frivole Neigungen und erkünstelte Bedürfnisse setzen in unsern Augen die menschliche Natur so weit herab, daß einige Philosophen dadurch auf den Gedanken gerathen sind, wir würden mit einem geheimen Hange zum Laster geboren. Der Naturmensch, sagt Hobbes, ist ein boshaftes Kind. Aber fern sey von uns eine so widrige Idee! wir wollen in unseres Gleichen gute und mitleidige Wesen sehen! Ich habe den Charakter und die Gebräuche der Einwohner von Madagaskar mit einiger Sorgfalt studirt, verschiednemale Versammlungen von ihnen beigewohnt, worin wichtige Angelegenheiten verhan-

delt wurden, ihre Tänze, Spiele und Zeitvertreibe beobachtet, und bei ihnen die kluge Mäßigung gefunden, die sie vor den schädlichen Ausschweifungen, den bei policirten Nationen so gewöhnlichen Lastern, sichert.

Zwar haben die Malegaschen bisweilen Verrätherei gebraucht; aber dann waren sie durch die Tyrannei der Europäer dazu gezwungen. Der Schwache hat ja gegen den Starken keine andere Waffen; und kann jenes Volk sich anders gegen unser Geschütz und unsre Bajonette vertheidigen? — Zur Vergeltung der Gastfreiheit, die sie uns so edelmüthig beweisen, werden sie von uns äußerst tyrannisch behandelt; und wir nennen sie Verräther und Feige, wenn wir sie zwingen, das Joch zu zerbrechen, das wir ihnen so gern auflegen! Diese traurigen Wahrheiten sind durch den Untergang verschiedener Etablissements, welche die Europäer auf Madagaskar zu errichten versucht haben, nur allzu sehr bestätigt. Der Kapitain Picault erhielt im Jahre 1642 für sich und seine Handelsgenossen das ausschließende Privilegium, Handel mit Madagaskar zu treiben; und um eben die Zeit ward einer Gesellschaft von reichen Kaufleuten durch einregistrirte Patente der Handel mit dieser Insel bewilligt. Pronis bekam den Auftrag, Madagaskar im Namen des Königs in Besitz zu nehmen; auch hatte er Befehl, an einem fruchtbaren Orte, der sich befestigen ließe, und bei dem man sicher und leicht landen könnte, ein Etablissement anzulegen. Er wählte das Dorf Manghefia, welches in 24° 30′ S. Br. an dem äußersten Ende der Provinz Karkanossi liegt. Dieser Ort schien allem, was man zur Absicht hatte, zu entsprechen. Die zahlreichen Heerden von Rindvieh, die es rings umher giebt, und die fruchtbaren Reiß- und Batattenfelder benahmen ihm alle Unruhe über Mangel an Lebensmitteln. Ein schiffbarer Strom, der am Fuße des Berges Silva entspringt, bewässert Wiesen von unermeßlichem Umfange; Zimmer- und Schiffbauholz ist in der Nähe bequemer Werfte; und

der Hafen wird durch die kleine Insel St. Lucie gänzlich vor dem Winde geschützt.

Kaum hatte Pronis sich in Manghekia niedergelassen, so brachte der Kapitain Resimont ihm aus Frankreich siebzig Mann, um seine kleine Kolonie zu verstärken; aber wegen der ungesunden Luft starb in einem Monath ein Drittheil der Franzosen. Pronis sah sich genöthigt, dieses erste Etablissement zu verlassen, so vortheilhaft auch die Lage desselben war. Er begab sich nun mit den Ueberresten seiner kleinen Kolonie schnell nach der Halbinsel Tholangar, die in 25° S. Br. liegt und eine gesundere Luft hat.

Diese Halbinsel wird unvermerkt breiter; es ist daher leicht, sie durch Redouten und Pallisaden zu versperren, und sie auf diese Art vor den Unternehmungen der Insulaner zu sichern. Das daselbst erbauete Fort beherrscht die Rhede, und ist um hundert und funfzig Fuß höher, als die Meeresfläche. Ein Feind, der hier vor Anker läge, würde das Feuer von den Batterien, das die Rhede beherrscht, nicht aushalten. Eine steile und von Brandungen umgebene Küste macht das Landen schwer, und der Zugang zu dem Fort würde unmöglich seyn, wenn man noch einige Fortifikationen hinzu fügte. Dieses Fort, welches Fort Dauphin genannt wird, ist ein längliches Viereck und mit guten Mauern umgeben, die mit Kalk und Sand gebauet, und mit einem vortreflichen Cement bekleidet sind. Die Seite nach der Rhede zu ist nicht geschlossen, weil man es unnütz fand. Der Ankergrund ist vortreflich; ein Schiff würde eher seine Taue zerreißen, als die Anker schleppen. Der schöne Fluß Fanscher, der an dem Fuße der hohen Berge von Manghabey entspringt, ergießt sich zwei Stunden weit von dem Fort Dauphin, und sehr nahe bei dem Kap Ranevat, in das Meer. Dieser Fluß speiset einen großen See, den die Insulaner den See Ambul nennen. Er hat zehntausend Toisen im Umfange, und seine mittlere Tiefe beträgt vier-

zig Fuß. Dieser See würde ein vortreflicher Hafen seyn, wenn der Kanal, durch den er mit dem Meere in Verbindung ist, nicht oft von Triebsand verstopft wäre. Es giebt Zeiten, wo große Fahrzeuge in dieses Bassin einlaufen könnten; aber sie sind selten. Der Strom muß bei einem plötzlichen Anschwellen mit Gewalt die Sandbank zurücktreiben, welche die Fluth und der Wind täglich vor seiner Mündung aufhäufen. Diese Barren entstehen da, wo der Strom des Wassers mit der Gewalt der Fluth in Gleichgewicht ist. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, die Durchfahrt frei zu machen und die Bank wegzuschaffen, welche die Schiffe am Einlaufen in diesen schönen Hafen verhindert. Man müßte in einer angemessenen Entfernung und in einer Richtung, die sich nur nach sorgfältigen Beobachtungen an Ort und Stelle bestimmen läßt, einige alte, mit Ballast beladene Schiffgerippe versenken. Alle Mittel, einen Damm im Meere zu errichten, sind zu diesem Endzwecke gut; aber die Anwendung von alten Schiffsgerippen scheint mir das bequemste, schnellste, und am wenigsten kostbare. Uebrigens muß eine Erfahrung von dieser Art, wie sie auch ausfallen mag, nothwendig nützlich und belehrend werden. — Der Fluß Fanscher ist funfzehn bis zwanzig Stunden weit schiffbar; und die Arbeiten, die zur Vervollkommnung der Fahrt auf ihm noch nöthig wären, sind unbeträchtlich.

Die Landspitze Itaper, im Norden von Fort Dauphin, schließt im südlichen Theile die große Bay Lukar. Die Insel St. Klara schützt sie vor den Seewinden, und verhütet, daß die Mündung des kleinen Flusses Itaper nicht, wie die von dem Fanscher, verstopft werden kann. Der Hafen liegt unter dem Winde der Insel; die Seefahrer besuchen aber diesen Ankerplatz nicht oft, weil die Bay Lukar voller Klippen ist.

Die Halbinsel Thalangar war für den glücklichen Fortgang der Niederlassung unter Pronis sehr günstig, da das reiche und fruchtbare Thal Ambul, und die Nähe

mehrerer schiffbaren Flüsse alle Besorgnisse wegen der Anschaffung von Lebensmitteln hoben. Gruben von Eisen und vorzüglich gutem Stahl, Hanf, Harze, Theer, Zimmer- und Schiffbauholz — das alles sind Vortheile, die ein kluger und einsichtsvoller Gouverneur gewiß nicht vernachlässigt haben würde. Aber Pronis war ein Mann ohne Talent und Industrie. Der Müßiggang, worin er und die sämmtlichen unter seinem Befehle stehenden Franzosen lebten, stürzte die Kolonie in alle die Unordnungen, die er gewöhnlich hervorbringt. Auf Ungebundenheit folgte Empörungsgeist; und bald legten die, welche ihrem Befehlshaber Unterwerfung und Gehorsam schuldig waren, ihn in Ketten. Pronis blieb sechs Monathe lang in Gefangenschaft, bis ihn ein Schiff, das aus Frankreich die jetzt höchst nothwendigen Lebensmittel brachte, wieder befreiete. Aber kaum war dies geschehen, so machte er sich eines neuen Verbrechens schuldig; er verkaufte nehmlich an van der Mester, Gouverneur von St. Mauritius (demjetzigen Isle de France) öffentlich die unglücklichen Malegaschen, die im Dienste der Kompagnie standen; und — was den Unwillen der Insulaner im höchsten Grade erregte — es befanden sich unter diesen Sklaven sechzehn Weiber von dem Stamme der Lohavohits.

Sobald die Kompagnie dieses strafbare Verhalten erfuhr, nahm sie dem Befehlshaber seine Bestallung. Flacourt ward an seiner Stelle gewählt; er kam aber erst zu Ende des Decembers 1648 zu Fort Dauphin an. Wir haben von ihm eine umständliche Nachricht von dem was unter seiner Administration vorgefallen ist; und so brauche ich die Ungerechtigkeiten und die Gewaltthaten, welche dieser Gouverneur gegen die unglücklichen Insulaner verübte, nicht zu schildern. Im Jahr 1661 schickte er vierzig Franzosen mit einem Trupp bewaffneter Schwarzen aus, um die fruchtbare Gegend des Fanscher mit Feuer und Schwert zu verheeren. Die Art, wie dieser Befehlshaber die ihm so edelmüthig erwiesene Gastfreiheit

verletzte, kann in einem aufgeklärten Jahrhundert keinen Vertheidiger finden; und wie sollten wir es heut zu Tage wagen, wilde Nationen, die sich für unsre Tyrannei zu rächen suchten, der Treulosigkeit zu beschuldigen! — Flacourt wuste sich zwar bei den Franzosen, die unter seinen Befehlen standen, besser Gehorsam zu verschaffen, als Pronis; aber er zeigte nicht, daß er die Grundsätze des Naturrechts besser kannte. Mag Flacourt's Geschichte von Madagaskar lesen, wer Muth dazu hat; wir wollen sehen, ob seine Nachfolger weniger unmenschlich gewesen sind.

Fort Dauphin brannte im Jahr 1655 ab, und ward erst 1663 wieder aufgebauet. Der damalige Gouverneur, Chamargou, schickte la Case'n aus, um den nördlich von dem Lande der Matatanen gelegenen Theil der Insel zu untersuchen. La Case vollzog diesen Auftrag mit vieler Einsicht. Es wird vielleicht nicht unnütz seyn, wenn ich hier etwas über den Charakter dieses Mannes sage, dessen Andenken auf Madagaskar noch berühmt ist. La Case war ein angenommener Name; eigentlich hieß der Mann le Vacher, und war aus Rochelle gebürtig. Bei seiner Ankunft zu Fort Dauphin standen die Franzosen bei den Insulanern in gar keiner Achtung; und die Kolonie in dem Fort war, so viel sie auch gekostet hatte, in einem sehr elenden und beklagenswerthen Zustande. La Case unternahm es, den Ruf des Französischen Volkes wieder herzustellen, und es gelang ihm. Wegen sehr vieler Siege, gaben die Malegaschen ihm den Beinamen Dian Pusse. Eine größere Ehre konnten sie ihm nicht erweisen; denn Dian Pusse hieß ein Oberhaupt, das ehemals die Insel eroberte und dessen Andenken bei diesen Völkern noch sehr geehrt wird.

Nur die Franzosen ließen la Case'n nicht die Gerechtigkeit widerfahren, die er für seine Tapferkeit und sein gutes Verhalten verdiente. Der Gouverneur von Fort Dauphin war eifersüchtig auf den Ruhm, den

jener sich durch die geschickte Vollziehung der ihm gegebenen schwierigen Aufträge erworben hatte, und weigerte sich, ihn zu belohnen und zu befördern. Der Beherrscher der Provinz Ambul, Namens Dian-Rassitat, benutzte das gerechte Mißvergnügen des la Case, um ihn an sich zu ziehen. Fünf Franzosen folgten diesem, und verließen Fort Dauphin. Dian-Nong, die Tochter des Dian-Rassitat, verliebte sich heftig in la Case'n, und bot ihm, mit Bewilligung ihres Vaters, ihre Hand an. Dieser alte und schwache Fürst hatte am Rande seines Grabes den Trost, das Glück seiner Unterthanen dadurch zu sichern, daß er seinen Schwiegersohn zum unumschränkten Herrn der reichen und fruchtbaren Provinz Ambul machte. La Case schlug, als er Dian-Nong zur Gattin nahm, den Titel und die Ehre aus, die in diesem Lande mit der höchsten Macht verbunden sind, und wollte nur als der erste Unterthan seiner Frau angesehen seyn, die bei dem Tode ihres Vaters zur Monarchin erklärt ward. La Case ward von Dian-Nong, die mit einer reitzenden Gesichtsbildung großen Muth und seltne Eigenschaften verband, zärtlich geliebt, und von seiner Familie, so wie von den Ambulern, deren Vater er war, verehrt. Doch für das Gedeihen der Französischen Niederlassung im Fort Dauphin konnte er nur ohnmächtige Wünsche thun. Er durfte seinen Landsleuten nicht zu Hülfe kommen, ob er gleich wußte, daß sie sich in der größten Noth befanden. Chamargou hatte auf la Case'ns Kopf und auf den Kopf der fünf Franzosen, die ihm nach Ambul gefolgt waren, einen Preis gesetzt. Die Oberhäupter in der Nachbarschaft des Forts waren äußerst aufgebracht darüber, daß man dem Leben eines Mannes nachzustellen wagte, für den sie die tiefste Ehrfurcht hatten, und weigerten sich einmüthig, dem Fort Lebensmitel zu verschaffen. Zu den Fiebern und andren Krankheiten, welche die Anzahl der Franzosen bis auf achtzig vermindert hatten, kam nun noch eine gänzliche Hungersnoth. Unsre Niederlassung im Fort Dauphin

wär

war ihrem gänzlichen Untergange nahe, als die Ankunft eines Schiffes unter dem Befehle eines Edelmannes aus Bretagne, Namens Kerkadio, den Uebeln, welche die Kolonie betroffen hatten, auf einige Zeit abhalf. Seitdem die Franzosen nach Madagaskar gekommen waren, hatten ohne Unterlaß Unordnung und Verwirrung unter ihnen geherrscht. Die Insulaner haßten sie, und fingen sogar an, sie zu verachten. Unsre Tyrannei hatte sie empört, aber unsre innerlichen Uneinigkeiten das Schrecken vermindert, das die Ueberlegenheit unserer Waffen ihnen Anfangs verursachte. Der Kapitain Kerkadio sah ein, daß die Hülfe, die er aus Frankreich brachte, nicht von langer Dauer seyn konnte. Dieser brave Officier, der weder die Vorurtheile, noch die Härte seines Standes hatte, hielt es für nöthig, Chamargou'n zu bewegen, daß er sich wieder mit la Case'n versöhnte. Er stellte ihm vor, daß er einen Mann, der durch seine Verheirathung mit Dian-Nong nicht bloß unumschränkter Herr von der Provinz Ambul, sondern auch Souverain der ganzen Insel Madagaskar geworden wäre, nicht mehr als seinen Subaltern ansehen müsse. Was konnte auch wohl unglücklichere Folgen für die Franzosen haben, als unsinnige Halsstarrigkeit eines Chefs von einer fast zu Grunde gehenden Kolonie, wenn er darauf bestand, einen eben so mächtigen, als geehrten Mann, der ihn mit Einem Worte zu vernichten im Stande war, wie einen Rebellen zu behandeln! Kerkadio verzweifelte indeß, daß seine Gründe auf den von Vorurtheilen eingenommenen und aufgebrachten Chamargou Eindruck machen würden; daher wandte er sich an einen unterrichteten Advokaten, der sich durch einen nicht gewöhnlichen Zufall mit ihm eingeschifft hatte, und bat ihn dringend, und als Freund, alle seine Talente anzuwenden, um den Gouverneur über seinen und der ihm anvertrauten Kolonie wahren Vortheil zu belehren.

Daß dem Advokaten dieses schwere Unternehmen gelang, hatte er weniger seiner Beredsamkeit, als der Ehre

zu verdanken, daß der Marschall de la Meilleraye ihn kannte und sein Beschützer war. Sobald er dem Gouv. Chamargou zu verstehen gab: er könne nicht umhin, dem Marschall von dem Unglück und vielleicht von dem Untergange des Forts Dauphin Rechenschaft zu geben; so ward der vorher so stolze, unbiegsame Gouverneur, welcher dem Hunger und dem Tode trotzte, und die traurigen Ueberreste der ihm anvertrauten Kolonie seiner Rachsucht aufopfern wollte, plötzlich besorgt und furchtsam. Schon der bloße Name des Marschalls setzte ihn in Schrecken. Er ließ den Kapitain Kerkadio bitten, ihm seine Hartnäckigkeit zu verzeihen; und suchte ihn auf alle nur mögliche Art zu bewegen, daß er ihn mit la Case'n aussöhnen sollte, wobei er sich schon im Voraus zu jeder Genugthuung, die man von ihm fordern würde, anheischig machte. Kerkadio reiste, in Begleitung des Advokaten, nach Ambulab; und die Unterhandlung, die er übernommen hatte, ging schnell und leicht von Statten. La Case verachtete die vergeblichen Bemühungen seiner Feinde; denn dieser würdige Mann hatte kein lebhafteres Verlangen, als seinen Landsleuten nützlich zu seyn. Er eilte ihnen zu Hülfe, sobald man ihm Erlaubniß dazu gab, und brachte Frieden und Ueberfluß mit sich nach dem Fort Dauphin. So lange man seinen Rath befolgte, litt die dortige Niederlassung nicht mehr durch Unordnung und Elend.

Dian Rong zeigte sich nicht weniger großmüthig, als ihr Mann. Jeder Franzose — so stark ist die Macht der Tugend! — fühlte sich wahrhaft von dem heroischen Muthe dieser Frau gerührt, welche Herrschaft genug über sich hatte, um das Andenken an das ihrem Manne zugefügte Böse ganz zu unterdrücken. Sie folgte jenem sanften Antriebe, oder vielmehr jenem angebornen Bedürfnisse des Menschen, seines Gleichen zu helfen, wenn er ihn in Noth sieht.

Der Advokat genoß mit seinem Freunde Kerkadio zugleich das Glück, Frieden und Ueberfluß in dem Fort Dauphin wieder hergestellt zu haben; doch vergaß er dabei die verabscheuungswerthe List nicht, die ihn seinen werthen Studien und seinem Stande entrissen hatte. Er irrte seit mehreren Jahren ohne Zweck und Plan auf einem stürmischen Meer umher, und durchstreifte entfernte Länder, ohne daß Neigung oder Vortheil ihn antrieb, sie zu besuchen. Seine Wünsche waren nur auf sein Vaterland gerichtet; sie konnten aber erst nach neuen Beschwerlichkeiten erfüllt werden. Möchte doch seine Geschichte Leichtgläubigen zur Warnung dienen! Seine Familie hatte den Befehl nachgesucht und ausgewirkt, daß sein Bruder wegen übler Aufführung nach Madagaskar gebracht werden sollte. Der Advokat, dem man den Auftrag gab, diesen Befehl vollziehen zu lassen, war so unvorsichtig, daß er sich in Nantes einem von jenen dienstfertigen Menschen anvertrauete, die das unselige Talent haben, den Fremden Zutrauen einzuflößen und es zu benutzen. Der Letztere fand es drollig, den Advokaten einschiffen, und den Bruder entkommen zu lassen. Durch diesen doppelten Betrug bemächtigte er sich dann der Börse von Beiden*).

La Case blieb nur so lange im Fort Dauphin, als es durchaus nöthig war, um daselbst Ueberfluß und Ruhe wieder herzustellen. Seiner Gattin Dian Nong gefiel es dort gar nicht, und ihre besonderen Angelegenheiten riefen sie wieder nach Ambul; überdies war Chamargou mehr eifersüchtig über la Case'ns glücklichen Erfolg, als erkenntlich für die ihm von jenem geleisteten Dienste, und er würde demselben unfehlbar Mißvergnügen verursacht haben. La Case konnte hieran um so weniger zweifeln, da der Gouverneur nicht, so wie die übrigen

*) Hier folgt in dem Original eine lange, nichts Neues enthaltende Betrachtung über Verbrechen, Strafen und verwandte Gegenstände. Man würde sie wohl in jedem andern Buche eher suchen, als in einer Reise nach Madagaskar; sie konnte daher in der Uebersetzung füglich weggelassen werden.

Personen der Kolonie, in ihn drang, daß er in dem Fort bleiben sollte. Aber in eben dem Augenblick, da die Franzosen, zweihundert an der Zahl, in der fruchtbaren Provinz Karkanossi beträchtliche Impossen erhoben und den Insulanern Gesetze vorschrieben, verwüstete aufs neue ein bürgerlicher Krieg diese schönen Gegenden, und machte la Case'ns Dienste nothwendig. Dieser, noch mehr für die Franzosen, als für die Malegaschen, unglückliche Krieg ward durch den unüberlegten Religionseifer eines Missionarius veranlaßt. Dian Manange, Beherrscher der Provinz Mandrarey, ein mächtiger, verständiger, muthiger Mann und ein treuer Bundesgenosse der Franzosen, hatte den Pater Stephan vom Orden der Lazaristen, Superior der Mission in Madagaskar, in seinem Donack auf eine sehr ausgezeichnete Art aufgenommen. Der Pater, dem die guten Eigenschaften des Dian Manange gefielen, bildete sich ein, es würde ihm leicht werden, ihn zu bekehren. Als der Letztere das Vorhaben merkte, glaubte er, seine Freundschaft für die Franzosen und besonders die Empfehlung seines Freundes la Case forderten von ihm, daß er dem eifrigen Missionar zuvorsagte, wie unnütz seine Bemühungen wären. — Die Malegaschen mögen gern öffentlich sprechen; daher versammelte Dian Manange seine Weiber und seine Hausleute, um dem Pater Stephan in ihrer Gegenwart zu erklären, daß nichts in Stande wäre, ihn von seinen Gewohnheiten abzubringen.

„Ich beklage, sagte er zu dem Pater, deine Thorheit, daß du verlangst, ich soll in meinen Jahren mein Glück und die Freuden, die ich in meinem Dongckrings um mich habe, deinem Willen aufopfern; ich beklage dich, daß du dessen beraubt bist, was die Sorgen des Lebens vertreibt. Du erlaubst mir, mit Einem Weibe zu leben; aber ist Ein Weib ein Glück — warum sollten denn viele Weiber ein Uebel seyn, wenn Friede und Eintracht unter ihnen herrschen? Siehst du unter uns irgend eine Spur von

Eifersucht oder Haß? Nein, alle unsere Weiber sind gut; alle suchen mich glücklich zu machen, und ich bin mehr ihr Sklav, als ihr Herr. Doch, wenn deine Grundsätze so nützlich, so nothwendig sind — weshalb befolgen deine Brüder im Fort sie nicht? weshalb zwingst du sie nicht, sie zu beobachten? Sie müssen den Werth und den Nachdruck deiner Worte besser kennen, als ich. Glaube mir, Freund, ich will dich nicht betrügen. Es ist mir unmöglich meinen Gewohnheiten zu entsagen, und ich werde sie nur mit meinem Leben verlassen. Aber ich erlaube dir, deinen Eifer an den Völkern zu zeigen, die meiner Herrschaft unterworfen sind. Auch über meine Familie und meine Kinder gebe ich dir diese Macht. Sie wird dir aber nicht viel helfen, wenn du deine Lehren nicht nach unsern Sitten und Gebräuchen einzurichten weißt."

Der Pater Stephan beantwortete diese Rede nur mit dem unbedingten Befehl: Dian Manange sollte augenblicklich alle seine Weiber verstoßen und nur eine einzige behalten; ja, er vergaß sich so weit, daß er ihm verwegen drohete: wenn er den Befehl nicht augenblicklich befolgte, so sollten die Franzosen ihm seine Weiber mit Gewalt wegnehmen. Man kann leicht denken, daß eine so unerwartete Heftigkeit Alles in dem Donack unwillig machen und empören mußte. Die Weiber fielen über den Missionar her, und überhäuften ihn mit Schmähungen und Schlägen; ja, sie würden ihn in ihrer Wuth unfehlbar erwürgt haben, wenn Dian Manange, ungeachtet der ihn bestürmenden Unruhe, ihm nicht eilig zu Hülfe gekommen wäre. Er mußte alle seine Autorität brauchen, daß er einen Augenblick mit dem Mönche allein bleiben konnte. Dann entließ er ihn mit einem reichen Geschenke. Er that noch mehr: er verlangte von dem Missionar vierzehn Tage Bedenkzeit, um sich über die wichtige Angelegenheit seiner Bekehrung zu entschließen. Aber dieser Aufschub, den er so dringend forderte, und den der Missionar kaum zugestand, hatte einen ganz andern Zweck. Dian Manange wollte nur Zeit ge-

winnen, sich aus seiner Provinz Mandrarey zu entfernen, ohne daß er von den Franzosen verfolgt zu werden fürchten dürfte. Sobald er dann glaubte, daß er es mit Sicherheit könnte, brach er mit seinen Weibern und Sklaven auf, um sich nach dem Lande der Maschikoren zu flüchten, das fünf und zwanzig Stunden von dem Fort Dauphin entfernt ist.

Sein Aufbruch ging nicht so geheim vor sich, daß er dem Pater Stephan, der sogar in dem Donack Spione hatte, hätte unbekannt bleiben können. Vergebens suchte Chamargou den Missionar bei sich zurückzuhalten; dieser hörte nur auf seinen Religionseifer, und faßte den unbesonnenen Entschluß, dem Dian Manange nach dem Lande der Maschikoren zu folgen. Ein Lazarist, noch ein Franzose und sechs Küchenjungen oder Bedienten, welche seine Priesterkleidung trugen, begleiteten ihn auf dieser gefährlichen Mission. Nach vielfältigen Beschwerlichkeiten und Hindernissen kam er in der ersten Fastenwoche des Jahres 1664 zu Dian Manange. Dieser war über den Muth des Mönches mehr erstaunt, als erschrocken, bezeigte ihm tiefe Ehrfurcht, und nahm ihn so auf, wie er es gar nicht erwarten konnte. Vergebens bat er ihn inständigst, von dem Vorhaben, ihn zu bekehren, abzulassen, weil es sich nicht mit seinen Sitten und Gebräuchen vertrüge. Der Pater Stephan riß ihm, statt aller Antwort, sein Oli und seine Amulete ab, warf sie ins Feuer, und erklärte ihm Krieg. Es wird wohl nicht befremden, daß ein so heftiges Verfahren ihm und allen seinen Begleitern augenblicklich das Leben kostete. Dian Manange ließ sie todtschlagen, und schwor zugleich das gänzliche Verderben der Franzosen. Um diesen schrecklichen Eid desto sicherer halten zu können, schickte er seinen Sohn, der getauft worden war, an seinen Schwager Lavatange, (la Vatangue) um ihn zu unterrichten, was für Bewegungsgründe ihn vermocht hätten, sich von der Tyrannei der Franzosen zu befreien, deren strafbare Absich-

ten auf nichts Geringeres hinausliefen, als die Gebräuche, die Sitten und die Religion des Landes umzustoßen. Er setzte hinzu: sein Oli (eine Art von Amulet, das die Insulaner um Rath befragen) habe ihm befohlen, dieselben, auch mit Gefahr seines Lebens, zu vertheidigen. Noch versicherte er Lavatange'n: die Franzosen wären unfähig geworden zu siegen, weil sie es gewagt hätten, so strafbare Ausschweifungen zu begehen. Im Zorn benachrichtigte er seinen Schwager auch, daß Chamargou vierzig Franzosen nach der westlichen Küste geschickt hätte, die er leicht überfallen und niedermachen könnte. „Ich schicke dir meinen Sohn, setzte er zum Schlusse seines Briefes hinzu, daß er sich an die Spitze des Heeres stellen soll, welches du abschicken wirst, um die Franzosen anzugreifen und zu vernichten. Mein Oli inspirirt mich; und du weißt, welches Unglück uns befällt, wenn wir das, was es uns gebietet, nicht treu befolgen. Mein Sohn wird dir alles, was vorgegangen ist, umständlich erzählen; du wirst über das treulose Verfahren dieser Fremden gegen ihren getreuesten Bundesgenossen in Unwillen gerathen.„

Es war ein großes Glück für Lavatange'n, daß er von der Reise der vierzig Franzosen Nachricht erhielt. Er hatte nur so eben noch Zeit, sich in Bereitschaft zu setzen; denn zwei Tage nach der Ankunft seines Neffen meldeten ihm seine Spione, daß die Franzosen eine Stunde weit von seinem Dorfe gelagert wären. Er ließ den letzteren Reiß, Honig und vier Ochsen anbieten, und ersuchte sie, ihm doch den Endzweck ihrer Reise zu sagen, weil er noch niemals eine so große Anzahl Europäer in dem Inneren der Insel gesehen hätte. La Forge, der das Detaschement kommandirte, ließ Lavatange'n antworten: er habe Befehl, sein Land der Herrschaft des Fort Dauphin zu unterwerfen. Der Letztere gerieth über ein so unerwartetes Unternehmen in Schrecken, bat ihn um Frieden, und trug ihm vierhundert Ochsen an, wobei er bemerkte: sein Land Häe-Fontschi liege zu weit von dem Fort, als daß er

sich den Haß der Franzosen habe zuziehen können. La Forge verwarf den Vorschlag mit Verachtung; ja, der Unsinnige wagte es, zwanzig tausend Ochsen als die Friedensbedingung zu verlangen. Lavatange gab auf eine so ausschweifende Forderung gar keine Antwort, sondern ließ die Abentheurer todtschlagen, als sie gerade ein Zuckerrohrfeld verheerten.

Man erfuhr im Fort Dauphin die näheren Umstände von dem Unglück der vierzig, nach der Westküste ausgeschickten Abentheurer durch einen Portugiesen, der allein dem Blutbade entrann, weil er sich in einem großen, mit Schilf bewachsenen und übel riechenden Sumpf flüchtete. Er blieb daselbst zwei Tage lang verborgen, wobei ihm das Wasser bis an den Hals ging. Die Insulaner wollten sich nicht hinein wagen, und steckten daher das Schilf in Brand, um den Portugiesen zu nöthigen, daß er herauskommen müßte; aber durch den dicken Rauch, den dieser Brand verursachte, hatte er das Glück ihrer Verfolgung zu entgehen. Den Insulanern lag viel daran, diesen Menschen zu tödten, damit Chamargou sie nicht vor der Ankunft des Dian Manange, der mit seinem Heere noch in dem Lande der Maschikoren war, angreifen könnte. Der Portugiese berichtete nun: es wäre mit ihrer Reise bis dahin, daß sie auf Lavatange'n gestoßen, alles völlig glücklich gegangen. Ihre Menge hätte die Dörfer, durch die sie gekommen, in Schrecken gesetzt, und die Oberhäupter ohne alle Schwierigkeit die geforderten Kontributionen bezahlt; endlich wären sie in Begriff gewesen, die Früchte einer langen und beschwerlichen Reise zu genießen, als die unersättliche Raubgierde ihres Befehlshabers an ihrem Verderben und an dem Verlust ihrer reichen Beute Schuld gewesen sey.

Chamargou hätte in diesem Vorfalle nichts andres sehen sollen, als gerechte Bestrafung der unglücklichen Landstreicher, welche Gegenden verheerten, auf die sie gar kein Recht hatten; aber statt diesen Unterricht zu benutzen,

faßte er den verderblichen Entschluß, die Wohnplätze der Insulaner mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Er rückte mit dreißig Franzosen und einem kleinen Heere von Manambuln aus, ließ Weiber und Kinder niederhauen, brannte alle Dörfer ab, die er auf seinem Wege fand, und bemächtigte sich des, Dian Manange'n gehörenden Donacks. Der Pater Mannier, der einzige noch übrige Missionar, trug die Standarte. — Ich werde hier keine umständliche Nachricht von diesem barbarischen Zuge geben. Ein Augenzeuge, der nachher Provinzial-Kommissarius der Artillerie ward, hat ihn in einem Werke unter dem Titel: Voyage de Madagascar, par M. V., beschrieben.

Die Handschriften, die ich benutze, stimmen nicht in allen Umständen mit diesem Schriftsteller überein; aber, wie es scheint, ward Chamargou durch gänzlichen Mangel an Lebensmitteln gezwungen, sich wieder nach dem Fort Dauphin zurückzuziehen. Als er hierbei über den großen Fluß Mandrarey zu gehen suchte, zeigte sich Dian Manange, der seinen Bewegungen auflauerte, an dem entgegengesetzten Ufer mit einer Armee von sechstausend Mann, um sich seinem Uebergange zu widersetzen. Dian Manange, der das Chorhemde und das viereckige Barett des Missionarius Stephan trug, trotzte an der Spitze seines Heeres den Franzosen, die beinahe vor Elend starben. Während der Zeit kam la Case heran, und brachte zehn Franzosen, nebst 3,000 Androfacen mit, die seine, oder vielmehr seiner Gattin Dian Nong, Unterthanen waren. Augenblicklich stürzte dieser tapfere Mann sich in den Fluß, gab Feuer auf den Feind, und nöthigte denselben noch mehr durch das Schrecken seines Namens, als durch die Gewalt seiner Waffen, die Ufer des Flusses zu verlassen und zu fliehen. La Case verfolgte ihn, obgleich die Annäherung der Nacht ihn hätte davon abhalten sollen. Er erkannte den Dian Manange mitten unter einer zahlreichen Schaar von Insulanern, und wollte über ihn herfallen; aber Na-

bazé, Dian Manange's Freund und Günstling, hatte den Muth, ihn aufzuhalten und sein Leben aufzuopfern, um seinen Oberherrn zu retten. Nur die Nacht konnte dem Morden Einhalt thun. Aber nach diesem blutigen Kriege befand das Fort Dauphin sich aufs neue in der beklagenswerthesten Noth; die Oberhäupter schickten keine Lebensmittel mehr, und fingen die auf, die man von weit her holte. Dian Manange, der auf die Herrschaft über einen großen Theil der Insel Madagaskar Anspruch machte, bedrohete unsre Niederlassung mit einem furchtbaren Heere; und seine bloße Anwesenheit würde sie ausgehungert haben, wenn nicht la Case fünf tausend Stück Hornvieh in das Fort geschickt hätte. Alle Expeditionen dieses außerordentlichen Mannes hatten vollkommen glücklichen Erfolg; mit dreizehn Franzosen und zweitausend Androfacen schlug er den Dian Ravaras, der an der Spitze einer Armee von achtzehn tausend Mann stand, und nahm ihm zwanzigtausend Ochsen, nebst fünftausend Sklaven weg. La Case'ns großer Ruf machte endlich, daß der Rath der Kompagnie einsah, wie nöthig es wäre, einen Mann anzustellen und zu belohnen, der ihr so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte und noch größere leisten konnte. Sie schickte ihm ein Lieutenants-Patent, schenkte ihm einen Degen, und wünschte ihm Glück zu den von ihm ausgeführten Unternehmungen. La Case gab dem Herrn von Rennefort, der nach Frankreich zurückkehrte, den Auftrag, der Kompagnie für die neuen ihm erwiesenen Gunstbezeigungen zu danken, und setzte hinzu: er wollte es auf sich nehmen, mit zweihundert Franzosen die Insel zu erobern, und die übrigen vortheilhaften Plane, die er ihr schon vorgelegt hätte, auszuführen, wenn sie ihn berechtigte, nur ihr selbst unmittelbar Rechenschaft von seinem Verhalten zu geben. Die Kompagnie nahm diesen Plan nicht an, der ohne Zweifel mehr das Werk eines braven Soldaten, als eines einsichtsvollen Staatsmanns war; denn ein billig Denkender weiß die Rechte der Gast-

freundschaft zu ehren, und sieht es mit schmerzlichem Bedauern, wenn die Gefühle der Billigkeit und Menschlichkeit für niedrige Handelsvortheile verletzt werden.

Der Marquis de Mondevergue ward im Jahre 1666 von dem Könige zum General-Kommandanten der Kolonieen jenseits des Aequators ernannt, und zugleich erhielten la Faye und Caron die Direktion des Indischen Handels. Der Marquis kam am 10ten März 1667 auf einem Schiffe von sechs und dreißig Kanonen im Fort Dauphin an, und ihn begleitete eine kleine Flotte von neun Fahrzeugen, welche die beiden Direktoren von Indien, einen General-Prokurator, vier Kompagnien Infanterie, zehn Kolonie-Chefs, acht Kaufleute und zwei und dreißig Weiber an Bord hatte.

Mondevergue ließ sich als Admiral und General-Gouverneur von dem Französischen Orient anerkennen. Er mußte seine Zuflucht zu la Case'n nehmen, um Unterhalt für seine Flotte zu bekommen. Der letztere sorgte für alles; ja er that noch mehr: er söhnte den Dian Manange, dessen Tapferkeit und Einsicht nicht zu verachten waren, mit den Franzosen aus. Dieses Oberhaupt, das man im Fort den Fürsten von Mandrarey nannte, schwor nun dem General-Gouverneur Gehorsam und Treue.

Caron, ein geborner Holländer, hielt sich nicht lange im Fort Dauphin auf. Er ging mit einem großen Theile der Flotte nach Surate ab, um die Direktion der dortigen Niederlassung zu übernehmen; und la Faye blieb im Fort. Im November 1670 kam eine andre Flotte von zehn Schiffen an, die unter dem Herrn de la Haye, Befehlshaber des Navarre, eines Schiffes von sechs und funfzig Kanonen, stand. Das ganze Geschwader gehörte dem Könige, und war zum Kriege bewaffnet. La Haye ließ sich als General und Admiral, mit der Autorität eines Vice-Königs, anerkennen. Er machte Chamargou zum Unter-Kommandanten, und la Case'n zum Major der

Insel. Um diese Zeit hatte die Kompagnie dem Könige den Besitz von Madagaskar abgetreten.

Der Marquis de Mondevergue, dem man die Wahl gelassen hatte, ob er Gouverneur von Madagaskar bleiben, oder nach Frankreich zurückkehren wollte, zog das letztere vor, und schiffte sich im Februar 1671 auf der Marie ein. Bei seiner Ankunft zu Port-Louis fand er einen Kommissarius, der den Auftrag hatte, ihm die Rechnung über seine Administration abzunehmen. Die Kompagnie war sehr gegen ihn aufgebracht; denn la Haye, mit dem er sich überworfen, hatte ihn verläumdet und auf das übelste angeschwärzt. Obgleich der brave Mondevergue, der mit Klugheit regiert und den Frieden in Madagaskar wieder hergestellt, die Stimme des Publikums für sich hatte, so mußte er doch seinem Gegner unterliegen, und starb als Gefangener in dem Schlosse zu Saumur.

La Haye, dessen Autorität unbegränzt war, faßte den Entschluß, sich von den Oberhäuptern, welche Verdacht bei ihm erregten, zu befreien; er machte daher Chamargou und la Case'n den Antrag, sie sollten den nächsten Nachbar der Franzosen, Dian Ramousaye, der nicht nach dem Fort gekommen war, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen, den Krieg erklären. Man verlangte nun von ihm, daß er alle die Waffen, die er von den Franzosen hatte, nach dem Fort zurückschicken sollte. Es läßt sich leicht einsehen, daß er diese Forderung sogleich geradezu abschlug. Nun gab la Haye Chamargou'n und la Case'n Befehl, mit 700 Franzosen und 600 Malegaschen den Dian Ramousaye in seinem Dorfe zu belagern. Dieser Angriff war fruchtlos; denn Dian Ramousaye vertheidigte sich so lebhaft, daß die Franzosen sich zurückziehen mußten. Hiermit schien es nicht natürlich zuzugehen; man glaubte, Chamargou habe aus Mißvergnügen darüber, daß er in einem Lande, wo er sonst immer der erste gewesen, itzt nur der zweite war, nicht wenig dazu beigetragen, diese Expedition, deren Un-

gerechtigkeit man nicht einmal zu bemänteln gesucht hatte, zu vereiteln. Wie dem auch seyn mag — la Haye ward durch den schlechten Erfolg seiner ersten Unternehmung so gedemüthigt, daß er den Entschluß faßte, Fort Dauphin zu verlassen, und sich mit seinen Truppen nach Surate zu begeben, wenn er vorher die Insel Mascarenhas (die nachmalige Insel Bourbon) besucht hätte. Seine Eigenliebe war äußerst dadurch gekränkt, daß er den Chamargou, weil dieser durch Lokal-Kenntnisse Vortheile über ihn hatte, mit aller seiner Autorität nicht verhindern konnte, die Operationen, die er unternehmen wollte, durch geheime Triebfedern nach Willkühr scheitern zu lassen.

Bald nach la Haye's Abreise starb der brave la Case. Es ließ sich leicht vorhersehen, daß der Tod dieses berühmten Mannes unvermerkt den Untergang unsrer Niederlassung nach sich ziehen würde. Man wußte, daß die Insulaner die lebhafteste Begierde hatten, sich für unsre Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rächen, da unser Joch ihnen verhaßt und unerträglich war.

Daß die Niederlassung im Fort Dauphin, trotz der verabscheuenswerthen Administration ihrer Befehlshaber, nicht zu Grunde ging, hatte man bloß la Case'n zu verdanken, dessen Name die Malegaschen von einer so fehlerhaften Konstitution abhängig erhielt. Das Andenken dieses in der That außerordentlichen Mannes steht bei den Insulanern noch in großer Verehrung. Seine Tapferkeit, verbunden mit noch seltneren Eigenschaften, und besonders seine Verwandtschaft mit ihnen durch seine Verheirathung mit Dian Nong, gab ihm ein solches Ansehen, daß erst nach seinem Tode alle Oberhäupter sich gegen die traurigen Ueberreste der Französischen Abentheurer vereinigten, auf deren ephemeres Glück immer viel größere Widerwärtigkeiten folgten.

La Case hatte ohne Zweifel zu viel Neigung zum Kriege; und dies ist ein Flecken für sein Andenken. Doch

wen stürzt Ruhmbegierde nicht bisweilen in eine Trunkenheit, welche alle Gefühle von Recht und Menschlichkeit tödtet? Ein tapferer Soldat kann sich schwer in allen Stücken wie ein Weiser verhalten; und in dieser Rücksicht wäre es vielleicht ungerecht, alle Handlungen dessen, der in Madagaskar seiner Nation am meisten Ehre gemacht hat, streng zu richten.

Chumargou überlebte la Case'n nicht lange; und nach ihm ward la Bretesche, la Case'ns Schwiegersohn, der aber weder die Talente noch das Ansehen seines Schwiegervaters hatte, Befehlshaber der Niederlassung. Er sah, daß er bei der Unruhe und der Zwietracht, die unter den Franzosen und den Insulanern herrschten, unmöglich seine Autorität behaupten konnte; deshalb benutzte er die Gelegenheit, da ein nach Surate bestimmtes Schiff bei der Insel vor Anker ging, sich mit dem Ueberreste seiner Familie einzuschiffen. Mehrere Missionarien und einige andre Franzosen befolgten sein Beispiel; aber kaum war das Schiff segelfertig, als man ein Nothzeichen auf dem Lande bemerkte. Der Schiffskapitain ließ sogleich seine Schaluppen aussetzen; und diese nahmen nun bei dem Fort die Unglücklichen auf, welche einem, von Dian Ramousaye und den übrigen Oberhäuptern in der Nachbarschaft unsrer Niederlassung veranstalteten Blutbade entgangen waren. Dieses traurige Ende hatte eine Kolonie, die gewiß blühend und für den Handel vortheilhaft geworden wäre, wenn ihre Vorgesetzten nicht alle Mittel angewandt hätten, den Namen der Franzosen bei den von Natur so sanften, menschlichen und gastfreien Malegaschen verhaßt zu machen.

Unter den verschiedenen handschriftlichen Aufsätzen, die mir bei dieser Nachricht von unsren ersten Niederlassungen im südlichen Theile der Insel Madagaskar zu Statten gekommen sind, muß ich mit Ehren eines Manuskriptes erwähnen, das ich von dem Minister Herrn de Malesherbe bekommen habe. Dieser Beförderer der Wissen-

schaften hatte zugleich die Güte, mir eine große und sehr sorgfältig gezeichnete Karte von Madagaskar*) mitzutheilen, welche, so wie das Manuskript, von Herrn Robert ist. Dieser Mann widmete sie im Jahre 1725 dem Duc de Chaulnes, dessen Protektion er damals suchte, um ein neues Etablissement im Norden von Madagaskar zu errichten. Er war von den Seeräubern gefangen, und nach Madagaskar gebracht worden. Hier blieb er mehrere Jahre, und wandte sie nützlich dazu an, die Insel zu durchwandern und die Produkte der vornehmsten Provinzen kennen zu lernen. Sein Plan zu einer Niederlassung hatte den Endzweck, die Reichthümer zu sammeln, welche die Seeräuber in dem nördlichen Madagaskar, während dasselbe ihnen zum Zufluchtsorte gedient, verstreuet hatten. Doch dieser Plan, bei dem der Vortheil vielleicht nicht einmal die Kosten aufgewogen hätte, blieb unausgeführt. Es würden nun keine beträchtliche Niederlassungen mehr gegründet, außer in neuern Zeiten eine von Herrn de Modave, einem angesehenen und verständigen Officier, im südlichen Theil, und eine andere von dem Grafen Beniowski im nördlichen. Ich war im Jahr 1768 auf Isle de France, als Herr de Modave in Namen des Königs das Gouvernement von Fort Dauphin in Besitz nahm. Der damalige Seeminister, Duc de Praslin, hatte den ihm von Herrn de Modave vorgelegten Plan gebilligt. Vielleicht ist dieser Plan den Lesern nicht unwichtig.

Isle de France kann, wie unsre Antillen, unsre Lebensmittel konsumiren, und uns dagegen Produkte vertauschen, die uns fehlen. Sie ist ein Anker- und Erfrischungsort für die Schiffe und Mannschaften, die in unsrem Asiatischen Handel beschäftigt sind. Auch kann sie unsren Handel decken und uns in Indien vertheidigen.

*) Die Gründe, weshalb diese nicht nachgestochen, sondern durch eine neugezeichnete ersetzt worden ist, sehe man in der Vorrede. G. F.

So viele vereinigte Vortheile konnten wohl mehrere Personen überreden, daß diese Kolonie unter allen Niederlassungen jenseits des Meeres das Gouvernement am meisten interessiren müsse. Wenn man aber alle die Gesichtspunkte, unter denen Isle de France so empfehlenswerth scheint, nach einander betrachtet, so sieht man, daß die Insel in jeder Rücksicht in einem unvollkommenen Zustande ist, und daß man an ihrer Nutzbarkeit zweifeln müßte, wenn sie auf das eingeschränkt wäre, was sie für sich selbst und durch ihre gegenwärtigen Nebenvortheile seyn kann. Wirklich ist diese Insel in Rücksicht auf Tauschhandel sehr uninteressant *), da sie sowohl an Asien, als an Europa fast gar nichts zu geben hat. Sie könnte übrigens ihre Lebensmittel zur Ausfuhr nicht anders vermehren, als auf Kosten wesentlicher Dinge. Dann würde sie den Schiffen, die daselbst neue Vorräthe einnehmen wollten, nichts geben können; und eben so wenig reichte sie für den Unterhalt der Truppen hin, wenn sie ihren Anbau auch ganz auf Getreide und andre Lebensbedürfnisse einschränkte.

Allein Isle de France hat auch noch außerdem einen wesentlichen Fehler: alle Arbeiten der dortigen Kolonie werden von Sklaven verrichtet; das Bevölkerungssystem der Insel ist daher fehlerhaft. Glücklicher Weise kann diesen Unvollkommenheiten durch eine Niederlassung auf Madagaskar abgeholfen werden; und daher wird es nöthig, diese zu versuchen. Der gute Fortgang eines solchen Unternehmens scheint leicht; die Kosten werden nicht beträchtlich und der Nutzen äußerst groß seyn. Das, was man aus Madagaskar ziehen kann, ist unzählig, da diese Insel die Produkte von zwei Zonen hervorbringt. Sie kann für den Asiatischen und Europäischen Handel in Ueberfluß Baumwolle und Seide liefern; ferner Gummata und allerlei Harze, Amber, Eben- und Färbeholz, Hanf, Flachs, gutes Eisen und überhaupt alle Metalle, selbst Gold nicht ausgenommen. Auch kann man daselbst mit mehr Vortheil, als irgendwo sonst, alle Indische Zeuge fabriciren. Ueberfluß an Reiß und Getreide wird auch den Land- und Seetruppen, die das Gouvernement etwa auf Isle de France unter-

*) Durch die Betriebsamkeit des Herrn Poivre ist nun die Einfuhr von Specereien ein wichtiger Handelszweig geworden. Das konnte aber Herr de Modave, als er diesen Aufsatz schrieb, nicht wissen. A. d. V.

unterhalten will, die nöthigen Lebensmittel zuschicken. Zu dem allen kommt auch noch Pökelfleisch, Leder und Talg.

Die Schifffahrt zwischen dieser Insel und Madagaskar kann, bei einiger Vorsicht, zu allen Zeiten sicher betrieben werden. Eine Verbindung zwischen diesen beiden Inseln ist also nothwendig und natürlich. Der Reichthum und die Stärke von Isle de France hangen von Madagaskar ab, und das erstere wird die vorgeschlagene Niederlassung eben so leicht anlegen, als erhalten können.

Es ist nicht nöthig, zu dieser Eroberung Flotten und Truppen auszuschicken, oder mit großen Kosten eine ganze Gesellschaft dahin gehen lassen. Bessere Mittel werden uns diese Niederlassungen ganz ohne Aufwand verschaffen; bloß durch die Macht des Beispiels, der Sitten, einer besseren Polizei und der Religion will man Madagaskar erobern. Die Gesellschaft ist daselbst schon ganz eingerichtet. Es kommt nur darauf an, sie an uns zu ziehen, und sie nach unsern Absichten zu lenken. Dies kann aber keine Schwierigkeiten machen, da es den Madekassen selbst durch den Vortheil des gegenseitigen Tauschhandels nützlich ist.

Sobald ich mich im Fort Dauphin niedergelassen, und ein Detaschement Truppen zur Besatzung desselben und zur Sicherheit der Franzosen unter meinem Befehle habe, will ich sechs Monathe lang das Innere des Landes durchreisen; denn man muß das Fort Dauphin nicht als den besten Ort zu einer Niederlassung ansehen. Drei Stunden südlich von dem Fort fließt der schöne Fluß Fanscher, der für kleine Fahrzeuge zwanzig Stunden landeinwärts schiffbar ist. Er bildet oberhalb seiner Mündung einen See, der drei tausend Toisen im Durchmesser hat und nirgends weniger als zehn Klafter tief ist. Dieser See hängt mit dem Meere durch einen, funfzig bis sechzig Toisen breiten Kanal zusammen, den der Ablauf des Wassers ausgehöhlt hat, und den selbst bei der trockensten Jahrszeit die stärksten Schaluppen befahren können. Durch einige wenige Arbeit würde dieser See einer der schönsten Häfen in der Welt werden; und wie es scheint, ist Fanscher der bequemste Ort zu einer Niederlassung. Wenn man mit Bewilligung der Eingebornen ein Lager daselbst aufgeschlagen hätte, müßte man die Garnison verdoppeln; und dann würde man zu den ersten

Geschäften einige Arbeiter nöthig haben. Man wird an mehrere Familien Ländereien vertheilen, welche nur von freien Leuten gebauet werden sollen.

Unsre Sicherheit im Lande, und die Absicht, der Kolonie selbst und auch Isle de France mehr Stärke zu verschaffen, erlauben es der projektirten Kolonie nicht, Sklaven in ihren Dienst zu nehmen; aber die Landeseingebornen können gegen Bezahlung zur Arbeit gebraucht werden: und da man sich ohne Schwierigkeit des Pfluges bedienen kann, so wird es möglich seyn, bald, und mit geringeren Kosten als auf Isle de France, durch eine kleine Anzahl Kolonisten einen sehr ausgebreiteten Feldbau treiben zu lassen. Man müßte übrigens an dem Orte ein Magazin von Branntwein, blauer Leinwand, Glasperlen, Korallen und einigen leichten Französischen Zeugen haben. Zwanzig Wohnungen werden den Erfolg der Niederlassung fürs erste sichern, und im zweiten Jahre wird es leicht seyn, viele andre zu errichten. Während der ersten beiden Jahre muß man mit Niederlassung, so zu sagen, nur eine Probe machen; um sie hernach zu befestigen, wird man die zu einem Fort nöthigen Materialien in Stand setzen, und dann im dritten Jahre das Fort erbauen, indeß mehr, um dem Kommandanten Würde zu geben, als daß er sich mit Gewalt darin behaupten soll. Isle de France und die Liebe der Eingebornen müssen die wahre Sicherheit der Kolonie ausmachen. Bei diesen Grundlagen könnte das vorgeschlagene Fort erbauet werden, ohne daß die neue Kolonie eine Erschütterung dadurch litte. Isle de France, das windwärts von Madagaskar liegt*), wird immer im Stande seyn, der neuen Kolonie Hülfe zu leisten. Die Kosten des vorgeschlagenen Unternehmens sind nur mittelmäßig; aber der Nutzen desselben sehr groß. Die Truppen vermehren die Kosten gar nicht, da sie ein Theil der Besatzung von Isle de France sind, wo ihre Unterhaltung theurer seyn würde. Zu den aufzuführenden Gebäuden ist nur eine kleine Anzahl von Arbeitern nöthig, die für eine mäßige Bezahlung in kurzer Zeit

*) Windwärts heißt: nach der Richtung hin, von welcher der Wind kommt. Hier ist von einer Meeresgegend die Rede, wo die Südostwinde beinahe das ganze Jahr hindurch herrschen; folglich liegt Isle de France windwärts (ostwärts) von Madagaskar. G. F.

das Nöthige thun werden; und dieser Vorschuß würde bald aus dem Verkauf mehrerer Sachen, die man durch das Etablissement selbst haben und zu dieser Rückzahlung bestimmen könnte, wieder herauskommen. So blieben alle Gebäude dem Könige, ohne daß man die zur Aufführung nöthigen Gelder von den nach Isle de France geschickten Summen nehmen dürfte. Die einzige Vergrößerung der Kosten, die das vorgeschlagene Etablissement in den Ausgaben von Isle de France und Bourbon verursachen würde, machten die Besoldungen der Officiere und Officianten aus; diese Summe wäre indeß nicht beträchtlich, da sie sich noch nicht auf 40,000 Livres beläuft. Die verschiedenen Geräthschaften, welche aus den Magazinen von Isle de France zur Versorgung der neuen Kolonie genommen werden müßten, schätze ich auf 33,548 Livres.

Dies ist der Aufsatz, welcher der Französischen Niederlassung im Fort Dauphin, unter dem Befehle des Herrn de Modave zur Grundlage gedient hat. Zwar entsprach der Erfolg dieses neuen Unternehmens keineswegs den Hoffnungen, mit denen der Minister sich schmeichelte; aber die Schuld davon war der Umstand, daß jede Kolonie, wenn sie nicht das Glück und die Bekehrung der Völker, bei denen man sich anbauen will, zur Grundlage hat, immer nur ein ephemeres Glück haben kann. Nicht Soldaten, sondern Handwerker, Ackerleute, arbeitsame unterrichtete Menschen, muß man bei solchen Völkern wohnhaft machen, und dabei nicht vergessen, daß Verträge der Wilden mit den Europäern in allen Stücken denen gleich sind, welche Kinder mit einsichtsvollen Leuten schließen würden. Da die bis jetzt mit den Malegaschen geschlossenen Verträge augenscheinlich zu dieser Art gehören, so würde es höchst ungerecht seyn, sich dieselben zum Nachtheil der Insulaner zu Nutze zu machen. Wird man durch große Handelsvortheile nach Madagaskar hingelockt, so muß man gerechtere und menschlichere Grundsätze befolgen. Man wähle zur Stiftung von Kolonieen Ackerleute und Handwerker. Wer den Charakter

der Malegaschen kennt, wird gar nicht ungewiß seyn, wie diese Insulaner Leute, deren frugales und thätiges Leben Ueberfluß herbeiführt und das Laster zurückschreckt, aufnehmen werden. Der Ackerbau vermittelst des Pfluges, und eine Menge praktischer Kenntnisse müssen den Insulanern Gesinnungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht einflößen. Indien bietet eine Menge Handwerker und geschickter Weber dar, welche die Kattune zu bereiten und ihnen die glänzenden dauerhaften Farben zu geben wissen, derentweger sie von den Handel treibenden Nationen so gesucht werden. Die aus Pflanzen gezogenen Färbematerialien haben in unserm kalten Klima nicht eben die Güte, nicht eben den Glanz, wie in der heißen Zone. Unsre Gartenfrüchte färben sich, wenn sie an Spalieren gezogen werden, nur auf der Seite, welche den Sonnenstralen zugekehrt ist. Wir haben keine Beitze, welche die Farben des Kattuns so dauerhaft und unveränderlich macht, wie der Saft der Adamsfeige, die wir Pisang nennen. Die Indier zeichnen sich auch in der Fabrikation von seidnen Zeugen aus; und mehrere Provinzen von Madagaskar würden reichliche Erndten von Seide liefern. Ein so wichtiger Handelszweig ist um so weniger zu vernachlässigen, da die Malegaschen im südlichen Theile der Insel diese schätzbare Substanz zu bereiten und zu weben wissen.

Ich habe in der Gegend der Bay Antongil vier Arten von Kokons kennen lernen, welche eine sehr gute Seide geben. Die Malegaschen unterscheiden dieselben durch folgende vier Benennungen. Ande-voé ist ein Kokon fast ganz so wie der, welcher in dem südlichen Frankreich die schönste Seide giebt. Ande-vontaka, kleiner als der vorige, liefert eine Seide, die feiner und völlig eben so schön ist, wie die Chinesische. Der Baum, welcher Anako (anacau) genannt wird, ist zu einer gewissen Jahrszeit mit kleinen Kokons bedeckt, die vermittelst kleiner Fäden an seinen Blättern und Zweigen hangen. Die Seide dieser Kokons, welche Ande-anako genannt

werden, ist äußerst haltbar und fein; aber um sie abhaspeln und zum Gebrauche tauglich machen zu können, muß man sie vor dem Schmutze bewahren, der von den Blättern und Zweigen herunterfällt. Die vierte Art, welche bei den Malegaschen Ande'-saraha heißt, kann gar nicht abgehaspelt werden. Sie hat die Gestalt eines Sackes, welcher mehrere Hundert kleine Kokons in sich schließt.

Die Wolle von Madagaskar ist schön; aber die Einwohner benutzen sie nicht. Die Indier würden sie in der Zubereitung derselben unterrichten, und bald hätte man ihnen dann einen neuen, äußerst wichtigen Handelszweig zu verdanken. Jeder Reisende kennt die schönen wollenen Zeuge, die in Bengalen unter dem Namen Schahl (Shawl) bekannt sind, und aus denen die Mohammedaner Turbane machen. Von diesem Zeuge kostet die Elle, wenn die feinste Wolle aus Kaschmir dazu gebraucht ist, nicht weniger als hundert Pistolen. Diesen übermäßigen Preis muß man befremdend finden, da die ersten Stoffe in Indien so wenig kosten, und die Handarbeit dort so wohlfeil ist. Indeß bringt der Indier, der mehr Geschicklichkeit und Geduld hat, als der Europäer, es mit ziemlich groben Instrumenten doch dahin, daß er diese kostbaren Zeuge weben kann.

Wollte Frankreich in der Folge mit Indien und China den reichen Seiden-, Wollen- und Zitzhandel theilen, so glaube ich — und mehrere einsichtsvolle Männer sind eben der Meinung — daß ein solches Unternehmen nicht unmöglich wäre, wenn man in Madagaskar nach guten Grundsätzen eine Kolonie von Indischen Webern anlegte, die unter dem Schutze von Isle de France und Bourbon stände. Man müßte aber zugleich die berühmten Maschinen von Manchester zum Kämmen und Spinnen der Wolle und Baumwolle einführen; denn alsdann wäre die Zeugfabrikation bloß auf das Weben eingeschränkt, und gewiß sind die Indier in diesem Stück den Europäern über-

legen. Diese Behauptung soll übrigens unsre Industrie gar nicht herabwürdigen. Ich fühle, wie ungereimt es wäre, die Aldeen*) am Ufer des Ganges mit unsren großen Manufakturen in Parallele zu setzen; man würde dann Produkte der Geschicklichkeit und Geduld mit Werken des Genie's vergleichen.

Die Industrie des Indiers ist übrigens nicht bloß auf das Weben eingeschränkt: er versteht sich ziemlich gut auf den Ackerbau; auch weiß er Zucker und Indigo zu bereiten. Der Thon nimmt unter seinen Händen mancherlei Gestalten an, so daß die Indische Töpferware selbst in Europa gesucht und geschätzt wird. Die Indier sind nicht weniger, als die Chinesen, in der Steinschneidekunst geschickt. Um die härtesten Steine zu schneiden und zu durchbohren, bedienen sie sich des pulverisirten und mit Oel getränkten Diamantspaths, einer in Indien nicht kostbaren und in Europa wenig bekannten Substanz, die sich eben so gebrauchen läßt, wie Diamantstaub. Die Indier wissen auch den Bambu zu bearbeiten, und Papier, Hausgeräthe, Palankine und wasserdichte Gefäße daraus zu verfertigen. Dieser Baum ist eine Art von dickem Schilf, aus dessen Knoten ein von den Orientalern sehr geschätzter Saft herausläuft. Er wird gegen hundert Fuß hoch, und sein hartes, leichtes Holz kann auf sehr viele Arten gebraucht werden.

Die Leute in Europa, die sich in den mechanischen Künsten auszeichnen, könnten von den Asiatischen Völkern mancherlei lernen, was ihnen großen Vortheil verschaffen würde. Der Ursprung des Borax ist uns noch nicht recht bekannt. Man hat mich zu Pondicheri versichert, daß dieses zum leichteren Schmelzen der Metalle so nöthige Salz nicht künstlich sey, sondern daß man es aus den

*) In Indien werden die Wohnungen der ursprünglichen Eingebornen mit dem Portugiesischen Worte *Aldèas* benannt, welches Dörfer bedeutet; hier scheint es Flecken, von Webern bewohnt, anzuzeigen. G. F.

Bergwerken von Aurengabad ziehe*). Der verstorbene Herr de Lassonne, erster Leibarzt des Königs, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, hatte mir den besondren Auftrag gegeben, über diesen Gegenstand Untersuchungen anzustellen; sie haben indeß, ungeachtet aller angewandten Mühe, keinen Erfolg gehabt. — Auch die Filigran-Arbeiten in Gold und Silber zeigen unsren geübtesten Künstlern, daß die Indier die Metalle mit vieler Geschicklichkeit zu bearbeiten wissen. Doch, ich brauche weiter nichts von der Industrie dieses Volkes zu sagen; was ich bisher angeführt habe, beweist schon hinlänglich, daß es eines gebildeten Volkes würdig wäre, in Madagaskar eine Kolonie von Indiern zu stiften. Der Indier wird Madagaskar seinem Vaterlande vorziehen; gewiß arbeitet er lieber in einem dem seinigen ähnlichen Klima, auf einer fruchtbaren Insel, wo er in Frieden Ueberfluß und Freiheit genießt, für sich selbst, als daß er zum Vortheile des Mogols ein Feld bauet, welches seinen Vorfahren auf die abscheulichste Art entrissen worden ist. Er wird durch sein Beispiel den guten Malegaschen zur Arbeit bilden, und durch seinen Kunstfleiß die Kolonie zu einem hohen Grade von Wohlstand bringen.

Der Reichthum einer Nation ist immer das Produkt ihrer Arbeit; also bleibt jeder arbeitsame Bürger nur deshalb unthätig und dürftig, weil die Nation ihren wahren Vortheil vernachlässigt oder verkennt. Ein Aktivhandel veranlaßt nicht nur viele und mannichfaltige nützliche Beschäftigungen, sondern erfordert auch Arbeiten, deren Vor-

*) Es ist bereits seit langer Zeit bekannt, daß der Borax als ein natürliches Mittelsalz in den Seen von Tibet gefunden wird, und nicht, wie der Verfasser meint, in den Bergwerken Indiens. Die Säure, welche seinen wesentlichsten Bestandtheil ausmacht, oder das so genannte Sedativsalz, findet sich auch in Europa in fester Gestalt, in gewissen Seen des Großherzogthums Toskana (namentlich im Cerchiago); und mit Kalch- und Talkerde verbunden, als ein würflichter, sechs- und zwanzigseitiger Spath krystallisirt (Boracit) in einem Gipslager bei Lüneburg. G. F.

theile unzählig sind; besonders Wege, Vervollkommnung der Schifffahrt auf den Flüssen, Vereinigungs-Kanäle, Austrocknungen, Urbarmachungen, und Anpflanzungen sowohl auf dem Gipfel als auf dem Abhange der Berge. Will man aber seine Anlagen schnell zur Vollkommenheit bringen, so denke man auf Ersparnisse, brauche Thiere statt der Menschenhände, benutze Luftzüge, Wasserfälle, kurz alle die bewegenden Kräfte, deren es auf der Erde so viele giebt.

Unter die Maschinen, die man besonders in den Kolonieen einzuführen suchen sollte, gehört vor allen die Feuermaschine, die der berühmte Mechaniker Watt in neueren Zeiten zum höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht hat. Sie könnte Tausenden von Sklaven, die itzt in den Zuckermühlen die größten Beschwerlichkeiten erdulden müssen, ihre Arbeit erleichtern.*) — —

*) Hier folgt im Original eine Beschreibung der Feuermaschine, und dann eine Nachricht von dem Zuckerrohr und der Bearbeitung desselben, zu deren Erleichterung der Verfasser die Einführung jener Maschine vorschlägt. Die ganze Stelle ist in der Uebersetzung weggelassen worden; denn die Feuermaschine wird aus des Verfassers unvollständiger Beschreibung niemand richtig kennen lernen, und über die Bearbeitung des Zuckerrohrs sagt er gar nichts Neues.

Der einsichtsvolle Mann verachtet nur das Schädliche oder Unnütze, und verehrt jeden Stand, welcher der menschlichen Gesellschaft Vortheil gewährt. Er weiß, daß Müßiggang die einzige Quelle des Lasters und des Elends ist, und beklagt es, daß eine Menge Arme in Unthätigkeit bleiben, weil ein lächerliches Vorurtheil verhindert, daß eine gewisse Klasse von Menschen nicht in ihren persönlichen Kräften Mittel finden kann, sich ihren Unterhalt zu erwerben und ihr Vaterland zu bereichern. Aber dieses Vorurtheil, welches bei den meisten gebildeten Nationen dem Handel den größten Theil seiner Thätigkeit raubt, und — was man nicht zu glauben scheint — die wahre Ursache von unsrem Unglück und Elend ist, herrscht glück-

licher Weise in den Kolonieen nicht; und daher ließen sich äußerst große Vortheile erwarten, wenn man unsre Kenntnisse nach entfernten Himmelsgegenden brächte. Der fruchtbare Boden von Madagaskar, und dessen äußerst schätzbare Produkte müßten der Industrie unfehlbar Mittel darbieten, einen Handel zu begründen, der in seiner Thätigkeit und seinem Umfange unbegränzt wäre. Und in diesem Gesichtspunkte, dünkt mich, sollte man die Niederlassungen betrachten, die man in Madagaskar anlegen wollte. Zwar ist Herr de Modave diesem Endzwecke näher gekommen, als seine Vorgänger; indeß sieht man aus seinem Aufsatze, daß seine Plane doch nicht auf einem sicheren Grunde beruheten, und daß sie doch nicht fähig waren, die Kolonie, die er stiften sollte, glücklich und lange blühend zu machen. Dies war auch die Meinung des berühmten Herrn Poivre, der, als Herr de Modave die Niederlassung auf Madagaskar anlegte, Intendant von Isle de France und Bourbon war. Er hatte sich lange in Madagaskar aufgehalten, um die nützlichsten Produkte dieser Insel kennen zu lernen; und man sieht also leicht, von welchem Gewichte die Meinung dieses Mannes seyn muß, der sich durch seine Einsichten und Tugenden auszeichnete. Seinem unermüdlichen Eifer wird Frankreich bald den Vortheil verdanken, daß es mit Holland den einträglichen Specerei-Handel theilen kann. Wenn künftige Generationen diese Wohlthat nicht vergessen, so müssen die Widerwärtigkeiten, welche dieser tugendhafte Bürger erlitten hat, sein Andenken nur noch werther machen. Immer verwendete er sich leidenschaftlich für die Fortschritte nützlicher Kenntnisse und Untersuchungen, und nie ließ er eine Gelegenheit vorbei, wo er Belehrung verbreiten konnte. Er sah es als eine von den vorzüglichsten Pflichten eines Gouverneurs an, bei solchen Leuten, an denen er wahrhaft nützliche Talente kannte, Nacheiferungstrieb anzuwenden und zu erregen. Besonders benutzte er die Kenntnisse des berühmten Commer-

son. Dieser gelehrte Naturforscher hatte Herrn Bougainville auf seiner Reise um die Welt begleitet und eine große Menge Pflanzen und allerlei andre Naturmerkwürdigkeiten in den von ihm besuchten Ländern gesammelt. In seiner Reisebeschreibung fanden sich sehr viele interessante Sachen. Herr Commerson war gewiß versichert, daß, wenn er geradezu nach Frankreich ginge, seine nützlichen und mühsamen Arbeiten nicht unbelohnt bleiben würden. Aber alle diese Vortheile machten nicht länger Eindruck auf ihn, sobald er wußte, daß Herr Poivre ihn zum Einsammeln neuer Kenntnisse zu brauchen wünschte. Als er nun die Naturgeschichte von Isle de France und Bourbon völlig erforscht hatte, ging er im Jahre 1769 nach Madagaskar. Herr de Modave, der damals Gouverneur von Fort Dauphin war, verschaffte ihm viele Mittel, den Wissenschaften neue Dienste zu leisten. Es ist sehr zu bedauern, daß die schätzbaren Arbeiten dieses unermüdlichen Mannes nach seinem Tode verloren gegangen oder zerstreuet worden sind! Ich bin Augenzeuge von der außerordentlichen Thätigkeit dieses Gelehrten gewesen, der fast alle Nächte damit zubrachte, die Pflanzen und die andern Naturprodukte zu beschreiben, die er bei der glühenden Hitze des Tages gesammelt hatte. Vielleicht hat nie ein Naturforscher stärkeren Eifer und ausgebreitetere Kenntnisse gehabt. Aber jetzt ist von der großen Sammlung, die er uns in Isle de France mit so vielem Vergnügen zeigte, wenig oder gar nichts mehr übrig. Ich berufe mich auf Herrn de Jussieu, der die Güte gehabt hat, mir alle die Ueberreste mitzutheilen, die man sich von Herrn Commerson's unzähligen Nachforschungen hat verschaffen können. Sie enthalten nichts als ziemlich unwichtige Nachrichten von einigen Pflanzen, die schon von Flacourt in seiner Geschichte von Madagaskar beschrieben sind. Die einzige interessante Bemerkung betrift die Kimosen. Ich will sie hieher setzen und auch

einen kleinen Aufsatz über eben den Gegenstand von de Herrn de Modave hinzufügen.

„Die Liebhaber des Wunderbaren, die es uns ohne Zweifel wenig Dank wissen würden, daß wir die vorgebliche Riesengestalt der Patagonier auf sechs Fuß vermindert haben, werden vielleicht zur Entschädigung einen Stamm von Pygmäen annehmen, der in das andre Extrem fällt. Ich meine die Halbmenschen in dem Innern der großen Insel Madagaskar, die daselbst eine beträchtliche Völkerschaft ausmachen und Kimos genannt werden. Der natürliche und unterscheidende Charakter dieser kleinen Leute besteht in Folgendem. Sie sind weiß, oder doch wenigstens blässer von Farbe, als alle bekannten Schwarzen; sie haben sehr lange Arme, so daß die Hand, ohne daß der Leib gebogen wird, bis unter die Knie reicht. An den Weibern ist ihr Geschlecht kaum durch Brüste kenntlich, außer zu der Zeit, wenn sie säugen. Auch will man versichern, daß die meisten, um ihre Säuglinge zu ernähren, Kuhmilch zu Hülfe nehmen müssen. In Ansehung der Geistesfähigkeiten machen diese Kimos den übrigen Madekassen den Vorzug streitig, von denen man doch weiß, daß sie viel Kopf und Geschicklichkeit haben, ob sie gleich in der größten Trägheit leben. Man versichert aber, daß die Kimos nicht nur viel thätiger, sondern auch kriegerischer sind. Da ihr Muth, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit ihrem Wuchs in umgekehrtem Verhältnisse steht, so sind ihre Nachbarn, die oft Streit mit ihnen haben, nie im Stande gewesen, sie zu unterdrücken. Ob sie schon mit ungleichen Kräften und Waffen angegriffen wurden (denn sie besitzen nicht, wie ihre Feinde, Pulver und Flinten); so haben sie doch immer muthig gefochten, und sich in ihren Felsen frei erhalten. Der schwierige Zugang zu diesen trägt ohne Zweifel viel zu ihrer Erhaltung bei. Sie leben auf denselben von Reiß, verschiedenen Arten von Obst, Hülsenfrüchten und Wurzeln; auch ziehen sie eine große Anzahl von Vieh (Buckelochsen und breitschwänzige Schafe), das sie zum Theil ebenfalls zur Nahrung benutzen. Sie haben mit den verschiedenen Madekassischen Stämmen, die um sie her wohnen, weder durch Handel noch auf irgend eine andere Art Verbindung, und gewinnen ihre sämtlichen Bedürfnisse aus dem Boden, den sie besitzen. Alle die kleinen Kriege zwi-

schen ihnen und den übrigen Einwohnern der Insel laufen darauf hinaus, einander gegenseitig einiges Vieh oder einige Sklaven wegzunehmen. Vor dem letzteren Unrecht sind die Kimos indeß durch ihre kleine Statur gesichert, und das erstere wissen sie bis auf einen gewissen Punkt zu ertragen; das heißt: wenn sie von dem Gipfel ihrer Berge sehen, daß ein furchtbarer Kriegeszug in der Ebene vorrückt, so entschließen sie sich von selbst, an dem Eingange der engen Pässe, durch die man gehen muß, um zu ihnen zu kommen, einiges überflüßiges Vieh von ihren Heerden anzubinden, das sie, wie sie sagen, freiwillig der Dürftigkeit ihrer älteren Brüder aufopfern. Dabei erklären sie aber zugleich, daß sie bis aufs Aeußerste fechten wollen, wenn man mit gewaffneter Hand weiter auf ihr Gebiet vordringe. Dies dient zum Beweise, daß sie nicht aus Gefühl von Schwäche, noch weniger aus Feigheit, Geschenke voran gehen lassen. Ihre Waffen sind Wurfspieße und Pfeile, die sie mit der größten Genauigkeit werfen und schießen. Man behauptet: wenn sie — wozu sie große Lust haben — sich mit den Europäern besprechen und von diesen Flinten nebst Kriegsmunition bekommen könnten, so würden sie gern von Vertheidigung zum Angriffe übergehen, und ihre Nachbarn müßten sich dann vielleicht glücklich schätzen, wenn sie in Frieden blieben.

Drei oder vier Tagereisen weit vom Fort Dauphin zeigen die Eingebornen des Landes mit vieler Eigenliebe eine Reihe kleiner Hügel oder Erdhaufen in Gestalt von Gräbern, von denen sie versichern, daß dieselben die Folge einer großen Niederlage sind, welche die Kimos in offenem Felde von ihren Vorfahren erlitten haben *). Wie dem auch seyn mag — diese in der dortigen Gegend fortdauernde Tradition und der in ganz Madagaskar verbreitete Glaube, daß die Kimos noch jetzt existiren, lassen nicht daran zweifeln, daß wenigstens ein Theil von dem, was man erzählt, wahr ist. Uebrigens befremdet es, daß alles, was man von dieser Nation weiß, nur auf Zeugnissen ihrer Nachbarn beruhet, daß man noch keine Beobachtungen an Ort und Stelle angestellt hat, und daß weder der Gouverneur von Isle de France und Bourbon, noch

*) Ich wundre mich, daß Herr Commerson nicht durch ein etwas tieferes Aufgraben der kleinen Hügel dieses Faktum zu verificiren gesucht hat. A. d. V.

die Befehlshaber der verschiedenen einzelnen Posten, die wir auf den Küsten von Madagaskar gehabt, jemals den Schritt gethan haben, in das Innere des Landes einzudringen, um diese und zu gleicher Zeit so viele andere Entdeckungen zu machen. Kürzlich ist das Unternehmen versucht worden, aber ohne Erfolg.

Doch, wieder zu unsren Kimos. Ich kann als Augenzeuge versichern daß bei meiner Reise nach dem Fort Dauphin (zu Ende des Jahres 1770) der letzte Gouverneur, Herr Graf de Modave, der mir schon einen Theil dieser Beobachtungen mitgetheilt hatte, mir endlich auch zu meinem Vergnügen unter seinen Sklavinnen eine Kimosin zeigte, die ungefähr dreißig Jahr alt, drei Fuß sieben Zoll hoch und in der That von der lichtesten Farbe war, die ich jemals unter den Einwohnern dieser Insel gesehen habe. Ich bemerkte, daß, ungeachtet ihrer kleinen Statur, ihre Glieder ziemlich stark waren, und daß sie keinesweges den kleinen schwächlichen Personen, sondern vielmehr einer Frau von gewöhnlichem Wuchse in dem Verhältnisse der einzelnen Theile glich, und nur nicht die völlige Höhe hatte. Ihre Arme waren wirklich sehr lang, und reichten, ohne daß sie sich bückte, bis an die Kniescheibe. Ihr Haar war kurz und wollicht, ihre Physionomie ziemlich gut und der Europäischen ähnlicher, als der Madekassischen. Sie hatte gewöhnlich eine lachende Miene, einen sanften, gefälligen Humor und, nach ihrem Verhalten zu urtheilen, auch gesunden Verstand. Von den Brüsten fanden sich an ihr nur die Warzen; doch dieser einzige Fall reicht bei weitem noch nicht hin, eine Ausnahme von dem allgemeinen Naturgesetze gelten zu lassen. Kurz vor unsrer Abreise von Madagaskar entfloh die kleine Sklavin in die Wälder, theils aus Begierde ihre Freiheit wieder zu erlangen, theils aus Furcht, daß sie nächstens eingeschifft werden möchte.

Alles wohl überdacht, glaube ich ziemlich fest an diese neue Abartung des Menschengeschlechtes, die ihre charakteristischen Kennzeichen, wie ihre eigenen Sitten, hat. Wir verhalten uns in unsrem Wuchse zu den Lappländern ungefähr, wie diese zu den Kimos. Jene bewohnen den käl-

testen Himmelsstrich, und diese die höchsten Berge. Die auf Madagaskar, welche den Kimos zum Aufenthalte dienen, sind sechzehn- bis achtzehnhundert Toisen über dem Meeresspiegel. Die Vegetabilien, die von selbst in dieser großen Höhe wachsen, scheinen nur krüppelhaft zu seyn, wie die Fichte, die Birke, und so viele andre Bäume, welche zu den niedrigsten Sträuchern werden, und zwar bloß deshalb, weil sie Alpikolen geworden, das heißt auf die höchsten Berge gekommen sind.

Ich lasse auf diesen Auszug aus Herrn Commerson's Nachrichten über die Kimos einen kleinen Aufsatz von Herrn de Modave über eben den Gegenstand folgen.

Als ich im September 1768 nach dem Fort Dauphin kam, gab man mir einen ziemlich schlecht geschriebenen Aufsatz über ein sonderbares Volk, das in der Madekassischen Sprache Kimos heißt, und die Mitte der Insel Madagaskar in 22° S. Br. bewohnt. Ich hatte schon öfters davon sprechen hören, aber mit so vieler Verwirrung, daß ich auf einen Umstand, der doch ins Licht gesetzt zu werden verdient, beinahe gar nicht Acht gab. Die Sache betrift ein Volk von Zwergen, die in Gesellschaft leben, von einem Oberhaupte regiert werden und unter dem Schutze bürgerlicher Gesetze stehen. Zwar kannte ich in Flacourt's Bericht eine Stelle, die sich auf diese Völkerschaft bezieht; aber sie hatte keinen Eindruck auf mich gemacht, weil Flacourt die Erzählung von diesem Zwergvolke als eine von den Herrau-Spielern erfundene Fabel verwirft. (Diese Leute sind Gaukler und wahre Scharlatane, welche ihr Leben damit zubringen, daß sie ungereimte Geschichten singen und lächerliche Erzählungen machen.) Flacourt nennt diese kleinen Leute Pygmäen, und mischt in ihre Geschichte zugleich einen angeblichen Stamm von Riesen, die, der alten Tradition zufolge, ehemals in dieser Insel große Verwüstungen angerichtet haben. Er erzählt, auf den Bericht der Herrau-Spieler: die Pygmäen hätten vor Zeiten einen Einfall in das Land Anossi gethan, und wären von den Etanas, den ursprünglichen Bewohnern desselben, zurückgeschlagen worden. Diese hätten die Pygmäen am Ufer des Flusses Itaper umringt, sie alle niederge-

macht und dann an dem Orte eine Menge Steine, zu Grabmälern für ihre Feinde und zu Monumenten ihres über sie erfochtenen Sieges, errichtet.

Ich zog im Fort Dauphin und der umliegenden Gegend alle mögliche Erkundigung ein, und entschloß mich dann vor zwei Monathen, einige Personen auf die Entdeckung dieses Pygmäen-Landes auszuschicken. Eine umständliche Nachricht von dieser Unternehmung, die aber durch die Untreue und den wenigen Muth der Wegweiser ohne Erfolg war, ist in meinem Tagebuche aufgezeichnet. Doch habe ich wenigstens den Vortheil gehabt, mich zu versichern, daß wirklich eine Nation von Zwergen in einer Gegend von Madagaskar wohnt. Diese Völkerschaft heißt: Kimos. Die mittlere Größe der Mannspersonen, welche einen langen und zugerundeten Bart tragen, macht drei Fuß fünf Zoll aus; die Weiber sind um einen Zoll kleiner *). Die Kimos sind dick und untersetzt; sie haben eine weniger schwarze Haut, als die übrigen Insulaner, und ihr Haar ist kurz und wollicht. Sie schmieden Eisen und Stahl, woraus sie sich Lanzen und Hassagais verfertigen. Dies sind die einzigen Waffen, deren sie sich zur Vertheidigung gegen ihre Feinde bedienen, die ihnen bisweilen Vieh wegzunehmen suchen. Sobald sie bemerken, daß Schaaren von Reisenden durch ihr Land zu gehen Anstalt machen, binden sie Ochsen an Bäu-

*) Diese Stelle harmonirt nicht ganz mit der oben in Commerson's Nachricht vorkommenden Ausmessung; denn dort hieß es ausdrücklich, die Kimose sey 3 Fuß 7 Zoll hoch gewesen, welches zwei Zoll größer ist, als hier die Statur der Männer angegeben wird, da doch die Weiber um einige Zoll kleiner seyn sollen. Man sieht wohl, daß diese Nachrichten noch sehr unbestimmt sind und daß man überhaupt, auch ohne den Skepticismus, der aus unwissendem Uebermuth entspringt, Ursach hat, weitere Bestätigungen dieses seltsamen Faktums abzuwarten, ehe man es als unbezweifelt annimmt. Zugleich aber beweisen dergleichen für die Anthropologie so äußerst wichtigen Punkte, und die vielen naturhistorischen Entdeckungen, die in Madagaskar noch zu machen sind, daß es den Europäern, ungeachtet ihrer Prolerei, um Aufklärung und Erkenntniß kein großer Ernst ist, sondern daß alles, was darin für die Wissenschaften geschieht, vielmehr Wirkung des Zufalls und des Enthusiasmus einzelner Eiferer, als Folge eines regelmäßig und mit großen, vereinigten Kräften ausgeführten Plans genannt werden muß. G. F.

me, und fügen auch andre Provisionen hinzu, damit die Fremden an ihrer Gränze Mittel zum Unterhalt finden. Sind aber diese nicht so klug, sie in Frieden zu lassen, und sich mit den in solchen Umständen gewöhnlichen Geschenken zu begnügen; so wissen die kleinen Kimos sich nachdrücklich zu vertheidigen und mit Gewalt jeden zurückzutreiben, der so verwegen ist, in das von ihnen bewohnte und nur mit Schwierigkeit zugängliche Thal einzudringen.

Der Vater des Oberhauptes Maimbu ward auf den beiden unglücklichen Expeditionen, die er gegen diese Völkerschaft unternahm, um ihr einen Theil ihrer Heerden zu rauben und das Vieh dann im Fort Dauphin zu verkaufen, von Remouzai als Kapitain begleitet; und dieser hat mir gesagt: er habe seine Rettung nur seiner besondern Kenntniß von den hohen und steilen Bergen, die das Thal der Kimos rings herum abschneiden, zu verdanken gehabt. Remouzai war mehrmals bei dieser Völkerschaft gewesen. Maimbu's Vater hatte ihn, als er es wagte, sie anzugreifen, zum Wegweiser genommen. Der erste Einfall blieb ohne Erfolg; aber der zweite war noch viel unglücklicher. Maimbu's Bruder ward getödtet, sein kleines Heer gänzlich in die Flucht geschlagen, und es entkamen nur sehr Wenige der Verfolgung dieser Pygmäen. Mit allen Nachforschungen habe ich doch, außer Remouzai, Niemand kennen lernen, der mir genaue Nachrichten über diese beiden Einfälle hätte geben können.

Maimbu, mit dem ich wegen der Verproviantirung des Forts Dauphin in großer Verbindung stand, war damals noch nicht in dem Alter, daß er seinen Vater bei diesem Zuge begleiten konnte; er hatte aber von daher solchen Abscheu vor den Kimos behalten, daß er, so oft ich nur von ihnen sprach, in Wuth gerieth. Er wollte mich bereden, diesen Stamm von Affen — denn diesen Schimpfnamen gab er ihnen immer — zu vertilgen. Ein Oberhaupt der Mahafallen, einer Völkerschaft unweit der Bay St. Auguſtin, der zu einem andren Oberhaupte in der Nähe des Forts kam, um Seide und andre Waaren gegen Ochsen zu vertauschen, sagte in Gegenwart eines von meinen Officieren: er sey verschiedenemale in dem Lande der Kimos gewesen, und habe sogar Krieg gegen sie geführt;

seit

seit einigen Jahren wäre diese Völkerschaft sehr von ihren Nachbarn beunruhiget worden, und man hätte mehrere von ihren Dörfern niedergebrannt. Er rühmte sich auch, ein Paar Kimos von beiderlei Geschlecht, und beinahe von gleichem Alter, das er auf zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre angab, bei sich zu haben. Er versprach meinen Officieren, sie mir zu schikken, und ich hoffe, daß er Wort halten wird.

Nach dieses Oberhauptes und Remouzai's Berichten, muß ich glauben, daß das Thal der Kimos sehr reich an Heerden und an allen Arten von Lebensmitteln ist. Diese kleinen Menschen sind nehmlich arbeitsam und gute Ackerleute. Ihr Oberhaupt hat mehr unbeschränkte Gewalt, und wird mehr geehrt, als die in den übrigen Distrikten von Madagaskar. Den Umfang des Thales, das sie bewohnen, habe ich nicht erfahren können; ich weiß nur, daß es von sehr hohen Bergen umgeben ist, sechzig Stunden weit vom Fort Dauphin in N. Westlicher Richtung liegt, und auf der Westseite von dem Lande der Matatanen begränzt wird. Ihre Dörfer stehen auf kleinen, steilen Hügeln, die um so schwerer zu ersteigen sind, da die Einwohner die Hinderniſſe des Zuganges noch vermehrt haben.

Das Oberhaupt der Mahafallen und Remouzai stimmen in zwei Umständen nicht überein, die doch besonders ins Licht gesetzt zu werden verdienen. Die Madekaſſen sind allgemein der Meinung, daß die Weiber der Kimos keine Brüste haben, und daß sie ihre Kinder mit Kuhmilch ernähren. Auch sagt man noch: sie hätten die monathliche Reinigung nicht; aber zu der Zeit, wo sie eintreten sollte, werde ihre Haut blutroth. Remouzai hat mich versichert, diese Meinung sey gegründet; aber das Oberhaupt der Mahafallen bestreitet sie: und so muß man sein Urtheil wenigstens zurückhalten und sehr behutsam seyn, ehe man Phänomene glaubt, die so sehr von den allgemeinen Gesetzen abzuweichen scheinen, wenn sie sich über eine gewisse Anzahl von Individuen erstrecken. Ich habe mir eine Kimosin verschafft, die vor einigen Jahren ein Oberhaupt der Provinz Mandrarei zur Gefangenen gemacht hat. Sie ist von großer Statur, nehmlich mit der verglichen, die man den übrigen Weibern ihrer Nation zuschreibt; indeß hat sie doch nur drei Fuß,

sieben Zoll. Sie ist 30 bis 32 Jahr alt; ihre Arme sind sehr lang, und ihre Hände den Klauen eines Affen ziemlich ähnlich. Die Warzen ihres Busens sitzen so dicht in der Brust, wie bei den magersten Mannspersonen, und man sieht gar keine Spur von Brüsten. Meine kleine Kimosin war bei ihrer Ankunft in dem Fort erschrecklich mager; aber seitdem sie ihren gefräßigen Appetit befriedigen kann, wird sie wohlbeleibt, und ich glaube, daß ihre Gesichtszüge, wenn sie erst in ihrem natürlichen Zustande ist, sorgfältige Beobachtung verdienen werden. Der Anführer, der mir diese Kimosin verkaufte, sagte mir: einer seiner Freunde hätte einen männlichen Kimosen, und er würde alles Mögliche thun, um mir denselben zu schicken.

Wenn das Unternehmen, das ich vor zwei Monathen machte, besser gelungen wäre, so würde ich mir gewiß die Gelegenheit nicht haben entgehen lassen, zwei solche Zwerge von beiderlei Geschlecht nach Frankreich zu schicken; doch, vielleicht bin ich in der Folge glücklicher. Es ist ohne Zweifel kein sonderliches Wunder, in einer so großen Insel wie Madagaskar, die unter mehreren Himmelsstrichen liegt und so äußerst mannichfaltige Produkte hat, Zwerge anzutreffen; aber ein wahrer Menschenstamm von Zwergen, die in Gesellschaft leben, ist ein Phänomen, das man nicht mit Stillschweigen übergehen kann.

Mit den Nachrichten der Herren de Modave und Commerson kann man noch die von einem Officiere verbinden, der sich einen Kimos verschafft hatte und ihn, wie er mir selbst sagte, nach Frankreich schicken wollte, wenn nicht Herr de Surville, der das Schiff, womit er zu reisen Willens war, kommandirte, ihm die Erlaubniß dazu verweigert hätte.

Muß man sich, bei so wenig zweideutigen Zeugnissen, nicht wundern, daß Flacourt alle Nachrichten von der Existenz dieses Volkes als Fabeln behandelt hat? Man sollte doch endlich aufhören, gegen Thatsachen die Autorität dieses Mannes aufzustellen, der durch seinen unversöhnlichen Haß gegen die Madekassen in allen Stücken

verdächtig ist. Die Einwohner von Madagaskar sind nicht verderbte, unverständige Menschen, weil ihre Sitten das Gegentheil von den unsrigen sind, und weil sie Vergnügen daran finden, auf verschiedene Theile ihres Körpers seltsame Figuren zu zeichnen. Sitten und Gebräuche unterscheiden sich nach den Himmelsstrichen. Allenthalben mag der Mensch sich gern auf hundert verschiedene Arten entstellen: der Indier zieht sich die Ohren lang; der Chinese drückt sich die Nase ein, und macht sich die Stirn platt; und wenn man sich denn einmal bei solchen Kindereien aufhalten will, so scheint der civilisirte Mensch in dieser Rücksicht vielleicht weniger klug, als der Wilde.

Die Bewohner von Madagaskar sind keine Betrüger und Bösewichter, weil sie den verderblichsten Vorurtheilen und dem leidigsten Aberglauben zum Opfer dienen. Es giebt auf der ganzen Erde kein bewohntes Land, das nicht seine Fabeln und Chimären hätte; allenthalben sieht man den Menschen Geister citiren, auf die Kraft der Amulete vertrauen und den Träumereien der Astrologie lächerlichen Glauben beimessen. Gewiß hat in den civilisirten Ländern dieser Schwindelgeist nicht die wenigsten Unordnungen erregt; denn wenn der Aberglaube sich mit den mannichfaltigen Lastern großer Gesellschaften vereinigt, so wird sein Gift nur um so wirksamer. Mag Flacourt die undankbare Mühe übernehmen, die abergläubischen Gebräuche der Madekassen zu schildern; davon hat der Leser keinen nützlichen Unterricht. Ist es übrigens zu verwundern, daß der Wilde, wenn er allerlei furchtbare Naturscenen um sich her sieht, sie dem Zorn eines unsichtbaren Wesens zuschreibt? Er wird dieses durch Gebete und Opfer zu versöhnen suchen und, weil er über die Art des der Gottheit gebührenden Dienstes irrt, in seinem Wahnsinn ungereimte, kindische und oft auch blutige Gebräuche erfinden. Nur durch diesen Schwindelgeist, von dem kein Volk frei ist, scheinen die Malegaschen uns größere Verbrecher, als die Kannibalen, da sie aus dem sträflichsten Aberglauben

neugeborne Kinder, wenn die Ombiassen einen solchen Ausspruch thun, den wilden Thieren vorwerfen. Diese Betrüger beobachten den Stand der Planeten, und verurtheilen die neugebornen Kinder, das Leben zu verlieren, wenn ihr Geburtstag für unglücklich erklärt wird. In diese Klasse gehören die Monathe März und April, die letzte Woche in jedem Monath, ferner alle Mittwoche und Freitage im Jahre. So wird beinahe in der einen Hälfte des Jahres die Bevölkerung von Madagaskar in ihrer Quelle gehindert! Man vollzieht indeß den unmenschlichen Ausspruch der Ombiassen nicht immer; weniger abergläubische, zärtliche Väter lassen oft die unglücklichen und unschuldigen, in den Wäldern ausgesetzten Opfer wegnehmen und sie heimlich erziehen. Sie versöhnen dann durch Opfer das böse Gestirn, das bei ihrer Geburt geherrscht hat.

Doch ich ziehe den Vorhang über eine Abscheulichkeit, welche die Natur empört. Warum konnte ich nicht, zur Ehre der Menschheit, einen so strafbaren Gebrauch ganz verbergen! Welcher Thorheiten ist der unwissende und leichtgläubige Mensch nicht fähig? Unsre Irrthümer stehen, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unsrem Elend in gleichem Verhältniß. Unwissenheit macht es größer; Aufklärung vermindert es. Entweder ist der Mensch auf der Erde, die er bewohnt, sehr neu, oder diese Erde hat sehr große Revolutionen erfahren; denn wenn wir über das wenige Licht, das auch die gebildetsten Nationen haben, nachdenken — können wir uns dann unsre tiefe Unwissenheit verbergen, und nicht einsehen, daß wir kaum aus dem Chaos hervorgegangen sind? Was auch der geschickteste Mensch weiß, ist so wenig, daß wirklich nur die leichtsinnigsten und superficiellsten Köpfe sich dessen rühmen können. Indeß muß die Besorgniß, unsre Fortschritte in dem Studium der Moral und der physischen Wissenschaften zu sehr zu erheben, uns nicht ungerecht gegen unser Jahrhundert machen. Die Rechte des Menschen sind nun besser bekannt und die Ursachen der beunruhigendsten Phänomene

nicht länger ein Geheimniß. Unsre Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften haben uns Geheimnisse enthüllt, welche die Natur über unsre schwachen Einsichten hinaus gerückt zu haben schien. Doch wie viele von uns hält Leichtsinn auf immer von dem Heiligthum dieser Wissenschaften ab! Der Wilde ist weniger davon entfernt. Wer ganz frei gesteht, daß er nichts weiß, kann eher Belehrung erhalten, als die meisten von jenen Eingebildeten, die kaum die Oberfläche der Dinge kennen, und dennoch über das Schwerste und Verwickeltste entscheiden! Während meines Aufenthaltes in Madagaskar habe ich viele Proben mit den Insulanern angestellt, und das Resultat zeigte mir, wie wenige Schwierigkeiten es macht, ihnen richtige Begriffe von unsren Wissenschaften beizubringen. Ich bin oft darüber erstaunt, wie außerordentlich leicht sie die allgemeinen Ursachen der vornehmsten Phänomene, welche sie am stärksten in Schrecken und Verwunderung setzen mußten, begriffen. In civilisirten Ländern sind sehr viele Menschen zu ununterbrochener Arbeit genöthigt, wenn sie sich ihren Unterhalt erwerben wollen; aber die wilden Nationen, welche ein fruchtbares Land bewohnen, befinden sich nicht in diesem Falle. Sie sind begierig nach Unterricht, und haben Muße dazu.

Der nordöstliche Theil von Madagaskar.

Der nordöstliche Theil dieser Insel ist das reiche Vorrathshaus der Kolonieen auf Isle de France und Bourbon. Die Häfen, die am stärksten besucht werden, sind Foulpoint, Sainte-Marie und die Bay Antongil*). An diesen drei Orten haben die Franzosen

*) Eine nähere Angabe von der Lage dieser Oerter wird hier hoffentlich nicht am unrechten Orte seyn. Foulpoint, eine Benennung, die sich von Englischen Seefahrern herschreibt, bedeutet die unreine Spitze. Ohne Zweifel ist die Menge und die, noch überdies veränderliche, Lage der Untiefen, Ko-

Kolonieen anzulegen versucht. Ein Soldat in Diensten der Indischen Kompagnie, Namens la Bigorne, hat mir nützliche Belehrung über die Niederlassungen der Seeräuber in diesen Gegenden mitgetheilt. Er hatte sich bei den Insulanern beliebt gemacht und durch einen langen Aufenthalt unter ihnen eine Art von Einfluß auf sie erlangt, der für die Administratoren von Isle de France und Bourbon viele Jahre nützlich gewesen ist. Von ihm habe ich einige geringe Kenntnisse von dem Charakter, den Sitten und den Produkten im Nordöstlichen Theile von Madagaskar erhalten.

Die Einwohner dieser Küste sind noch besser und menschlicher, als die in der Provinz Karkanossi. Diese guten Leute gebrauchen weder Schlösser noch Riegel, und verschließen die Thür ihrer Häuser nur mit Dornen und Reisern. Sie würden sich nicht vor Diebstahl fürchten, wenn ihre Wohnungen auch voller Kostbarkeiten wären. Diese Häuser sind indeß nur zusammengefügte Blätter und Matten, die man ohne alle Mühe einstoßen kann. — Als man gegen die Seeräuber, welche die Indischen Meere beunruhigten, beträchtliche Anstalten traf, um ihren Korsarenzü-

rallklippen und Sandbänke daselbst, ein hinreichender Grund gewesen, sich dieses Ausdrucks zu bedienen, zumal da jeder mit Felsenstücken belegte und ungleiche Ankergrund in der nautischen Sprache Foul, (unrein) genannt wird. Die Landspitze, welche diesem Ankerplatze gegenüber liegt, wird auf 17°40′ S. Br., und 47° 16′ O. L. von Paris bestimmt. Die Schiffe liegen hier zwischen Felsenriefen, die zur Ebbezeit trocken sind, auf offener Rhede, den Winden ausgesetzt, welches jedoch hier zu Lande, wenigstens in der guten Jahrszeit, nicht für allzu gefährlich gehalten wird. — Der Hafen von St. Marie auf der Insel dieses Namens, die in der Sprache der Eingebornen Nossi Hibrahim heißt, liegt an der Westseite derselben, gegen ihr südliches Ende zu, in 17° S. Br. und etwa funfzehn Englische Meilen von der gegenüber liegenden Ostküste von Madagaskar entfernt. Er hat ebenfalls wenig Schutz, indem die Schiffe außerhalb des kleinen Inselchens im Eingange liegen müssen. Auf diesem Inselchen liegt der kleine Flecken Pandekey, den die Franzosen zu verschiedenen malen, nehmlich 1740 und 1743, in Besitz nahmen und woselbst sie ihre Faktoreien errichteten, die sie aber 1761 wieder verließen. Die stürmischen Monsthe sind hier Januar, Februar und März.

gen ein Ende zu machen, geriethen sie in Furcht, und flohen nach der Nordostküste von Madagaskar. Wie es scheint, legten sie ihre erste Niederlassung auf der Insel Nossi-Hibrahim an, die von den Franzosen Sainte-Marie genannt wird, und deren eine Spitze elf Stunden von Foulpoint liegt, die andre aber sich im Norden bis zur Oeffnung der Bay Antongil erstreckt. Es gelang ihnen, sich durch Heirathen das Zutrauen und die Freundschaft der Insulaner zu erwerben. Vielleicht findet man es befremdend, daß Leute von einem so schändlichen Gewerbe kein verächtlicheres Andenken hinterlassen haben; allein diese Insel ward für sie und ihre Kinder ein neues Vaterland, dessen Sitten und Gebräuche sie annahmen. Uebrigens kann man in einem so fruchtbaren und an allen Lebensmitteln so reichen Lande fast unmöglich ein Eigenthum verletzen; denn der einzige Reichthum der dortigen Völkerschaften besteht im Boden, und dieser gehört allen Insulanern beinahe ohne Unterschied. Es befremdet daher nicht, daß die Piraten, die immer wieder nach diesem Zufluchtsorte hinkommen, um ihre Schiffe auszubessern und mit Lebensmitteln zu versehen, von den Malegaschen wohl

In der Meerenge zwischen Nossi Hibrahim und Madagaskar sind Kaschelotte oder die Art Wallfische, welche Wallrath führen, sehr häufig. Die Insel St. Maria ist von Norden nach Süden sechs und dreißig Englische Meilen lang, und wo sie am breitsten ist, von Osten nach Westen sechs Englische Meilen breit. Die Fluth steigt im Hafen nur vier Fuß. Das Erdreich ist mehrentheils schlecht, und hat nur einige gute Stellen; daher ist auch die Insel wenig bewohnt. — Die große Bay Antongil (Anton Gil), sonst auch Manghabey, liegt in der Nordostgegend von Madagaskar. Den ersteren Namen hat sie von ihrem Entdecker Antonio Gillo, einem Portugiesen; unter dem letztern ist sie den Eingebornen bekannt. Sie hat von Süden nach Norden, wohin sie sich ins Land vertieft, eine Tiefe von zwölf bis vierzehn Seemeilen, und ist acht bis neun Seemeilen breit, folglich vielmehr ein Meerbusen, als eine Bay. Im Norden hat sie eine kleine Insel, Marotte, (oder Marov, auch Marosse) hinter welcher die Schiffe einen guten, sichern Ankerplatz, sehr nahe am Ufer finden. Dieses Eiland liegt in 15° 45′ S. Br. und ist, wie die ganze Umgränzung der Bay, mit anmuthigen Waldungen bewachsen.

G. F.

aufgenommen wurden, da diese ihren Reichthum mit ihnen theilten, ohne etwas von ihren Räubereien zu muthmaßen. Sie verglichen das Verhalten jener Elenden mit dem Verfahren mehrerer Europäischen Schiffe; und die Vergleichung fiel nicht zum Vortheile der Letztern aus, da diese sich mehr als Einmal mit Gewalt Erfrischungen verschafft, und dabei unerhörte Bedrückungen verübt, z. B. Dörfer abgebrannt oder sie mit ihrem Geschütz niedergeschmettert hatten, wenn man ihnen nicht geschwind genug Ochsen, Hühner und Reiß lieferte. Nach solchen Gewaltthätigkeiten war der Anblick eines Europäischen Schiffes für die Insulaner natürlicher Weise ein Signal des Schreckens und Unglücks. Die Bewohner auf Foulpoint haben noch nicht vergessen, daß im Anfange dieses Jahrhunderts die Mannschaft eines Europäischen Schiffes eine Menge Insulaner unter ein großes Zelt lockte. Sobald es voll war, fielen die Zeltstangen zusammen; und durch diese abscheuliche List konnte man sich leicht einer großen Anzahl von ihnen bemächtigen, die dann zu Sklaven gemacht wurden. Wenn ich auch solche Unthaten mit Stillschweigen übergehen könnte, so würde ich es doch für nützlich halten, ihrer zu erwähnen, um zu zeigen, wie viel unsre Vorgänger gethan haben, was von uns wieder gut zu machen ist.

Die Piraten setzten ihre Räubereien bis zum Jahre 1721 mit Glück fort; aber um diese Zeit vereinigten sich mehrere Nationen, weil ihr Handel ungeheuren Verlust erlitt, das Indische Meer von diesen furchtbaren Tyrannen zu befreien, die sich vor der Insel Bourbon eines großen Portugiesischen Schiffes, worauf sich der Graf von Receira und der Erzbischof von Goa befanden, und noch an eben dem Tage eines andren Schiffes von dreißig Kanonen, folglich zweier sehr beträchtlichen Prisen, bemächtigt hatten.

Die Seeräuber thaten, da sie des Krieges gewohnt und auf ihr Glück stolz waren, einen langen und fürchterlichen Widerstand. Man mußte ihnen eine beträchtliche

Macht entgegen stellen, sie durch strenge Züchtigungen in Schrecken setzen, sie trotz allen dringenden Gefahren bis an ihren Zufluchtsort verfolgen, und sie zwingen, daß sie daselbst ihre Schiffe verbrannten. Dieser strengen Mittel bediente man sich, um das Indische Meer von den Räubern zu befreien, die es beunruhigten, seitdem Vasco de Gama den Europäischen Schiffen den Weg nach Indien eröffnet hatte. Nach dem gänzlichen Verlust ihrer Schiffe konnten die Piraten dem Handel nicht mehr schaden und sich nicht mehr aus der unbedeutenden Niederlassung hervorwagen, die sie auf St. Marie, der unweit Madagaskar gelegenen kleinen Insel, angelegt hatten. Doch diese Bösewichter begingen itzt, als sie einem irrenden, umherschweifenden Leben entsagen mußten, neue Unthaten. Da sie in fruchtbaren Gegenden, wo kein Eigenthum abgesondert ist, ihr schändliches Gewerbe nicht mehr mit Vortheil treiben konnten, weil sie viel zu schwach waren, die Insulaner zu unterjochen: so hätte man glauben sollen, es bliebe ihnen kein andres Mittel zu schaden übrig, als Zwietracht unter den Insulanern anzustiften. Aber wären sie bloß dabei stehen geblieben, Uneinigkeit und Kriege unter den Malegaschen zu erregen, so würde das Feuer wahrscheinlich wieder erloschen seyn, und diese sich dann, wenn sie bei ruhigern Zeiten zur Vernunft gekommen wären, unfehlbar an die Piraten gehalten und sich für die Treulosigkeit derselben gerächt haben. Es war also, wenn ihre verderblichen Plane gelingen sollten, nothwendig, daß sie den Krieg für die Insulaner nützlich machten. Der Verkauf der Gefangenen, d. h. der Sklavenhandel, erfüllte für sie die Absicht, die Uneinigkeiten unter den Malegaschen immerfort zu erhalten, um dadurch neue Mittel zur Bereicherung zu gewinnen und die Europäischen Nationen, welche jenen abscheulichen Handel begünstigen, zu ihren Freunden und Beschützern zu machen. So endigten die Piraten ihre Räubereien mit diesem neuen Verbrechen, welches noch jetzt die Insel Madagaskar entvölkert. Es

hat seit dem ersten Entstehen immer zugenommen, und man kann eben so schwer sein Ende absehen, als seine traurigen Folgen berechnen. Von allen durch die Seeräuber veranlaßten Unordnungen und Uebelthaten ist die Einführung des Sklavenhandels in Madagaskar unstreitig die größte. Dieser verdient um so mehr Abscheu, da die, welche Vortheil von ihm ziehen, die dadurch verursachten Uebel kaum empfinden. Wenn aber aufgeklärte Nationen dieses Verbrechen begehen — darf man sich da wohl wundern, daß die Malegaschen, weil ihnen der Verkauf der Sklaven immerwährenden Vortheil verschafft, noch jetzt dankbar gegen die schändlichen Menschen sind, denen sie, nach ihrer Meinung, den größten Theil ihrer Reichthümer zu verdanken haben? Ehe diese Räuber sich unter ihnen niederließen, hatten Rind- und Schafvieh keinen Werth; auch für Reiß und andre Lebensmittel bekamen die Insulaner nicht mehr, als die Schiffer ihnen zu geben für gut fanden. Es scheint sogar, als hätten die Piraten, so lange sie ihre Räubereien trieben, bei der Rückkehr von jeder Expedition den Gewinn ihrer Fahrten in Trunkenheit und andern Ausschweifungen verschwendet.

Mangel an Bedachtsamkeit für die Zukunft ist bei Leuten, die an ein herumschweifendes und zerstreuetes Leben gewöhnt sind, nicht selten, und die äußerst große Verschwendung dieser schlechten Leute befremdet also nicht; aber man darf sich nicht wundern, daß sie den Insulanern die unreine Quelle, aus der sie ihren Reichthum schöpften, verbargen. Vielleicht ist dies der einzige Punkt, worin sie klug zu seyn gezwungen wurden; denn sonst konnten sie sich den Haß der Insulaner zuziehen, an deren Freundschaft ihnen doch viel gelegen seyn mußte. Gewiß würden die Malegaschen so gefährliche Gäste, wenn sie die Verderbtheit derselben gekannt hätten, vertilgt haben; aber da ihr Andenken bei den Insulanern nicht verhaßt ist, so müssen diese sich durch tiefe Verstellung und durch den äußeren trügerischen Schein von Zuneigung und Vertrauen

haben verführen lassen. Verstellung konnte übrigens jenen Bösewichtern nicht schwer fallen, da sie von der frühesten Jugend an zu List gewöhnt waren. Nur auf diese Art läßt es sich erklären, wie die Malegaschen noch eine Art von Zuneigung zu diesen schändlichen Räubern, ja ich möchte fast sagen eine gewisse Ehrfurcht für dieselben, haben können.

Zu der Zeit, als die Piraten bloß damit beschäftigt waren, die Indischen Meere zu beunruhigen, konnten sie auf Madagaskar keine großen Unordnungen erregen. Ihr Aufenthalt auf dieser Insel war immer sehr kurz, und übrigens konnten sie, da sie schleunig ihre Schiffe ausbessern und sich Lebensmittel verschaffen mußten, nicht darauf denken, Unruhen und Zwietracht unter den Bewohnern zu stiften; denn ihre Abwesenheit gab den letzteren Gelegenheit, sich an ihren Weibern und Kindern zu rächen und ihre Niederlassungen zu Grunde zu richten. Aber so bald sie gezwungen wurden, ihrem schändlichen Gewerbe zu entsagen, befolgten sie in ihrer Art zu leben einen ganz andern Plan. Sie dachten auf Mittel, einen Theil der Reichthümer, die sie so unbedachtsam verschwendet hatten, wieder zu erlangen, und sich den Schutz der Europäer dadurch zuzusichern, daß sie ihnen einen Handelszweig verschafften, dessen Umfang und Wichtigkeit sie kannten. Diese schlechten Menschen haben zuerst den Sklavenverkauf in dem Nordöstlichen Theile von Madagaskar eingeführt. Alle Traditionen des Landes sagen uns dies, und la Bigorne hat es mir bestätigt. Nur durch viele Unruhen und Uneinigkeiten, die sie auf der Insel erregten, kamen jene Räuber gegen das Jahr 1722 dahin, den Widerwillen der Malegaschen gegen einen so abscheulichen Handel zu besiegen. Vorher hatten mehrere Europäische Schiffe die Insulaner vergebens dahin zu bringen gesucht, ihre Gefangenen und Uebelthäter zu verkaufen. Ihre Unterhandlungen hierüber waren mit Unwillen verworfen, und sie selbst, wenn sie List oder Gewalt zu brauchen gewagt hatten, auf eine

schreckliche Art bestraft worden. Die Seeräuber kannten den Muth der Malegaschen besser, um sich eben der Mittel zu bedienen; sie sahen ein, daß ihre Anzahl nicht hinreichte, dieselben zu unterjochen oder ihnen über einen Handel, gegen den sie Widerwillen empfanden, Gesetze vorzuschreiben. Die geringste Gewaltthätigkeit in diesem Stück hätte ihnen, und noch gewisser ihren Weibern und Kindern, den Untergang zugezogen. Der sicherste Weg zur Erreichung ihres Endzweckes war der, daß sie unter den Insulanern Zwietracht erregten und die innerlichen Kriege derselben benutzten, um sie dahin zu bringen, daß sie sich ihrer Gefangenen entledigten, die ihnen durch ihre Anzahl nothwendig zur Last werden mußten. Aber mitten unter allen diesen Unordnungen war ihnen zur Erreichung ihrer Absichten und wegen ihrer Sicherheit äußerst viel daran gelegen, mit beiden Partheien in Verbindung zu bleiben und die Rolle der Vermittler zu spielen. Sie mußten also eine Gelegenheit, oder wenigstens einen scheinbaren Vorwand, abwarten, um diesen hassenswerthen Plan auszuführen; und eine solche Gelegenheit fand sich bald.

Die Bethalimenen, eine Völkerschaft im Inneren des Landes, hatten ihre Dörfer verlassen und sich in großer Anzahl nach dem Wohnorte der Seeräuber aufgemacht, um sich verschiedene Handelsartikel, deren Nutzen und Bequemlichkeit sie einsahen, zu verschaffen. Besonders fragten sie stark nach dem schönen Kattun, nach Schnupftüchern von Masulipatnam, Musselinen und einigen anderen, mehr oder weniger kostbaren Waaren. Die Bewohner der Seeküste, die unter dem Namen Antawaren und Maniwulis bekannt sind, sahen sie mit wahrem Vergnügen bei sich, und würden es für Verletzung der Gastfreundschaft und zugleich ihrer Zuneigung zu den Seeräubern gehalten haben, wenn sie die letzteren in dem Handel um Vieh und allerlei andere Lebensmittel, die ihnen zum Verproviantiren ihrer Schiffe nothwendig waren, nur im mindesten gestört hätten.

Die Bethalimenen sind wirthschaftlicher und muthiger als die Antawarren und Maniwulis; sobald sie daher sahen, daß die Seeräuber durch die gänzliche Zerstörung ihrer Marine die Quelle ihrer Reichthümer verloren hatten, machten sie Anstalt, mit dem reichen Gewinne, den sie zusammengebracht, wieder nach ihren Dörfern zurückzukehren. Die Antawarren und Maniwulis würden sich ihrer Abreise nicht widersetzt haben, wenn die Seeräuber nicht alles angewendet hätten, sie aufzureitzen. Diese stellten ihnen nehmlich vor: die köstlichen Waaren, die Frucht ihrer Mühe und ihrer Zuneigung, wären auf immer für sie verloren, wenn sie zugäben, daß dieselben aus ihrem Gebiete gingen und in das Innere des Landes vertheilt würden. So ließen die Antawarren und Maniwulis nach einem langen Widerstande, der bloß von Ehrfurcht für die Rechte der Gastfreundschaft herrührte, sich endlich überreden und zu einem ungerechten Kriege verführen. Dieser blutige Krieg war die Quelle von allen denen, welche noch jetzt den Nordöstlichen Theil von Madagaskar verheeren. Vor dieser Zeit lebten die Insulaner in Frieden; die kleinen Zwistigkeiten, die unter Gesellschaften von geringer Größe unvermeidlich sind, währten niemals lange und ließen keine Spur von Groll zurück. Die Piraten waren übrigens so klug, sich nicht bei dem Heere der Antiwarren und Maniwulis sehen zu lassen, doch ohne daß sie deshalb den Anschein haben wollten, als beobachteten sie die Neutralität: sie verkauften nehmlich diesen beiden Völkerschaften zu einem sehr hohen Preise Waffen und Kriegesmunition; den Bethalimenen schlugen sie diese Hülfe ab, gaben ihnen aber insgeheim den verrätherischen Rath, von einem erst kürzlich zu Foulpoint angekommenen Europäischen Schiffe gegen ihre Gefangenen Feuergewehre und Kriegesmunition einzutauschen. Die Bethalimenen benutzten diesen Rath begierig, da sie über die Gewaltthätigkeiten, welche die beiden andern Völkerschaften gegen sie begingen, im höchsten Grade aufgebracht waren.

Sie hatten bei einer tapfern Vertheidigung eine große Anzahl Gefangener gemacht; diese waren ihnen jetzt zur Last, und durch den Verkauf derselben konnten sie die zur weiteren Vertheidigung nöthigen Waffen bekommen. Sie wußten es den Seeräubern Dank, daß diese ihnen Mittel an die Hand gegeben, die beiden anderen Völkerschaften für ihre Untreue zu bestrafen; itzt hatten sie hinlängliche Munition, ja, sie waren noch besser damit versehen, als ihre Feinde, die nun ihrer Abreise kein Hinderniß mehr in den Weg legen konnten. Eben die Madekassen, die von jeher einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Verkauf von Sklaven gezeigt hatten, veränderten in diesem Stück plötzlich ihre Grundsätze. Sie hielten uns indeß für Menschenfresser; und die unaufhörlichen Bemühungen der Europäer, sich durch List oder Gewalt Sklaven zu verschaffen, hatten nicht wenig dazu beigetragen, sie in dieser für uns schimpflichen Meinung zu bestärken. Die Feinde der Weißen — und ihrer gab es nicht wenige — machten sich ein Vergnügen daraus, diese gehässige Verläumdung zu verbreiten, und man versichert sogar, sie sey von einer Generation zu der andern so fortgepflanzt worden, daß sie sich noch jetzt erhalte. Das beste Mittel, diese erniedrigenden Beschuldigungen zu vernichten, wäre gewiß, einige junge Malegaschen bei uns mit vorzüglicher Sorgfalt erziehen zu lassen, und sie dann nach ihrem Vaterlande zurückzuschicken. Dies würde übrigens außerdem die größte Wohlthat für die Insel seyn, und man hat daher sehr viel Ursach sich zu wundern, daß es bis jetzt noch nicht geschehen ist.

Ich sage nichts von der langen Reihe von Kriegen, die seit jenem Zeitraume den nördlichen Theil von Madagaskar unaufhörlich verwüstet haben; doch muß ich anmerken, daß die Piraten, die einzigen Urheber der Streitigkeiten, sich immer die Liebe aller drei Völkerschaften zu erhalten wußten. Seitdem verschmäheten die Europäer es nicht mehr, sich um ihre Protektion zu bewerben. Der öffentliche Verkauf der Sklaven diente dazu, den Haß und die Rach-

sucht in vollen Flammen bleiben zu lassen; und beides wird die Insel am Ende ganz verheeren! Wie viele Opfer für die unersättliche Habsucht einiger Räuber!

Der Sklavenhandel, der dazu gedient hatte, die Macht der Piraten zu gründen, war auch ihren Kindern vortheilhaft. Tamsimalo, dessen Mutter die Tochter eines mächtigen Oberhauptes, und dessen Vater ein alter, durch List und Räubereien berühmter Pirat war, bemächtigte sich nach dem Tode des Letzteren der obersten Herrschaft. Unter seiner Regierung fiel nichts Außerordentliches vor; indeß ist sein Andenken den Insulanern noch werth, und sie ehren seine Asche, die seit dem Jahre 1745, wo er starb, auf der Insel St. Marie ruht.

Sein Sohn Iean Harre (Zanhar*)?) folgte ihm in der Regierung; aber seine Macht war eingeschränkter, und durch sein schlechtes Verhalten zog er sich die Verachtung seiner Unterthanen zu. Er machte Foulpoint zu seiner Residenz, und überließ die Regierung von St. Marie seiner Mutter und seiner Schwester, die unter dem Namen Betty bekannt ist. Kurze Zeit nach Tamsimalo's Tode legte die Indische Kompagnie auf St. Marie eine Niederlassung an. Herr Gosse bekam den Auftrag, in ihrem Namen diese Insel in Besitz zu nehmen. Er ließ sich bei dieser Ceremonie von Betty, Tamsimalo's Tochter und Zanhar's Schwester, begleiten, obgleich diese Ehre, nach den Gebräuchen des Landes, der Wittwe des Tamsimalo, deren Oberherrschaft anerkannt war, gebührt hätte. Die letztere, ein stolzes, herrschsüchtiges Weib, fand sich durch die Vernachlässigung und Verachtung, die Gosse bei dieser Gelegenheit gegen ihren Rang bezeigt hatte, äußerst beleidigt, und schwor, sich zu rächen. Gosse verachtete ihren Zorn lange Zeit; dies Verhalten war aber unweise, und konnte der ihm anver-

*) So schreibt *le Gentil* diesen Namen. Durch die Lesart des Abbé Rochon möchte man verleitet werden, an Johannes (Jean) zu denken, da man doch vermuthlich nur Dschanhar aussprechen soll. G. F.

traueten Kolonie früher oder spät großes Unglück zuziehen. Während des Herbstes schwächten epidemische Krankheiten und hartnäckige Fieber die Kolonie; die Administration von Isle de France mußte also jährlich neue Mannschaft dahin schicken, um den durch die ungesunde Luft verursachten großen Verlust zu ersetzen. Die Mortalität war im Herbste so groß, daß man die Insel nur den Kirchhof der Franzosen nannte. Freilich sorgte man indeß sehr dafür, nach diesem ungesunden Orte nur solche Leute hinzuschicken, an deren Verlust nicht viel gelegen war.

Gosse, der es an Achtung gegen Tamsimalo's Wittwe fehlen ließ, wandte übrigens, wie man versichert, alle Mittel an, Betty'n zu gefallen. Dieses reitzende Frauenzimmer verband mit einer angenehmen Figur viele Annehmlichkeit, und die Insulaner hatten zu ihr viel mehr Liebe, als zu ihrer Mutter. Sie war nicht unempfindlich gegen Gosse'ns Zuneigung, und vereitelte mehr als Einmal die verderblichen Plane, die ihre Mutter gegen die Franzosen gemacht hatte; doch endlich waren ihrem Diensteifer Gränzen gesetzt, und es stand nicht in ihren Kräften, sie zu überschreiten. Tamsimalo's Wittwe beschuldigte Gosse'n, er habe die ehrwürdige Asche ihres Gatten beunruhigt und die in dessen Grabe verschlossenen Reichthümer weggenommen. Diese Beschuldigung, mochte sie nun wahr oder falsch seyn, erregte eine solche Gährung, daß augenblicklich der Untergang der Franzosen unwiderruflich beschlossen ward. Die Insulaner brachen plötzlich auf das Etablissement ein, steckten es in Brand, und ermordeten alle Franzosen ohne Unterschied. Sobald man diesen unglücklichen Vorfall, der sich an dem Tage vor Weihnachten 1754 ereignete, auf Isle de France erfuhr, bekam ein bewaffnetes Schiff Befehl, sich vor den Eingang des Hafens von St. Marie zu begeben, und die Bewohner der Insel auf das strengste zu bestrafen. Dies geschah auf eine fürchterliche Art: man steckte eine Menge Dörfer in Brand. Mehrere große Kanots mit

In-

Insulanern wurden in den Grund gebohrt. Das, worin sich Tamsimalo's Wittwe befand, bemühete sich vergebens, die Bay Antongil zu erreichen und auf diese Art den nachsetzenden Schaluppen zu entgehen. Das Geschütz erreichte es; jene Frau ward getödtet, und mehrere von ihren Begleitern hatten dasselbe Schicksal. Die übrigen wurden zu Gefangenen gemacht. Unter den letzteren befand sich auch Betty. Man brachte sie nach Isle de France, und hier rechtfertigte sie sich vor dem hohen Rath. Sie bewies nehmlich, daß bloß ihre Mutter an der Ermordung der Franzosen Schuld hätte; daß sie selbst durch ihre Verbindungen mit Gosse'n in Lebensgefahr gekommen wäre, und daß sie zu St. Marie nicht mehr sicher seyn könnte, da sie durch ihre Anhänglichkeit an die Franzosen, und durch ihre Bemühungen zur Rettung derselben, das Vertrauen und die Zuneigung der Insulaner verloren hätte. Der hohe Rath ward von ihrer Unschuld überzeugt, und schickte sie mit beträchtlichen Geschenken nach Foulpoint zu ihrem Bruder Zanhar zurück. Man trug ihr auf, alle Mittel anzuwenden, daß die Ruhe und die Eintracht zwischen den Bewohnern von Foulpoint und den Franzosen wieder hergestellt würde. Die ersteren hatten sich vor Schrecken über die zu St. Marie angerichteten Verwüstungen in das Innere des Landes zurückgezogen. Aller Handel war abgebrochen, und doch machten die Bedürfnisse von Isle de France es nothwendig, daß man ihn auf alle nur mögliche Art wieder herzustellen suchte. Betty war bei ihrem großen Einfluß auf ihren Bruder vor allen andern Personen geschickt dazu, die Absichten der Administration zu erfüllen. Sie machte nun gemeinschaftliche Sache mit la Bigorne, gewesenem Soldaten der Indischen Kompagnie, einem Manne von Einsicht und Thätigkeit. Dieser erlernte in kurzer Zeit die Malegaschische Sprache, und erwarb sich durch ein offenes, gleichmäßiges Betragen die Zuneigung der Insulaner. Seinen Bemühungen und seiner Thätigkeit verdankte man

die Wiederherstellung des Handels. Unter mehreren ehrenvollen und einstimmigen Zeugnissen für die von ihm geleisteten Dienste, erwähne ich nur das von Herrn Poivre, der im Jahre 1758 Augenzeuge von dem guten Verhalten dieses braven Soldaten war. Ihm zufolge, ist la Bigorne'ns Andenken den Malegaschen noch immer werth. Er hatte übrigens seinen Einfluß auf diese mehr seinem guten Charakter, als seiner Beredsamkeit zu verdanken; denn er war in den Reden, die er vor den Insulanern in ihren großen Versammlungen, oder Palabres*) hielt, nicht mit den Malegaschischen Rednern zu vergleichen. Herr Poivre, der mehrmals solchen Versammlungen beigewohnt hatte, sagte mir öfters, daß die natürliche Beredsamkeit der Malegaschen ihn in wahres Erstaunen gesetzt habe. Er pflegte gern mit allen kleinen Umständen zu erzählen, was bei einem großen Palabre vorgegangen war, wozu alle benachbarte Oberhäupter sich mit einer unzähligen Menge Volks eingefunden hatten, um einen Handelstraktat mit den Kommissarien unsrer Indischen Kompagnie zu schließen. Hier ist das, was er mir sagte, in wenigen Worten.

Der Redner begrüßte erst die Oberhäupter, trat dann gegen die Franzosen vor, machte ihnen eine tiefe Verbeugung, und wandte sich hierauf mit folgenden Worten an la Bigorne'n:

Du weißt, la Bigorne, daß seit mehr als achtzig Jahren die Weißen hieher kommen, um mit den Malegaschen zu handeln. Kannst du sagen, daß jemals einer von ihnen durch einen Mann unseres Volkes getödtet worden ist? Wir haben sie immer nicht bloß als unsre Brüder, sondern auch als die Herren des Landes aufgenommen. Wenn die Franzosen Och-

*) *Palabra* bedeutet Wort, Unterredung, *pourparler*. Es ist eins von den Wörtern, welche an die Portugiesen und ihre Erscheinung in Indien erinnern, so wie oben S. 54. das Wort Aldea. Vermuthlich haben die Freibeuter es nach Madagaskar gebracht; denn in der einheimischen Sprache pflegen dergleichen öffentliche Reden den Namen Kabarr zu führen. G. F.

sen und Reiß von uns verlangten, so weigerten wir uns niemals. Wenn sie Pallisaden setzen und Hütten bauen wollten — gingen wir dann nicht in die Wälder, um das ihnen nöthige Holz zu suchen? Haben die, welche vor dir kamen, la Bigorne, und die, welche hier sind, irgend eine Ursache gehabt, sich über uns zu beklagen? Haben sie nicht Wasser aus unseren Quellen geschöpft? Haben sie nicht Holz in unsren Wäldern gefällt, ohne daß ein Mensch in Foulpoint sie gefragt hätte: warum thut ihr das? Die Völker in Süden und im Norden, und noch neuerlicher die zu St. Marie haben die Franzosen ermordet und Krieg mit ihnen geführt; aber die von Foulpoint haben niemals einen geschlagen, sondern im Gegentheil ihnen alle Arten von Hülfe geleistet und ihnen zu jeder Zeit Wohlwollen und Freundschaft erwiesen. Wären denn also die Oberhäupter von Foulpoint weniger mächtig, als ihre Nachbarn? La Bigorne, sie sind mächtiger. Fürchten sie sich vor Krieg mit den Weißen? Nein. Wer würde es aber wagen, Tamsimalo's großen Sohn, Zanhar, unsern Oberherrn und Vater, zu bekriegen? Was für Weiße könnten vermegen genug seyn, die furchtbaren und unüberwindlichen Oberhäupter, die hier zugegen sind, Marnat, Ramisi und Ramatao anzugreifen? Würden wir nicht selbst den letzten Tropfen Blut vergießen, um sie zu vertheidigen? Also haben die Franzosen nur unsrer Freundschaft, unserm guten Herzen, die ausgezeichnete Begegnung zu verdanken, die ihnen zu Foulpoint, so lange sie den Hafen besuchen, widerfahren ist.

Nun wollen wir auch das Betragen der Franzosen gegen uns betrachten. Weshalb, la Bigorne, hast du, ohne Zanhar und die andern Oberhäupter um Erlaubniß zu bitten, Pallisaden von großen Pfählen gesetzt, die viel stärker und von viel größerem Umfange sind, als die vorherigen? Bist du darin dem alten Gebrauche gefolgt? Rede, antworte! Hast du ihnen das geringste Geschenk gemacht? Doch du schweigst. Du errötheſt, fühlst dich schuldig, siehst sie an und forderst von ihnen Nachsicht. Ich bitte hier für dich die unüberwindlichen edelmüthigen Oberhäupter, Zanhar'n unsern Oberherrn, welcher in dieser hohen Versammlung den Vorsitz hat, um Verzeihung für deine Unbesonnenheit. Wir lieben dich, la Bigorne; aber mißbrauche die Zuneigung, die wir zu

dir haben, künftig nicht mehr. Schwöre, daß du nicht wieder in ähnliche Fehler verfallen willst. Solche Vergehungen würden dir das Herz der Einwohner von Foulpoint auf immer entziehen; und um es zu behalten, schwöre uns, daß du künftig unsern Vortheil für den deinigen ansehen willst. Frage also deine hier versammelten Oberen, weshalb seit der Ankunft der letzten sieben großen Schiffe die Kapitaine niemals, der Gewohnheit gemäß, Geschenke gemacht haben, da diese doch bei dem Tausche, den die Weißen mit den Malegaschen treffen wollen, zur Befestigung des guten Vernehmens dienen? Weshalb haben diese Schiffe nicht Sachen mitgebracht, um das zu bezahlen, was die Franzosen schon seit einem Jahre schuldig sind? Wir verkauften ihnen mit Redlichkeit alle Arten von Lebensmitteln, und hatten weiter keine Sicherheit, als kleine Stücken Papier, worin nach deiner Versicherung das Versprechen steht, daß wir in drei Monden bezahlt werden sollen. Weshalb ist dieses feierliche Versprechen bis auf diesen Tag unerfüllt geblieben? Gewiß will man uns zwingen, den Handel mit den Weißen abzubrechen, oder wenigstens unser unbegränztes Vertrauen in ihre Worte und Eidschwüre auf das schmerzlichste verletzen.

Im vorigen Jahre fuhr ein großes Schiff hier vorbei. Es war in dem dringendsten Mangel an Lebensmitteln, und hatte doch nicht die erforderlichen Sachen, um sich seine Bedürfnisse zu verschaffen. Die Kaufleute von Foulpoint gaben ihm Ochsen und Reiß, und rechneten sie nicht höher an, als wenn baares Geld entrichtet worden wäre. Man versprach, uns durch das erste Schiff, das von Isle de France käme, bezahlen zu lassen. Seitdem sind zwölf hier gewesen, und alle haben sich geweigert, eine so gerechte Forderung abzutragen. — Wirst du noch sagen, la Bigone, daß die Leute von Foulpoint es an Redlichkeit gegen die Franzosen haben fehlen lassen? Wirst du noch sagen, daß du uns einen Ochsen zu theuer bezahlst, wenn du eine Kaufflinte (fusil de traite) dafür giebst? wirst du sagen, eine Klafter blaue Leinwand sey der gehörige Preis für eine Schale mit funfzig Pfund Reiß? Du mußt entweder glauben, wir wissen gar nicht, was die Lebensmittel in Isle de France kosten, oder du hast den thörichten Plan, uns Gesetze vorzuschreiben, da du sie doch von uns annehmen mußt. — Ist es nicht wahr, (fuhr

der Redner fort, indem er sich an die Versammlung wandte) daß ihr künftig mit diesen Fremden auf einem bessern und billigeren Fuß handeln wollt? (Die Versammlung bezeugte durch einen allgemeinen lärmenden Zuruf, daß dies allerdings ihr Wille sey. La Bigorne wollte nun das Wort nehmen; aber der Redner hinderte ihn daran, und fing, auf Zanhar's und der übrigen Oberhäupter Befehl, von neuem an zu reden.) — Höre nun die Bedingungen, welche die Kaufleute von Foulpoint dir vorschreiben. Die Schale Reiß soll vermindert werden, wenn die Weißen beim Messen unten daran stoßen, daß der Reiß zusammen fallen, und mehr in die Schale hineingehen soll. Sie wollen auch das Maaß nicht mehr gehäuft seyn lassen, wie es sonst geschehen ist. (Ueber diese Bemerkung lachte die Versammlung.) Man wird künftig einen Ochsen nicht für eine schlechte Kaufflinte geben, sondern ein gutes Soldatengewehr dafür fordern. Die Klafter blaue Leinwand soll nach dem alten Maaße genommen werden. Das Bamburohr Pulver soll man um so viel vermehren, daß drei dergleichen hundert Flintenladungen enthalten. Die Leute von Foulpoint, die bei den Weißen als Marmites, d. h. als Bediente stehen, sollen als Lohn für dreißig Tage Dienst eine Kaufflinte bekommen.

Nun wandte sich der Redner wieder an die Oberhäupter und an die Versammlung, und sagte zu ihnen: „Ist das nicht euer letzter Wille? „Von allen Seiten her rief man ihm unter Geschrei, Lobsprüchen und Beifallsbezeigungen: Ja, zu. Sobald der Lärm sich gelegt hatte, rief der Redner mit einer donnernden Stimme:

Du hörst, la Bigorne, den Willen des Palabre. Er ist das Gesetz der Oberhäupter und der Wunsch des Volkes, das mit den Weißen handelt. Erkläre nun deinen Herren alles was ich dir gesagt habe. Wenn sie die Bedingungen annehmen, so wollen wir den Vertrag durch ein feierliches Opfer bestätigen; wo nicht, so können sie gehen, wir haben ihnen dann keine Lebensmittel zu geben.

La Bigorne übersetzte Herrn Poivre die hier mitgetheilte Rede Wort für Wort. Der letztere mußte sein Ansehen brauchen, um jenen zu hindern, daß er dem Red-

ner nicht die Heftigkeit seiner Aeußerungen vorwürfe. Er war es nehmlich nicht gewohnt, von den Malegaschen mit so weniger Schonung behandelt zu werden; und die Lektion schien ihm um so bitterer, da er sie in Gegenwart von Officieren bekam, welche die Kompagnie mit ihrem Vertrauen beehrte.

Herr Poivre hörte im Gegentheil die nachdrückliche Sprache der Wilden mit Vergnügen. Ihre starken, soliden Gründe machten Eindruck auf ihn; aber da ihm das Interesse der Kompagnie anvertrauet war, so stand es nicht in seiner Gewalt, an dem gewöhnlichen Preise der Lebensmittel etwas zu ändern. Er trug la Bigorne'n auf, dies der Versammlung zu sagen, wobei er zugleich versicherte, daß die Kaufleute von Foulpoint ungesäumt und reichlich für ihre Lieferung bezahlt werden sollten. Die Erhöhung des Lohns für die Leute in Diensten der Weißen bewilligte er, und begleitete zugleich alle seine Versprechungen mit den verbindlichsten Aeußerungen, und mit allem, wovon er glaubte, daß es auf die Oberhäupter Eindruck machen könnte. Er predigte ihnen Frieden und Eintracht, und behandelte sie dabei als Brüder und Freunde; auch gab er ihnen zu verstehen, daß alle Weißen, die nicht eben die Gesinnungen und eben die Achtung gegen sie hätten, sich allgemeines Mißfallen zuzögen. Herrn Poivre's Rede, welche la Bigorne in der Madekassischen Sprache vortrug, schien auf die Versammlung weniger Eindruck zu machen, als auf den Madekassischen Redner; und bloß auf den Rath des Letzteren ward der Vertrag durch Zuruf beschlossen. Es lag nicht wenig daran, daß er zu Stande kam; die Bedürfnisse der Schiffe waren dringend; denn zum Unterhalt für sechshundert Mann wurden täglich drei Ochsen und eine Quantität Reiß erfordert. Der Traktat ward mit vieler Feierlichkeit geschlossen. Der Redner tödtete das Opfer, fing das Blut in einem irdenen Geschirr auf, mischte Seewasser, Gänsefuß, gestoßenen Flintenstein, imgleichen ein wenig Erde und Pulver darunter, das er mit

Taffia oder Rum benetzt hatte. Alle diese verschiedenen Species zerrieb er mit zwei bleiernen Kugeln, machte auf diese Art ein Getränk daraus, und rief hierauf den Teufel an: er sollte es jedem, der davon kostete und seinen Eid nicht hielte, in Gift verwandeln. Dann nahm er zwei Lanzen oder Hassagais, und tauchte die eiserne Spitze in das Getränk, indeß Zanhar einige Tropfen davon auf die Erde fallen ließ.

Der Redner hielt in der rechten Hand ein Messer, und rief erst den Gott der Weißen, dann aber auch den Gott der Schwarzen an, und betete zu ihnen mit lauter Stimme, daß sie das Herz beider Partheien mit Frieden, Freundschaft, Eintracht und Redlichkeit erfüllen möchten. Hierauf hieb er mit seinem Messer plötzlich die in das Getränk getauchte eiserne Spitze der beiden Hassagais ab, und sprach schreckliche Flüche und Verwünschungen gegen jeden aus, der den Vertrag brechen würde.

Wenn die Weißen ihren Eid nicht halten, so werde ihnen dies Getränk zu Gift! Orkane, die aus den vier Weltgegenden wüthend hervorbrechen, sollen ihre Schiffe ergreifen, die Wellen sie verschlingen, und die Leichname dieser Boshaften von den fürchterlichen Ungeheuern, die im Meere wohnen, zerrissen werden! Höre, Zanhar! höre wohl die Stimme des mächtigen Geistes, der mich beseelt! Wenn die Leute von Foulpoint niederträchtig und boshaft genug sind, diesen feierlichen Vertrag zu verletzen, so werde ihnen dieses Getränk zu Gift! so sollen sie durch das Schwert ihres Feindes fallen! ihr Bauch soll zerbersten, und ihr unreiner Leichnam die Speise der Krokodile werden! Muß der unsichtbare Geist, der über diese Versammlung wacht, nicht Rache haben? muß er nicht den Meineid strafen, da er die Eidschwüre annimmt? Alle Menschen, Weiße oder Schwarze, sind vor ihm gleich; alle sind seinem höchsten Willen unterworfen. Er fordert von uns allen einerlei Treue und Redlichkeit, unter einerlei strengen und schrecklichen Strafen.

Rabefin (so hieß der Redner) sprach diese schrecklichen Verwünschungen dreimal mit solcher Heftigkeit in der Stimme und den Geberden aus, daß sie auf die Versammlung einen unbeschreiblichen Eindruck machten. In diesem Zustande der Unruhe und des Schreckens nahmen Zanhar und die andern Oberhäupter mit zitternder Hand in einem Blatte vom Raven ungefähr einen Löffel voll von dem ekelhaften Getränke, und verschluckten es mit schrecklich verzerrten Gesichtszügen. Ihr Beispiel ward von dem größten Theil derer, welche dieser Versammlung beiwohnten, befolgt. Nur einige Franzosen ließen es bei dem Schein bewenden, so lebhaft auch la Bigorne in sie drang, ohne Zweifel, weil er glaubte, daß diese lächerliche und widrige Posse, wenn nicht zum guten Fortgange, so doch wenigstens zur Dauerhaftigkeit des Vertrages nothwendig wäre.

Rabefin schritt hierauf zur Verrichtung des Opfers; und dann ward dieses berühmte Palabre mit einem großen Gastmahle, worauf Tanz, Musik und Spiele folgten, zwar etwas lärmend, aber sehr fröhlich beschlossen. Ich habe lieber dieses Palabre, als andre, denen ich selbst beiwohnte, beschrieben, weil damals wichtigere Angelegenheiten verhandelt wurden. Diese flüchtige Schilderung ist indeß hinreichend für den Leser, dem es mehr um Belehrung zu thun ist, als um Belustigung mit allen den kindischen Armseligkeiten, welche nicht bloß in Madagaskar, sondern auch in besser polizirten Ländern, oft bei den wichtigsten Angelegenheiten Statt finden.

Rabefin hatte die Geschicklichkeit, seine Gesichtszüge nach Belieben zu verändern. Seine Reden, mit denen seine Gestikulation immer übereinstimmte, schienen überzeugen zu müssen; auch war ihm die Kunst, Leidenschaften zu erregen, nicht fremd. — Ist es nicht zu bewundern, daß ein Wilder in dieser Täuschungskunst, von der die Redner bei civilisirten Nationen oft einen so gefährlichen Mißbrauch machen, einen so hohen Grad von Vollkommenheit erlangt

hatte? Wie konnte Rabefin wissen, daß man, um zu täuschen, immer lieber die Sprache des Herzens, als die Sprache der Vernunft, brauchen muß? Wie hatte er die Kunst gelernt, unsren geheimen Hang zu Gaukeleien und Chimären zu benutzen?*).

Rabefin stand in großem Ruf. Sein Charakter entsprach übrigens seinen Talenten keinesweges. Er war von seiner frühesten Jugend an durch seine Verbindungen mit den Europäern verderbt worden, und galt für den listigsten, gefährlichsten Betrüger. La Bigorne, der besser als irgend jemand seine Laster und seine Herrschsucht über die Einwohner von Foulpoint kannte, war genöthigt, ihm nicht nur öffentlich alle Arten von Ehrerbietigkeit und Achtung zu bezeigen, sondern mußte ihn auch in der größten Stille durch beträchtliche Geschenke zu gewinnen suchen. Nur auf diesem Wege konnte er seine Absichten erreichen; jedes andre Mittel wäre fehlgeschlagen, und hätte ihm Verdrießlichkeiten zugezogen. Unbestechliche Leute sind nicht gar zu häufig, und die civilisirten Nationen haben in diesem Stück keinen Vorzug vor den Wilden. Die meisten von unsren Rednern machen es, zwar mit mehr Kunst, aber vielleicht mit einem weniger täuschenden Aeußeren, wie Rabefin, der eine Sache, für deren eifrigsten Vertheidiger man ihn hielt, geschickt zu seinem Vortheile verkaufte. Sollte man nicht glauben, er müßte sich dem Handelstraktat, den die Agenten der Ostindischen Kompagnie mit den Kaufleuten von Foulpoint schließen wollten, auf das äußerste widersetzt haben? Und als derselbe plötzlich und unvermuthet geschlossen war, konnte man vernünftiger Weise nur Zanhar'n und den übrigen Oberhäuptern die Schuld geben, da man ihnen öffentlich ein reiches Geschenk machte. Aber la Bigorne, den Rabefin's Rede sehr verdrossen hatte, sagte Herrn Poivre hinterher: alle seine Bemühungen

*) Hier bleibt in der Uebersetzung eine lange Deklamation über Rednerkünste weg.

würden vergeblich gewesen seyn, wenn dieser Redner nicht vor dem Palabre durch Geschenke gewonnen gewesen, und förmlich Allem beigetreten wäre, was man ohne die Theilnahme Zanhar's und der übrigen Oberhäupter beschlossen hatte. Dieser Umstand ist unter Wilden sehr merkwürdig, da bei ihnen Redlichkeit, und noch mehr die Furcht, feierliche Eide zu brechen, die strengste Beobachtung alles dessen gebieten, was bei äußerst schwerer Strafe festgesetzt worden ist.

Den Tag nach dem Abschlusse des Traktates war der Markt von Foulpoint in Ueberfluß versehen. Die Schiffe eilten, ihre Vorräthe an Lebensmitteln zu ergänzen; und dies geschah eben so schnell, als mit geringen Kosten.

Herr Poivre gab nach seiner Ankunft in Frankreich der Indischen Kompagnie ein gutes Zeugniß von la Bigorne'n. Dieser war damals zu Foulpoint nur Dolmetscher; aber auf Herrn Poivre's Empfehlung übertrug man ihm das Geschäft, unter dem Befehle der Administration von Isle de France, in ganz Madagaskar alle Angelegenheiten, die sich auf den Handel und die Verproviantirung der Schiffe bezögen, zu betreiben. Man hatte Ursache mit dieser Wahl zufrieden zu seyn. La Bigorne betrug sich mit Klugheit und Einsicht, bis er im Jahre 1762, weil er Zanhar'n bekriegt hatte, nach Isle de France zurückgerufen ward. Man versichert, er habe sich alle Mühe gegeben, den Frieden in Foulpoint zu erhalten; es sey aber für ihn unvermeidlich gewesen, mehrere mächtige und mit den Franzosen verbündete Oberhäupter nachdrücklich zu unterstützen, da diese sich über Räubereien und Gewaltthätigkeiten von Seiten Zanhar's zu beschweren hatten, dessen Hang zu Lastern und Ausschweifungen von Tage zu Tage größer ward.

Die gegen Zanhar feindselig gesinnten Oberhäupter vereinigten sich, um la Bigorne'n zu vermögen, daß er das Kommando ihrer Truppen übernähme. Dieser tapfre Soldat gab ihrem Bitten nur unter einer Bedingung nach,

welche Wilden ein wenig sonderbar vorkommen mußte. Er erklärte nehmlich ohne alles Hehl: wenn er das Kommando der Armee übernähme, so würde er die kluge Vorsicht beobachten, sich niemals dem feindlichen Feuer auszusetzen, weil sein Tod unfehlbar den Untergang der tapferen Krieger nach sich ziehen würde, die unter ihm stritten. Ein General, der nur die Stimme seines Muthes höre, sich mit in das Gefecht hinreißen lasse und Theil an dem Kampfe nehme, habe es nicht mehr in seiner Gewalt, seine Macht auf die vortheilhafteste Art zu postiren; dann sey das Heer ganz ohne Befehlshaber, folglich komme nothwendig Unordnung unter die Kämpfenden, und das Ungefähr entscheide über den Sieg.

Ich weiß nicht, ob la Bigorne's Gründe auf die Malegaschen Eindruck machten. Undisciplinirte Völker, die es sich gar nicht in den Sinn kommen lassen, daß aus Ordnung und völliger Uebereinstimmung immer Vortheile entspringen, mußten wohl glauben, ihr General la Bigorne habe mehr Talente, als Muth. Indeß ordneten sie sich, nachdem sie einiges Befremden und Erstaunen bezeigt hatten, unter seinen Befehl. La Bigorne ließ sie einige sehr einfache Manöuvres machen; und da er fand, daß sie unterwürfig und entschlossen waren, seinen Willen pünktlich zu befolgen, so rückte er auf den Feind los. Sobald die beiden Heere einander gegenüber standen, wiederholte er den Befehl, das Treffen nicht eher anzufangen, als bis er das Signal dazu gäbe.

Zanhars Armee war viel zahlreicher und stärker, als die seinige; aber la Bigorne'n sicherte seine Stellung den vollständigsten Sieg zu, sobald Zanhar es wagte, ihn anzugreifen. Dieser hatte nicht Talent genug, das Nachtheilige seiner Stellung einzusehen, und griff die feindliche Armee lebhaft an; aber man schlug ihn auf eine so schreckliche Art zurück, daß er sich nur durch die Flucht retten konnte. So ward Zanhar, den man bisher den Unüberwindlichen genannt hatte, durch die bloßen Anord-

nungen eines Mannes überwunden, der in dem Gefechte gar nicht zum Vorschein kam und sogar in einiger Entfernung von dem Kampfplatze war.

Als Zanhar nachher erfuhr, daß la Bigorne die Bewegungen des Heeres, welches ihn geschlagen, gelenkt hatte, sagte er: „wie konnte ich mich gegen den unsichtbaren Geist eines Weißen, der mich angriff, vertheidigen? Aber, um mich zu rächen, will ich Foulpoint verlassen und mich nach der Bay Antongil begeben. Meine Entfernung von jenem Hafen wird die dortigen Kaufleute unruhig machen; es wird nichts mehr auf die Märkte kommen, und der Handel darunter leiden. La Bigorne'ns Vorgesetzten werden ihn nach Isle de France zurückrufen, und folglich verspricht mir meine Entfernung von Foulpoint baldige Befreiung von meinem furchtbarsten Feinde."

Was Zanhar erwartet hatte, geschah wirklich sehr bald. Seine Niederlage hatte auf Foulpoint alles in Traurigkeit gestürzt, und seine Entfernung unterbrach allen Handel gänzlich. Einige Oberhäupter, die la Bigorne'ns Freunde waren, bemüheten sich vergebens, Lebensmittel nach den Märkten zu bringen; denn die Kaufleute von Foulpoint setzten sich aus allen Kräften dagegen. Die Französischen Schiffe, die nach diesem Hafen gekommen waren, um Erfrischungen zu holen, bemüheten sich, Frieden und Eintracht unter den Insulanern wieder herzustellen; aber es gelang ihnen nicht, und sie mußten sich, da es ihnen an den nothwendigsten Bedürfnissen fehlte, in dem bedauernswerthesten Zustande wieder nach Isle de France begeben. Auf ihre allgemeinen Klagen fiel la Bigorne in Ungnade, und ward zurückberufen; indeß versichert man, er sey nicht strafbar gewesen, und nur wenige würden an seiner Stelle Zanhar's Bedrückungen so lange erduldet haben. Ich möchte dies wohl glauben; aber sein Verhalten wird dem immer strafbar scheinen, welcher der Meinung ist, man dürfe in ei-

nem fremden Lande nicht Regeln vorschreiben und Gesetze geben.

Wie dem auch seyn mag — la Bigorne'ns Abreise brachte Zanhar'n nach Foulpoint zurück. Man nahm ihn daselbst bei weitem besser auf, als er es hoffen konnte, und der Handel bekam schnell wieder seine vorige Lebhaftigkeit. Indeß währte die unmäßige Freude nicht lange. Das Feuer der Zwietracht war nicht erloschen, sondern Haß und Uneinigkeit ernährten es. Nach einer langen Reihe von Kriegen ward Madagaskar endlich von dem furchtbaren, unruhigen Tyrannen befreiet, der weder mit seinen Bundesgenossen, noch mit seinen Unterthanen in Frieden leben konnte. Die Maniwulis tödteten Zanhar'n im Jahre 1767; hierauf ward das Seinige geplündert, und diente dazu, seine Feinde zu bereichern und ihre Macht zu vermehren.

Sein Sohn Jawi erbte nur einen kleinen Theil von den Besitzungen seines Vaters. Er war noch zu jung, um sich nicht mit dem zu begnügen, was man ihm zu lassen für gut fand. Von seiner Regierung reden wir nicht, ob wir gleich Gelegenheit gehabt haben, sie ziemlich genau kennen zu lernen; denn dieser Jawi, dem es an Energie und natürlichem Verstande fehlte, hat nichts gethan, was wichtig genug wäre, uns damit zu beschäftigen.

Bei Zanhar's Tode gehörten Isle de France und Bourbon nicht mehr der Indischen Kompagnie. Der König hatte sie wieder übernommen, und Herrn Poivre zum Intendanten dieser Kolonie ernannt. Nun war la Bigorne'n kein Hinderniß mehr im Wege, sich wieder nach Foulpoint zu begeben, wo die Umstände seine Gegenwart äußerst nützlich machten. Bei seiner Ankunft daselbst erhielt er von den Insulanern die schmeichelhaftesten Zeichen von Achtung und Freundschaft. Um des ausgezeichneten Rufes willen, worin er ehemals wegen seiner Talente und Rechtschaffenheit unter den Insulanern gestanden hatte, machten sie ihn zum Schiedsrichter in al-

len ihren Zwistigkeiten. Er stellte in dem nördlichen Theile von Madagaskar den Frieden wieder her, und Herr Poivre konnte seinem guten Verhalten immer nur Lob ertheilen. Ich kann bezeugen, daß er dieses verdiente; denn ich habe ihn auf einer Reise, die ich im Jahre 1768 nach Madagaskar machte, sehr genau kennen lernen. Herr Poivre wollte sich für seinen berühmten Garten Montplaisir, der jetzt unter dem Namen: der Königliche botanische Garten auf Isle de France, bekannt ist, die seltensten und nützlichsten Pflanzen aus Madagaskar verschaffen. Er beehrte mich mit seiner Freundschaft und seinem Vertrauen; daher übertrug er mir die Veranstaltung dieser Sammlung, ohne Zweifel des schätzbarsten Geschenkes, das er der ihm anvertraueten Kolonie machen konnte. Ueberhaupt ließ der einsichtsvolle Herr Poivre niemals ein Schiff abreisen, ohne daß er dem Kapitain oder irgend einem unterrichteten Officier den Auftrag gab, ihm die verschiedenen Produkte der Länder, welche sie besuchen sollten, mitzubringen. Seine Bitte war immer mit einer Instruktion begleitet. So ward der Garten Montplaisir unter seinen Händen die reichste Pflanzschule, die man kennt; denn er enthält die schätzbarsten Pflanzen aus allen vier Welttheilen.

Bei meiner Ankunft zu Foulpoint fand ich la Bigorne'n nicht. Dies that mir um so mehr leid, da er den besondern Auftrag hatte, mir Mittel an die Hand zu geben, wie ich den Endzweck meiner Reise erfüllen könnte. Indeß besuchte ich erst die Gegenden um Foulpoint, ehe ich mich zu ihm nach dem Dorfe Mananhar begab, welches an dem Eingange der großen Bay Antongil liegt. Auf der Fahrt dahin, durchstreifte ich auch die Insel St. Marie, und hielt mich so lange daselbst auf, als es nöthig war, um ihre verschiedenen Produkte kennen zu lernen. Erst den achten Tag nach meiner Abreise von Foulpoint kam ich zu Mananhar an. La Bigorne nahm mich sehr gefällig auf. Er theilte mir verschiedene Erläuterungen mit, von denen ich hier nur

sehr kurze Auszüge geben kann. Mit ihm besuchte ich die merkwürdigsten Oerter in der Nachbarschaft der großen Bay Antongil; besonders besah ich die erstaunlichen Brüche von Bergkristall, dessen Stücke so ungeheuer groß sind, daß es beinahe fabelhaft scheint.

Doch, ich muß meine Nachricht von den Niederlassungen, welche die Franzosen in dem nördlichen Theile von Madagaskar angelegt haben, vollenden. Ich schließe mit der, welche dem Grafen Beniowski anvertrauet war. Dieses große Etablissement, das unter dem Ministerium des Herrn de Boynes unternommen ward, kostete dem Staate Millionen*), hatte gar keinen Fortgang, zog der In-

*) Es kann unsern Lesern nicht anders als willkommen seyn, nach Anleitung dessen, was Herr Rochon hier erzählt, die Nachrichten, die Beniowski selbst aufgesetzt hat, und die in jedermanns Händen sind, näher prüfen zu können. Indeß, so tadelnswerth der Ungarisch-Polnische Abentheurer hier erscheint, und so gerecht die Vorwürfe seyn mögen, die man seiner an Verrücktheit gränzenden Projektmacherei aufbürdet, so scheint es doch, daß man nicht sowohl den Feuerkopf selbst, als vielmehr die Schwachköpfe in Frankreich hätte tadeln sollen, die ihn nicht übersehen konnten und ihm einen so wichtigen Oberbefehl vertrauten. Den unbestimmten Ausdruck, daß Beniowski dem Staate Millionen gekostet habe, widerlegt die in seinen Memoiren vorkommende Rechnung, an deren Authenticität zu zweifeln man keine Ursach hat, und nach welcher der ganze Verlust, der durch seine Niederlassung verursacht worden ist, sich auf 413, 814 Livres beläuft. Allerdings ergiebt sich aus den hier mitgetheilten Nachrichten, daß die Französische Kolonie auf Isle de France gänzlich hätte zu Grunde gehen können, ehe Beniowski im Stande gewesen wäre, seinen Plan auszuführen und ihr durch seine neue Einrichtung des Handels nach Madagaskar aufzuhelfen. Man begreift also auch wohl, daß die Administratoren auf Isle de France ihm entgegen arbeiten und zugleich als rechtschaffne Männer ihre Schuldigkeit gegen ihren Vorgesetzten thun konnten; allein man verzeiht es dem Grafen Beniowski, daß er ihr Benehmen in einem andern Lichte sieht, da die Bereitwilligkeit des Französischen Ministeriums ihn in der hohen Meinung, die er von sich, von seinen Planen und ihrer Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit hegte, nur mehr als zu sehr bestärken und ihm alles, was sich ihm widersetzte, in einem gehässigen Lichte zeigen mußte. Es ist wirklich zu bedauern, daß man diesem brausenden Orkane keine gute Richtung geben, und seine Kraft nicht so mäßigen konnte, daß sie wohlthätig und nützlich geworden wäre. G. F.

sel Madagaskar neues Unglück zu, und nahm zuletzt ein tragisches Ende.

Als er im März 1772 aus Kanton nach Isle de France kam, schrieb er einen Brief an den Gouverneur, worin er seine Abentheuer vom Anfange an erzählte*). Der Brief ward auf der Insel bald bekannt, und man wunderte sich einigermaßen darüber, daß Beniowski alles aus der Acht gelassen hatte, was dem Seefahrer in Ansehung des Weges von Kamtschatka über Japan nach China hätte Licht geben können. Es waren nur die ersten Anfangsgründe der Nautik nöthig, um die Bleiwürfe, den Ankergrund, die Stärke und Richtung der Winde, imgleichen die Lage der Klippen und der vorzüglichsten Kaps, und endlich, wenn nicht die Länge, doch wenigstens die Breite der Hauptpunkte anzugeben. Schon aus dem Tagebuche des Steuermanns hätte er diese Angaben nehmen können. Indeß pralte Beniowski mit dem Umfange seiner Kenntnisse, und wollte einen neuen Weg von Kamtschatka nach China entdeckt haben. Jene kurze Nachricht von seiner Reise beweist aber, daß er selbst die gemeinsten und gewöhnlichsten Kunstausdrücke der Nautik nicht wußte, und giebt gar kein Dokument, gar keine sichere Spur von der Richtung des Weges, den er genommen haben will. Dies ist keinesweges eine unsichre Anklage. Ich berufe mich auf jeden, der ihn, so wie ich, aus Kanton auf Isle de France hat ankommen sehen. Alle werden bezeugen, daß er, um seine Abentheuer noch romanhafter zu machen, öffentlich versicherte: er habe sich auf einem schlecht ausgerüsteten und bemannten Schiffe, ohne Lebensmittel, oder vielmehr mit keinen andren, als mit Fischmehl, eingeschifft und nach seiner Abfahrt von

*) Unser Verfasser giebt hier dies Schreiben der ganzen Länge nach; da es aber weiter nichts enthält, als was Beniowski in seinen Nachrichten ausführlicher erzählt, so ist es in der Uebersetzung, als völlig entbehrlich, weggelassen worden.

von Kamtschatka die Asiatischen Küsten verlassen, um sich an die Amerikanischen zu begeben. Noch mehr; dieser unerschrockne Abentheurer scheuete sich nicht, vor erfahrnen Seeleuten zu versichern: er sey an unbekannten Ländern, nordwärts von Kalifornien, gelandet. Gegen diese sonderbare Behauptung machte man ihm eine Menge Einwürfe. Bei dem elenden Zustande seines Schiffes hatte seine Erzählung wenig Wahrscheinlichkeit; überdies erwähnte das kurze Tagebuch, das er unvorsichtiger Weise bekannt machte, gar nichts von Ländern im Norden, von Kalifornien und noch weniger von ihren Produkten. Besonders bei diesem Punkte schien Beniowski in äußerst großer Verlegenheit zu seyn. Er wußte den überlästigen Fragen, die man deshalb an ihn that, auf keine andre Art auszuweichen, als daß er sagte: er wolle seine schätzbaren Entdeckungen bloß seinem Hofe vorbehalten *). Mit dieser Ausflucht kam er aber nicht durch. Man legte ihm ein Planiglobium vor, und bat ihn, seine Reiseroute darauf zu entwerfen, wobei man ihn zugleich versicherte, daß er sich hierdurch gar nicht kompromittiren könnte; aber Beniowski weigerte sich. Herr Poivre, damaliger Intendant von Isle de France und Bourbon, sah es sehr gern, daß man sich in seiner Gegenwart bemühete, die unverschämte Scharlatanerie jenes Fremden aufzudecken.

*) Die unbestimmten Ausdrücke, deren sich Beniowski bedient haben mag, werden hier mit zu großer Strenge gegen ihn gedeutet. Wenn er es für gut fand, seine Entdeckungen im Norden geheim zu halten und zugleich sich doch geltend zu machen, so konnte er nicht wohl anders davon sprechen, ohne sich zu weit mitzutheilen. Seine Eitelkeit und sein Ehrgeitz sind immer weit mehr im Spiel, als ein Hang zur bloßen zwecklosen Aufschneiderei. Uebrigens weiß man jetzt durch die Bekanntmachung seines Tagebuches, was von seiner Fahrt gegen Norden zu halten ist. Der Schluß, und wenn ihn auch der vernünftige Herr Poivre selbst gezogen hätte, war unstreitig falsch, daß Beniowski ein Betrüger sey, weil er sich weigerte, seine Reiserute auf einem Planiglobium zu zeichnen. Es war ja sehr begreiflich, daß er einem Fremden nicht das Verdienst lassen wollte, die erste genaue Nachricht von seiner Reise nach Frankreich zu schicken, da er die Absicht hatte, durch diese Mittheilung für sich selbst zu wirken. G. F.

Dieser einsichtsvolle Mann vermied es weislich, unmittelbaren Antheil an der Sache zu nehmen; aber er bediente sich dieses lebhaften Angriffs, um Herrn de Boynes ein nützliches und gerechtes Mißtrauen gegen Beniowski's angebliche Entdeckungen einzuflößen. Sein Bericht hatte, wie wir in der Folge sehen werden, nicht die gute Wirkung, die er davon erwartete; indeß wäre es im höchsten Grade ungerecht, wenn man ihm hierüber nur den mindesten Vorwurf machen wollte. — In Isle de France erregte Beniowski's unwahrscheinliche Erzählung allgemeinen Unwillen, und ward von jedem einsichtsvollen Manne getadelt. Besonders empörte es, daß er ohne Scheu erzählte, er sey in Rußland genöthigt worden, um seine Freiheit wieder zu erhalten, eine schriftliche Erklärung auszustellen, daß er einen Mord begangen, von dem er doch nichts gewußt habe. Giebt es denn wohl auf der ganzen Erde ein Land, wo das authentische Geständniß einer Mordthat ein Mittel ist, sich die Freiheit wieder zu verschaffen? Was kann der Zweck einer so anstößigen Erklärung seyn? ist es nicht unmöglich den Bewegungsgrund davon zu errathen? — Man wird es mir hoffentlich verzeihen, daß ich unsern Beniowski einen Abentheurer nenne; denn nicht seine Aufsätze allein sprechen gegen ihn: wir haben noch viel härtere Anklagen.

Als Beniowski aus dem Gefängnisse in Kamtschatka entflohen war, begab er sich mit dreißig oder vierzig andern Gefangenen nach China. Kaum hatte er Kanton erreicht, so fanden sich unter den dortigen Franzosen Männer, denen seine Unglücksfälle zu Herzen gingen. Dies ist eine Thatsache, und doch hat Beniowski nie etwas davon erwähnt. Die Negocianten und die Beamten der Indischen Kompagnie gaben ihm und den Leuten, deren Befehlshaber er sich nannte, reichliche Unterstützung. Man that noch mehr für ihn: man vermochte den Herrn de St. Hilaire, ihn und seine ganze Gesellschaft an Bord zu

nehmen und nach Isle de France zu bringen. Anfänglich machte dieser Kapitain einige Schwierigkeit, weil er eine sehr reiche, Privatpersonen zugehörige Ladung an Bord hatte. Er äußerte einige Besorgniß, eine so große Menge Fremden, die aus den Gefängnissen in Kamtschatka entflohen waren, mitzunehmen; allein Mitleid besiegte bei ihm jede andere Rücksicht. Sobald Herr de St. Hilaire sich auf dem offnen Meere befand, ward seine Unruhe weit heftiger, und nicht ohne Grund, wieder rege. Man gab ihm Anlaß, seine unvorsichtige Großmuth zu bereuen. Die Abentheurer hatten bei dem Einschiffen ihre Waffen sorgfältig versteckt. Als der Kapitain diese Hinterlist erfuhr, bekümmerte es ihn sehr, daß er Leute auf seinem Schiffe hatte, die ihm vielleicht eher vorschreiben konnten, als Befehle von ihm annehmen wollten. Dreißig oder vierzig auf eine furchtbare Art bewaffnete Gefangene konnten ihn wohl wegen einer Ladung von mehreren Millionen besorgt machen; und wozu sollte er sich in einer so kritischen Lage entschließen? Sollte er seine Autorität gebrauchen und diese Fremden entwaffnen? Allein seine Mannschaft war schwach, und sein Schiff schlecht armirt. Sollte er das Vermögen seiner Kommittenten auf das Spiel setzen? sein Leben und seine Freiheit gegen starke, entschlossene, tollkühne Leute wagen, die alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hatten? Der unbedeutendste Vorwand konnte einen Streit, einen Aufstand veranlassen, und es war der Klugheit gemäß, beides zu vermeiden. Als ein vernünftiger Mann, überdachte Herr de Saint Hilaire genau die Gefahr, die er voraussah, und nahm sich vor, alle Schritte seiner Passagiere insgeheim beobachten zu lassen. Er that noch mehr; er stellte sich, als erwiese er dem Grafen Beniowski die größte Ehrerbietung und Achtung. Nunmehr wird unser Abentheurer ein Mann von Wichtigkeit; er erschöpft alle Künste der unverschämtesten Marktschreierei, um sich noch mehr Ansehen zu geben, und täuscht sogar seine Unglücksgefährten durch die lächer-

lichsten Pralereien. Er erklärt sich öffentlich für ihr Oberhaupt; seine Befehle werden auf das allerstrengste vollzogen; von jetzt an ist er gebietender Herr, und sie gehorsame Sklaven. Wer mit ihm sprechen wollte, mußte ein Edelmann seyn. Auch dies ist eine ausgemachte Thatsache, die ich von dem Herrn de St. Hilaire und seinen Officieren erfahren habe.

Beniowski fand durch die Ehrenbezeigungen, die man ihm auf eine geschickte Art erwies, seinen Stolz geschmeichelt. So wurden Ruhe und Ordnung im Schiffe erhalten, und die zum Wohl der Seefahrer so nöthige Subordination durch jene gefährlichen Leute nicht weiter gestört. Man landete nach einer kurzen und glücklichen Fahrt endlich an Isle de France. Unstreitig verdient Herr de Saint Hilaire Lobsprüche für sein weises und gemäßigtes Verfahren, und man kann versichern, daß er sich mit Geschicklichkeit aus einer sehr kritischen Lage gezogen hat*).

Beniowski ging mit einem zahlreichen Gefolge ans Land, und begab sich zu dem Gouverneur der Kolonie. Diese Leute waren nun nicht mehr unglückliche Gefangene,

*) Wer nur einigermaßen mit der Grundregel der Billigkeit bekannt ist, sich an eines Andern Stelle zu setzen und Andern nicht zu thun, wie man selbst nicht behandelt werden möchte — den muß dieser so ganz grundlose, durch keine einzige Thatsache gerechtfertigte Verdacht wirklich verdrießen, zumal wenn man sieht, wie absichtlich der moralische Charakter des Abentheurers Beniowski erst mit den häßlichsten Farben geschildert wird, um die jämmerliche Furcht des Herrn de St. Hilaire doch einigermaßen zu motiviren. Es ist so sehr die Frage, wie es diesen dreißig oder vierzig Leuten möglich seyn konnte, ihre Waffen so geschickt zu verbergen, daß man vielmehr auch an dieser Beschuldigung zu zweifeln Ursach hätte. Allein nichts in der Welt rechtfertigt den Französischen Schiffer, die Zweifel, die aus mancherlei subjektiven Veranlassungen bei ihm aufsteigen mochten, in einen öffentlichen gehässigen Verdacht zu verwandeln. — Die Delikatesse des Grafen Beniowski ist wohl das Letzte, was seine Biographen in Schutz nehmen möchten; aber man sollte sie wenigstens nicht wider ihn zeugen lassen, wo man ihm sein Bekenntniß zur Wahrheitsliebe deuten muß. Daß er, gezwungen, ein schriftliche Verläumdung seiner selbst unterzeichnen mußte,

sondern ein General mit vielen Orden, und von Leuten umgeben, die, nach ihren reichen Uniformen zu urtheilen, Stabsofficiere seyn mußten. Was für eine erstaunliche Verwandlung, oder vielmehr, welch ein lächerliches Possenspiel! Wäre ich nicht Augenzeuge davon gewesen, so würde ich mich scheuen, es zu erzählen. Sobald man auf Isle de France die wahre Geschichte dieser Abentheurer wußte, wurden der General und sein glänzendes Gefolge allen vernünftigen Leuten in der Kolonie zum Märchen und zum Gelächter. Die Seefahrer sind keine Enthusiasten, sondern außerordentlich kaltblütig. In den Kolonien sind schwärmerische Köpfe, Leute von lebhafter und ausschweifender Imagination, die alles Romanenartige und Fabelhafte aufsuchen und bewundern, höchst selten, und fast immer finden sie keinen Glauben. Beniowski erfuhr zu seiner Kränkung, wie wahr diese Behauptung ist, und zugleich sah er ein, wie wichtig es für ihn wäre, auf das schleunigste ein Land zu verlassen, wo seine Abentheuer und Reisen keinen Eindruck machten und keinen Enthusiasmus bewirkten. Je länger sein Aufenthalt dauerte, je weniger Achtung bezeigte man ihm. Bei seiner Abreise nach

setzt seinen Muth und sein Ehrgefühl tief herab; daß er es aber ungefordert als Thatsache, die er zu verheimlichen ganz in seiner Gewalt hatte, wieder erzählt, kann nur beweisen, daß er selbst keinen Begriff von Unehre mit jener Handlung verband. Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind. Derselbe Mensch, der sein Leben durch eine feige Unterschrift retten konnte, und in Kamtschatka lieber alles um sich her niedergemacht, als seine Flucht unausgeführt gelassen hätte, konnte es doch für schändlich halten, einem Manne, der ihm die Rechte der Gastfreundschaft gönnte, mit Verrath und Undank zu lohnen. Ueberdies scheint es auch noch ungereimt, einem Menschen, welchem man die Absicht beimißt, das Französische Ministerium zur Ausführung seiner Projekte zu bewegen, zu gleicher Zeit das Vorhaben anzudichten, als Seeräuber mit einem Französischen Schiffe davon laufen und auf diese Weise allen seinen ehrgeizigen Aussichten auf einmal entsagen zu wollen. Immerhin mag Beniowski als ein Beispiel von ungezähmter Leidenschaft, mangelhaftem sittlichem Gefühl und übelangewendetem Talent gelten; ein Schurke war er nicht, weil dazu das Bewußtseyn der Schurkerei und die innere Verderbtheit der Seele gehört, die ihre Freude am Bösen hat. G. F.

Frankreich legte er den Namen Baron d'Aladar ab, den er bis dahin geführt hatte, und nannte sich Graf Beniowski. Zu dieser Zeit erklärte er (was wirklich ein bemerkenswerther Umstand ist) öffentlich, daß er in Frankreich bei der Regierung um das Generalgouvernement der Insel Madagaskar anhalten wolle. Diese neue Prahlerei belustigte sehr und beunruhigte Niemanden. Um zu befürchten, daß eine dem Ansehen nach so chimärische Hoffnung sich dereinst realisiren könnte, wäre mehr als menschliche Klugheit nöthig gewesen; auch kann ich dreist versichern, daß kein Ausdruck stark genug ist, die allgemeine Bestürzung und Unruhe zu schildern, als man erfuhr, Beniowski habe den wichtigen Posten eines Gouverneurs von Madagaskar erhalten. Ich weiß ganz und gar nicht, durch was für Verführungskünste dieser Abentheurer seinen Zweck erreicht hat; aber Herr Poivre sagte mir, als er mir diese Nachricht meldete: „Wir haben den Fall erlebt, daß Heuschreckenschwärme in einem Augenblick eine reiche Erndte verzehrten, und daß zwei schreckliche Orkane diese Insel mit völligem Untergange bedrohten. Madagaskar half uns das Unglück wieder gut machen, das diese schrecklichen Ereignisse angerichtet hatten. Aber künftig hat Isle de France keine Hülfsquellen mehr; es muß untergehen, wenn solche Landplagen über uns hereinbrechen. Unter Beniowski's Gouvernement wird Madagaskar diese Kolonie nicht mehr mit Lebensmitteln versorgen; bei den Unglücksfällen, die uns treffen, wird alle Hülfe nur unsicher und entfernt seyn. Zwar habe ich schon öfters Charlatane und Avanturiers ihr Glück machen sehn; aber doch bin ich äußerst bestürzt, daß es Beniowski'n so gelungen ist, zumal nach dem Briefe, den ich über ihn an Herrn de Boynes geschrieben habe. Ich weiß wohl, daß der große Haufe an dem Wunderbaren Wohlgefallen und Vergnügen findet, und daß seine Leichtgläubigkeit sich zu allem bereden läßt; wie konnte man sich aber vorstellen, daß ein Ausländer, der kurz zuvor aus den Gefängnissen

in Kamtschatka entwischt war, und den seine eigenen Aufsätze brandmarken — daß ein solcher Mensch ohne meine Genehmigung eine so wichtige Stelle erhalten würde? Da mich vermöge meines Postens das Wohl der Kolonie so nahe angeht, so hätte ich, als er zum erstenmal von Madagaskar mit mir sprach, ihm Lust machen sollen, den Mogol vom Throne zu stoßen; unstreitig wäre sein Gesuch bewilligt worden und wir von ihm befreiet geblieben."

Man erlaubte Beniowski'n, eine Kompagnie von Freiwilligen zu errichten. Er verlangte, sein Trupp sollte so gekleidet und bewaffnet werden, daß er unter den Malegaschen Schrecken verbreitete; dadurch bewies er, wie wenig er den Geist und Charakter dieser Völkerschaft kannte. Dann wählte er zu seiner Hauptniederlassung die Bay Antongil; allein von dem Oktober bis zum Anfange des Mai's verheeren pestartige Fieber diese Gegend. Die Seefahrer nennen diese üble Periode im Jahre die Winterzeit (l'hyvernage). Ohne allen Zweifel sind die tödtlichen Dünste, die alsdann aus den Sümpfen und Wäldern aufsteigen, die wahre Ursache dieser schrecklichen Epidemie. Die entzündbare Luft und die faulen Dämpfe, welche sich aus den stillstehenden, durch Pflanzentheile in Korruption gerathenen Wassern entwickeln, verderben während der Windstille und der großen Hitze die atmosphärische Luft. In dieser Jahreszeit wird die Luft selten durch kühlende Seelüfte erfrischt: die Nordwinde treiben jene Dünste längs den Küsten fort, und Dürre und Windstille machen ihre Wirkung noch verderblicher. Die Malegaschen wissen sich einigermaßen gegen diese Seuche zu schützen, indem sie mitten in einem dichten Rauch in ihren Hütten oder Häusern bleiben. Indeß widerstehen die stärksten und mäßigsten Insulaner dieser heftigen Krankheit nicht immer. Es ist also kein Wunder, daß die Europäer, wenn sie auf dieser Küste überwintern müssen, einer epidemischen Seuche erliegen, welche selbst die so sehr an das Klima gewöhnten Menschen wegrafft.

Ich bin Augenzeuge davon gewesen, daß eine kleine Französische Kolonie gegen Ende des Jahres 1768 dadurch völlig aufgerieben ward. So schnell und auf so vielfache Art man den Unglücklichen auch zu Hülfe kam, so konnte doch keiner dem Tode entrissen werden. Starke und Schwache starben in einem sehr kurzen Zeitraum. Daß wir nicht die Opfer dieser tödtlichen Seuche wurden, hatten wir der heilsamen Seeluft auf unserm Schiffe zu verdanken, welche die faulen Ausdünstungen bis auf einen gewissen Grad verbesserte und ihre verderblichen Wirkungen hemmte. Ueberdies untersagte man, sobald im Dorfe Foulpoint die ersten Symptome der Krankheit sich zeigten, alle nicht unumgänglich nöthige Gemeinschaft mit dem Lande auf das strengste. Es ward unsrer Mannschaft verboten, mit den Insulanern Handel und Wandel zu treiben oder die Kanots der Letzteren dem Schiffe nahe kommen zu lassen. Ohne diese Vorsicht wäre die Epidemie bis zu uns gedrungen und wir außer Stande gewesen, ihr durch irgend ein bekanntes Heilmittel Einhalt zu thun. Diejenigen, welche diese gefährlichen Meeresstriche zu besuchen haben, müssen diese Bemerkungen nicht außer Acht lassen, da eine Menge von Beispielen ihre Richtigkeit bestätigt. Mit Einem Worte: man muß, wenn die Epidemie sich zeigt, diese ungesunden Gegenden verlassen, oder man kommt um. Auf der Nordseite der Insel ist man nirgends vor Faul- und andern bösartigen Fiebern sicher. Diese grausamen Krankheiten richten nicht alle Jahre gleich starke Verheerungen an; ihre Heftigkeit und Dauer scheint vorzüglich von der Richtung des Windes abzuhangen. Weht er lange von Norden her, so wüthet die Seuche auf das stärkste. Nur wenige Menschen sind stark genug, dem Einflusse dieses gefährlichen Windes zu widerstehn, der in diesen Strichen nur vom Ende Oktobers bis zum Monath Mai herrscht.

Beniowski konnte freilich von der ungesunden Beschaffenheit der Luft in Madagaskar keine genaue Kenntniß haben; indeß ist zu vermuthen, daß sie ihm doch nicht

ganz unbekannt war, da er sich eine Zeitlang in Isle de France aufgehalten hatte, wo er, wie oben erzählt worden ist, den Entwurf machte, sich um das Gouvernement jener Insel zu bewerben. Allein dieser Mann, der gewohnt war, allen Gefahren zu trotzen, mußte nicht glauben, daß durch jene Krankheiten die Fortdauer seines Etablissements verhindert werden könnte. Wie dem auch seyn mag, Beniowski kam in der Bay Antongil an, und war dabei von einem militärischen Aufzug umgeben, der die Insulaner wohl täuschen konnte. Die Soldaten von seiner Legion trugen ungeheure Säbel, und in ihren Gürteln Pistolen. Ihre Waffen, ihre Kaskette und ihre Uniformen schienen erfunden zu seyn, den Insulanern Furcht und Schrecken einzujagen. Sobald er ans Land gestiegen war, nahm er auf eine feierliche Art Besitz von der Insel. Er ließ sich als Generalgouverneur anerkennen, verfertigte Risse zu verschiedenen Festungen, und faßte den Entschluß, sich den Malegaschen furchtbar zu machen, sie zu besiegen und unter seine Bothmäßigkeit zu bringen. Seine Plane gründeten sich weder auf Gerechtigkeitsliebe, noch auf Lokalkenntnisse. In Kurzem war er in diesen Gegenden ein verabscheueter Tyrann; er überzog die Malegaschen mit Krieg, und übte allerlei Grausamkeiten aus. Die Insulaner flohen aus Furcht in das Innere des Landes. Aller Verkehr ward abgebrochen; Beniowski war verlassen, und in ganz Madagaskar gab man ihm den Beinamen: der schlimme Weiße. Es ließ sich sehr leicht voraussehen, daß sein Etablissement von keiner Dauer seyn würde; aber ein solcher Anfang müßte befremdet haben, wenn die unverständige und unsittliche Aufführung dieses Abentheurers nicht bekannt gewesen wäre. Daß man Beniowski'n in Frankreich so gut aufnahm und ihm unumschränkte Vollmacht gab, das macht alle vernünftige Leute, die ihn kannten, erstaunt und ganz verwirrt. In einem aufgeklärten Jahrhunderte hat man ein so blindes Zutrauen, und stellt einen Ausländ-

der an, dessen Handlungen mehr als verdächtig sind! So wurden mehrere Millionen durch eine falsche und unvorsichtige Spekulation aufgeopfert! Und was konnte daraus entstehen? Viel Böses für Isle de France, und noch mehr für Madagaskar.

Schon die bloße Darlegung der Thatsachen ist der strengste Tadel des unvorsichtigen Zutrauens, das man in diesen Abentheurer setzte. Herrn Poivre kann man wirklich keine Schuld beimessen; er hatte alles nur mögliche gethan, damit man sich nicht verführen ließe.

Wir wollen einmal einen Officier von hohem Range hören, der in jeder Rücksicht einen sehr ausgezeichneten Namen hat. Ich nenne ihn nicht, aber bloß deshalb, weil er abwesend ist, und ich ihn nicht um Erlaubniß dazu bitten kann. Er hatte die Herren Belcombe und Cheureau begleitet, als sie auf ministeriellen Befehl Beniowski's Etablissements in Madagaskar in Augenschein nahmen.

Ich kam den 17. September 1776 zu Foulpoint an. Die Menschenzahl in den Dörfern, die dem Hafen am nächsten liegen, hatte über die Hälfte abgenommen; das ganze Land war durch blutige Kriege verheert, und die Erndten völlig zu Grunde gerichtet. Der Ackerbau lag ganz, so daß wir uns kaum dreihundert Pfund Reiß verschaffen konnten. An den andern Lebensmitteln verspürten wir gleichen Mangel. Hierüber erstaunte ich nicht wenig; denn als ich drei Jahre vorher an diesem Orte gewesen war, hatte ich den Handel, wie den Ackerbau, blühend, und die Märkte reichlich versehen gefunden. Damals konnten zehn Schiffe volle Ladungen Reiß mitnehmen, ohne daß dies unentbehrliche Lebensbedürfniß im Preise gestiegen wäre. Diese ungeheuren Vorräthe waren bloß für Isle de France bestimmt, das drei Orkane nach einander in die äußerste Verlegenheit gesetzt hatten. Alle Erndten waren zu Grunde gerichtet, und eine schreckliche Hungersnoth, eine Folge solcher Landplagen, bedrohete diese Kolonie. Schon wollte der härteste Mangel ausbrechen, als die schleunige Ankunft von zehn Schiffen mit Reiß die Unruhe in dem ersten Augenblick der Noth stillte. Unter diesen Umständen, wie in vielen

andern, ward Isle de France von Foulpoint gerettet; aber künftig konnte man von daher nicht mehr eben die Hülfe erwarten. Die Ländereien lagen brach, der Handel hatte völlig aufgehört. Die ganze Insel war durch Beniowski's Despotismus in Furcht und Angst gesetzt. Voller Schrecken flüchteten die Malegaschen von der Seeküste weg in das Innere des Landes. Herr de Belcombe ließ Jawi, das Oberhaupt von Foulpoint, und viele Häupter der umliegenden Gegend zu sich rufen. Er fragte sie, ob sie über die Franzosen und zumal über die funfzehn Soldaten von Beniowski's Legion, welche den Hafen von Foulpoint besetzten, Beschwerden zu führen hätten. Ihre Antwort war nicht aufrichtig, ohne Zweifel, weil sie befürchteten, daß sie durch Klagen Anlaß zu neuen Verfolgungen geben möchten. Daher begnügten sie sich, freien Handel zu verlangen. Herr de Belcombe versicherte Jawi'n und die andern Oberhäupter: die Französischen Soldaten befänden sich in Madagaskar nur in der Absicht, den Handel und die Freiheit der Madekassen zu schützen und zu sichern. Dann ermahnte er sie, ihre Ländereien zu bearbeiten und mit ihren Nachbarn in Frieden zu leben. Herr Chevreau und Herr de Belcombe gaben vor ihrer Abreise nach der Bay Antongil dem kommandirenden Officier des Detaschements den strengsten und bestimmtesten Befehl, unter seinen Leuten Ordnung zu halten und den Unruhen und Besorgnissen der Insulaner schnell ein Ende zu machen.

Sie blieben nur sehr kurze Zeit zu Foulpoint; denn ihr Auftrag betraf hauptsächlich Beniowski's Etablissement in der Bay Antongil, wohin sie nunmehr eilten. Herr de Belcombe gab sich an der Spitze der Truppen als Aufseher der Französischen Etablissements in Madagaskar zu erkennen. Ich begleitete beide Herren mit dem Auftrage von Seiten des Gouverneurs von Isle de France, ihnen bei ihrem Inspektionsgeschäfte zur Seite zu bleiben. Beniowski's Kühnheit setzte mich in ein Erstaunen, das sich nicht beschreiben läßt. Er nahm Herrn Chevreau mit Stolz, fast möcht' ich sagen mit Unverschämtheit, auf. Herr de Belcombe war mit der Lage der Gegend, wo Beniowski sein Hauptetablissement anlegen wollte, zufrieden. Allein, Louisbourg, wie der Letztere den Ort genannt hatte, läßt sich zwar leicht befestigen; aber dagegen ist es feucht und unge-

sund. Es liegt auf einer Erdzunge, die sich dreihundert Toisen weit in das Meer erstreckt; der Boden, worauf die Magazine und die andern Häuser stehen, ragt zur Zeit der hohen Fluth kaum vier Fuß über den Wasserspiegel hervor, und diese Erhöhung hat man ihm nur durch Ausfüllungen gegeben. Alles was daran stößt, ist Sumpf und wird von der hohen See wieder bedeckt. Das Fort, welches Louisbourg vertheidigt, besteht aus drei Bastionen, von denen jede eine Kanone hat. Es ist von Holz und auf Pfahlwerk gebauet. Man wird die Magazine, das Fort und die Häuser gewiß bald wieder von neuem aufführen müssen, da die Feuchtigkeit fast alles Holz in Fäulniß gebracht hat. Die Erdzunge, worauf Louisbourg steht, hängt auf der einen Seite mit dem guten Hafen Choiseul zusammen, der viele große Schiffe aufnehmen kann. Ein großer und schöner Fluß, den die Malegaschen Lingebat nennen, trägt dazu bei, dieser Erdzunge völlig die Gestalt einer Halbinsel zu geben. Er ist bei seiner Mündung hundert und achtzig Toisen breit, und schiffbar. Ich bin in meiner Schaluppe mehr als sieben Meilen hinaufgefahren; und in dieser Entfernung beträgt seine Breite noch hundert und funfzig Toisen. An den Ufern dieses Flusses hat Beniowski viele Forts angelegt, deren beträchtlichstes an Stärke fast demjenigen gleicht, welches Louisbourg beschützt. Bei dem Herunterfahren auf diesem Flusse habe ich die anliegenden lachenden und mannichfaltigen Fluren mit Entzücken gesehen.

Endlich kam ich mit den Herren de Belcombe und Chevreau nach einem Orte, den Beniowski Plaine de Santé (die Gesundheitsebne) genannt hat. Wir waren von Louisbourg bis dahin durch viele kleine Forts und durch funfzehn Dörfer gekommen. Beniowski hatte uns die glückliche Lage dieses wirklich ländlichen Ortes sehr gerühmt; wir fanden aber seine Benennung nicht passend. Die Gesundheitsebne schien uns eine ungesunde Gegend; die umliegenden sehr hohen Berge halten die Wolken auf, und verursachen dadurch häufigen Regen. Herr de Belcombe zeigte Beniowski'n alles Nachtheilige bei diesem Posten; aber so sehr es auch in die Augen fiel, so wollte der Letztere es doch nicht eingestehen. Vergebens zeigte man ihm verschiedne enge Gebirgspässe, die sich unmöglich alle besetzen ließen; er be-

hauptete ganz hartnäckig: dieser Posten könne noch weniger angegriffen werden, als das Fort zu Louisbourg. In der Mitte der Gesundheitsebne lag ein kleiner zuckerhutförmiger Berg, auf dessen Spitze er eine kleine Batterie angelegt hatte, die er Fort August nannte. Mit diesem, versicherte er uns, könne er sein Etablissement so vertheidigen und schützen, daß der mächtigste Feind abziehen müsse. Ich stieg auf einer elenden Treppe, die hundert und funfzig Stufen hat, zu dieser schönen Festung hinauf. Sie ist ein Quadrat von acht Klaftern, rings um mit ganz verfaulten Palisaden besetzt. Vier dreipfündige Kanonen machten die fürchterliche Artillerie aus, die von der einen Seite die Schifffahrt auf dem Flusse Lingebat beschützen und auf der andern das große Etablissement sichern sollte, das er unterhalb dieses Forts anzulegen Willens war, und dem er bereits den Namen Ville de Plaine de Santé (Stadt der Gesundheitsebne) gegeben hatte.

Diese Stadt bestand, als wir sie sahen, aus einem, funfzig Fuß langen und dreißig Fuß breiten Magazin und zwei andern kleineren Gebäuden, deren eins zum Lazareth, das andre aber zu einer Kaserne bestimmt war. Herr de Belcombe fragte Beniowski'n in meiner Gegenwart, ob er ihm sonst nichts zu zeigen habe? Dieser gab ihm, ohne darüber außer Fassung zu gerathen, zur Antwort: meine Forts beschützen die freie Schifffahrt auf dem wichtigen Flusse Lingebat; und vermöge derselben bin ich nun völlig Herr von den nahe belegenen Ländern. Habe ich Frankreich nicht einen sehr wichtigen Dienst geleistet? Konnte man bei den mir anvertrauten Geldern und Truppen größere Unternehmungen hoffen? Würde jeder andre an meiner Stelle mehr, ja selbst nur einmal so viel gethan haben? Herr de Belcombe sagte lächelnd: Herr Gouverneur, Sie haben dem Seeminister berichtet, daß Sie in der Gegend, welche Sie die Gesundheitsebne nennen, eine beträchtliche Stadt gegründet hätten. Wo ist diese? was ist aus ihr geworden? Sie muß verschwunden seyn; denn ich sehe hier nichts, als einige elende Hütten.

Beniowski erwiderte auf diese in Verlegenheit setzende Frage: es habe ihm an Geld gefehlt. Meine Citadelle, sagte er weiter, hat mir mehr gekostet, als ich dachte. Ich mußte mich vor allem mit der Sicherheit der Stadt beschäftigen, deren

Plan ich Ihnen zeigen will. Dies Projekt ist keine Chimäre; es soll ausgeführt werden, sobald ich eine hinlängliche Summe dazu habe.

Aber Ihre Citadelle, sagte Herr de Belcombe, ist nur eine elende kleine Batterie, die ringsum von hohen Bergen kommandirt wird. Die vier Dreipfünder oben auf der Spitze einer steilen Höhe können den Zweck nicht erfüllen, den Sie erreichen wollen. Uebrigens bin ich auf Befehl des Ministers hier, um Ihre Arbeiten in Augenschein zu nehmen, und ich kann nicht umhin, Ihnen meine Gedanken darüber zu eröffnen. — Erlauben Sie mir eine andre nicht weniger wichtige Frage. Wo ist die Landstraße von Louisbourg nach Bombetok? Ich bitte Sie, mir hierüber Auskunft zu geben, daß ich dem Minister Rechenschaft davon ablegen kann. Sie haben ihm die Vortheile dieser Landstraße sehr ausführlich gezeigt, und ihm dargethan, daß die Gemeinschaft zwischen der östlichen und der westlichen Küste Ihnen, so zu sagen, die Herrschaft auf der Afrikanischen Küste verschaffe, da der Hafen Bombetok von dieser nur durch den Kanal von Mosambik getrennt ist. Also haben diese wilden, von hohen Bergen, von Wäldern und Flüssen durchschnittenen Landstriche Ihrem Projekte keine Hindernisse verursacht? Das wundert, das überrascht mich nicht wenig.

Die Anlage zu diesem Wege ist gemacht, antwortete Beniowski; man kann mich hierüber nicht anfechten. Ich will Ihnen zeigen, wie die Reiseroute geht, und was für einen Weg man zu nehmen hat, um über die Gebirgskette zu kommen, welche die Oestliche Küste von der Westlichen trennt. Man muß den hohen Berg Wigagora südwärts liegen lassen und mit einer kleinen Abweichung den Weg nehmen, welchen die Insulaner einschlagen, wenn sie von Bombetok nach der Bay Antongil kommen. Es sind freilich noch einige Arbeiten erforderlich, um diesen Weg in besseren Stand zu setzen. Darauf kann ich mich indeß bei der gegenwärtigen Jahreszeit, noch mehr aber bei der Lage, worin ich mich gegen die Insulaner befinde, jetzt nicht einlassen. Doch, wollen Sie diesen Weg untersuchen, so will ich Sie begleiten, und Sie selbst sollen sehen, mit wie wenigen Schwierigkeiten ich diese Hindernisse werde fortschaffen können.

Herr de Belcombe hatte eben so wenig Zeit als Lust, eine lange und schwierige Reise durch Madagaskar zu unternehmen. Er urtheilte sehr richtig, Beniowski thue ihm diesen Vorschlag nur, in der gewissen Ueberzeugung, daß er ihn verwerfen werde. Daher glaubte er, dem Letzteren vorstellen zu müssen: er habe den Auftrag, vollendete, nicht projektirte Arbeiten in Augenschein zu nehmen. Dann ging er schnell zu der Frage über: weshalb er keinen Reiß und keine Ochsen mehr nach Isle de France schicke? „Die Kriege, welche ich gegen die Insulaner zu führen habe, versetzte Beniowski, haben mich abgehalten, mir Vorräthe von den nothwendigsten Lebensmitteln anzuschaffen; und das ist noch itzt der Fall. Wie hätt' ich in einer solchen Lage Lebensmittel nach Isle de France schicken können? Sie sehen wohl die Unmöglichkeit ein. Eben so leicht kann ich mich wegen der unternommenen Kriege rechtfertigen. Ich versammle ein Palabre, und trage den Insulanern für sie vortheilhafte Verfügungen an. Sie lehnen sie nicht nur ab, sondern ihre übermüthigen Oberhäupter drohen mir sogar; ja, noch mehr, man giebt das Signal mich zu tödten. Viele Flinten werden zugleich abgefeuert, und ich entgehe dieser nahen Gefahr, wie durch ein Wunderwerk. Meine Soldaten unterstützen mich nachdrücklich; ich zerstreue die Menge, und setze sie durch einige Kanonenschüsse, die ich von meiner Festung auf sie thun lasse, in Schrecken. Ich verlange laut die Köpfe der Oberhäupter, die es gewagt haben, mir mitten in einer feierlichen Versammlung nach dem Leben zu trachten; aber man schlägt sie mir ab. Ich rufe die Sambariven, eine Völkerschaft an dem Ufer des Flusses Manahar, zu Hülfe. Fünfhundert von ihren Kriegern vereinigen sich unter meinen Fahnen, und helfen mir meine gefährlichen Nachbarn bestrafen und bezwingen. Diese sahen sich nun genöthigt, um Frieden zu bitten. Die Bedingungen des Traktats wurden in einem großen Kabarr oder Palabre festgesetzt und unter den gewöhnlichen Ceremonien bestätigt. Ich belohnte die Sambariven, als ich sie verabschiedete, und versprach ihnen, sie gegen die Angriffe ihrer Feinde zu beschützen. Die Letztern ermahnte ich, ihre Felder wieder anzubauen, und dadurch alles das Uebel, das unsre Uneinigkeit veranlaßt hätte, schleunig wieder gut zu machen. Es sieht wirklich schlimm bei uns aus; das Land ist verwüstet, die mei-

sten Dörfer sind nichts als Aschenhaufen; die Felder liegen ungebauet, und die nothwendige Folge aller dieser Unordnungen war eine Hungersnoth. Aber künftig werden überall Ruhe und Friede herrschen, die Insulaner, welche nun furchtsamer und unterwürfiger geworden sind, sich aufs neue mit dem Feldbau beschäftigen und so das Unglück wieder gut machen, das sie sich durch ihr gehässiges und strafbares Komplott gegen einen Mann zugezogen haben, der sich Furcht und Achtung zu verschaffen weiß. Nie wird die Macht, die in meinen Händen ist, wanken, nie einer Beschimpfung ausgesetzt werden, und immer Alles mir gehorchen. Jede Militairperson muß mein Betragen billigen und meine Grundsätze annehmen. Die Weißen müssen niemals auf die Gunst der Schwarzen rechnen, ja, sich nicht einmal so weit herablassen, sie zu suchen. Ich bin ein Ausländer, und das ist eine Ursache mehr, die mich verpflichtet, der Französischen Flagge Ansehen zu verschaffen. Durch meine Administration wird sie das Uebergewicht wieder erlangen, das sie durch die Schwäche meiner Vorgänger eingebüßt hat." Das war ungefähr der Sinn von Beniowski's Rede. Er fügte alle nur mögliche Schmähungen gegen seine Völkerschaften hinzu, und schilderte uns ihren Charakter mit den schwärzesten und falschesten Farben.

Wir vermutheten, daß gänzlicher Mangel an Lebensmitteln sein einziger Bewegungsgrund zum Frieden gewesen sey. Der Haß und Groll dieses rachsüchtigen Mannes hatten nur der gebietrischen Nothwendigkeit nachgegeben. Herr de Belcombe ward durch diese Lage der Umstände äußerst beunruhigt. Er suchte Beniowski'n billigere und menschlichere Gesinnungen einzuflößen; und wiewohl er überzeugt war, daß seine Ermahnungen und Versuche den Frieden dauerhaft zu machen, fruchtlos seyn würden, so kam er bei seiner Zurückkunft nach Louisbourg doch auf den Gedanken, einen neuen Traktat zu schließen, um die Einwohner von Madagaskar von seinen wahrhaft friedfertigen Gesinnungen zu überzeugen.

Beniowski setzte sich stark gegen den Plan des Herrn de Belcombe, die Insulaner zur Befestigung des Traktates aufs neue zusammen zu berufen. Er wollte beweisen, daß dieses Palabre unangenehme Folgen haben könne; aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Die Versammlung ward den 2ten Oktober 1776 gehalten. Sie war nicht zahlreich, und

bestand

bestand nur in sechs Oberhäuptern und hundert und funfzig Insulanern. Hr. de Belcombe erneuerte den Friedenstraktat, und ermahnte sie, ihre Felder zu bearbeiten, und alle Gelegenheiten zu Uneinigkeit unter sich zu vermeiden. Er sagte ihnen auch: die Niederlassung der Franzosen in der Bay Antongil habe bloß den Zweck, ihr Glück und ihre Ruhe zu sichern. Ihr werdet, setzte er hinzu, den Franzosen euren Ueberfluß an Lebensmitteln verkaufen, und dafür ihres Schutzes genießen, so daß kein Feind sich mehr an euch wagen wird. Künftig könnt ihr mit aller Sicherheit Handel und Ackerbau treiben. — Man muß Herrn de Belcombe die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er kein Mittel verabsäumte, Zutrauen und Eintracht wieder herzustellen; aber alle Hoffnung, dies glücklich auszuführen, war eitel, so lange Beniowski der Französischen Niederlassung vorstand. Daher blieben die Insulaner unbeweglich und alle Freundschaftsbezeugungen, alle Versicherungen von Wohlwollen machten gar keinen Eindruck auf sie. Beniowski schien mir mit dieser Mißbilligung seines Betragens sehr unzufrieden. Sie war übrigens offenbar genug; denn Herr de Belcombe wollte nicht, daß sie zweifelhaft bliebe oder verkannt würde, wobei er indeß gegen den Gouverneur immer die Ehrerbietung und Achtung beizubehalten schien, die, wenn die Subordination erhalten werden soll, erforderlich ist. Vor unsrer Abreise von Madagaskar sprach ich mit Beniowski darüber, daß Frankreich von seiner Niederlassung in der Bay Antongil wenig Vortheil erlangen würde. Sie haben Recht, sagte er; doch eine Lektion von zwei Millionen ist nicht zu theuer, um Ihrer Nation begreiflich zu machen, daß es nöthig gewesen wäre, mir eine Marine nebst zwei Millionen jährlich zu geben. Hätte sie mir dann alle Jahre sechshundert Mann Rekruten geschickt, so würde ich in zwanzig Jahren eine blühende und furchtbare Kolonie gestiftet haben. Ich machte die Bemerkung: die Gegend sey so ungesund, daß von sechs Personen fünfe wegstürben. Er erwiderte hierauf: man könne allen Krankheiten vorbauen, wenn in der günstigen Jahrszeit beträchtliche Landstrecken urbar gemacht würden. Ueberdies, setzte er hinzu, ist die Gesundheitsebne eine Gegend, die ihrem Namen völlig entspricht, was auch Herr de Belcombe sagen mag. Zwar habe ich viele Leute verloren, und die achtzig

Mann, die mir noch übrig sind, bestehen in Kranken oder Genesenden; allein man muß den wirklich bedauernswürdigen Zustand, worin Sie mich antreffen, dem Kriege zuschreiben, den ich mit den Insulanern zu führen genöthigt gewesen bin, noch mehr aber meinem beständigen Aufenthalte zu Louisbourg. Ueberdies ist es immer leichter, den Feinden eine Kolonie abzunehmen, als eine anzulegen. Ich gestand ihm dies zu, und verließ ihn mit nicht geringem Erstaunen darüber, daß man in Frankreich auf die Projekte dieses Ausländers mit einem so hohen Grade von Zutrauen gerechnet habe.

Bei unsrer Ankunft zu Isle de France äußerte sich in dieser Kolonie schon Mangel an Lebensmitteln. Von Madagaskar konnte sie schlechterdings keine Unterstützung erwarten; man mußte Schiffe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung segeln lassen, und von allen Seiten her liefen bei dem Ministerium über Beniowski's unverständiges Betragen ernstliche Beschwerden ein.

Das Tagebuch, aus dem ich diesen Auszug geliefert habe, beweist, daß die Niederlassung in der Bay Antongil nicht bestehen konnte. Als Herrn de Belcombe die Inspektion aufgetragen wurde, war Herr de Boynes nicht mehr Seeminister, und Herr Turgot sein Nachfolger geworden. Unter dem Ministerium eines Weisen konnte ein Mann wie Beniowski sich nicht halten. Vergebens suchte man das Ungewitter abzuwenden; (denn die Scharlatane finden überall Beschützer) das Urtheil ward gesprochen. Zwar kam es erst unter seinem Nachfolger zur Vollziehung, aber nur deshalb, weil Herr Turgot nicht lange genug beim Seewesen blieb, um sich mit diesem Theile seiner Administration besonders zu beschäftigen. Dieser berühmte Mann, den mehrere der erhabensten Eigenschaften vor seinen Zeitgenossen auszeichneten, wußte durch Herrn Poivre, daß Beniowski ein gefährlicher Abentheurer sey, der sich zum Tyrannen und zur Geißel der Bewohner von Madagaskar gemacht habe. Ich war damals von meinen Reisen zurückgekommen, und erfuhr, daß Beniowski die Insel erobert

hätte. Man pries seinen Muth und seine Geschicklichkeit; auch versicherte man: er habe Städte und Festungen gebauet und eine Heerstraße von Louisburg nach Bombetok angelegt. Alle diese Hirngespinste trug man auf das ernsthafteste vor, und sie fanden so vielen Kredit, daß ganz Paris sich davon unterhielt und über sie erstaunte. Kaum erlaubte man es, ihre Wirklichkeit anzugreifen; Herr Poivre selbst sahe sich genöthigt, diese lächerlichen Märchen zu Schanden zu machen. Indessen traf der in Ungnade gefallene Beniowski in der Hauptstadt ein. Er bestätigte alle die Gerüchte, die sich von seinen glänzenden Unternehmungen auf Madagaskar verbreitet hatten, und beschwerte sich über die Ungerechtigkeit der Administratoren von Isle de France. Es gelang ihm endlich, wo nicht sich zu rechtfertigen, doch wenigstens neue Belohnungen zu erhalten. Er schmeichelte sich bei Herrn Franklin ein, und brachte es dahin, daß dieser berühmte Mann ihm eine günstige Aufnahme verschaffte. Dies ist eine unbestreitbare Thatsache, von der ich selbst Augenzeuge gewesen bin. Ich darf mir übrigens nicht den Vorwurf machen, daß ich Herrn Franklin verschwiegen hätte, was ich von diesem Abentheurer wußte. Beniowski ging nach Amerika; kaum war er dort, so machte er aufs neue den Entwurf, sich der Insel Madagaskar zu bemeistern. Sein Projekt ward ausgeführt; er begab sich auf einem Amerikanischen Schiffe nach der Bay Antongil. Was man bei dieser Unternehmung zur Absicht hatte, ist mir unbekannt; ich weiß nur, daß Herr de Souillac, Gouverneur von Isle de France, den 9ten May 1786 das Schiff Louise unter dem Kommando des Vicomte la Croix abschickte, um sich gegen Beniowski's Unternehmungen zu setzen. Er ließ sechzig Mann von dem Regimente Pondicheri unter den Befehlen des Kapitains Larcher einschiffen.

Die Louise warf den 17ten desselben Monaths vor Foulpoint die Anker. Der Oberkaufmann Herr Mayeur,

schiffte sich ein, um dem Kapitain Larcher alle die Anweisungen zu geben, deren er bedurfte, um sich gegen Beniowski's Unternehmungen setzen zu können. Man wußte, daß dieser sich eines Königlichen Magazins zu Angonci*), einem nordwärts von der Bay Antongil gelegenen Dorfe, bemächtigt hatte. Sobald der Vicomte de la Croix zu Foulpoint mit den nöthigen Lebensmitteln versehen worden war, verließ er diesen Hafen, um sich nach Angonci zu begeben. Er kam den 23sten eben des Monaths daselbst an; aber anstatt in dieser Bay, in die man nur mit Schwierigkeit einlaufen kann, vor Anker zu gehen, that er dieses lieber (zumal da die Lage auf den Karten gänzlich fehlerhaft angegeben ist) anderthalb Seemeilen weit von der Küste, in der Bay des Ostkaps, das nicht weit von der Bay Angonci liegt. Sobald das Schiff in Sicherheit war, setzte sich der Kapitain Larcher zur Landung in Bereitschaft. Wohlbewaffnete Schaluppen mit zwei Kanonen begaben sich nach einem Orte der Küste, wo sich gar kein Hinderniß der Landung zeigte; aber in dem Augenblick, da sie aussteigen wollten, gaben Beniowski's Truppen eine Salve, so daß über die feindlichen Absichten dieses Avantüriers kein Zweifel übrig blieb. Einige Kanonenschüsse zerstreuten die Feinde, und man sahe sie in die Waldung zurückkehren. Sobald sie verschwunden waren, ging die Landung ohne Hinderniß und ohne Unordnung vor sich. Der Kapitain Larcher wollte mit seinen Leuten nicht durch das dicke Gebüsch marschiren, wo er sein Geschütz nicht hätte brauchen können, sondern geradezu nach Beniowski's Niederlas-

*) Nach Herrn le Gentils Bestimmung liegt unmittelbar vor dem Ostkap (Cap East, fälschlich Cap de Leis) eine kleine Insel, Namens Nosse Angonci, ungefähr in 15° 18′ S. Br. Die Bay etwas nordwärts vom Ostkap hat keinen besondern Namen, und wird gewöhnlich mit dem Namen: Bay des Ostkaps bezeichnet. Wo aber die Bay Angonci eigentlich liegt, finde ich nirgends bestimmt angegeben; wahrscheinlich ist es der Ankerplatz südwärts vom Ostkap und von dem vorhin erwähnten Eiland Angonci. G. F.

sung. Die Insulaner, die ihm zu Wegweisern dienten, führten ihn durch einen offneren Weg, auf dem er aber unübersteigliche Hindernisse angetroffen haben würde, wenn derselbe besetzt gewesen wäre. Man mußte über fünf Sümpfe und eine elende, neunzig Fuß lange Brücke, ehe man zu Beniowski's Niederlassung gelangen konnte. Es läßt sich leicht begreifen, daß der Kapitain diesen Weg nicht genommen haben würde, wenn er die damit verknüpften Gefahren gekannt hätte; aber Beniowski selbst war gar nicht besorgt, daß man auf diesem schwierigen Wege zu ihm hinkommen würde, und hatte es daher versäumt, die Brücke, die den Zugang zu ihm möglich machte, abbrechen zu lassen.

Diese Nachlässigkeit ist freilich unbegreiflich, da Beniowski einen Angriff erwartete; denn man erfuhr nachher, daß er gesagt hatte: die Einwohner von Foulpoint werden bald kommen und das Magazin, das ich ihnen genommen habe, zurück verlangen. Das soll mir recht lieb seyn; sie ersparen mir dadurch die Mühe, sie zu Foulpoint anzugreifen.

Sobald Kapitain Larcher mit seiner Artillerie die Brücke hinter sich hatte, hörte er ganz deutlich das Getöse von Arbeitern. Nicht lange nachher berichtete die ausgeschickte Patrouille, sie habe eine rothe Fahne wahrgenommen (welche auf Madagaskar die gewöhnliche Losung zum Kampfe ist.) Sogleich befahl der Kapitain, die Waffen nachzusehen, und machte sich fertig, dem Feinde in Schlachtordnung entgegen zu rücken. Man erblickte nun funfzig regelmäßig nach der Schnur gebauete Hütten, unter denen eine ansehnlicher und höher war, als die andern, weshalb man sie für Beniowski's Wohnung hielt. Noch entdeckte man das Fort nicht, weil ein kleines Wäldchen es versteckte. Sobald man es unterscheiden konnte, sah man etwa hundert Leute sich eilig dahin begeben. Dies Fort, das auf einer mit guten Palisaden umgebenen Anhöhe lag, ward von zwei Vier- und einigen Einpfündern

vertheidigt. Beniowski ließ auf die Franzosen feuern, sobald er glaubte, daß sie nur noch zweihundert Toisen entfernt wären. Der erste Schuß ward mit Stückkugeln, der andre mit altem Eisen, der dritte aber mit Flintenkugeln gethan, und diese drei Kanonenschüsse unterstützte ein lebhaftes Musketenfeuer. Dessen ungeachtet rückte das Detaschement vom Regimente Pondichery in guter Ordnung immer weiter vor. Als der kommandirende Officier dem Feinde hinlänglich nahe zu seyn glaubte, befahl er, auf Beniowski zu feuern; und diese einzige Salve war entscheidend. Die Kugel ging dem Abentheurer durch die Brust, und er fiel in dem Augenblick, wo er eine mit altem Eisen geladene Kanone abbrennen wollte. Zum Glück fing das Zündkraut nicht; sonst würde ein so geladenes Geschütz in dieser Nähe große Unordnung angerichtet haben, und es ist sehr zweifelhaft, ob die Franzosen nach diesem Schusse nicht mit ihrer Expedition gescheitert wären. Sie befanden sich in einer Lage, wo sie entweder siegen oder sterben mußten: jedes Mittel, Unterstützung zu erlangen, war ihnen benommen; man hatte ihnen alle Kommunikation abgeschnitten und ihnen alle Hoffnung, wieder nach ihrem Schiffe zurückkehren zu können, unmöglich gemacht. Unmittelbar nach Beniowski's Tode ergab sich das Fort auf Diskretion. Der größte Theil der Insulaner flüchtete über die Palisaden weg, und man bemühete sich nicht, sie aufzuhalten, da der Endzweck der Expedition erreicht war. Der Kapitain hatte bestimmten Befehl, die Insulaner mit Menschlichkeit zu behandeln. Einige von diesen kamen zu den Weißen heran, legten ihre Waffen nieder und ergaben sich als Gefangne; aber in eben dem Augenblick wurden sie wieder auf völlig freien Fuß gestellt. Ein so großmüthiges Verfahren bewog den Oberherrn von Angonci, daß er zu den Franzosen kam, sie um Frieden bat und sich unter ihren Schutz begab. Er stellte dem Kapitain Larcher eine alte Portugiesin vor und auch die Baronin Adlerschein, Wittwe ei-

nes Officiers, der Beniowski'n nach Madagaskar begleitet hatte. Diese beiden Frauen waren zu jenem Oberberhaupte hingeflüchtet, und nur auf ihr inständiges Bitten überlieferte er sie den Franzosen. Ueber Beniowski's Tyrannei beklagte er sich bitterlich, und setzte hinzu: er regierte diese fruchtbare Gegenden mit eisernem Zepter, und raubte die Erzeugnisse des Fleißes mit Gewalt, oder vernichtete sie aus Furcht. Unaufhörlich vermehrte er die Auflagen, wodurch er uns zu Boden drückte, mit neuem Tribut. Die verehrtesten Gebräuche und Gewohnheiten wurden unter diesem verhaßten Despoten auf die schimpflichste Weise verletzt. Gegenvorstellungen der Insulaner wies er mit Härte zurück. Er behandelte sie als Sklaven, legte ihnen das lästigste Joch auf, und wollte ihnen sogar die Hoffnung benehmen, jemals ihre Freiheit wieder zu erlangen. — Diese Völkerschaften waren seinen Launen unterworfen. Noch mehr seine durch nichts zu störende Kühnheit und seine Ränke, als sein ungestümer Charakter, hatten ihn zum unumschränkten Herrn von Madagaskar gemacht. Schon setzte er sich in Bereitschaft, die Franzosen aus diesem Lande zu vertreiben und sich sogar ihrer Wohlthaten gegen sie selbst zu bedienen. So wollte er die Belohnungen und die Ehrenbezeigungen, die er von Frankreich bekommen hatte, vergelten!

Die durch innerliche Kriege erschöpften Malegaschen hatten unter Beniowski's Herrschaft fast alle guten Eigenschaften verloren; sie waren weiter nichts, als niedrige Sklaven, und blinde Werkzeuge für die Launen eines störrischen rauhen Herrn. Unter ihm blieb das Land unbestellt; Vernachlässigung des Ackerbaues, und Vernichtung des Handels machten die ehemals so blühenden Gegenden zu Wüsten. Der verschlagene Beniowski hatte den Samen der Zwietracht und des Hasses unter die Insulaner ausgestreuet. Mit seinem stolzen, übermüthigen Verfahren verband er auch Unverschämtheit und Scharlatanerie, um die Menge zu täuschen. Unter den Zügen des

Hochmuths und der Falschheit, entdeckte man in seinem Gesichte noch einen wilden Blick, der selbst den Unerschrockensten in Furcht setzen konnte. Die Begebenheiten seines Lebens bestanden nur in einer langen Reihe von Verbrechen und Missethaten; und sein Tod war die gerechteste Strafe für eine schändliche Verrätherei. Man mußte entweder Madagaskar von dem Joche dieses Tyrannen befreien, oder den Kolonien Isle de France und Bourbon auf immer entsagen.

Die wilden Bewohner von Madagaskar hatten weder die erforderlichen Kenntnisse, noch die nöthige Thatkraft, ihre verlorne Freiheit wieder zu erlangen. Und wie hätten sie auch den Fallstricken entgehen können, die Beniowski so geschickt rings um sie her zu legen gewußt hatte? Dieser Feind von ihnen und von uns verstand sich auf die Kunst, Zwietracht unter ihnen zu erregen; und hätte auch unser Handelsinteresse uns nicht genöthigt, ihnen Beistand zu leisten, so verpflichtete uns schon Gerechtigkeit und Billigkeit dazu, weil wir durch unsre enthusiastische Vorliebe für jenen Mann an dem Unglücke der Malegaschen Schuld waren. Allein wir haben schon bewiesen, daß Isle de France in Absicht seiner Subsistenz sehr, und bei Unglücksfällen gänzlich, von dem nördlichen Madagaskar abhängt. Die Unterstützung vom Vorgebirge der guten Hoffnung ist alsdann zu entfernt, zu kostbar, zu unsicher, und in jeder Rücksicht unzulänglich. Es wäre unstreitig zu wünschen, daß man im nördlichen Theile dauernde Niederlassungen anlegen könnte; aber wir haben gezeigt, daß die Ungesundheit der Luft ein Hinderniß ist, welches sich nur durch Aufopferung einer großen Menge von Menschen besiegen läßt. Uebrigens kann man vom Monathe Mai bis zu Ende des Oktobers die dortige Meeresgegend ohne Gefahr besuchen; und dies ist die günstigste Zeit zum Handel: denn alsdann wird eingeerndtet und man findet alle Arten von Lebensmitteln.

Betrachtungen über den nördlichen Theil von Madagaskar.

Der nördliche Theil von Madagaskar ist an allen Arten von Erzeugnissen weit fruchtbarer, und wird daher von Europäischen Schiffen häufiger besucht, als der südliche; aber das Innere des Landes kennt man fast noch gar nicht, und ich habe mich auf Isle de France vergeblich um Angaben bemühet, die mich in den Stand setzen könnten, eine Beschreibung davon zu liefern. La Bigorne konnte mir darüber nur schwankende und unzuverlässige Nachrichten geben, wovon sich nicht leicht Gebrauch machen ließ. Indeß schrieb ich nach dem, was er mir zu Mananhar diktirte, einen kleinen Aufsatz, den nachher Beniowski benutzte, als er den Vorschlag that, an der Bay Antongil eine Niederlassung anzulegen. In diesem Aufsatz ist die Reiseroute, welche die Insulaner von Bombetok nach der Bay Antongil nehmen, beschrieben. Man findet aber darin nichts Merkwürdiges, außer eine Angabe der unzähligen Hindernisse, welche man auf diesem Wege antrift.

Den Malegaschen gelingt es zwar, sie zu überwinden; aber nur deshalb, weil sie behender und der Beschwerlichkeiten gewohnter sind, als die meisten Europäer. Auf dem hohen Gebirge Wigagora, über das man gehen muß, stößt man bei jedem Schritte auf solche Schwierigkeiten, daß sie auch wohl Leute, welche dergleichen Gefahren zu trotzen gewohnt sind, aufhalten können. Wer einen so schwierigen Weg zu unternehmen genöthigt ist, wird sehr klug handeln, wenn er sich mit Stricken und Stangen versieht, um übe. die schroffesten Stellen wezzukommen. Ich weiß aus Erfahrung, wie nützlich diese Vorsicht ist, und habe mich ihrer bei Reisen über Gebirge mehr als Einmal mit Erfolg bedient. Wenn ich mit Abgründen umringt war, benahm mir ein bloßer Bindfaden, den meine Wegweiser hielten, alle Furcht, und bahnte mir den Zugang zu den steilsten Oertern. Seidene Stricke verdienen übrigens den Vor-

zug vor hanfenen, weil sie stärker und leichter sind. Herr Franklin hat den Vorschlag gethan, sich des so genannten fliegenden Drachen zu bedienen, um über einen schnell strömenden Fluß zu kommen. Unstreitig ist dieses Mittel für Personen, die gut schwimmen können, unter gewissen Umständen nützlich; diejenigen aber, denen diese so brauchbare Geschicklichkeit fehlt, können vermittelst großer Bambusröhre, die an einem langen Stricke befestigt sind, über ziemlich schnelle Flüsse kommen; vorausgesetzt nehmlich, daß sie starke Insulaner, gute Schwimmer, bei sich haben, und daß diese sie mit einer so ungemein einfachen Geräthschaft von einem Ufer zum andern ziehen.

Ich bemerke hier noch, daß eine Art von Hamak, so wie man sie in den Kolonien zum Transport der Frauen und Kinder braucht, denen, die in diesen wilden Gegenden reisen, sehr nützlich seyn würde. Allein dieser Hamak müßte leicht und wasserdicht seyn. Beide Eigenschaften ließen sich ihm sehr leicht geben, wenn man dazu eine sehr starke Leinwand brauchte, und sie mit elastischem in Leinöhl aufgelöstem Gummi überzöge; d. i. mit eben dem Firniß, durch den man die entzündbare Luft in den Luftbällen zurückhält. Alsdann kann man sich dieses Hamaks nicht nur wie eines Bettes bedienen, indem man ihn an einen Baum hängt, sondern auch, wenn man unpäßlich ist, sich darin vermittelst eines Bambusrohrs von einem Orte zum andern tragen lassen; und da die Leinwand durch den Firniß das Eindringen des Regens verhindert, so wird der Hamak ein wahres Kanot, dessen Vortheile zu sehr in die Augen fallen, als daß ich sie herzuzählen nöthig hätte.

In dem nördlichen Theile von Madagaskar heißt der Ort, den die Europäer am meisten besuchen, Foulpoint; bei den Insulanern aber Wulu-Wulo. Der Hafen von Foulpoint wird von Riefs gebildet, an denen das Meer sich bricht, und wodurch die Schiffe vor den großen Wogen gesichert werden. Das Rief ist von Korallen, hängt auf der einen Seite mit dem Lande zusammen, und erstreckt sich gegen N. N. Ost, indeß die Küste sich nach N. N. Westen zieht.

Die Einfahrt des Hafens liegt nach Norden. Die Breite des Kanals beträgt ungefähr funfzig Klafter, und die Tiefe der Becken beinahe eben so viel. Der Hafen faßt zehn große Schiffe, die in 30 bis 35 Fuß Tiefe neben einander ankern können. Der Ankergrund ist sicher, aber der Eingang zur Winterszeit bisweilen durch eine Triebsandbank verstopft, die sich zertheilt, sobald südöstliche Winde auf nördliche und auf Windstillen folgen. Das Meer zieht sich bei der größten Ebbe nur vier bis fünf Fuß zurück, und alsdann sieht man das Rief bloß. Man findet auf demselben Moose, Seepflanzen, schwarze Korallen, sehr seltne Madreporen, Seesterne, Meerinsekten und Muscheln, die wegen ihrer mannichfaltigen Form und ihrer glänzenden Farben zur Ausschmückung der Naturalienkabinette dienen. Bei der Einfahrt der Flüsse findet man Manglesbäume, woran vorzüglich wohlschmeckende Austern hangen, welche Gehänge von sehr seltsamer Form bilden. In einer kleinen Entfernung von denen Orten, die das Meer bedeckt, trift man Adern von einem Sande an, welcher von ganz andrer Beschaffenheit, als der auf dem Ufer, ist und halb verglaset zu seyn scheint. Man findet glimmerige und bröckliche Steine darunter, imgleichen eine große Menge kleiner Stückchen von wirklichem Glase. Nach den Beobachtungen, die ich zu Foulpoint angestellt habe, liegt es in 17° 40′ 20″ S. Br. und in 47° 20′ O. L. von Paris. Während meines dortigen Aufenthaltes stieg das Thermometer nie über 27° Grad, und fiel nie unter 15° Reaumur. Das Barometer zeigte nur sehr geringe Veränderungen, und blieb immer zwischen 28′ 2″ und 28′ 5″.

Die Schiffe verschaffen sich zu Foulpoint alle Arten von Lebensmitteln für wohlfeile Preise und in Ueberfluß. Die Märkte werden sehr gut versehen, wenn die Europäer dem Handel keinen Zwang anthun. Seit einigen Jahren wollen die Einwohner von Foulpoint keine jungen Ziegenböcke und Schweine mehr verkaufen, weil ein alter Mann, der vier (Französische) Meilen vom Hafen

wohnt und in dem Ruf eines geschickten Zauberers steht, ihnen den Handel mit diesen nützlichen Thieren untersagt hat. Dieser Ombiasse gab nehmlich vor, sie würden mit den größten Unglücksfällen bedrohet, wenn sie nicht die ganze Race dieser unsauberen Thiere bei sich ausrotteten. Doch, ungeachtet dieses Ausspruches, können die Europäer sich dergleichen in den Gebirgen verschaffen, wo man sie heerdenweise antrifft. Vielleicht hielte es nicht schwer, diesen lästigen Aberglauben bei den Insulanern auszurotten. — Die Dörfer, welche die Bevölkerung von Foulpoint ausmachen, sind nicht beträchtlich; sie liegen zerstreuet, mehrentheils am Abhange von Hügeln, und haben Palisaden zur Vertheidigung. Eine Menge nützlicher Bäume giebt ihnen einen angenehmen Schatten. Mitten unter Kokos- Bambu- Pommeranzen- Citronen- und Pisangbäumen (deren Frucht von den Europäern so sehr geschätzt wird) und wilden Weinstöcken, unterscheidet man den Raven, eine Art von Palmbaum, der nur in Madagaskar einheimisch ist. Dieser Baum wird sehr groß, und sein Herz wie das von der Kohlpalme zubereitet und gegessen. Seine Rinde ist hart, sein Holz faserig und unverweslich; daher braucht man es, Häuser davon zu bauen, deren Wände und Verschläge dann aus den künstlich mit einander verbundenen Rippen seines Blattes verfertigt werden. Diese Rippen sind so fest wie Holz, und so biegsam wie Leder. Mit den Blättern selbst deckt man die Dächer, und sie dauern länger und sind vorzüglicher, als unsre Strohdächer. Aus diesen Blättern machen die Madekassen auch ihre Schüsseln, Teller und Tassen. Diese Art von Geschirr ist immer reinlich, wird aber nicht mehr als Einmal gebraucht. Unter den häutigen Hüllen, welche die Blüthe dieses Palmbaums umgeben, findet man ein Gummi von außerordentlichem Wohlgeschmack, das man für Honig halten sollte. Es ist kein Wunder, daß die Madekassen einen ihnen so nützlichen Baum rings um sich her pflanzen. Man verfertigt daraus sehr breite vortrefliche Bretter,

wenn man ihn von der Einen Seite der ganzen Länge nach spaltet; man muß aber diesen Brettern gleich nach dem Durchschneiden die gehörige Form geben.

Das Land, das von Foulpoint abhängt, ist reich an fetten Triften und Vieh. Wenn man längs den fruchtbaren Ufern des schönen Flusses Onglebey hinuntergeht, erstaunt man, daß er auf einmal verschwindet und sich vierhundert Toisen von seiner Mündung im Sande verliert. Dieser fischreiche Fluß, auf dem sich auch viele Wasservögel aufhalten, ist an gewissen Orten tief, und an andern sehr breit. Die Kanots fahren ihn mehr als zwanzig Meilen weit hinauf. Es ist schlimm, daß es in diesem Flusse, so wie in allen andren auf Madagaskar, sehr viele ungeheure Krokodile giebt. Wenn man längs den Ufern hin geht, wird selbst der unerschrockenste Insulaner bei ihrem Anblick von Furcht ergriffen. Man muß sehr vorsichtig seyn, um nicht von diesen gefährlichen Amphibien überrascht zu werden, die sich auf Menschen und Thiere losstürzen. Ich habe einmal gesehen, daß ein solches Ungeheuer einen Ochsen fortschleppte und verzehrte. Durch eben das, was die Flüsse in Madagaskar so reitzend macht, werden sie auch so gefährlich; die Bäume und Stauden, welche die Ufer bedecken, sind die Schlupfwinkel dieser fürchterlichen Thiere.

Wenn man sich einige Meilen von Foulpoint entfernt und den hohen Bergen von Ambotismene näher geht, wird die Gegend mannichfaltig. Hügel schützen die Ebnen und Thäler vor den Winden. Die Hitze ist nicht mehr lästig, weil das Land höher liegt und holzreicher ist. Die, hier weniger bearbeiteten, Felder sind wilder und wüster; hier hüten die Insulaner ihre Heerden nicht mehr, sondern lassen sie ohne Hirten ganz frei umherirren. Die Wiesen in den Thälern werden von einer Menge Bäche bewässert und befruchtet. Die Krümmungen, welche diese bilden, sind um so angenehmer, da die Natur allein sie vorgezeichnet hat. Die Blumen haben mehr Glanz, und ihre Farben sind schimmernder und mannichfaltiger, als die auf unsern

Wiesen. Ohne Kunst, ohne Symmetrie gepflanzte Baumgruppen machen diese ländlichen Gegenden noch reitzender und interessanter. Einige Meilen weiterhin ändert sich der Schauplatz und das Land wird bergicht. Ein geschickter Mahler würde hier über die Wahl der pittoreskesten Landschaft verlegen seyn. Seine umherschweifende Imagination läßt ihm nicht länger die freie Ausübung seiner Kunst; er thut keinen Schritt, wo ihm nicht eine plötzliche und unvorhergesehne Veränderung eine neue Perspektive und noch interessantere Gesichtspunkte zeigte.

Wenn man aber, ohne das Ganze dieser lachenden Gegenden auffassen zu wollen, sich bloß mit dem Studium ihrer Produkte beschäftigt, so eröffnet sich ein unermeßliches und wirklich nützliches Feld. Eine Menge Vegetabilien bietet sich dann in reichem Ueberfluß zur Untersuchung dar. Man lernt sechs ganz verschiedene Arten von Reiß kennen; Gerste von vorzüglicher Schönheit; sechserlei Sorten von Yamswurzeln, von denen einige so dick wie ein Schenkel sind, und die sämmtlich zur Nahrung für Menschen und Vieh taugen. Außer diesen Wurzeln, die doch einige Pflege und Wartung erfordern, findet man einige völlig wild wachsende, welche die Insulaner Fanghits nennen. Diese haben die Dicke eines Menschen, einen zarten Geschmack und eine röthliche Rinde; sie treiben den Urin, sind leicht zu verdauen, und stillen, wie man versichert, Durst und Hunger zugleich. Man kann auch verschiedne Arten Rüben, Bohnen und Erbsen von auserlesenem Geschmacke haben. Die Varvatten gleichen dem Kapernstrauch, und blühen wie dieser. Jede Schote schließt eine kleine Erbse von der Größe einer Linse in sich. Diese Hülsenfrucht wird so hoch wie der Kirschbaum, und mit ihren Blättern füttert man in einigen Provinzen im Innern des Landes die Seidenwürmer.

Wenn man diese Felder, diese Wiesen verläßt, um sich in jene unermeßlichen Wälder zu vertiefen, welche einer Menge verschiedener wilder Thiere zum Aufenthalt dienen,

so sieht man Schönheiten von einer andern Art. Tiefe Einsamkeit; eine unter diesem heißen Himmelsstrich überraschende Kühle; ein den Sonnenstrahlen unzugänglicher Schatten; Echos, die auf allen Seiten von dem Gebrülle der Thiere widerhallen — dies alles gewährt neue Freuden, die besonders melancholischen Personen angemessen zu seyn scheinen. Indes wird jeder, der nur einiges Gefühl für Naturschönheiten hat, mit einer Art von Enthusiasmus jene Menge von ungeheuer hohen und dicken Bäumen betrachten, worunter sich besonders der Fotersbé auszeichnet.

Wer das Studium des Mineralreichs der Botanik vorzieht, findet in den hohen Bergen von Ambotismene Befriedigung. Es giebt daselbst ungeheure Blöcke von Bergkristall. Einige von diesen sind kristallisirt; andere scheinen gar keine regelmäßige Form anzunehmen; viele enthalten Schörl und andre fremde Körper. Die von den Naturforschern am meisten gesuchten Schörlarten sind in diesen Bergen nicht selten, so wie Granaten und Anzeigen von Zinngruben, welche die Einwohner Wula-Futschesine nennen. Gruben von sehr vorzüglichem Eisen giebt es in Menge auf der ganzen Insel. Die Malegaschen zerreiben und stampfen dieses Erz, und legen es dann in Haufen zwischen vier, mit Thonerde überzogene Steine. Anstatt des Blasebalges bedienen sie sich einer doppelten hölzernen Pumpe, um die Flamme zu vermehren. In einer Stunde ist das Erz in Fluß gebracht, und liefert ein so geschmeidiges, gut zu verarbeitendes Eisen, wie man nur irgend eins kennt. Unstreitig giebt es noch andere Gruben; aber man muß sich keine Mühe und Arbeit verdrießen lassen, sie aufzusuchen. Diese Reichthümer liegen tief im Schooß der Erde; nur durch Graben und schwere Arbeiten kann man sie daraus hervorziehen. Uebrigens sind aber die Berge von Ambotismene, wie die Insulaner sagen, für Europäer fast unzugänglich. Ihre Gipfel sind steile Jähen, welche den Zugang zu diesen Bergen verhindern.

Der höchste unter ihnen ist etwa achtzehnhundert Toisen über der Meeresfläche erhoben. Er gleicht in seiner Gestalt dem Tafelberge, den so viele am Vorgebirge der guten Hoffnung gewesene Reisende beschrieben haben.

Ich kann von den mineralogischen Reichthümern in Madagaskar nur diese flüchtige Uebersicht vorlegen; aber in den so äußerst mannichfältigen Produkten der Insel, welche bloß von der Natur und einem fruchtbaren Boden abhangen, giebt es noch wesentlichere.

Ich beschreibe nun die Pflanzen, die ich Herrn Poivre nach Isle de France gebracht habe.

Beschrei-

Beschreibung

einiger Bäume, Sträuche und Pflanzen, die im nördlichen Theile von Madagaskar wachsen und die ich gegen das Ende des Jahrs 1768 nach Isle de France gebracht habe †).

A.

Adabou. Ein großer Baum.

Afatrahé. Strauch mit wohlriechender Rinde.

Afé. Dicker Tüpfelfarrn (Polypodium) mit eßbaren Samen *).

*) Dies ist wahrscheinlich ein Druckfehler; vielleicht sollte man statt graine (Samen) racine (Wurzel) lesen. G. F.

Alut-mandrout.

Ampali, hat lange Blätter, womit man Eisen polirt und vom Rost befreiet.

Ampalr. Runde Blätter, welche das Eisen feilen.

Ampelang-thi-fouhé. Gentianelle mit violetten Blüthen.

Ampelantghi. Eine angenehme Pflanze, die einen Fuß hoch wird.

Anakuey. Große Sinnpflanze (Mimosa).

Anghivi. Eine Art von Brède*), mit rother Frucht, welche den Madekassischen Getränken beigemischt wird, und ihnen einen angenehmen bittern Geschmack giebt.

*) Ein ganz unbekanntes Wort. G. F.

†) Dieses Verzeichniß, welches in der Urschrift schlechterdings keine Ordnung hatte, habe ich wenigstens nach dem Alphabet gestellt, damit man die Namen leichter aufsuchen könne. Man wird es bedauern, daß der Verfasser, als er es aufsetzte, so ganz von allen botanischen Vorkenntnissen entblößt gewesen ist, da so manches köstliche Pflanzenprodukt darin vorkommt, welches die Aufmerksamkeit, nicht bloß des Liebhabers oder des wissenschaftlichen Kenners, sondern auch des Arztes, des Materialisten, des Baumeisters, des Oekonomen, mithin auch des Kaufmanns und durch diesen des Staatskundigen reitzt. Wo ich anderwärts einige Data fand, welche zu einer botanischen Bestimmung führten, habe ich sie nicht ungenutzt gelassen. G. F.

Angnan - rambou. Habichtskraut (Hieracium) mit violetten Blumen.

Angnan - rambou - lahe.

Angua - malou. Eine Art aromatische Brède, mit goldfarbigen Blüthen und Knospen.

Anja - oidy. Eine Art sehr hohen Heidekrauts.

Antafara. Man kennt diesen Baum in Isle de France unter dem Namen Milchholz (bois de lait.). Seine Blüthe hat die Gestalt und den Geruch des Jasmins. Der geringste Einschnitt giebt einen sehr kaustischen Milchsaft in großer Menge. Nach Herrn de la Mark ist es eine Art Tabernae montana.

Ardouranga. Eine kleine Pflanze mit Schmetterlingsblüthe, und einer rothen Hülse, wie der Indigo.

Aréfou. Hollunder *).

*) Vermuthlich wohl nur eine dem Hollunder ähnliche Pflanze. G. F.

Assy. Eine schöne Palmenart, welche zehn Fuß hoch wird. Der Stamm hat die Narben von den Blättern, welche nach und nach abfallen. Sein Gipfel ist mit drei oder vier Reihen von Blättern geziert, welche vier bis fünf Fuß lang und anderthalb Zoll breit sind. Diese Blätter sind den Lilienblättern nicht unähnlich, aber so steif wie Palmblätter, und bilden einen schönen Schirm.

Azambou. Eine Frucht in Gestalt eines rothen Straußes.

Azimena. Ein sehr hübscher Strauch, mit dichtbelaubtem Gipfel, schönen grünen dicken Blättern, und sehr wohlriechenden Blüthen. Er wird vier Fuß hoch.

Azon-ranou. Manglesbaum des frischen Wassers, dessen Schoten einander gegenüber stehen, Spitze gegen Spitze.

Azou-minti. Pyramidalischer Strauch von seltsamen Ansehen.

Azou - minti - be. Desgleichen, ein großblättriger schöner Baum.

Azou-ranou. Ein Strauch mit rother, gefurchter Frucht.

B.

Bachi - bachi. Ein Baum, der dem Rarabe (einer Art wilder Muskaten) ähnlich ist; seine Blätter und Früchte sind nur wenig davon verschieden. Er wächst auf Anhöhen. Die Schale, die Nuß und die so genannte Muskatblüthe oder das Macis sind aromatisch.

Bagners. Aus dieser Pflanze zieht man in Madagaskar ächten Indigo. Die Eingebornen gehen dabei sehr einfach zu Werk. Sie machen einen Aufguß von den Blättern und Stängeln, wenn die Pflanze anfängt zu blühen. Nach der Fäulung wird das Wasser veilchenfarb. Sobald diese Farbe dunkel wird, nimmt man Stängel und Blätter heraus und gießt in das stark gefärbte Wasser eine bestimmte Quantität Oel. Wenn der Niederschlag sich gesetzt hat, gießt man das Wasser ab, trocknet ihn im Schatten, und erhält auf diese Weise einen schönen Indigo.

Bakrang. Schlingepflanze (Liane) mit großen Knospen.

Bonton. Ein Baum, dessen Rinde gelb färbt. Er wächst am Wasser, und hat paarweis gegen einander gestellte, dicke Blätter.

C.

Campoudi. Eine Art Hünerdarm. (Alsine)

Cani-pouri. Breitblättriges Gras, mit dessen Saft die Madekassen sich allerlei Zeichnungen auf den Leib mahlen.

Catou-banda. Eine Art Gauchheil, (mourron) womit man Geschwülste zertheilt.

Cherchia. Gelbblühendes Habichtskraut.

Chifontfui. Schöner kleiner Baum, mit geradem, blätterlosem Stamm, und rundem, dichtbelaubtem Gipfel.

Chifontfui. Hat kleine paarweis gestellte Blätter, wie der kleine Harame (S. diesen). Die Blüthe besteht aus vier grünen Blättchen, die einen Kelch bilden.

Chingolpont.

Chistala.

D.

Diti-azou. Eine Frucht, in Gestalt einer kleinen Birne.

E.

Enghi-bé. Großer Indigo, mit großen Schoten.

Enghi-panza. Kleiner Indigo.

F.

Fanpechourou. Eine Art sternförmiger Lilie. Ihr Aufblühen kündigt die Zeit des Wallfischfangs an.

Farafer. Eine Schmarotzerpflanze, mit einer langen, rothen Blüthe, welche wie eine Hand, oder wie eine Gabel mit fünf Zacken, gestaltet ist.

Fifoutche. Ein Baum mit Malvenblättern; die Blüthen sitzen rund um den Stängel.

Filao. Dies ist der Keulenbaum oder Casuarina nach *Forst.* Charact. gen. pl. und *Linné* suppl. pl.

Finguère. Eine Art wilden Feigenbaums, der, wo man ihn anschneidet, einen Milchsaft giebt. Dieser Milchsaft wird, wenn er geronnen ist, ein wahres Federharz, wie dasjenige, welches aus dem Kautschukbaum fließt. Die Madekassen verfertigen daraus Fackeln, die ohne Docht brennen und sehr gut leuchten, wenn sie des Nachts damit auf den Fischfang gehen. Im Weingeist ist dieses Harz nicht auflösbar, wohl aber in Aether und in Leinöl. Auch andere fettige und öhlichte Substanzen greifen es merklich an.

Der *Finguère* wird zwanzig Fuß hoch; die Blätter sind acht Zoll lang und vier Zoll breit. Die Frucht ist einer runden Feige ähnlich und voll von kleinen Körnern. Die Malegaschen essen diese Feigen sehr gern; ich hingegen fand sie scharf und zusammenziehend.

Wenn man die Flaschen und andere Geräthschaften, welche die Peruaner aus Federharz verfertigen, mit Aufmerksamkeit betrachtet, so sieht man ein, wie leicht es ist, dieser Substanz allerlei Formen zu geben, welche bei chirurgischen Operationen vom größten Nutzen seyn können; z. B. Sonden, Bandagen ꝛc. Wird sie in Aether, oder auch in Leinöl aufgelöset, so verliert sie größtentheils ihre Federkraft, und kann sowohl auf Leinwand, als Seidenzeug aufgetragen werden, um sie dem Wasser und der Luft undurchdringlich zu machen. Auf diese Art hat Herr Berniard neulich das Federharz zu mancherlei Behuf gebraucht. Die Aufzählung dieser verschiedenen Benutzungsarten gehört nicht hieher; das aber will ich noch anmerken, daß die Chinesen längst gewußt haben das Federharz aufzulösen und es auf verschiedene Art zu färben. Herr Bertin, ehemaliger Staatsminister, hatte die Güte, mir einige daraus verfertigte

Sachen zu schenken, unter andern eine kleine Kugel, die genau einer Kugel von Bernstein glich.

Fotersbé. Einer der größten Bäume in Madagaskar, dessen Holz aber nur zum Brennen taugt. Es giebt noch eine Sorte, die in Sümpfen wächst, und welche Flacourt unter dem Namen Vouafoutra beschrieben hat.

Fouraha. Einer der schönsten und nützlichsten Bäume aus heißen Ländern. Nächst dem Tek (Tectona grandis *Linn.*) ist sein Holz das beste in ganz Indien zum Schiffbau. Ich kann ihn mit sonst nichts als dem Takamahaka der Inseln France und Bourbon vergleichen, und wie dieser, giebt er auch einen grünen Balsam, der zur Heilung der Wunden dient. Der Baum ist dick, schattig, mit dicken Aesten beladen, und merkwürdig wegen seiner großen Höhe.

Fouraugdra. Eine Art Vesicaria mit dreieckigem Stängel und Petersilien-Blättern; eine sogenannte Liane oder Schlingepflanze.

H.

Harame. Dies ist der höchste und dickste Baum in der Gegend von Foulpoint. Das Holz ist weiß mit röthlichem Kern. Wenn der Baum sein vollständiges Wachsthum erreicht hat, löset sich jährlich seine äußere, dicke, graue Rinde ab. Der Stamm ist glatt und bis an den Gipfel ohne Aeste. Die Krone ist dagegen dickbelaubt und sieht schön aus. Bei der geringsten Verletzung fließt ein weißes, sehr würzhaftes Harz aus diesem Baum. Die Malegassischen Weiber verarbeiten es zu einem Teig, womit sie sich das Gesicht reiben, um der Haut ihre vollkommene Frische zu erhalten. Dieses Harz brennt mit einem dem Weihrauch ähnlichen Wohlgeruch. Die Frucht des Baums ist eine Nuß, wovon aber nur die äußere Schale aromatisch ist.

Harame, dessen Harz der Stoff zu seyn scheint, aus welchem das Ambra besteht.

Harongan. Er wird funfzehn Fuß hoch und wächst im Sande. Die Blätter werden zum Rothfärben der Matten

und Körbe gebraucht. Das Harz dieses Baums ist eine Art Drachenblut.

Hintchy. Unter den Bäumen in den Wäldern um Foulpoint ist dies der gemeinste. Er wäre besonders zu Alleen gut, indem seine Krone wohlbelaubt ist; mit dem Pflaumenbaum hat er einige Aehnlichkeit, und wird ungefähr eben so hoch. Sein rothes Holz ist gut, um Hausgeräth daraus zu verfertigen; seine Rinde ist weiß und glatt, und seine breiten Blätter sind von schöner, grüner Farbe. (Ist nach Herrn la Mark eine Art Courbaril, Hymenaea, *Linn.* G. F.)

Hounits. Ein großer, schöner Baum, dessen Holz eine schöne gelbe Farbe darbietet. Die Rinde ist roth, und wenn man sie einschneidet, fließt ein korallrother Saft heraus. Aus der Rinde der Wurzel verfertigen die Malegaschen vermittelst einer gewöhnlichen Lauge eine schöne rothe Farbe.

J.

Jacuan. Eine Art Mandeln. Der Baum hat keine Blätter und giebt ein Harz.

Jang. Ein Baum mit großen Blumensträußen.

Joudi-fafal. Ein Sempervivens*).

*) Soll das heißen Sempervivum LINN. oder nur eine immer grünende Pflanze? G. F.

L.

Laben. Dieser Baum wächst am Seestrande in Sandboden, und wird sehr hoch. Das harte, rothe Holz ist für Hausgeräthe von vorzüglicher Güte. Die Frucht ist an Größe und Gestalt einer Olive ähnlich und enthält einen ölichten, weißen Mandelkern von vortreflichem Geschmack.

Lacca. Die Frucht ist klein, wie ein Pfefferkorn; die Blüthen sitzen in Gestalt eines Kätzchens beisammen.

Lalong.

Lindem. Eine Art Palmbaum mit Blättern des Farrns.

Lingo. Eine holzartige Schlingepflanze (liane), welche bis zum Gipfel der höchsten Bäume hinansteigt, und dabei nur zwei Zoll dick ist. Ihr Holz ist gelb, wie das In-

nere ihrer Rinde. Die Malegaschen bedienen sich der Rinde und Wurzel des Lingo, um die Fäden zu ihren Kleidungen (pagnes) gelb und roth zu färben.

M.

Maan. Eine Art Sammetpflanze, mit Malvenblättern.

Malao-maughit. Ein großer Baum mit brauner Rinde, weißem Holz und geradem Stamm. Der Saft ist anfangs weiß und milchicht, wird aber an der Luft blutroth. Die Blätter haben einen angenehmen Würzgeruch. Die Frucht ist eine Art von Muskatnuß, der die Malegaschen eben dieselben Eigenschaften zuschreiben, welche wir der ächten zugestehen.

Mang. Ein Baum mit Blättern, wie die der Malve, nur größer und stärker. Die Blume ist rauh, wie die der Ketmia (des Eibisches) und rosenfarb.

Manouquibonga. Ein Baum mit langen Schossen, wie die Weinreben; seine schönen rothen Blumen bilden eine aigrette.

Moulton-rongou. Aehnelt dem Nara, hat kleine Blätter, und länglicheckige Früchte.

Mounou-founace. Ein Bäumchen mit violetten Blüthen und dreifachgefingerten Blättern (foliis ternatis).

N.

Nantou. Mattenholz (bois de natte) von zwei Sorten, mit großen und kleinen Blättern.

O.

Onbave. Ein Baum, der ein Gummi giebt, welches mit dem Arabischen Aehnlichkeit hat.

Ouoi-randra. Eine Wasserpflanze mit gezahnten Blättern, zweihörnigen Blüthen (deux cornes fleuries) und einer eßbaren Wurzel.

Ouvi-rombé. Schlingepflanze, (liane) mit kleinen, herzförmigen, scharf zugespitzten Blättern.

R.

Racoudrit. Grüne Frucht in Traubengestalt.

Ranga-zaa. Zwiebelgewächs mit weißer Blume.

Rarabé. Wilder Muskatbaum, aber noch größer und schöner, als der Malao-mangsit. Aus seinen Muskatnüssen ziehen die Malezaschen ein sehr würzhaftes Oel, womit sie sich den ganzen Leib und die Haare reiben. Dieses Oel heilt und zertheilt Anhäufungen von kalten Flüssigkeiten (humeurs froides); innerlich genommen ist es magenstärkend*). S. *Malao-manghit* und *Bachi-Bachi.*

*) Der Himmel bewahre einen vor Aerzten, die so von Krankheiten sprechen und so dagegen verschreiben! G. F.

Ravendsara. Von allen so genannten Muskatbäumen in Madagaskar hat dieser die Aufmerksamkeit der Botaniker am meisten auf sich gezogen. Der Wohlgeruch der Muskatnuß, der Würznelken und des Zimmts, zusammen verbunden, ist kaum von dem angenehmen Duft zu unterscheiden, den man durch die Destillation von den Ravendsarablättern erhält. Sie geben zugleich ein wesentliches Oel, welches höher als Nelkenöl geschätzt wird. Die Köche in Indien ziehen es allen andern Gewürzen vor, um ihren Speisen einen Würzgeschmack zu geben. Der Ravendsara ist übrigens ein seltner, kostbarer Baum; er wächst am liebsten in Sümpfen, ob er gleich auch trocknes Erdreich vertragen kann. Sein Stamm wird dick, und seine pyramidalische Krone ist dickbelaubt und schattenreich. Das Holz ist weiß, ohne Geruch, aber hart und schwer. Die Rinde verbreitet dagegen einen starken Geruch. Die Frucht ist eine wahre Nuß, die an beiden Enden etwas zugeplättet ist. Der Geruch dieser Nuß und ihrer Schale ist nicht so stark, und sie geben nicht so viel wohlriechendes Oel, wie die Blätter; doch meines Erachtens ist dieser Geruch noch ein wenig delikater. Herr de la Mark hat mich belehrt, daß dieser Baum kein wahrer Muskatbaum ist, sondern ein eigenes Geschlecht ausmacht, welches Jussieu in seinen Gen. pl. p. 431. Agatophyllum nennt*).

*) Agathophyllum ist die Uebersetzung des Madegassischen Worts *Raven-sara* und bedeutet gutes Blatt. Die Abbildung dieses Baums und eine ausführliche Beschreibung liefert Sonnerat

Raven-tongharts. Eine balsamische Pflanze.

Rharha-horac. Abermals ein ächter wilder Muskatbaum, mit dickem Stamm und vielen verworrenen Aesten. Er wächst gern an feuchten, sumpfigen Oertern. Die große, blaue Taube, welche die Malegaschen Fuuinga-mena-rabu nennen, frißt sehr begierig die Nüsse dieses Baums, verdauet aber nur ihr Macis, und säet dann die Nüsse überall auf der Insel umher.

S.

Sacaviro-ambou. Schweins-Ingwer. Eine Art Zittwer (Zedoaria).

Sampan-leva. Gelbe Früchte, wie Paternoster.

Sanga-sanga. Ein dreieckiges Schilf, der wahre Papyrus der Alten.

Sangnameu-baron. Eine Pflanze, deren Blätter, wenn man sie klein stößt, wie Cocculi indici auf die Fische wirken, (die sie berauben, so daß man sie mit der Hand greifen kann).

Sanoang-matan-nahanrou. Eine Art klimmender Spargel.

Schira. Palmenart, deren Rinde man verbrennt, um Kochsalz daraus zu ziehen.

Sondifafat. Eine Pflanze, die man am Meerstrande findet. Die Malegaschen reiben sich den Leib mit den Blättern dieser Pflanze, wenn sie müde sind, um durch diese Reibungen wieder frisch und munter zu werden. Sie geben vor, daß die Blätter des Sondifafat nicht verderben können (incorruptibles), und legen sie mit gutem Erfolg auf Wunden.

Sonmoutorang. Haarige Blüthe in Kätzchen.

T.

Tabourou-nangar. Beref (eine Art Pfeffer).

Taco. Eine Art wilder Rebe, wie Tancasson.

nerat in seiner Reise nach Indien und China 2. B. S. 177. t. 127. der Deutschen Ausgabe. In Gmelins Ausgabe von Linn. Syst. Nat. Tom. II. p. 754 kommt dieser Baum unter seinem einheimischen Namen, *Ravensara aromatica*, vor. Eigentlich ist er dem Lorbeer- (Laurus) Geschlechte so nahe verwandt, daß es schwer halten dürfte, ihn mit Recht davon zu trennen. G. F.

Tafou-mouna. Ein großer, dickbelaubter Baum, mit glatter Rinde, weißem Holz und eichelförmiger Frucht, deren Kern einen etwas aromatischen Geschmack hat und wie Terpentin riecht.

Tafoumounan. Eichelförmige Frucht. Kleine weiße Blüthen.

Talate. Dicke Blätter und rothe Früchte wie die der Stechpalme.

Tancaſſon. Eine wilde Rebe, mit scharfem, widerlichem Geschmack. Diese schlängelnde Pflanze klimmt bis zum Gipfel der höchsten Bäume. Ihre Wurzel hat diuretische Kräfte. Die Frucht wird von den Eingebornen sehr geschätzt. Flacourt erwähnt diese Pflanze nicht, ob er gleich mehrere Arten von Reben beschreibt.

Tanguem. Dieser Baum wächst am Ufer des Meeres. Er hat ein hartes, geädertes Holz, welches zu Schreiner- und Tischlerarbeiten gebraucht werden kann. Die Malegaschen bedienen sich nur gar zu oft der Frucht dieses Baums, deren schädliche Eigenschaften ihnen wohl bekannt sind. Der Baum ist in der That ein wahrer Manchenillenbaum, der bekanntlich eins der furchtbarsten Gifte enthält.

Tanroujou. Eine knotige Frucht. Eine Gattung des Benzoin.

Tavoutala. Kleines Zwiebelgewächs von der Orchisgattung. Die Blüthe ist blaßveilchenblau (gris de lin.)

Tchilorou. Weiße Tulpe.

Tchinghit. Bohne mit gelben Blüthen. Eine Art Colutea.

Tchouti-morou, oder *Ranou.* Ein Kraut mit kleinen Schötchen.

Tchouvi-ovi. Eine Art Ipekakuanha; Periploca.

Tevarte. Pyramidalischer Strauch, mit natürlichen Absätzen, als wäre er so geschnitzt.

Tevartna. Mitten im Walde zeigt dieser Baum gleichsam die Symmetrie der Kunst. Er scheint mit Fleiß zur Pyramide mit sieben Absätzen oder Stufen geschnitzt zu seyn; seine dichtbelaubten Zweige stehen wagerecht um den geraden, glatten Stamm, und geben ihm ein seltsames Ansehen. Zur Verzierung ist es vielleicht der schönste Baum, den ich kenne.

Teulon-gouala. Ein Gesträuch, dessen wohlriechende Blätter die Madekassen zu ihren Kopfkissen brauchen. Es

wird etwa vier Fuß hoch, und hat eine bittere, ölichte, würzhafte Frucht.

Thipoulou-pouli.

Timbalave. Gesträuch mit weißer, nachenförmiger Blüthe.

Tocamboudi. Kleiner Palmbaum mit großen, an ihrer Spitze getheilten Blättern.

Tongou-hintchi.

Tongouna-lein-tein. Eine Art Münze (Mentha).

Tortlas. Eine Art Lorbeerbaum, mit würzhaften Blättern und Beeren.

Tougmonnam. Ein Baum, der auf dem Gipfel der Gebirge wächst. Sein rothes oder braungelbes Holz wird zu Tischlerarbeiten gebraucht; auch werden Wurfspieße daraus gemacht. Es ist sehr schwer.

Tougnounan. Das Holz dient, um Hefte oder Handgriffe an den Wurfpfeilen daraus zu machen. Die Blüthen sind glockenförmig.

Toulouc. Ein kleines Gesträuch, welches in allerlei Boden fortkommt. Die Frucht ist unter dem Namen Erdbeere von Madagaskar bekannt und hat einen angenehmen Geschmack, weshalb sie sowohl von den Europäern als den Malegaschen geschätzt wird.

U. V.

Vaquinang-boua. Strauch mit haarigen weißen Blättern und weißen Blüthen. Die Wurzel heilt Wunden.

Vaing-bare. Schlingepflanze; haarige Blätter, weiße Blumen.

Vaint-sombou. Ein Kraut, welches dieselbe Kraft hat, wie das Sananamou-Batu, die Fische zu betäuben.

Vangoui-nangbóua.

Varou. Eine Art Malve.

Veloutier. (Sammtpflanze). Pittonia *)

*) Vermuthlich Tournefortia. *Linn.* G. F.

Via-Foutchi. Holzige, schlängelnde Pflanze. Die Frucht ist von einem sternförmigen Kelch umgeben.

Voai-marang. Ein Strauch, dessen Rinde den Bauchfluß stopft.

Voantlisan. Ein stachlichter Baum, der nur an der Krone Blätter hat.

Vognia-dosong. Eine Schmarotzerpflanze, deren Blätter denen der Lilie ähneln. Ihre Blüthezeit kündigt den Wallfischfang an. (Wie das Fanpechourou.)

Vohan-silan. Ein zwölf Fuß hoher Baum. Sein mit Dornen besetzter Stamm ist gerade; seine Blätter schön grün, fünftehalb Zoll lang und drittehalb Zoll breit. Der Stamm trägt keine Blätter, hingegen ist die Krone wohl damit versehen und vollkommen rund. Die Holztauben lieben die Frucht dieses Baums, welche sonderbar gestaltet ist.

Volang-boudi-pouni. Rothes Holz, welches je älter je schwärzer wird, und zum Färben gebraucht werden kann.

Vongo. Ein schöner Baum, dessen Frucht *Vaasson-voura* heißt. Aus den Einschnitten fließt ein gelbes Gummi.

Voua-assim.

Voua-azigué. Der geradeste und höchste Baum in Madagaskar. Er ist merklich höher, als alle übrigen Bäume. Sein gelbes, schweres, hartes Holz wird zum Bau der Häuser gebraucht und bildet gewöhnlich den Kiel der großen Kanots. Das Harz, welches aus diesem Baume fließt, ist gelb wie Bernstein, aber klebrig und ohne Geruch. Die Malegaschen erhalten aus diesem kostbaren Baum noch ein sehr klares Oel, welches sehr wohl schmeckt, so lange es frisch bleibt. Dem Reiß beigemischt, macht es diese Speise schmackhafter, und daher bereiten die Insulaner meistens ihren Reiß damit.

Voua-farre. Eine Art Buchs, dessen würzhafte Frucht eßbar ist.

Voua-hintchi.

Voua-honda. Eine große, der Mango ähnliche Frucht, länglich, walzenförmig, wohlriechend, mit zertheiltem Kern und einander gegenüber stehenden Blättern.

Voua-Lomba. Frucht einer Rebe, welche die Europäer allen übrigen (Malegassischen) vorziehen, und ihr deshalb den Namen Weintrauben von Madagaskar geben. Sie hat aber dennoch einen etwas scharfen Geschmack. Die Pflanze stirbt jährlich ab; ihre Wurzel ist eine Art von Yams. (Dioscorea?)

Voua-macaliong. Eine Art Taarin*), aus welchem man Oel erhält.

*) Etwa verdruckt für Tamarin (Tamarinde)? G. F.

Voua-malim. Eine Schote, welche Seidenwatte enthält. (Apocynum?)

Voua-mandroucou. Blüthensträuße brechen aus dem Stamm hervor; die Blumenkrone hat spiralförmig gedrehte Blätter.

Voua-mena. Korallrothe, süße Frucht; rothes Holz und rothe Blätter.

Voua-mitsa-voï. Ein Aster.

Vouang.-pin-lela. Blätter wie der Zimmtbaum, ohne Geruch.

Vouang.-taé. Quittenapfel.

Vouang-titirang. Nuß mit gelber, haariger Schale.

Voua-rougni. Eine Art Manglesbaum (Rhizophora) des frischen Wassers.

Voua-fevarantou.

Voua-févérantou. Kleiner strauchartiger Baum, der sechs bis sieben Fuß hoch wird und weißes Holz hat. Er wächst gemeiniglich im Sande.

Voua-fourindi. Großer Baum, der kleine rothe Blüthen in großen Büscheln trägt.

Voua-tingui-lé-pas. Grüne Frucht, deren Mark sich in Blättern, wie Kronenblätter, von einander giebt, so daß inwendig die Samenkörner in einem abgestumpft dreieckigen Beutel zu sehen sind.

Vua-carabo. Große, platte Kastanie, die auf einer Schlingepflanze wächst.

Vua-fao. Eine Art Sagupalme.

Vua-he-taïtsou.

Uua-he-taïtchou. Eßbare Frucht.

Vua-hia-vavé. Schlingepflanze mit weißen weiblichen Blüthen.

Vua-honda. Frucht in Gurkengestalt mit einem Geruch von Quitten.

Vua-Khicafon. Kleine Frucht, wie der Rangustan. (Etwa Mangustan; Garcinia mangostana?)

Vna-montucung. Schlingepflanze mit Tamarindeblättern und einer bohnenähnlichen Frucht.

Vua-nambouavon. Rothe Frucht in Büscheln. Veilchenfarbene Blüthe; weißliche, paarweis gestellte Blätter. Man braucht sie bei Geschwüren und wenn man sich geschnitten hat.

Vua-Nantoula. Enthält einen großen Kern, in Gestalt der Sapotillenkerne, nur viel dicker.

Uvang-biri. Schlingepflanze mit großen viereckigen Schoten, deren Bohnen gegen die Hämorrhoiden gebraucht werden.

Vua-rha. Eine Art Feigenbaum mit eßbaren Früchten.

Vua-rozan.

Vua-tani. Seine Blume ähnelt der des Chinesischen *Li-hoa.*

Vua-tchirié. Eine Art Vacoua, mit langen, schmalen Blättern; Pandanus odoratissima, *Linn.*

Voua-toudingha. Eine Frucht, die dem Pipar von China ähnlich ist.

Vua-toutouc. Gesträuch mit rothen eßbaren Früchten, die wie Erdbeeren schmecken.

Vuendrang. Eine Art Galanga.

Z.

Zavin-raven. Ein Baum von mittler Höhe, nicht sehr stark belaubt; sein Stamm ist mit Knoten besetzt, die Rinde grau das Holz weiß. Er wächst in den Sümpfen.

In dem vorstehenden Verzeichnisse der Bäume und Pflanzen von Madagaskar erwähnte ich nicht die Ananas, die Wassermelonen, den weißen Pfeffer, die Pisangs, den Indischen Safran (Kurkuma?), die großen Kardamomen, den Ingwer, die Veronica, die Vesicaria, den Portulak, das Basilikum, den Aster, die Brède, die Enziane? (Gentiliane) die Colutea, die Wasserlilie ꝛc. — Was die Thiere von Madagaskar betrift, so hat mir Flacourt nichts Wichtiges davon zu sagen übrig gelassen.

Beschreibung

eines Palmbaums, der eine sonderbare und in Indien unter dem Namen Kokosnuß der Maldiweninseln sehr berühmte Frucht trägt.

Der Palmbaum, welcher die so genannten Kokosnüsse der Maldiwen oder auch Seekokos trägt, wird vierzig bis funfzig Fuß hoch. Seine Krone besteht aus zehn bis zwölf gefiederten Palmblättern, die zwanzig Fuß lang sind. Die Gestalt dieses schönen Baums läßt sich daher mit einem großen Fächer vergleichen, und Kräuterkenner setzen ihn auch in das Geschlecht der Weinpalme oder Fächerpalme (Borassus). Jedes große Palmblatt steht auf einem sechs Fuß langen Blattstiel, der am Rande ausgeschweift ist.

Unter den Achseln der Blätter kommt ein Büschel (panicule) hervor, dessen Zweige an ihren Enden die weiblichen Blüthen tragen. Der reifende Fruchtknote verwandelt sich in eine kugelförmige Frucht, die acht bis zehn Zoll im Durchmesser hat. Die äußere Schale ist dick und faserig, wie an der gemeinen Kokosnuß; die Gestalt der Nuß hat etwas Sonderbares *). Inwendig ist sie mit einem milchichten, aber bitter und widerlich schmeckenden Saft angefüllt. Der Stamm dieser seltenen Palme ist vom Stamme der Kokospalme wenig verschieden, sondern nur härter und dicker. Die Palmeninsel **) ist damit gänzlich bedeckt, ohne daß man sie auf einer der benachbarten Inseln, oder sonstwo an irgend einem bekannten Orte fände. Wahrscheinlich kommen also die Nüsse dieser Art, die man zufällig auf den Maldiwen antrift, von der Palmeninsel, ungeachtet sie gegen dreihundert

*) Sie besteht aus zwei länglich nierenförmigen, an einer Seite etwas platteren, an der andern convexen Hälften, die in der Mitte an einander gewachsen sind. G. F.

**) Eine von der Gruppe der Seychellen, nordwärts von Madagaskar und Isle de France. G. F.

Seemeilen weit von einander entfernt liegen. Diese Bemerkung kann dazu dienen, die Richtung der Strömungen in jener Meeresgegend bekannt zu machen.

Die Indier schreiben diesen Nüssen große Heilkräfte zu, weshalb sie auch bei den ältern Botanikern unter dem Namen Nux medica vorkommen. Wenn man den Aerzten in Asien Glauben beimißt, so ist diese Nuß nicht nur antiskorbutisch, sondern sie heilt auch die Lustseuche aus dem Grunde, und ihre Schale wird für ein wirksames Gegengift gehalten. Die Indischen Prinzen lassen sich Trinkgeschirre daraus machen, die jederzeit mit Gold und Edelsteinen mehr oder weniger besetzt und verziert sind. Man hielt auf diese Nüsse in ganz Asien so viel, daß es vor dem Jahr 1759, wo man sie auf der Palmeninsel entdeckte, nichts ungewöhnliches war, das Stück mit 10,000 Livres (ungefähr 2500 Rthlr.) zu bezahlen.

Ueber

die Inseln France und Bourbon

und

das nordwärts davon gelegene Inselmeer.

Kaum hatte Vasco de Gama den Europäischen Nationen den Weg in die Meere von Asien geöffnet, so suchten die Portugiesen, mit Ausschließung aller anderen Nationen, sich des reichen Handels mit jenem großen Welttheil zu bemächtigen. Vor dieser in den Jahrbüchern der Schifffahrtskunde merkwürdigen Epoche ließ sich allein die Maurische (Mohammedanische) Flagge in den Gewässern des Persischen und des Bengalischen Meerbusens sehen. Die Maurischen Fahrzeuge verließen die Häfen des rothen Meeres, und schifften gewöhnlich in den Persischen Meerbusen; oft folgten sie auch dem Laufe der Abyssinischen Küste, und liefen in den Kanal von Mosambik ein, ohne das Land aus dem Gesichte zu verlieren. In diesem Kanal handelten sie bald mit den Einwohnern der Afrikanischen Küste, bald mit den Insulanern von Madagaskar. Die Häfen, die sie am öftesten besuchten, waren Querimba und Mosambik an der Küste von Afrika, Vingara und Bombetok in Madagaskar.

Die Asiaten wagten, ungeachtet ihre Karten sehr fehlerhaft und ihre Lootsen äußerst unwissend waren, oft noch kühnere Unternehmungen; sie besuchten nicht nur die Küste von Malabar, sondern sie getraueten sich auch, das Land aus dem Gesichte zu verlieren, in offene See zu stechen

und, nachdem sie durch den Meerbusen von Bengalen geschifft waren, durch die Meerengen von Sunda und Malakka nach den Molukkischen und Philippinischen Inseln zu segeln. Sie ließen sich durch die Gefahren, welche für bloße Anfänger in der Nautik von langen und beschwerlichen Reisen unzertrennlich sind, nicht abschrecken. Die Lockspeise eines einträglichen Handels zog die Lootsen nach jenen Meerengen und nach den Molukken hin. Dort, zwischen den unzähligen Inseln, konnten sie sicher darauf rechnen, Chinesische und Japanische Schiffe anzutreffen, die dahin kamen, um Muskatennüsse und Gewürznelken zu holen. Man vertauschte nun gegenseitig die Waaren aus Persien und Indien gegen die aus Japan und China, und der Handel knüpfte zwischen dem Indier und dem Chinesen das Band, das für beide gleich wichtig war.

Als die Portugiesen das Vorgebirge der guten Hoffnung umschifften, war folglich die Schifffahrt der Mohammedaner nicht mehr auf ein bloßes Küstenbefahren eingeschränkt, und es wäre wohl der Mühe werth, daß diejenigen, denen die Kenntniß der Hydrographie und die allmähligen Fortschritte derselben wichtig sind, diese Reisen näher kennen lernten, die ohne andere Leitung als eine unvollkommene Vorstellung von der scheinbaren Bewegung der Sonne und der Sterne unternommen wurden. Das Instrument, dessen sich die Indischen Lootsen bedienen, um die Polhöhe oder Breite zu bestimmen, sieht wie ein Rosenkranz aus, und die Kügelchen desselben zeigen die Höhe der Gestirne nach den verschiedenen Orten, wo man anzulegen hat. Die Stellung dieser Kügelchen gegen das Auge und den Horizont des Meeres, giebt das Maaß an; es gehört aber viele Geschicklichkeit und Uebung dazu, sich dieses Instruments zu bedienen, dessen Mängel ein jeder, der nur das geringste von der Schifffahrt versteht, leicht einsieht. Zu Pondichery habe ich mehr als Einmal versucht, mich desselben zu bedienen, ohne jemals die Höhe eines Gestirns bis auf einen Grad genau bestim-

men zu können. Es ist indeß möglich, daß mir mein kurzes Gesicht den Gebrauch mehr, als Andern, erschwert hat.

Der Handel der Mohammedaner in den Asiatischen Meeren läßt sich zwar auf keine Weise mit dem vergleichen, den die Europäischen Nationen seit der Zeit daselbst getrieben haben; allein er ist doch auch nicht ganz zu verachten. Es haben bereits so viele Schriftsteller die blühenden Zeiten und den allmähligen Verfall der Europäischen Niederlassungen beschrieben, daß ich mich dabei nicht aufhalten darf. Meine Absicht ging dahin, in gegenwärtigem Werke die Insel Madagaskar näher zu beschreiben und die Vortheile zu zeigen, welche man von Niederlassungen daselbst ziehen könnte, vorausgesetzt, daß diese sich auf das Glück und die Belehrung der guten Eingebornen gründeten. Allein aller Vorkehrungen und aller Sorgfalt ungeachtet, werden die ersten Niederlassungen stets von Isle de France und Bourbon, wegen ihrer Nähe bei Madagaskar, sehr abhängig bleiben, und es wird uns daher wichtig, diese kennen zu lernen.

Isle de France und Bourbon verdanken es lediglich ihrer Lage, daß sie gegenwärtig die Hauptkolonieen der Franzosen in dem Meere von Indien sind, und daß besonders der Hafen der ersteren (Port-Louis) den Französischen Flotten seine Werfte und Arsenale darbietet und ein Stapel des Indischen Handels geworden ist. Beide Inseln wurden zuerst von den Portugiesen entdeckt. Sie nannten die Insel Bourbon Mascarenhas, und die Insel France Cerne. Jene hat keinen Hafen für große Schiffe. Ihr Umfang beträgt funfzig Seemeilen (lieues), und ihr Umriß ist beinahe ganz rund. Sie hat sehr hohe Berge, und der Gipfel des einen, den man *les trois Salasses* nennt, wird auf 1600 Klaftern (toises) über der Meeresfläche geschätzt. Dieser Gipfel ist nicht weit vom Mittelpunkte der Insel entfernt.

Der Hauptort der Insel Bourbon, worin die Administratoren der Kolonie wohnen, heißt Saint-Denis.

Der Abbé de la Caille hat die Lage dieser Stadt astronomisch bestimmt, und nach der Angabe dieses berühmten Sternkundigen liegt sie in 20°, 51′ Südlicher Breite und in 53° 10′ Oestlicher Länge vom Pariser Meridian. Das Anlanden ist zu St. Denis mit großer Schwierigkeit verknüpft. Man hat zu dem Ende eine Art Brücke oder Anlände erfunden, welche über das Wasser hinaus schwebt und von den höchsten Wellen nicht erreicht werden kann. Am Ende derselben hängt eine Strickleiter herab. Die Schiffsboote nähern sich so, daß die Aussteigenden diese Leiter in dem Augenblick ergreifen können, wo die Brandung des Meeres am höchsten steigt. So gut und künstlich diese Art anzulanden auch ersonnen ist, so hat sie doch ihre Unannehmlichkeiten; denn die Leiter schwankt hin und her, und wird noch überdies von den Wellen erschüttert. Allein am Ufer ist die Brandung so stark, und prallt mit so furchtbarer Gewalt dagegen an, daß ohne dieses Mittel alle Kommunikation zwischen der Stadt und der Rhede oft abgeschnitten seyn würde.

Der Vulkan der Insel Bourbon hat, so lange sie bewohnt ist, noch keine Verwüstungen daselbst angerichtet, obgleich seine Ausbrüche sehr häufig sind. Die Ansiedler haben die Vorsicht gebraucht, sich von diesem Schlunde zu entfernen; und nach der Beschreibung zu urtheilen, die der gelehrte Naturforscher Commerson davon gegeben hat, muß die Annäherung zu demselben wirklich furchtbar seyn. Herr von Cremont, damaliger Intendant der Insel Bourbon, sparte weder Mühe noch Kosten, um Herrn Commerson in Stand zu setzen, daß er sich der Oeffnung des Vulkans so viel als möglich nähern und dessen Produkte untersuchen könnte. Er that noch mehr, und begleitete ihn in eigner Person; ein Beispiel von aufgeklärtem Eifer in einem Beamten, das allerdings die Erkenntlichkeit der Gelehrten und der Freunde der Wissenschaften verdient.

Die Zugänge zum Vulkan von Bourbon sind unbequem; die ganze Gegend auf sechs Französische Meilen (milles) rund umher ist öde und verbrannt. Man steigt mit Mühe und nicht ohne Gefahr über Haufen von Asche, von Lava und Schlacken, über Spalten und Abgründe hinan. Das Wetter muß zu dieser Reise günstig und der Tag gänzlich unbewölkt seyn, da einige Tropfen Regen schon hinreichend sind, einen Ausbruch zu veranlassen. Die Unvorsichtigkeit, sich bei unsicherm Wetter dem Schlunde zu nähern, könnte man leicht mit dem Leben büßen. Der Anblick eines Vulkans, der eben im Ausbrechen ist, hat etwas Großes und Erhabenes. Den Reisenden, die zur Erweiterung der Wissenschaften mitwirken wollen, kann die Untersuchung des unterirdischen Feuers, und noch mehr der Erzeugnisse desselben, nicht genug empfohlen werden. Diese Erzeugnisse sind mannigfaltig; allein besonders merkwürdig sind hier die langen äußerst feinen Glasfäden, die wie Haare aussehen und zuweilen in einer großen Entfernung vom Vulkan gefunden werden. Sie gehören zu den feineren vulkanischen Schlacken.

Der Ursprung der ersten Kolonieen auf Isle de France und Bourbon steht mit den ersten Niederlassungen auf Madagaskar in genauem Zusammenhange. Wäre dieses ihnen nicht so nahe, so ließe es sich nicht begreifen, wie man sie zur Anlegung einer beträchtlichen Kolonie hätte wählen können. Auf der Karte des ungeheuren Indischen Oceans sind diese kleinen Inseln kaum noch sichtbar. Bekanntlich entschlossen sich einige Franzosen, die des ungesunden Himmelstrichs von Madagaskar überdrüßig waren, diese große Insel zu verlassen, um sich auf der kleinen Insel Bourbon anzusiedeln, wo die Luft besonders gesund ist. Sie führten ihr Vorhaben um das Jahr 1664 aus, wobei sie die weise Vorsicht hatten, einige Schafe, einige Kühe und einen jungen Stier mitzunehmen.

Das Erdreich war damals unbebauet und unbewohnt, die Küste aber fischreich, und das Ufer mit ungeheuer gro-

ßen Schildkröten bedeckt. Anfänglich lebten also die Kolonisten von Fischen, Schildkröten, Reiß, Erdäpfeln und Yamswurzeln. Das Fleisch von zahmen Thieren versagten sie sich gänzlich, weil ihnen alles daran lag, ihre kleine Heerde zu erhalten. Sobald die Jahrszeit es erlaubte, pflanzten sie Zuckerrohr, und säeten Weizen. Ihre ersten Aernden überrafen ihre Erwartung weit, und es währte nicht lange, so zweifelte man nicht mehr an dem Fortkommen der kleinen Kolonie. Die Geschichte der alten Patriarchen bietet uns kein reitzenderes Bild von jener wahren Glückseligkeit dar, die der Mensch jederzeit findet, wenn er sich dem Stande der Natur nähert, und in Unschuld und Arbeitsamkeit unter einem heitern Himmel lebt.

Die Einwohner der Insel Bourbon bedienten sich des Zuckerrohrs, um ein gegohrnes Getränk daraus zu bereiten. Die Insulaner von Madagaskar hatten sie diesen Trank gelehrt, der meines Erachtens dem besten Aepfelwein der Normandie vorzuziehen ist. Schade nur, daß ein so nützliches Getränk sich nicht über vier und zwanzig Stunden nach der Gährung hält!

Die kleine Heerde von Rindern und Schafen, die man von Madagaskar nach Bourbon herüber gebracht hatte, verfiel dort keinesweges, sondern vermehrte sich täglich. In den Wäldern, womit die Insel bedeckt ist, fanden diese Thiere Schutz gegen die sengende Hitze des heißen Erdstrichs; ihr Futter war ein fettes, saftreiches Gras, und ihr liebster Aufenthalt jene weiten Ebenen (savannes), deren Erzeugnisse denen von Madagaskar ähnlich sind.

Sobald die Kolonisten durch zweckmäßigen Ackerbau, diese erste ergiebigste Quelle alles Reichthums, für ihren Unterhalt gesorgt hatten, glaubten sie, daß der Anbau des Kaffeebaums ihnen in der Folge einen Handel mit Europa zusichern könnte. Im Jahr 1718 ließen sie sich von Mokha und Aden (Ouden) junge Kaffeestämme kommen. Sie hatten sich in dieser Spekulation nicht geirrt. Vermittelst sorgsamer Pflege gediehen die Bäume in wenigen

Jahren, und die Insel Bourbon ward für die Ostindische Kompagnie ein wichtiger Handelsplatz.

Während diese kleine Französische Niederlassung auf der Insel Bourbon zu blühen anfing, befand sich die Holländische auf Isle de France in bedrängten Umständen, und schmachtete gleichsam dahin. Die Veranlassung der Holländer zu ihrer Ansiedelung auf dieser Insel, welche sie die Moritz-Insel (Mauritius) nannten, ist mir nicht bekannt; ich weiß nur, daß sie über den Schaden klagten, den ihnen die Ratzen und Heuschrecken verursachten.

Im Jahr 1712 entschlossen sie sich, ihre Niederlassung auf Isle de France gänzlich zu verlassen, um sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu begeben. Ein großes festes Land verdiente allerdings den Vorzug vor einer abgelegenen kleinen Insel. Die Einwohner der Insel Bourbon betrübten sich eben nicht über die Abreise der Holländer; sie eilten vielmehr, sich ihrer Anlagen zu bemächtigen. Isle de France hat zwei gute Häfen, und ist nur vier und dreißig Seemeilen von der Insel Bourbon entlegen. Sie hat eine gesunde Lufttemperatur, ist aber kleiner und weniger fruchtbar als Bourbon. Ihre Lage, weiter hinaus gegen den Wind*), und ihre vortreflichen Häfen machen indeß diese Mängel wieder gut.

Die Ostindische Kompagnie (in Frankreich) beschloß im Jahr 1734, daselbst eine beträchtliche Niederlassung anzulegen, und übertrug die Ausführung dieses Vorhabens dem berühmten Mahé de la Bourdonnais. Dieser Mann, der zum Befehlshaber geboren schien, da er die Menschen zu prüfen wußte und die Kunst sich Gehorsam zu verschaffen verstand, bewies in jenen entlegenen Erdstrichen als Administrator eben die Talente, die man ihm als Seemann zuerkannte. Ihm, und ihm allein, verdankt man

*) Der herrschende, beständige Wind dieser Meeresgegend ist der Südost; mithin ist es den Schiffen vortheilhafter, eine Insel zu besuchen, welche weiter Ostwärts liegt, indem sie von dort aus bequemer mit diesem Winde ihre Fahrt nach Indien fortsetzen können. G. F.

die Wasserleitungen, die Brücken, die Hospitäler und die vornehmsten Vorrathshäuser; ja, fast alle nützlichen Anlagen, die noch heutiges Tages bestehen, sind Werke dieses mit Recht gepriesenen Mannes. La Bourdonnais besaß eine ziemlich ausgebreitete Kenntniß der gemeinsten und unsern Bedürfnissen unentbehrlichen Künste. Oft sah man ihn bei Tagesanbruch an der Spitze der Arbeiter einen Schiebkarren oder die Mauerkelle und den Zirkel führen, lediglich um Wetteifer unter seinen Leuten zu erwecken und zu unterhalten. Gab er selbst das Beispiel, so durfte nicht leicht jemand sich der Pflicht entziehen, aus allen Kräften zum glücklichen Erfolge des gemeinen Besten mitzuwirken. Daher glückte es ihm auch, alles was er während seiner zwölfjährigen Administration zum Nutzen der Kolonie unternahm, schnell und vollkommen ins Werk zu richten.

Ihm verdankt man ebenfalls die Wahl des nordwestlich gelegenen Hafens. Mit eingeschränkteren Kenntnissen hätte ein Anderer leicht darauf verfallen können, den größeren und bequemeren südöstlichen Hafen vorzuziehen. Allein als einsichtsvoller Seemann kannte er die unschätzbaren Vorzüge eines unter dem Winde gelegenen Hafens*). In solchen Gegenden, wo beständige Winde herrschen, lassen sich nur die Häfen unter dem Winde leicht gegen einen feindlichen Angriff vertheidigen. Der Feind muß seine Schiffe von Booten ziehen oder bugsiren lassen, um sie in den Hafen zu bringen; und aus eben dem Grunde ist der Wind denen, die auslaufen wollen, immer günstig: ein Vortheil, der zwar von geringerer Bedeutung, aber gleichwohl auch nicht zu verachten ist.

Der Getreidebau geräth am besten auf Isle de France; die Aecker tragen jährlich nach einander eine Aerndte

*) Ich habe schon erinnert, daß der beständig herrschende Wind hier Südostwind ist. Ein Hafen an der Nordwestseite der Insel ist also durch die ganze Insel selbst gegen diesen Wind gedeckt; und wenn gleich das Einlaufen dadurch etwas erschwert wird, so gewinnt man doch sehr viel an Sicherheit. G. F.

von Weizen und eine von Türkischem Korn oder Mais. Das Maniok (Jatropha Manihot, *Linn.*) welches la Bourdonnais aus Brasilien hieher verpflanzte, ist gegenwärtig die gewöhnliche Speise der Negern. Die Schafe und das Rindvieh haben sich nicht so stark vermehrt, wie es wohl geschehen wäre, wenn die Krieges- und Kauffartheiflotten nicht unaufhörlich einer so starken Verproviantirung bedurft hätten. Ein herrliches Gras wächst indeß auf der Insel, und sproßt gleich zu Anfange der regnichten Jahrszeit hervor. In drei Monathen vollendet es den ganzen Kreis seines Wachsthums. Diesen Zeitpunkt nehmen die Einwohner wahr, um ihre Heerden auf die Weide zu treiben; denn nachher bleibt nur noch ein dürres Stroh zurück, welches zur Nahrung für das Vieh zu hart ist. Dieses Stroh ist so trocken, daß der kleinste Funke es in Brand stecken kann. Das Feuer verbreitet sich mit solcher Geschwindigkeit unter dem Winde hin, daß es durchaus kein Mittel in der Natur giebt, seinen Verwüstungen Einhalt zu thun. Zuweilen ergreift der Brand sogar die benachbarten Holzungen. Bei dergleichen Zufällen flüchten sich die Heerden aus den Savannen (Grasebenen) in die Wälder.

Als die Portugiesen Isle de France entdeckten, war das Erdreich bis an den Gipfel der Gebirge mit Waldung bewachsen; die ganze Insel schien ein ungeheurer Wald, worin die schönsten Bäume prangten. Besonders zeichneten sich darin verschiedene Palmenarten aus, ferner die Bambusröhre, das Ebenholz, der groß- und kleinblättrige Mattenbaum, der Takamahaka, das stinkende Holz und eine Menge anderer Sorten. Die ersten Bewohner der Insel bedienten sich des Feuers zur Urbarmachung. Man hätte wohl daran gethan, in gewissen Entfernungen einige Streifen mit Waldung stehen zu lassen; denn da allein die Wälder die Wolken anziehen, so sieht man jetzt, daß der in heißen Ländern zur Fruchtbarkeit des Bodens so unentbehrliche Regen fast gar nicht mehr auf die Ackerländer

fällt, die überdies gegen die Gewalt der Winde keinen Schutz mehr haben; ja, die nachtheiligen Folgen der unordentlichen und unüberlegten Urbarmachung sind noch größer, als man es sich vorstellt.

Die steilen Höhen (mornes), die den Hafen umgränzen und gegen die Gewalt des Windes schützen, hat man bis auf ihre Gipfel angebauet. Dadurch sind die Bergrücken dürr und unfruchtbar geworden, und alle Pflanzenerde haben die Regengüsse in die Thäler herabgeschwemmt. Die großen Bäume, welche zu jener Zeit, da die Insel noch unbewohnt war, dieses schädliche Abspühlen verhinderten, hat man gefällt oder verbrannt; es sind große Gießbäche entstanden, und das herabgeschwemmte Gerülle hat den Hafen verschlemmt. Der Ankerplatz der Schiffe war daher nicht länger gegen die Wuth der aufgeregten Wellen und der Stürme geschützt. So haben also die ersten Kolonisten aus Kurzsichtigkeit, und um ihres kleinlichen Eigennutzes willen, ihre Nachkommen in Gefahr gebracht, den Hafen zu verlieren, der für die Sicherheit unserer Flotten, und für die Bequemlichkeit unseres Handels im Indischen Ocean einzig ist.

Herr de Tromelin, ein Kapitain in der königlichen Flotte, der lange gedient hatte, fand indeß, daß dem Uebel noch abgeholfen werden könnte. Seine Erfahrung in allen Zweigen der seemännischen Kunst, und sein an Hülfsmitteln reicher Geist leiteten ihn darauf zu einer Zeit, wo es nicht länger möglich war, die Hülfe aufzuschieben. Damals war Herr Poivre Intendant von Isle de France und Bourbon. Dieser berühmte Mann übersah sogleich alle Vortheile des vom Herrn de Tromelin vorgeschlagenen Plans, und vereinigte sich mit dem damaligen Interims-Gouverneur von Steinauer, einem gleich rechtschaffenen und einsichtsvollen Mann, um den Duc de Praslin, damaligen Minister des Seewesens, im Namen der Kolonie um die schleunige Ausführung dieses Plans zu bitten, wodurch die Insel einen sichern

Hafen und die Schiffe in demselben Schutz gegen die Orkane erhalten würden.

Sobald die Arbeit anbefohlen war, ließ Herr de Tromelin zuerst die Gießbäche ableiten. Zu dem Ende wurden Dämme aufgeworfen und Kanäle gegraben, um die Masse von Wasser zu sammeln und sie hinter der kleinen Insel aux Tonneliers (Böttcher) an einer Stelle, wo die Anhäufung des Moders unschädlich ist, ins Meer zu leiten. Dies war unstreitig das dringendste Geschäft. Die Reinigung des Hafens oder eigentlicher des Ankerplatzes (chenal) konnte hierauf ohne Hinderniß unternommen, und in einer mit der Anzahl der Schlammboote (Moderprahmen, gabarres à clapet) in Verhältniß stehenden Zeit vollbracht werden. Eine jede Maschine (cure - molle) hebt aus einer Tiefe von ungefähr fünf und zwanzig Fuß täglich zehn Kubik-Klaftern (toises), wenn nehmlich sechs und dreißig Mann die Räder umdrehen, welche die zwei Schöpflöffel in Bewegung setzen.

Herr de Tromelin beschränkte seinen Plan nicht bloß auf die Reinigung des Ankerplatzes und die Vorkehrungen, wodurch er die künftige Anfüllung desselben verhüten wollte. Seine Absicht ging noch weiter, und sein Geist brach eine neue Bahn. Der Ankerplatz bildete einen Kanal, der mit einem, gegen die heftigsten Stürme vollkommen geschützten, Becken zusammenhängt. Dieses Becken, welches gewöhnlich le Trou Fanfaron genannt wird, ist dreihundert Klaftern lang und sechzig breit. Die Tiefe beträgt im Durchschnitt nicht über zehn Fuß; mithin mußte man ihm eine Tiefe von fünf und zwanzig Fuß geben, um es in Stand zu setzen, die größten Schiffe mit ihrer vollen Ladung aufnehmen zu können. Das ganze Geschäft erforderte weiter nichts, als die Wegräumung des Schlamms; und zwei Maschinen, von vier Moderprahmen unterstützt, konnten in weniger als sechs Jahren die 45000 Kubikfuß Schlamm wegnehmen, die das Becken füllten. Mit dieser Reinigung war indeß nicht alles ge-

than. Das schwerste war die Sprengung eines Korallenlagers, welches den Eingang des Beckens verschloß. Herr de Tromelin ließ sich dadurch nicht abschrecken, so kostspielig auch die Ausführung schien. Er hatte sich, durch wiederholte Untersuchungen der Tiefe vermittelst des Senkbleies in geringen Entfernungen von einander, vom Umfange des Korallenbeits genau unterrichtet, und gründete seinen Operationsplan auf diese Kenntniß. Vermittelst des Schießpulvers und der Aushöhlungen, die er in einer gewissen Entfernung von dem Mittelpunkte der Explosion machen ließ, sprengte er unter dem Wasser den Theil des Korallen, welcher der Durchfahrt der Schiffe im Wege stand.

Wenn man dergleichen hydraulische Arbeiten in solchen Ländern unternimmt, wo periodische Winde und Orkane herrschen, so muß man die möglichste Einheit und Schnelligkeit mit der Ausführung verbinden, um den vereinigten Wirkungen des Wassers und des Windes einen großen Widerstand entgegen zu setzen. Man muß selbst bei einem Orkan zugegen gewesen seyn, um sich von einem so furchtbaren Phänomen einen Begriff machen zu können. — Fast immer begleiten ihn Regen, Donner und Erdbeben; die Atmosphäre scheint in Flammen zu stehen, der Wind stürmt mit gleicher Wuth aus allen Ecken, und der ganze Orkan ist gleichsam eine ungeheure Wasserhose, die den Theil des Landes, über welchem sie schwebt, mit gänzlichem Umsturz bedrohet; wenigstens erscheint er den Seeleuten aus der Ferne in dieser Gestalt. Oft ruhen die Schiffe in gänzlicher Windstille nicht weit von dem Orte, wo diese schrecklichen Ungewitter am heftigsten losbrechen. Wenn die Geschwindigkeit des Windes über hundert und funfzig Fuß in der Sekunde steigt, so kann seiner Gewalt nichts mehr widerstehen: er reißt die stärksten Bäume mit der Wurzel aus, und stürzt die festesten Häuser um; weder die Schwere der Anker, noch die Stärke der Kabeltaue, noch die Zähigkeit des Bodens können die Schiffe länger sichern; der Sturm

reißt sie los, wirft sie ans Ufer, und zerschmettert sie, wenn sie sich nicht im Schlamme selbst betten.

Im Orkan vom März 1771 sah ich die große Bramstenge des Kriegesschiffes Mars von 64 Kanonen, ungeachtet man sie eingezogen oder herabgelassen hatte, mit dem Queerholz abbrechen; und dieser Orkan war noch lange nicht so heftig, wie der vom Februar desselben Jahrs. Geübte Seeleute werden die Kraft berechnen können, die zu einer Wirkung dieser Art erforderlich ist, und mich von Uebertreibung lossprechen, indem ich die Geschwindigkeit des Windes in den heftigsten Stößen auf 150 Fuß in der Sekunde schätze. Die zwischen den Wendekreisen ganz ungewöhnliche, große Veränderung im Barometerstande, ist das einzige bis jetzt bekannte Kennzeichen, woran man die Annäherung eines Orkans um einige Stunden voraus wissen kann.

Bei dem Orkan vom Monat März *) 1771 beunruhigte mich und Herrn Poivre das plötzliche Fallen des Queckſilbers. Es war Ein Uhr Nachmittags. Herr Poivre ließ den Hafenmeister (capitaine de port) zu sich bitten. Dieser Officier hatte bereits den Orkan von 1761 erlebt; allein die Veränderung im Barometer fiel ihm nicht so sehr auf, wie uns. Er behauptete vielmehr, daß er weit gewissere Kennzeichen wüßte. „Vier und zwanzig Stunden vorher, setzte er hinzu, werden sie die Neger vom Gebirge kommen und den Orkan ankündigen sehen; übrigens will ich meine Maaßregeln nach den Erscheinungen bei Sonnenuntergang nehmen, um, so viel an mir ist, den Schaden zu verhüten, den diese furchtbaren Stürme verursachen.“ Weder Herrn Poivre's Bitten, noch meine Bemerkungen waren hinreichend, ihn zu bewegen; wir mußten den Untergang der Sonne abwarten. Der Himmel war rein und heiter, aber noch immer fiel das Queckſilber in der Barometerröhre; die Sonne sank schön unter den Horizont. Der Hafenmeister, der lange Jahre

*) Vermuthlich ein Druckfehler für Februar. G. F.

auf den Schiffen der Ostindischen Kompagnie gedient hatte, verließ uns sehr zufrieden, und über das Unglück, welches die Insel bedrohete, vollkommen beruhigt. Uns schien er zu bemitleiden, daß wir die Veränderung im Barometer für so wichtig halten konnten. Selten besiegt man die Hartnäckigkeit eines Menschen, der weiter nichts als Uebung in seinem Gewerbe für sich hat, und in dem absurden Vorurtheile aufgewachsen ist, daß die Theorie keinen Nutzen habe. Unglücklicher Weise trift man die Menschen dieser Art nur allzu häufig an, und wer sich die Mühe geben wollte, die Uebel zu schildern, welche von unwissenden und eingebildeten Anführern verursacht worden sind und noch verursacht werden, lieferte damit der Menschheit kein unnützes Gemälde.

Um sieben Uhr, also eine Stunde nach Sonnenuntergang, zeigte sich der Orkan. Vor neun Uhr lagen alle Schiffe schon an die Küste geworfen, ausgenommen das Proviantschiff l'Ambulante und eine kleine Korvette (Packetboot?) le Verd-Galant. Das erstere ward von einem Wirbelwind ergriffen und in die offne See getrieben, die Korvette hingegen, die daran vermittelst eines Seils befestigt war, von den Wellen verschlungen. Die Ambulante, ohne Segel, ohne Ruder, ohne Lebensmittel, für die Matrosen und für ein Detaschement des Irländischen Regiments von Clare, welches darauf die Wache hatte, ward zwölf Stunden lang von Wind und Wellen umhergetrieben. Die Veränderungen des Windes bewirkten, daß dieses Schiff rund um die Insel kam, und gleichsam durch ein Wunder zuletzt an der einzigen Stelle scheiterte, wo die Menschen sich in einem so gewaltigen Sturme retten konnten. Das betrübteste in diesen Unfällen ist die Unmöglichkeit, einander zu Hülfe zu kommen; man ist genöthigt, mitten unter den Ruinen unbeweglich zu bleiben und sein Schicksal abzuwarten, ohne es vorher wissen oder ihm entgehen zu können. Die Wuth des Sturms, die Gewalt der Regenbäche verbie-

ten einem jeden, den Ort, den er zu seiner Sicherheit gewählt hat, oder wo er sich zufälliger Weise befindet, zu verlassen.

Achtzehn Stunden dauerte der Orkan mit gleicher Stärke fort; weder die Platzregen, noch die Donner und Blitze konnten seine Heftigkeit schwächen. Um drei Uhr aber blieb das Quecksilber, nachdem es fünf und zwanzig Linien gefallen war, einige Minuten lang stille stehen. Bald darauf fing es wieder an zu steigen, und sofort hörten die Wirbel auf; der Wind blieb beständiger in Einer Richtung, und um sechs Uhr Abends konnte man den Unglücklichen, die Schiffbruch gelitten hatten, zu Hülfe kommen. In dieser entsetzlichen Lage scheint der Mensch vom Joche der eisernen Nothwendigkeit erdrückt zu seyn und alle Empfindung verloren zu haben; er erwartet in einer gewissen Betäubung die Streiche, die ihn treffen sollen, und trägt schweigend und ohne Murren die Uebel, die über ihn zusammenstürmen.

Während des Orkans wurden die Wege nach den verschiedenen Gegenden der Insel durch umgestürzte Bäume und ausgetretene Wasser abgeschnitten. Erst nach Verlauf von drei Wochen erhielt man Nachricht vom Schiffbruch der Ambulante, ungeachtet dieser Unfall sich nur sechs Seemeilen weit von Port-Louis ereignet hatte. Alles Getreide auf dem Halm war zu Grunde gerichtet. Es kostete die äußerste Anstrengung, diejenigen von den gescheiterten Schiffen, die am wenigsten gelitten hatten, wieder flott zu machen; und auch diesen wichtigen Dienst leistete Herr de Tromelin der Kolonie und dem Handel. Von diesen Schiffen wurden die meisten eilig nach Madagaskar abgefertigt, um Lebensmittel und Vorräthe aller Art von dorther zu holen. Die Talente eines Administrators zeigen sich nie in einem glänzendern Lichte, als bei Unglücksfällen dieser Art. Herr Poivre, der während seiner ganzen Administration nicht nur Kenntnisse, sondern auch wahre Klugheit gezeigt hatte, war auch diesmal so vorsichtig gewesen, einige Schiffe am Vorgebirge der guten

Hoffnung überwintern zu lassen. Sobald ihre Befehlshaber das Unglück erfuhren, das die Insel betroffen hatte, eilten sie mit reichlichen Vorräthen herbei, und retteten durch ihre Ankunft die Kolonie; denn sie trafen bald nach dem zweiten Orkan daselbst ein, dessen abermalige Verheerungen den unglücklichen Einwohnern vollends alle Hoffnung und allen Muth benommen hatten. Die Schiffe im Hafen litten diesmal ungleich weniger von Wind und Wellen, als bei dem ersten Orkan; das Barometer verkündigte die Gefahr, und jederman eilte, das Seinige in Sicherheit zu bringen.

Wären die Verdienste des Herrn Poivre weniger bekannt, so würde ich mir angelegen seyn lassen, seinem Gedächtniß solche Lobeserhebungen zu zollen, wie sie jenen seltenen Menschen aufgehoben bleiben, denen ihre Stelle Veranlassung gab, Wohlthäter des Menschengeschlechtes zu werden. Mein Herz hat dieses Bedürfniß gefühlt, und zwar um so mehr, da Hr. Poivre mich mit der zärtlichsten Freundschaft beglückte; allein Hr. Dupont hat bereits sein Leben beschrieben, und ihn setzte seine Lage besonders in Stand, die Talente eines Administrators nach Würden zu schätzen. Ueberdies bin ich kein Gelehrter; man wird es, fürchte ich, nur gar zu sehr dem Mangel an Ordnung und Methode in allem was ich schreibe, ansehen; auch hatte ich zu der Herausgabe des gegenwärtigen Werkes keine andere Veranlassung, als den Wunsch, nützlich zu seyn. Mein Geschmack führte mich von Jugend auf zur Erforschung der Mathematik; die Kunst zu herrschen blieb mir jederzeit fremd. Meine langen und vielfältigen Reisen in verschiedene Weltgegenden haben mir vielleicht einige Menschenkenntniß verschafft; allein je mehr man die Menschen kennt, desto mehr scheuet man den ehrenvollen Beruf, sie anzuführen und ihnen eine Richtung zu geben.

Herr Poivre beförderte den Ackerbau mit großem Eifer, und hatte unter andern den Kolonisten starke Vorschüsse

schüsse gethan, um den Getreidebau zu unterstützen. Die Magazine waren unter seiner Verwaltung jederzeit reichlich gefüllt; denn er machte es zur ersten Bedingung, daß man ihm die Vorschüsse in Getreide zurückzahlte. Daher blieb das Brodt ohne merkliche Abänderung fast immer in einerlei Preise.

In der Absicht, die ihm anvertraute Kolonie mit den nützlichen Erzeugnissen aller vier Welttheile zu bereichern, erkaufte Herr Poivre den großen Garten Monplaisir von der alten Ostindischen Kompagnie. Er selbst wollte die ausländischen Gewächse dort anpflanzen und an das Klima gewöhnen. Auch gab er zuerst das Beispiel, ein Stück Landes zu untergraben, um das Unkraut von Grund aus zu vertilgen und seinen Anpflanzungen dadurch den besten Erfolg zu sichern. Es ist heutiges Tages allgemein bekannt, daß man es einzig den Bemühungen des Herrn Poivre verdankt, daß die Französischen Kolonien sich gegenwärtig im Besitz des Muskat- und Gewürznelkenbaums befinden. Hoffentlich wird man dieses Geschenk, wodurch Frankreich jetzt in Begriff steht, sich einen neuen Handelszweig zu eröffnen, nicht leicht vergessen. Ihm verdankt man auch die Anpflanzung des Rima- oder Brodtbaums und des trocknen Reißes aus Cochinchina. In seinem Garten zu Monplaisir wachsen auch noch eine Menge wichtiger Pflanzenarten, wovon sein Freund und der meinige, Herr Cere, eine vortrefliche Beschreibung geliefert hat. Eben diesem Herrn Cere ist gegenwärtig die Aufsicht über diesen kostbaren Schatz anvertrauet, und sicherlich konnte die Administration der Kolonie keinen geschicktern und eifrigern Mann zu diesem Geschäfte wählen.

Ich habe nunmehr über Isle de France und Bourbon fast alles gesagt, was bekannt zu werden verdient. Die Berge von Isle de France sind nicht von beträchtlicher Höhe; die höchsten erheben sich nur 426 Klaftern über die Meeresfläche. Das Erdreich ist röthlich, eisenhaltig und ergiebig. Die einzigen giftigen Thiere daselbst sind Skor-

pionen und Asseln. In Ansehung des schönen Himmelstriches und der gesunden Luft lassen diese Inseln sich mit den glücklichen Inseln (Kanarien) vergleichen. Allein von Indien sind sie durch ein weitläuftiges, mit Sandbänken und Klippen besäetes Inselmeer getrennt; und die Lage dieser gefährlichen Untiefen genau zu bestimmen, gehörte zu den Hauptzwecken meiner Reise. Die Seefahrer verdanken diese wichtige Untersuchung ebenfalls Herrn Poivre.

Die Schiffe, die von Isle de France nach Indien fahren, mußten während des einen und des andern Monsuns einen langen Umweg machen, um die nordwärts von dieser Insel liegenden Archipele von Inseln und Untiefen zu vermeiden; und so lange man die Lage derselben nicht genau kannte, liefen die Schiffe große Gefahr, wenn sie ihren Weg mehr in gerader Linie nehmen wollten. Südwärts vom Aequator, von 8° bis 28° der Breite, herrschen das ganze Jahr hindurch Südostwinde. Von 8° bis an den Aequator, tritt der Südöstliche Monsun im April ein, und dauert bis in den Oktober, wo der westliche Monsun auf ihn folgt. Nordwärts vom Aequator verhält es sich gerade umgekehrt.

Fährt man nun in der guten Jahrszeit von Isle de France nach Indien, so sucht man zuerst die Nordspitze von Madagaskar ansichtig zu werden, richtet dann seinen Lauf zwischen den Untiefen Patrom und den Almirantes-Inseln, und durchschneidet den Aequator in 50 Graden der Länge. Hier trifft man den westlichen Monsun an, schifft mit demselben durch die Maldivischen Inseln zwischen Kelon und Schewlipar, und bekommt die Malebarische Küste bei Cochin zu sehen. Das übrige von dieser Reise ist bloße Küstenschifffahrt. Die Schiffe hingegen, die in der schlimmen Jahrszeit Isle de France verlassen, um nach Pondicheri zu gehen, müssen einen weit längern Umweg nehmen. Sie gehen bis 36° S. B. hinauf in die Region der veränderlichen Winde,

und halten ihren Lauf so, daß sie in 85° der Länge den Aequator durchschneiden.

Wenn man es jetzt, mit einer genauen Kenntniß des Indischen Inselmeers, wagen darf, in beiden Jahrszeiten einen geraden Strich zu halten, so schmeichle ich mir, an diesem der Schifffahrt geleisteten Dienst einigen Antheil zu haben, indem ich zuerst durch astronomische Beobachtungen die Lage der beiden gefährlichsten Untiefen bestimmte. Wer nur im mindesten mit der Nautik bekannt ist, wird wissen, mit welcher beständigen Gefahr man bei Untersuchungen dieser Art zu kämpfen hat. Die Punkte, deren Lage ich vorzüglich bestimmt habe, sind die Seychelles-Inseln, die Untiefe Corgados, Saya de Malha, die Insel Diego-Garcia, und die Adu-Inseln.

Die Insel Seychelle hat einen sehr guten Hafen, und liegt in 4° 38′ S. Breite und in 53° 15′ östlicher Länge von Paris. Sie ist bis an den Gipfel der Berge mit Waldung bedeckt. An ihren Ufern findet man Seeschildkröten, die bis dreihundert Pfund schwer sind, in Menge. Im Jahr 1769 hielt ich mich daselbst einen Monath lang auf, um ihre Lage genau zu bestimmen. Damals war sowohl diese als die benachbarten Inseln nur von ungeheuren Krokodilen bewohnt; seitdem aber hat man daselbst eine kleine Niederlassung angelegt, wo man Muskatennuß- und Gewürznelkenbäume zieht. In einer von diesen Inseln, der so genannten Palmenin-sel, wächst der Baum, welcher die berühmte Maldivische oder Seekokosnuß trägt, wovon ich hinter dem Verzeichnisse von Malegassischen Pflanzen eine Beschreibung geliefert habe.

Hier kann ich nur von dem Auffallendsten reden, was mir vorgekommen ist. Dahin gehört unter andern der Hafen der Insel Diego-Garcia. Die Ansicht dieser Insel hat etwas Reitzendes. Ihr Umfang mag, nach unserer Schätzung, etwa zwölf Seemeilen betragen; in Gestalt ähnelt sie einem Hufeisen. Wo sie am breitsten ist, be-

trägt die Breite nicht über ein Viertel von einer Seemeile; dessen ungeachtet ist sie hoch genug, um das große Becken, welches sie umschließt, vor dem Winde zu schützen. Dieses Becken ist vier Seemeilen lang, und im Durchschnitt eine Seemeile breit, und die zahlreichsten Flotten können darin sicher liegen. Durch zwei Oeffnungen gegen Norden, die ohne alle Gefahr (belles) sind, kommt man in diesen vortreflichen Hafen. Nach meiner Bestimmung liegt die Insel in 7° 14′ S. Br. und in 68° O. Länge von Paris.

Noch jetzt kennt man nicht alle die Klippen, womit diese Meeresgegenden gleichsam besäet sind. In den älteren Karten des Hrn. Daprès trift man sie nicht an. Es gebrach diesem Hydrographen an jener zur Vervollkommnung der Seekarten so nothwendigen Kritik; daher hat er die Materialien, die er vor Augen hatte, nicht so gut benutzt, wie ein geschickter Sternkundiger es mit Rücksicht auf die Sicherheit der Seefahrenden hätte thun können. Ich spreche nicht ohne Erfahrung. In dem Depôt de cartes auf Isle de France finden sich eine Menge Aufsätze von meiner Hand, worin ich beweise, daß er Artowe mit Agalega, und Corgados mit St. Brandon verwechselt hat, ungeachtet er unter seinen Papieren die sehr verschiedenen Grundrisse dieser Inseln und Klippen besaß, und daß es solcher Fehler in seinem Werke noch mehrere giebt, die, wenn sie gleich nicht so ins Auge fallen, dennoch von großer Wichtigkeit seyn können. Allerdings habe ich sie so nachdrücklich, wie ich konnte, gerügt; denn wo es wesentlich auf die Sicherheit des Seefahrenden ankommt, dürfen keine Privatrücksichten die Vervollkommnung der hydrographischen Kenntnisse aufhalten. Diesem strengen Urtheil über Herrn Daprès habe ich indeß jederzeit das Lob seines Eifers und seines guten Willens beigefügt; mehr konnte er von einem Manne nicht fordern, der nur Sachen sieht und sich dabei nicht um die Menschen bekümmert. Ueberdies bin ich nur mit der äußersten Noth dem Schiffbruch auf Corgados entgangen, weil Herr

Daprès diese Untiefe mit St. Brandon verwechselt hat, da gleichwohl die Boote St. Charles und Elisabeth den Grundriß davon aufgenommen hatten und der von St. Brandon im Englischen Piloten steht. Es war folglich meine Pflicht, zu zeigen, daß diese beiden gefährlichen Orte, nicht nur im Umriß, sondern auch der Lage nach, von einander abweichen, indem sich zwischen beiden ein Unterschied von 50 Seemeilen befindet, und Corgados einen halben Mond, St. Brandon hingegen einen gleichseitigen Triangel bildet. Beide liegen auf den alten Karten in einerlei Breite, und dies ist auch der einzige Grund, den Herr Daprès anführen kann, weshalb er sie beide für einerlei gehalten und auf seiner Karte die daraus entstandene Untiefe in eine mittlere Länge zwischen beiden verlegt hat. Diese Lage ist aber ganz unrichtig und kann den geschicktesten Lootsen irre machen.

An dem merkwürdigen Tage im Junius 1769, als die Venus vor der Sonnenscheibe vorüberging, konnte ich dieses wichtige Phänomen nicht beobachten, so schön und heiter auch das Wetter war; denn das kleine Fahrzeug, auf welchem ich mich befand, war in Begriff, an der Untiefe Corgados Schiffbruch zu leiden. Wir mußten entweder zu Grunde gehen oder die gegen den Wind gelegene östlichste Spitze dieser furchtbaren Untiefe umschiffen. Nach einem solchen Ereigniß wird man mir doch eingestehen, daß ich Recht hatte, gegen die, unglücklicher Weise nur gar zu allgemein gewordene gute Meinung von der Vortreflichkeit der Dapréssschen Karte einige Zweifel zu hegen *).

*) Alles in der Welt ist relativ. Daprés de Mannevillette hat unstreitig mehr als alle seine Vorgänger für die nautische Geographie geleistet. Allein auch er kann sich geirrt und übereilt haben, so wie er auch oft in dem Falle gewesen ist, unrichtigen oder unzuverläßigen Angaben folgen zu müssen. Allmählig wird indeß auch diese Wissenschaft der Vollkommenheit näher gebracht. Die genaue Bestimmung der Inseln und Untiefen in einem jetzt so stark besuchten Ocean ist allerdings ein großes Verdienst; nur scheint es darum noch nicht erlaubt, den Tadel über Daprés in so allgemeinen Ausdrücken auszusprechen. G. F.

Dies ist nicht der Ort, mich in eine umständliche Erörterung über das Inselmeer einzulassen, welches zwischen Isle de France und Indien liegt; allein unstreitig muß man es genau kennen, ehe man es wagt, in beiden Monsuns einen geraden Strich zu halten. Diese Art, ohne Umweg zu schiffen, ist in diesen Gegenden nicht neu; schon die alten Seefahrer haben sich derselben bedient, und man braucht nur die Karte anzusehen und die herrschenden Winde zu kennen, um sich davon zu überzeugen. Zur Erläuterung dessen, was ich an einem andern Orte über die Nützlichkeit der Verbannungen sage, wird es aber nicht überflüßig seyn, die Geschichte einiger Schiffbrüche zu erzählen, welche hinlänglich beweisen, daß Menschen, auch wenn der Zufall sie an eine dürre Küste oder auf eine wüste Insel wirft, sich vom Fischfang und von den Thieren, die sich am Seestrande aufhalten, hinlänglichen Unterhalt verschaffen können.

Das Schiff l'Heureux (der Glückliche) verließ Isle de France den 30sten August 1769, um nach Bengalen zu gehen. Ganz unvermuthet stieß es auf die Inseln von Joan de Nova. Der Kapitain wollte unter dem Winde vor ihnen hinsteuern, um die Gefahren zu vermeiden, womit sie umgeben sind. Sobald er sie im Rücken hatte, richtete er seinen Lauf nach Nordost bei Nord, in der Absicht, seine Reise dadurch um einige Tage abzukürzen. Er hatte um so mehr Ursache, seine Fahrt nach Bengalen zu beschleunigen, da es schon spät in der Jahrszeit war. Allein indem er diesen Strich hielt, gerieth das Schiff mitten in der Nacht auf eine Untiefe, wo ihm keine Hoffnung es zu retten übrig blieb. Eine Kette von Klippen umschloß diese Untiefe, und vermehrte die Besorgnisse des Kapitains. Alle seine Manoeuvres waren vereitelt, und das Schiff schien jeden Augenblick versinken zu müssen, als er noch zuletzt einen Anker auswarf, vermittelst dessen das Schiff, wie er sich schmeichelte, wenigstens an trocknem Lande (haut-fond) scheitern sollte. Dieser Wurf glückte ihm in so weit,

daß seine Mannschaft auf den Mastspitzen das Ende der Nacht abwarten konnte. Der Tag brach an; doch, ohne sie aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien. Indessen erblickten sie um halb sieben Uhr Morgens in der Ferne ein kleines sandiges Fleckchen, das ihnen einen Schimmer von Hoffnung gab. Die ganze Mannschaft fuhr nach und nach im kleinen Schiffsboot (canot) dahin, welches der Kapitain weislich hatte aussetzen lassen, ehe sein Schiff gescheitert war. Die kleine Sandbank war indeß weiter nichts, als eine Untiefe, welche das Meer nur bei sehr niedriger Ebbe entblößte. In dieser entsetzlichen Noth wußte der Kapitain keinen andern Rath, als das Boot nach Hülfe an die Küste von Afrika zu schicken. Die Unglücklichen, die sich dorthin auf den Weg machten, fanden acht Stunden nach ihrer Abreise einen Felsen, den sie *l'isle de la providence*, die Vorsehungsinsel, nannten. Er war nicht ganz unfruchtbar; sie fanden daselbst Wasser, Seeschildkröten und Kokosnüsse. Neun Mann von der im Boote befindlichen Mannschaft blieben daselbst, und zwei tüchtige Ruderer unternahmen es, nach der Sandbank zurückzukehren, wohin sich die übrige Schiffsmannschaft, in Erwartung einiger Hülfe, gerettet hatte. Sie befanden sich jetzt in einer desto grausamern Lage, da die Jahrszeit herannahete, wo die Fluthen außerordentlich hoch zu seyn pflegen und ihnen den Untergang droheten. Es währte drei Tage, ehe das Kanot hinkommen konnte. Nun war es aber zu klein, um alle die dort befindlichen Leute einzunehmen. Sie verfertigten also aus den Trümmern ihres Schiffes ein Floß, welches groß genug war, um zugleich einige Lebensmittel und einige Geräthschaften zum künftigen Bau und zur Ausrüstung eines größern Fahrzeugs zu fassen. Das Boot zog dieses Floß an einem Seile nach der Vorsehungsinsel. Zwei Monathe lang blieb die Mannschaft auf diesem Felsen, erbauete sich daselbst eine Schaluppe von fünf und zwanzig Fuß, und war endlich so glücklich, ohne weitere Unfälle nach Madagaskar zu kom-

men. Die Vorsehungsinsel, oder *Isle de la providence*, liegt, nach Beobachtung der Polhöhe, in 9° 5′ S. Br., und die Länge wird auf 49° geschätzt. Von Isle de France liegt sie in einer Nordwestlichen Richtung, einige Grade westlicher.

Herr Moreau, Befehlshaber des kleinen Fahrzeuges (bot) le Favori, welches am 9ten Februar 1757 von Isle de France nach Narsapur abgefertigt ward, erblickte am 26sten März desselben Jahres die Inseln Adu. Er beobachtete daselbst die Polhöhe, und fand 5° 6′ Südliche Breite; seine Schiffsrechnung gab ihm 76° O. Länge von Paris. Er schickte seinen Nachen ans Land, und sah sich genöthigt ihn im Stich zu lassen, weil er keinen Ankergrund gefunden hatte und die Strömungen sein Schiff so schnell nach Westen hin mit sich fortrissen, daß er sich bald unter dem Winde der Inseln befand. Ich habe es aus dem Munde des Herrn Moreau selbst, daß er sich umsonst alle Mühe gegeben habe, seinen Nachen wieder zu bekommen. Sechs Seemeilen südlich von diesen Inseln fand er eine Sandbank, worauf guter Ankergrund war. Folgender Auszug aus dem Berichte des Herrn Riviere, Befehlshabers des zurückgelassenen Nachens, wird hoffentlich meinen Lesern willkommen seyn.

Die Mannschaft dieses Bootes bestand aus drei Weißen und fünf Laskarn oder Indischen Matrosen. Herr Riviere ruderte rund um die Adu-Inseln, ohne eine Stelle zu finden, wo er mit Bequemlichkeit hätte landen können. Nachdem er aber das Schiff in zwei Tagen nicht mehr gesehen hatte, entschloß er sich, einen Versuch an einem kleinen Inselchen zu wagen, das nicht völlig eine Seemeile im Umkreise hielt. Er stieg daselbst mit der größten Beschwerlichkeit ans Land.

Diese Inseln, (Adu) zwölf an der Zahl, sind durch ein Rief verbunden, auf welchem man zur Ebbezeit von einer Insel zur andern kommen kann. Sie bilden eine Bay, welche gegen sechs Seemeilen im Umkreise hält; an

der westlichen Seite derselben ist die Einfahrt. Herr Riviere hat darin das Senkblei geworfen und dreißig Klaftern Tiefe gefunden. In der Mitte dieser kreisförmigen Bay liegt eine beinahe viereckige Sandbank, die eine Viertel-Seemeile im Umfang hat, und worauf man viele Muscheln und Fische antrift. Die Inselchen selbst sind niedrig und mit Kokosbäumen bewachsen; die größte hat kaum eine Seemeile im Umkreise. Die Mannschaft des Boots nährte sich daselbst drei Monathe lang von Vögeln, Fischen, Muscheln und Kokosnüssen; Wasser aber und Schildkröten waren daselbst nicht anzutreffen.

Nachdem die Beile, womit sie die Kokosbäume umzuhauen pflegten, ganz abgenutzt waren, entschloß sich Herr Riviere, die Küste von Malabar aufzusuchen, ob er gleich weder Karte noch Kompaß hatte. Er ließ sein Boot mit Kokosnüssen beladen, schiffte sich mit seinen beiden Weißen ein, und ließ von den Laskarn ein Floß, welches man in Indien Kattimaron nennt, verfertigen. Das Kanot schleppte dasselbe an einem Seile hinter sich her, und man hatte den Ueberrest der Lebensmittel darauf geladen. Sie richteten ihren Lauf nach Nordnordwest, und erblickten vier oder fünf Stunden nachher, als sie das Land aus dem Gesichte verloren hatten, eine hohe Klippe. Einige Tage nach ihrer Abreise gingen die Wellen sehr hoch, und das Floß schlug um. Die Weißen riethen Herrn Riviere, weil das Boot sehr klein wäre, die Laskarn ihrem Schicksal zu überlassen; allein diesen Vorschlag verwarf er mit Unwillen. Er ließ die Laskarn zu sich ins Boot kommen, ob er gleich nur auf dreizehn Tage zu leben hatte. Glücklicher Weise erreichte er Cranganor, unweit Calicut, acht und zwanzig Tage nach seiner Abreise von den Adu-Inseln. Die Mühseligkeiten und Gefahren, die er auf dieser Ueberfahrt auszustehen hatte, lassen sich nicht leicht beschreiben. Sein Edelmuth und seine Menschlichkeit in einer so prüfenden Lage verdienen das höchste Lob.

Im Jahr 1722 entdeckte das Schiff Diana, Kapitain de la Feuille'e, die Sandinsel, *Isle de Sable.* Sie ist ganz flach und hält nur eine Viertel-Seemeile im Umkreise; gleichwohl hat man daselbst an beiden Enden, gegen Norden und gegen Süden, in einer Tiefe von funfzehn Fuß trinkbares Wasser gefunden. Im Jahr 1761 litt Herr de la Fargue daselbst Schiffbruch in dem Schiffe *l'Utile.* Die Officiere, nebst der, größtentheils aus Schwarzen bestehenden Mannschaft, retteten sich auf diese kleine Insel, und erbaueten aus den Trümmern ihres Schiffes in sechs Monathen eine Schaluppe, auf welcher sich die Weißen einschifften, und nach einer ziemlich kurzen Ueberfahrt glücklich zu St. Marie bei Madagaskar anlangten. Die Schwarzen blieben auf der Klippe zurück, und hofften vergebens auf Hülfe von den Weißen. Wer noch einen Funken Menschlichkeit besitzt, wird schaudern, wenn er liest, daß man diese Unglücklichen hat umkommen lassen, ohne nur einen Versuch zu ihrer Rettung zu machen.

Die Corvette (das Postschiff) la Dauphine, welches der Königliche Schiffslieutenant, Herr de Tromelin, ein Bruder des bereits erwähnten Kapitains, kommandirte, fand am 29sten November 1776 diese Sandinsel auf ihrem Wege. Man war so glücklich, alle Hindernisse, die sich der Annäherung widersetzen, zu überwinden und die betrübten Ueberbliebenen von der Mannschaft des Utile nach Isle de France zurückzuführen. Achtzig Neger und Negerinnen hatte theils das Elend aufgerieben, theils waren sie bei dem Versuche, sich auf Flössen zu retten, verunglückt. Nur sieben Negerinnen hatten funfzehn Jahre lang in der fürchterlichsten aller erdenklichen Lagen ihr Leben erhalten. Der höchste Punkt der Klippe ragt funfzehn Fuß über die Meeresfläche hervor, und die ganze Insel ist sechshundert Klaftern lang und dreihundert breit. Von den Trümmern des Schiffes hatten sich die Neger eine Hütte

gebauet und sie mit Schildkrötenschalen gedeckt. Ihre Kleider und Decken waren Vogelfedern, welche die Negerinnen künstlich zusammengefügt hatten. Die ganze Insel ist gänzlich unfruchtbar, und zur Zeit der Stürme findet man daselbst nicht einmal Schutz vor der Wuth der Wellen. Mit den sieben Negerinnen, die dem Hunger und dem Elende ihrer verlassenen Lage endlich entgingen, kam auch ein kleines Kind zurück, an dem man die äußerste Schwäche seiner Mutter deutlich erkennen konnte. Diese Weiber erzählten, daß sie während ihrer Gefangenschaft fünf Schiffe gesehen hätten, von denen einige vergeblich bemühet gewesen wären, der Insel näher zu kommen. Das Schiff la Sauterelle (die Heuschrecke) gab ihnen einige Augenblicke lang die meiste Hoffnung. Das zu diesem Schiffe gehörige Boot, welches mit der größten Beschwerlichkeit anlandete, entfernte sich wieder, vermuthlich aus Furcht, an dieser Klippe zu scheitern, und zwar so plötzlich, daß ein Matrose auf der Insel zurückgelassen ward. Dieser Mensch, der solchergestalt das Opfer seines Muthes und seiner menschlichen Gefühle geworden war, faßte den verzweifelten Entschluß, sich auf einem Flosse nach Madagaskar zu retten. Er schiffte sich drittehalb Monathe vor der Ankunft der Dauphine mit drei Negern und drei Negressen darauf ein.

Ich erinnere nochmals, daß diese Bemerkungen hier deswegen ihren Platz finden, weil es wichtig ist, den Seefahrenden die Hindernisse anzuzeigen, womit sie zu kämpfen haben, so oft sie sich während der schlimmen Jahrszeit in

gerader Richtung nach der Küste Koromandel begeben wollen. Ich habe darüber eine sehr weitläuftige und umständliche Abhandlung aufgesetzt, weil mein Werk, nach dem ersten Entwurfe, aus zwei ganz abgesonderten Theilen bestehen sollte. Allein gewisse, nicht vorher zu sehende Umstände sind schuld, daß der nautische Theil meiner Reise, ob er gleich, so wie der hier gelieferte, schon seit mehr als fünf Jahren gedruckt ist, jetzt noch nicht erscheinen kann.

Thomas Bowyear's,

Rochon's und Robert Kirsop's

Nachrichten von Cochinchina.

Von den Jahren 1696, 1744 und 1750.

I.

Thomas Bowyear's

Nachrichten von Cochinchina.

Vom Jahre 1696.

Vorbericht

des

Herrn Alexander Dalrymple.

Madras, Fort St. Georg, 1757.

Indem ich die alten Urkunden durchsuchte, um Materialien zur Erläuterung und Vervollkommnung einer Uebersicht der an Pegu gränzenden Länder zu sammeln, fiel mir zufälliger Weise ein Brief an den König von Cochinchina nebst Verhaltungsbefehlen an einen dahin abgehenden Geschäftsträger in die Hände, worin hauptsächlich von den zu befolgenden Maaßregeln, um daselbst eine Niederlassung anzulegen, die Rede war. Ich verschob sogleich die weitere Nachsuchung, um nur wo möglich die Antwort zuvörderst aufzutreiben. Vielfältig sah ich mich getäuscht, weil entweder die Aktenbücher fehlten, oder die vorhandenen in großer Unordnung waren; endlich aber hatte ich das Glück, das Tagebuch dieser Expedition zu finden, welches so ausführlich ist, daß ich meine Zeit und Mühe hinlänglich belohnt sah.

Die Herren vom Conseil in der Präsidentschaft zu Fort St. Georg rüsteten im Jahr 1695, als Nathaniel Hig-

ginson Esq. daselbst Präsident war, das Schiff Dolphin zu einer Reise nach Cochinchina aus. Der Kapitain Zacharias Stilgoe erhielt das Kommando des Schiffes, und Herr Thomas Bowyear ward zum Supracargo bestellt. Sie reiseten im Mai 1695 ab, und kehrten den 2. April 1697 wieder zurück. Herr Bowyear, der Supracargo, scheint ein sehr einsichtsvoller und vorsichtiger Mann gewesen zu seyn, der auch nach seiner Rückkehr als Resident nach Syrian in Pegu geschickt wurde, wo er sich bis *) aufgehalten hat.

Dem Andenken des Herrn Higginson, eines, so viel aus den Umständen erhellt, nicht nur ehrlichen und gewissenhaften, sondern auch von Eifer für das Gemeinwesen beseelten Mannes, ist man die Bemerkung schuldig, daß während seiner Verwaltung mehrere Plane zur Erweiterung unseres Handels entworfen worden sind. Man eröffnete eine Korrespondenz mit dem Könige von Sukkadana auf der Insel Borneo; man errichtete von neuem die Komptoirs im Reiche Pegu, und erneuerte das Verkehr mit Atschyn (Acheen) in Sumatra. Higginson ward um diese Zeit zum General-Lieutenannt (oder Vicegeneral) ernannt, indem damals die Angelegenheiten der Kompagnie in Indien durch einen zu Bombay residirenden General dirigirt wurden, dem alle Faktorcien untergeordnet waren. Auf ihn folgte der berühmte Diamanten-Gouverneur, Thomas Pitt**).

Das Tagebuch des Herrn Bowyear enthält einige Nachrichten von Cochinchina und seinen dortigen Verhandlungen. Ich erinnere mich nicht, daß irgendwo dieser unser Versuch, dort Zutritt zu erhalten, angeführt würde; mithin ist diese Erzählung doppelt wichtig, theils als historische Urkunde, theils als ein Beitrag zur Beschreibung des Zustandes von

*) Eine Lücke in der Urschrift. G. F.

**) Ich bin weit entfernt, sein Andenken wegen jenes Diamanten in Verdacht zu bringen. Als ich im Jahre 1753 nach Mädras kam, hatte er den Charakter eines redlichen, aber heftigen Mannes. Eine Rechtfertigung des Gouverneurs Pitt gegen die Anschuldigungen des Herrn Frederick, welcher von einer sehr schlimmen Seite bekannt war, findet man in *Salmon's Irish Peerage* im Artikel Londondery. Anmerkung der Urschrift. — Der Gouverneur Pitt kaufte einen großen Diamanten in Indien, und verkaufte ihn hernach an den König von Frankreich, der ihn noch besitzt. G. F.

von Cochinchina und seiner Produkte. Was Borri von diesem Lande sagt, wird allgemein geschätzt; allein da zwei Nachrichten von einem Orte schätzbarer sind, als Eine, sowohl wegen des gemeinschaftlichen oder gegenseitigen Beweises von ihrer Glaubwürdigkeit, als auch weil jeder bemerkt haben kann, was dem andern entgangen ist, so verdient Bowyear's Tagebuch bekannt gemacht zu werden, damit manches lehrreiche Ereigniß, was nur Wenigen widerfahren kann, an den Tag komme, nicht zu gedenken, daß diese Expedition wenigstens ein halbes Jahrhundert jünger, als Borri's Reise ist, ob sie gleich noch in die Periode vor der Austreibung der Missionare fällt.

Oktober 1758.

Herr Bowyear sagt, daß der Prinz von Tsiampa, den er am Hofe von Cochinchina kennen lernte, sich sehr höflich gegen ihn betragen und ihn ernstlich gebeten habe, die Engländer in das Reich Tsiampa (Champa. Tschampa) zu führen, wo er ihnen einen guten Empfang versprach. Es hielten sich daselbst ebenfalls Gesandten von Kambodja auf, die ihn überreden wollten, mit ihrem Vaterlande ein Handelsverkehr zu eröffnen, wovon sie ihn versicherten, daß dabei die Schwierigkeiten und Abgaben, die ihm den Handel in Cochinchina erschwerten, gar nicht Statt finden sollten. Dieser Vorschlag scheint ihm sehr eingeleuchtet zu haben, und er glaubt, daß sich ein Absatz für wollene Waaren in großer Menge unter den Laos (Laws, wie er sie nennt) vermittelst des Flusses von Kambodja finden würde. Dieser Gedanke war in der That ausführbar genug, und es ist zu verwundern, daß man nie die Probe damit gemacht hat. Der Kambodjafluß ist bis an die Stadt schiffbar, und hat im Eingange wenigstens vier Faden Tiefe. Ueberhalb der Stadt bedient man sich nur kleiner Fahrzeuge. In einigen Karten sieht man weit höher hinaufwärts einen Wasserfall angedeutet, der, wenn er wirklich verhanden wäre, die Schifffahrt nach den oberen Gegenden unterbrechen würde. Allein nirgends finde ich authentische Nachrichten von diesem Sturz, und überhaupt kein Wort von der Höhe desselben, so daß man unmöglich bestimmen kann, ob er zu allen Jahrszeiten, oder nur wenn das Wasser niedrig ist, die Fahrt verhindern könne. Kambodja

ist reichlich mit allem versehen, was zum Schiffbau gehört; auch fehlt es nicht an Kaufmannsgütern, und die Einwohner sind, oder waren doch sonst, dem Handelsgeschäfte sehr ergeben, wie denn auch ihre Lage zur Betreibung eines weit ausgebreiteten Handels ungemein günstig ist.

In einer Unterredung mit Herrn Duff, einem Mandarin von Cochinchina, erfuhr ich, daß dieses Königreich und die angränzenden Länder noch jetzt (1758) beinahe in eben demselben Zustande sind, worin Bowyear sie fand und beschrieb. Kambodja ist zinsbar, wovon Hamilton die nähere Bestimmung und Veranlassung richtig angiebt; allein es trägt ungern ein fremdes Joch, und empört sich fast alle Jahre. Tsiampa ist ebenfalls zinsbar; und ob es gleich seinen eigenen Fürsten hat, darf doch ohne Einwilligung eines am Hofe residirenden Mandarins von Cochinchina nichts geschehen. Die Tsiampaner haben, wie schon Dampier erwähnt, vorzüglich gute Schiffe, gehen sehr gern zur See, und sind ein sehr geschicktes, aufgelegtes Volk. Die Kambodjer beschreibt er, wie Malayern ähnlich, und die Malayische Sprache wird von allen Nationen in jener Gegend verstanden, so, daß man sich mit einem Malayischen Dolmetscher versehen muß, wenn schon hier und da, sowohl in Cochinchina als den benachbarten Königreichen, einer oder der andre Portugiesisch sprechen kann.

Den 18. November 1758.

A. Dalrymple.

Briefwechsel

mit dem Könige von Cochinchina, nebst der Instruktion für Herrn Bowyear, Supracargo im Dienst der hierländischen Schifffahrt*), der nach Cochinchina bestimmt ist, (worin ihm vorgeschrieben wird) welche Maaßregeln er einschlagen müsse, um eine Faktorei anlegen zu dürfen; nebst Herrn Bowyear's Tagebuche seiner Verhandlungen und Bemerkungen. (Ausgezogen zu Madras, aus den Briefen, die 1695 abgeschickt und 1697 empfangen wurden, und kollationirt mit einem Mspt. im Archiv der Ostindischen Kompagnie, in ihrem Hause, 1791.)

*) *Country-Service.* Hier wird Country (Land) im Gegensatz von Europa gebraucht, indem es von jeher bei der Ostindischen Kompagnie üblich gewesen ist, die Schifffahrt von einem Hafen zum andern in Asien von der zu unterscheiden, welche unmittelbar zwischen dem Europäischen Mutterlande und Indien geführt wird. G. F.

Der Brief an den König von Cochinchina.

Dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten, dem König von Cochinchina, wünscht Nathaniel Higginson Esq., Präsident für die Englische Nation an der Küste Koromandel, in der Bay von Bengal, Sumatra und der Südsee, Gesundheit, Glückseligkeit und eine lange, glückliche Regierung.

Möge es Ewr. Königl. Majestät gefallen*)!

Als Ihre Vorfahren andern Völkern nicht erlaubten, Ihre Königreiche zu besuchen, blieb Ihr Glanz innerhalb Ihrer eigenen Gränzen beschränkt; allein seitdem Ew. Majestät den Fremden erlaubt, ja sie eingeladen haben, in Ihren Häfen zu handeln, strahlt der Ruhm Ihrer Größe, Macht und

*) Diese Anrede, so Orientalisch sie auch klingt, ist Englischer Kanzleistyl, und wird über alle Bittschriften an den König von England gesetzt. Sie lautet im Englischen: May it please your Majesty! G. F.

Gerechtigkeit, wie die Sonne, durch die ganze Welt. Gott, der die Himmel zum Throne seiner Herrlichkeit, und die Erde zur Wohnung und zum Nutzen des Menschengeschlechtes bereitet hat; Gott hat die Erde unter einige Wenige ausgetheilt, deren größere Weisheit und Thatkraft sie zu Beherrschern der Menschen bestimmte. Ew. Majestät sind Einer von diesen, denen es gegeben ist, über ein zahlreiches und tapferes Volk zu herrschen, über ein großes, reiches Land, gesegnet von der fruchtbaren Natur mit mancherlei Gütern, das zur Erhaltung des Lebens der Menschen dient, und zwar in größerem Maaße, als es zum Unterhalt Ihrer eigenen Unterthanen erforderlich ist. Desgleichen hat Gott andern Ländern andere gute Dinge zugetheilt, und nicht irgend einem Theile der Erde alles gegeben, sondern nach seiner Vorsehung es also geordnet, daß ein Land mit dem andern Verkehr habe, und daß eine jegliche Weltgegend vermittelst friedlichen Tausches, die Auswahl und den Vortheil aller genießen könne.

Im Vertrauen auf Ihre Königliche Güte und Gerechtigkeit habe ich meinen Kaufmann, Herrn Thomas Bowyear abgesandt, um Ewr. Majestät aufzuwarten, und ersuche ich Ew. Majestät, ihn freundlich zu empfangen. Er wird, mit Ihrer Erlaubniß, Ewr. Majestät ein kleines Geschenk behändigen, nebst Vorschlägen von Seiten der edlen Englischen Kompagnie wegen eines künftigen Handelsverkehrs. Gegenwärtig aber, da uns der Handel Ihres Reiches noch nicht bekannt ist, habe ich nur ein kleines Schiff, und einen geringen Waarenvorrath zum Versuch geschickt, und bitte Ew. Majestät, ihm zu erlauben, seine Waaren zu verkaufen und dagegen einzuhandeln, was dort zu haben ist, auch ihm die Erlaubniß zu gestatten, zu gehöriger Zeit zurückzukehren. Im künftigen Jahre werde ich mehr abschicken, nachdem Ew. Majestät dazu Ermunterung geben werden.

Es ist mir ein Gerücht zu Ohren gekommen, daß Herr Lemuel Blackmore von der Englischen Faktorei zu Tonkin (Tonqueen) an der Küste von Cochinchina Schiffbruch gelitten habe und von Ewr. Majestät freundschaftlich behandelt und mit freier Ueberfahrt nach Tonkin begnadigt worden sey, für welche Gnade ich Ewr. Majestät meinen gehorsamsten Dank abstatte und zugleich noch ferner bitte, daß Ew. Majestät Herrn Bowyear behülflich seyn mögen, meine

Briefe an meine Faktoreien*) zu Tonkin zu befördern, indem ich vor zwei Jahren ein Schiff dorthin abgefertigt, aber seitdem nichts von ihnen gehört habe, da hingegen das Gerücht verlauten will, daß der König von Tonkin mein Schiff zurückbehält.

Es ist in allen Theilen von Indien wohlbekannt, daß die Engländer, wo sie noch hinhandeln, gerecht und friedlich mit allen Menschen leben, nicht suchen Königreiche zu erobern**), sondern nur ihren Handel zum großen Vortheil der von ihnen besuchten Länder zu treiben.

Ewr. Majestät gehorsamster Diener

Fort St. George,
d. 2. Mai 1695.

Nath. Higginson.

*) Dieser Plural ist in der Urschrift. G. F.

**) Im Jahr 1695! G. F.

Brief an Herrn Bowyear.

Fort St. George, den 2ten May 1695.

An Herrn Thomas Bowyear, Supracargo des Schiffes Dolphin, welches nach Cochinchina bestimmt ist.

Nachdem der König von Cochinchina den Inhalt meines Briefes vernommen haben wird, worin ich ihn in Betreff der Handelsvorschläge an Sie verweise, können Sie der Gelegenheit wahrnehmen, ihm zu eröffnen, daß, weil wir den Handel und die Produkte seines Landes nicht kennen, ich ihn bitten ließe, von seinen eigenen Leuten ein Waarenverzeichniß aufsetzen zu lassen, worin die Quantität und die Kauf- und Verkaufpreise bemerkt würden, damit ich wissen möge, wiefern dieser Handel der großachtbaren (right honourable) Ostindischen Kompagnie ersprießlich seyn, und den Kosten der Niederlassung einer Faktorei entsprechen würde.

Auf den Fall, daß der Handel vortheilhaft ausfiele, würde ich eine Faktorei daselbst errichten, wofern uns der König dieselben Bedingungen und Vorrechte bewilligte, welche die großachtbare Kompagnie an allen andern Orten genießt, nehmlich:

1) Ein Stück Landes, worauf die Faktorei am bequemsten Orte erbauet werden kann.

2) Dem Englischen Oberhaupte das Vorrecht, in allen Sachen zu entscheiden, welche Engländer mit Engländern oder mit Eingebornen betreffen.

3) Kulis (Knechte, Träger) und andere, die in Diensten der Engländer stehen, und nach demselben Preise wie von den Eingebornen bezahlt werden, muß der Englische Befehlshaber bestrafen können, wenn sie sich vergangen haben.

4) Befreiung von Zöllen für alle sowohl ein- als ausgeführte Waaren.

5) Ein bequemer Platz um ein Schiffswerft anzulegen, wo wir unsre Schiffe ans Land legen und ausbessern, oder neue bauen können, entweder im Fluß oder auf irgend einer Insel.

6) Schiffe, die im Sturm oder sonst durch einen Zufall irgendwo an der Küste von Cochinchina scheitern oder stranden, sollen nicht verfallen seyn oder in Beschlag genommen werden, sondern die Königlichen Unterthanen sollen Hülfe leisten, um das Schiff, die Mannschaft und die Güter zu retten und zu sichern, und alles der Englischen Faktorei überliefern.

7) Alle Waaren, welche der Englischen Faktorei gehören, müssen zollfrei von der Faktorei ins Land, und von dem Lande nach der Faktorei gebracht werden können, wenn sie das Zeichen oder den Tschop (Chop) des Englischen Oberhaupts haben, und sowohl die Beamten der Faktorei als ihre Bedienten müssen frei, sicher und ungehindert reisen können.

Sorgen Sie, daß alle, die zu Ihrem Schiffe gehören, sich höflich und behutsam aufführen, damit weder der Regierung Anstoß gegeben, noch den Eingebornen Beleidigungen zugefügt werden.

Können wir die Befreiung von den Zollabgaben nicht erhalten, so muß die Entrichtung wenigstens mit Gewißheit bestimmt werden, so weit es sich thun läßt, entweder so viel pro Cent auf die Waaren, oder nach dem Maaße des Schiffes, damit die Mandarine und andere Officianten nicht überfordern, oder nach ihrer Willkühr Pisch-kasch*) verlangen können.

Math. Higginson.

*) Der in China übliche Ausdruck für die Zollabgaben. G. F.

Herrn Bowyear's Instruktion.

An Herrn Thomas Bowyear, Supracargo des Schiffes Dolphin, nach Cochinchina.

Sie werden wahrscheinlich Gelegenheit finden, die Verhaltungsbefehle, die wir Ihnen zugestellt haben, um mit dem Könige von Cochinchina wegen des Handes in seinem Lande zu negociiren, demselben vorzulegen; daher behändigen wir Ihnen Gegenwärtiges, welches Sie für sich behalten sollen. In jener Instruktion wird der Vorrechte Erwähnung gethan, welche wir verlangen, worunter die Bewilligung eines Grundstücks zur Erbauung einer Faktorei das erste war. Wir überlassen es aber Ihnen, erst Nachfrage zu halten, und zu erwägen, ob es rathsam sey, ein solches Grundstück zu verlangen, das einen ungewissen Kanonenschuß breit wäre und wo eine Festung angelegt werden könnte, so nehmlich, daß dieser Grund gänzlich der großachtbaren Kompagnie gehören und alle Einwohner desselben ihrer Regierung unterworfen seyn müßten, wie es zu Fort St. Georg und Fort St. David der Fall ist. Eine kleine Insel wäre jeder andern Lage vorzuziehen, zumal wenn sie von Natur fest wäre und einen guten Hafen oder eine Rhede, und einen bequemen Platz zur Ausbesserung der Schiffe hätte.

Während Ihres dortigen Aufenthalts, suchen Sie über folgende Gegenstände Nachricht einzuziehen, worüber Sie uns bei Ihrer Rückkunft Ihre Bemerkungen schriftlich überreichen werden, als:

1) Den Namen und Titel des Königs und seiner Familie.

2) Die Namen, Titel und Aemter seiner obersten Beamten und Günstlinge.

3) Die Regierungsadministration, insbesondere was den Handel mit den Ausländern betrift.

4) Die Einrichtung des Zollhauses.

5) Ob der König von Cochinchina mit den Königen von Tonkin, Siam und Kambodja in Krieg oder Frieden lebe?

6) Ob ein Handel von dort nach Japan geführt werde, und von welchen Kaufleuten? wie hoch sich der Werth der umgesetzten Waaren und die Anzahl der Schiffe jährlich belaufe? von welcher Art die Waren seyen, die dahin geführt werden?

Was man zurück bringe? Ob man mit den Cochinchinesischen Junken *) Europäisches Tuch nach Japan schicken könne?

7) Die Preise aller Waaren, die entweder im Lande wachsen oder daselbst verfertigt werden, imgleichen solcher, die man aus andern Ländern dahin bringt.

8) Was für einen Handel und Verkehr die Holländer nach Cochinchina treiben oder getrieben haben, und wie der König gegen sie gesinnet sey?

Sie haben übrigens keinen Auftrag, mit dem Könige einen Vergleich zu schließen, sondern lediglich Vorschläge zu thun und anzuhören.

Fort St. George,
den 2ten Mai 1695.

Nat. Higginson. Willm. Fraser.
John Styleman. Thom. Wright.
Edwd. Tredcroft.

*) Die Fahrzeuge, womit die Einwohner des östlichen Asiens, die Chineser, Japaner, u. s. f. zur See ihren Handel treiben. G. F.

Tagebuch des Herrn Bowyear.

An den achtbaren Nathaniel Higginson Esq. Gouverneur des Forts St. George, Präsidenten der Stadt Madraß, der Küste Coromandel, der Bay von Bengal, der Westküste, u. s. f. nebst seinem respektiven Conseil. (Eingegangen den 2ten April 1697.)

Achtbarer Herr und werthe Herren!

Geruhen Sie, zur Beantwortung Ihrer Fragen und Ihres mir gegebenen Auftrages die folgende Relation von meinen hiesigen *) Verhandlungen im verflossenen Jahr anzunehmen. Von unserer langweiligen Herreise, da wir erst im August die hiesige Küste ansichtig wurden, will ich nichts erwähnen.

Den 18ten (August 1695) ließen wir den Bootsanker in sechs und vierzig Faden Tiefe, drei Seemeilen ostwärts von den Tsiampellos-Inseln fallen, indem beides Wind und Strömung uns entgegen waren. Hier lagen wir bis

*) Der Aufsatz ist aus Cochinchina datirt. G. F.

zum 20sten, und ließen unsere Flagge wehen, um die Fischerleute, deren wir viele sahen, an Bord zu locken. Es wollte sich aber keiner zu uns nahen, weshalb ich den Seckelmeister ans Land schickte, um die Einwohner der Insel zu benachrichtigen, daß wir hinein wollten und Hülfe von ihren Booten verlangten.

Den 21sten Vormittags kam er nebst dem Serang (Bootsmann) in zwei Booten zurück. Zwei geringe Beamte von der Insel und zehn andere Boote, sämtlich mit Fischerleuten besetzt, kamen mit ihnen, und sollten das Schiff, wie sie sagten, hineinbringen helfen. Sie verlangten, der Kapitain nebst noch einem andern möchte mit ihnen ans Land gehen, wiewohl sie schon unser Boot nebst vier Laskaren*) unter einer starken Wache auf der Insel anhielten. Dessen ungeachtet machte ich unverzüglich Anstalt, nebst Herrn Gyfford, dem Seckelmeister, ans Land zu gehen, und überließ es dem Kapitain, sein Schiff in den Hafen zu bringen. Es war ungefähr elf Uhr, als wir in zwei Booten abfuhren, und zwischen drei und vier Uhr Nachmittags stiegen wir ans Land; allein der Wind und die Fluth waren uns so sehr zuwider, und hatten uns so weit unterhalb der Barre*) getrieben, daß wir mehr als drei Stunden tapfer längs dem Strande marschiren mußten und erst um sieben Uhr an den Fluß kamen. Man führte uns in eine Fischerhütte, wo man uns eine gekochte Schlange zum Abendessen vorsetzte, um uns zu einem Gericht schwarzen Reiß Appetit zu machen. Nach einer kleinen Weile verschafften uns die beiden Beamten ein Boot, und führten uns über den Fluß in die Stadt an der Barre, wo wir beim Anlanden einen großen Haufen bewaffneter Männer begegneten, die in zwei Reihen geordnet waren und zwischen denen wir gegen zweihundert Schritte zum Residenten oder Untergouverneur von Katschong (Cachong),

*) Indische Matrosen. G. F.

*) Barre, ist die seichte Stelle in der Mündung der Flüsse. G. F.

unserm zweiten Despatchadore ꝛc. gingen. Diese Herren warteten auf den Dolmetscher (lingua), den sie des Morgens abgeschickt hatten, um uns fragen zu lassen, wer wir wären. Mein Koffer, Schreibpult und Bettzeug, zu deren Transportirung die Beamten einige Leute gezwungen hatten, wurden hier niedergesetzt, und man breitete eine Matte aus, worauf wir sitzen konnten. Nachdem man uns einige Fragen im Allgemeinen vorgelegt hatte, ersuchte man uns aufzustehen, damit einige von ihren Leuten uns betasten könnten, wie es hier üblich ist. Dies thaten sie dann, durchsuchten unsere Taschen und hierauf auch meinen Koffer, mein Bett und mein Schreibpult, machten alles auf, ausgenommen versiegelte Briefe, deren ich mehrere an die Padres (Missionare) hatte, gerade als hätten sie nach Diamanten gesucht. Als sie die Englische Liturgie (common prayer book) und einige andere Bücher von gleicher Größe fanden, bestanden sie darauf zu wissen, was darin geschrieben stände, und in welcher Sprache sie geschrieben wären, nebst vielen andern Impertinenzen, die ich nicht besonders anführen mag, aus Furcht Ihnen Langeweile zu machen. Unter andern sahen sie auch mein Beglaubigungsschreiben und des Herrn Gouverneurs Brief an den König, zum entscheidenden Beweise, daß wir unmittelbar nach diesem Hafen bestimmt wären, um daselbst Handel zu treiben, widrigenfalls sowohl das Schiff als die Ladung, zufolge des alten Herkommens, hätte in Beschlag genommen werden können. Vergebens klagten wir über Müdigkeit und Hunger; sie hielten uns mit ihrer Durchsuchung und ihren Fragen von acht bis zwölf Uhr auf, versiegelten hierauf meinen Koffer und mein Schreibpult, und schickten uns ins Nachtquartier zu einem Fischer, dem Vornehmsten der Aldea*).

*) Aldea bedeutet ein Dorf hier, wie im Königreich Burmaah. Anm. der Urschr. — Es ist, wie ich schon oben S. 54. erinnert habe, ein Portugiesisches, nach Indien verpflanztes Wort. E. F.

Den 22sten früh Morgens kamen zwei von unsern Laskaren zu mir, die man von der Insel herüber gebracht und jeden besonders scharf examinirt hatte, voll Furcht und Bangigkeit, was aus ihnen werden sollte, da es wirklich nicht anders aussah, als ob wir sämmtlich Gefangene wären. Als wir aber hingingen, den Mandarinen unsere Aufwartung zu machen, bat ich, daß man sie an Bord senden möchte, welches auch sogleich geschah. Wir schifften uns in ein Boot mit dem Dolmetscher ein, um uns nach Fai-fo (Foy-foe), oder, wie die Eingebornen es aussprechen, Hwa-phu (Wha-phoo) zu begeben, indeß die Galeeren in Bereitschaft waren, nach Katschong abzugehen. In weniger als zwei Stunden kamen wir zu Fai-fo (Foy-foe) an, wo uns der Dolmetscher in seinem eignen Hause bewirthete. Auf die Nachricht, daß sich ein Schiff in der Ferne sehen ließe, hatte man dreißig Galeeren zugerüstet, entweder aus Furcht oder in Hoffnung einen Fang zu thun; doch wahrscheinlicher das erstere, weil die hiesigen Einwohner auf ihre Nachbarn, die Tunkinesen, sehr eifersüchtig sind, und nicht minder auf die Holländer, von denen sie wissen, daß sie ihnen übel mitgespielt haben. Ihre Galeeren führen eine kleine Couleuvrine (Feldschlange) von Metall an ihrem Vordertheil, womit sie eine acht- bis zwölfpfündige Kugel schießen. Sie werden mit funfzig Rudern fortbewegt, deren obere Enden roth, die Schaufeln aber weiß angestrichen sind. Die Seiten sind von einem Ende zum andren mit einem über der Wasserfläche hinstreichenden, vier Zoll breiten, rothen Streif angemalt, und über demselben ganz schwarz lackirt; der Spiegel des Hintertheils ist sauber geschnitzt und vergoldet.

Den 23sten ließ mich der Unter-Despatchadore holen; ich fand ihn vor meinem Schreibpult, wovon ich den Schlüssel hatte. Er ließ es sich aufschließen, und nach einer abermaligen Durchsuchung gab er es mir mit allem, was darin befindlich war, zurück. Ich erfuhr jetzt von ihm, daß sie den Brief des Herrn Gouverneurs an den König abge-

fertigt hätten; dabei erkundigte er sich sehr angelegentlich nach unserer Ladung, worin sie bestände und wie hoch sich der Werth derselben beliefe, ingleichen was ich dafür einzukaufen gedächte, u. s. w. Nachmittags besuchte er mich, und bei dieser Gelegenheit bat ich ihn, einen Brief von mir, nebst einigen Erfrischungen und etwas Münze (Kas) für des Kapitains gegenwärtiges Bedürfniß, bis zu seiner Ankunft im Flusse, an Bord unseres Schiffes zu schicken. Dies bewilligte er mir; allein so gern ich auch ein Boot gemiethet hätte, damit der Seckelmeister ab und zu gehen könnte, so ward dieses doch nicht gestattet.

Den 24sten kam Ung Coy Back Looke Deam an, bei dem ich einen Besuch ablegte. Den 25sten begab ich mich zu ihm mit einem Geschenk von 3000 Kas*), wie es hier zu Lande gebräuchlich ist. Er erkundigte sich nach unserer Nation, wo wir herkämen, worin wir uns von den Holländern unterschieden, welche von beiden mächtiger wäre ꝛc. Hierauf sagte er mir, daß keiner von den Padres am Hofe den Brief des Gouverneurs an den König hätte lesen können. Ich brachte also die Portugiesische Abschrift zum Vorschein, und ließ sie von den Padres, die ich zuvor zu Rathe zog, in die Sprache von Cochinchina übersetzen, bis auf die Stelle, wo der Gouverneur die Besorgung seines Briefes nach Tonkin verlangt, welches sich nach ihrer Meinung nicht gut schickte. Da des Geschenks an den König darin erwähnt wird, so erkundigte er*) sich, worin es bestände? Ich hatte ein Papier in Bereitschaft, worauf es stand, und welches ich ihm mittheilte. Als ein Geschenk vom Gouverneur schien es ihm zu klein; worauf ich erwiderte, daß der Herr Gouverneur es mir ohne Einschränkung überlassen hätte, und wenn ich als ein Fremder mich irrte, so schmeichelte ich mir, er würde mirs zu gute hal-

*) Weiter unten findet man nähere Nachricht von dieser Münze. G. F.

**) Dieser Er ist noch immer der obige Ung-Coy-Back-Looke-Deam (allenfalls Ong-kai-hek-luk-dihm auszusprechen), dessen Rang in der Folge näher bestimmt wird. G. F.

ten, und so gütig seyn mir zu rathen, was ich nach seiner Meinung noch hinzuthun sollte. Hierzu war er aber auch nicht geneigt, indem er zu verstehen gab, daß Geschenke von der Willkühr des Gebers abhingen. Ich drang indessen in ihn, und erhielt das Versprechen: er wolle es in Erwägung ziehen, wenn er die zum Geschenk bestimmten Sachen sehe; was ich aber bei dieser Gelegenheit dem Könige geben würde, darauf sollte in des Königs Antwort an den Gouverneur Rücksicht genommen werden.

Den 26sten früh Morgens ging er ab, um das Schiff über die Barre (Untiefe) bringen zu lassen; er bewies dabei jede ersinnliche Sorgfalt, und sobald er es sicher vor Anker liegen sah, kehrte er zu uns zurück, um uns Glück zu wünschen. Denselben Abend ward das Schiff von Fischerleuten den Fluß hinauf bugsirt und vor dem Zollhause verteuet. Der König erläßt diesen Fischern ihre Abgabe, gegen den Dienst, den sie den Schiffen leisten müssen.

Den 27sten fingen wir an auszuladen und die Waaren nach den Zollhäusern zu bringen. Sie haben deren drei in einem viereckigen Kampong*), welches etwa hundert Schritte lang und breit ist. Am oberen Ende desselben, dem Thor gegenüber, steht das größte Gebäude, in dessen Mitte die Mandarine und Beamten sitzen; die beiden andern, etwas kleineren, stehen zu beiden Seiten, und sind gegen das Gehöfte ganz offen. Außerhalb ist an einer Seite des Thors ein Schoppen angebracht, wo die Soldaten Wache halten und Acht geben, daß alles vom Schiff unmittelbar herbeigebracht werde. Außerdem befanden sich sechs bis acht Zolldiener an Bord seit der Ankunft des Schiffes bei den Inseln Tsiampello (Champello) und machten dem Kapitain keine geringe Mühe, denn es waren unbequeme Gäste. Die Einwohner zweier Aldeas (Dörfer) führen hier strenge Aufsicht, und sind

*) Im Original steht zwar *Compound*; allein es kann hier nichts anders bedeuten, als Kampong, das Wort, womit die Chinesen solche Anlagen bezeichnen. G. F.

auch gehalten, die Waaren vom Schiffe ins Zollhaus zu bringen, wofür der König sie von den Abgaben befreit. Die ans Land gebrachten Waaren stellt man in zwei Reihen in die Mitte des Vierecks, wo sie vor den Mandarinen Stück für Stück geöffnet, genau durchsucht und von drei oder vier verschiedenen Leuten eingeschrieben werden. Die Despatchadores reserviren, nach ihrem Gutdünken, gewisse Waaren für den König, und ertheilen dann Erlaubniß, die übrigen zurückzunehmen, doch so, daß sie von jedem Assortiment etwas zur Probe behalten. Sie eröffnen alle Kisten, Koffer, Schreibpulte und was sonst zum Vorschein gebracht wird, nehmen alles heraus, und legen es vor sich hin, reichen jedes einzelne Stück von dem einen zum andern, begucken, beglotzen und beschniffeln es, und fragen bei allem, was es zu bedeuten habe und wozu es nütze. Eine höchst verdrießliche Untersuchung! den Verlust nicht zu erwähnen, den man durch ihr Betteln und durch das Verlegen erleidet, da so viele Zolldiener und Unterbeamte sich schaarenweis hinzudrängen!

Nach zwölf Tagen, die mit dieser Uebung hingingen, ward ich krank von einer starken Erkältung. Dies gereichte mir sehr zum Nachtheil, indem ich meine Reise nach Hofe aufschieben mußte, wohin die Mandarine bereits mit dem größten Theil unserer Ladung abgegangen waren. Erst am 4ten Oktober konnte ich von Fai-fo abreisen. Ich nahm meinen Weg längs dem Seestrande und über die großen Berge, ungeachtet es einen weit kürzeren giebt, der aber aus mir nicht bekannten Ursachen verboten ist. Den 9ten langte ich am Hofe zu Sinoa (vielleicht Sinô auszusprechen) an, welches die Eingebornen Ding Claye nennen. Hier erfuhr ich, daß der König seinen Tongkam oder achten Monath angetreten hätte, welchen er zu Lustbarkeiten und Erholungen mit den vornehmsten Mandarinen seines Hofes bestimmt hat, und während dessen es verboten ist, ihm Bittschriften zu überreichen oder sich in irgend einer Angelegenheit an ihn zu wenden.

Ich besuchte mittlerweile unsere beiden Despatchadores, den Ung Coy Back Looke (Ong-Kai-Bäk-Luk) und den Ung Cookey Thoo (Ong Kuki Thu oder Su), von denen letzterer zu diesem Geschäft erzogen und daher der thätigste ist. Er führt die Rechnungsbücher, ertheilt den Kaufleuten Bescheid, und läßt sich ihre Angelegenheiten vortragen, durch einen Verschnittenen *). Ung Coy Back ist aber dessen ungeachtet der wichtigere Mann; denn er ist täglich um den König, der viel Vertrauen in ihn setzt, wie er denn auch wirklich ein moralisch guter und überaus billiger Mann ist. Indeß, wiewohl der König ihn angestellt hat, führt er doch nicht das Königliche Tschopp (Tsiapp, Chop) **) wie solches gebräuchlich ist; und da einer von des Königs Oheimen auf die Stelle ein Auge hat und Ansprüche darauf macht, so ist er zum großen Nachtheil der Kaufleute lässig in seinem Amte. Dies versetzte mich in die Nothwendigkeit, mich an Cookey Thoo zu wenden, der zwar ein hartes, grobes Gesicht hat, aber in seinem Betragen höflich, geschmeidig und von schönen Worten ist. Ung-Thoo-Moy (Ong-Thu-Mai) Schwiegersohn des Großvaters des jetzigen Königs, hatte ihn als einen armen Knaben erzogen; er aber verrieth seinen Herrn, ward auf diese Art oberster Despatchadore, mit dem Titel Ung-Ai-Coy-Boe, und stand sehr hoch in seines Herrn Gunst, bis ein Bedienter, den er ebenfalls erzogen hatte, ihn ähnlicher Verbrechen bei der Zollverwaltung (dispatch) beschuldigte. Hierauf warf man ihn ins Gefängniß, — — — ***), gab ihm die Tortur, und verstieß

*) Die Stelle im Original ist undeutlich und könnte leicht, vermittelst einer sehr geringen Abänderung, bedeuten: dieser Mandarin oder Zollaufseher sey selbst ein Verschnittener. G. F.

**) Vermuthlich das Zeichen seines Amts, das Insiegel oder Königliche Patent. G. F.

***) Ich kann die obige Lücke in der Uebersetzung nicht ausfüllen; im Englischen steht: *congoed him*, welches aber ein fremdes Wort mit einer Englischen Endung ist, dessen Bedeutung ich nirgends angezeichnet finde. Vielleicht soll es die Operation der Entmannung ausdrücken. G. F.

seine Familie. Endlich wußte er sich mit seinem Gelde noch Freunde zu erkaufen, so daß er nach vielfältigem Leiden und Bezahlung einer Summe von Unkosten, die sich auf 50000 Täl belief, losgesprochen und als Unter-Zollaufseher oder Despatchadore *) angestellt wurde. Da er mir große Freundschaftsversicherungen gab, so legte ich ihm bei einer Unterredung über unsere Angelegenheiten die Handelsvorschläge des Herrn Gouverneurs vor, die ich zu dem Ende in Portugiesischer Sprache hatte aufsetzen und rein abschreiben lassen, damit sie desto leichter ins Cochinchinesische übersetzt werden könnten. Sobald auch dies auf seinen Befehl geschehen war, und er den Aufsatz untersucht und ins Reine hatte schreiben lassen, äußerte er sich, daß zwar der Artikel viele, jedoch keine darunter wären, die der König nicht bewilligen könnte. Er für sein Theil wollte das Seinige fleißig dazu thun; er wünschte aber auch zu wissen, wie ich seine Mühe zu belohnen gedächte. Nach vielem Sprechen, unter dem Vorwande sich genauer von der Sache zu unterrichten, und manchem gegebenen Winke, wobei zugleich versprochen wurde, daß das ganze Geschäft zu meiner Zufriedenheit abgethan werden sollte, lief endlich der Hauptpunkt darauf hinaus, daß er 500 Täl für seine Bemühung verlangte. Wir mußten eine Zeitlang dingen, und wurden endlich so weit einig, daß ich ihm 100 Täl baar bezahlen wollte, wobei der Dolmetscher ihn zugleich versicherte, daß die Engländer nie ermangelten einen Freundschaftsdienst zu erwidern, und daß, wofern er mir Genüge leistete, mir gute Preise für meine Waaren und baldige Abfertigung zur Fortsetzung meiner Reise verschaffte, ich ihn nach

*) Dieses Wort ist wieder von Portugiesischer Herkunft; allein wenn man die äußerst langsame und ermüdende Procedur der Zollämter in Cochinchina, die darin Aehnlichkeit mit gewissen Europäischen haben, in Erwägung zieht, so dürfte man leicht auf die Vermuthung kommen, daß dieser Name, welcher auf schnelle Abfertigung anspielt, den dortigen Zollbeamten zum Scherz, oder wie Lucus a non lucendo, gegeben worden sey. G. F.

nach Maaßgabe meiner geringen Ladung noch ferner belohnen wollte. Ich bat ihn übrigens, auf seinen künftigen Gewinn bedacht zu seyn, der ihm nicht entgehen könnte, wenn Ew..... Aufmunterung erhielten, eine Faktorei hier anzulegen. Er bezeugte auch endlich große Bereitwilligkeit und guten Willen, und setzte hinzu, daß er schon Verbindlichkeit gegen uns hätte und uns nicht entstehen würde.

Den 2ten November, als Se. Majestät außen vor seinem Pallast saß, führte mich Ung Cookey Thoo vor ihn, wie gewöhnlich mit einem Geschenk, welches man etwa funfzig Schritte weit von dem Könige niedersetzte. In dieser Entfernung stand auch ich, machte meine Verbeugungen, und zog mich zurück, nachdem der König gefragt hatte, wer der Kapitain wäre, und mir ein: A ja Ung, oder Ich danke Euch, Herr, gegeben hatte. Nach Landes Brauch schickte er in das Haus, wo ich wohnte, ein Geschenk von 10,000 Kas, einem Schwein, zwei Säkken Reiß, zwei Krügen mit gesalzenem Fisch, und zwei Krügen Wein.

Nach dieser Audienz und nachdem ich der Königin Mutter, des Königs Oheimen, u. s. f. Geschenke gemacht hatte, zögerte Cookey noch immer mit seinen Zollhaus-Büchern und Papieren; ich wandte mich daher an Ung Cowe Toe (Ong Kau To) den zweiten Verschnittenen, der ebenfalls über diese Angelegenheit zu sprechen hatte. Er that mir gute Versprechungen; allein im Grunde fand ich, daß er es mit Ung Cookey hielt. Dabei ermangelte ich nie, mich an Ung Coy Back Looke zu halten, der sich in allen Verhandlungen mit mir sehr herzlich bezeugte. Nachdem er zu wiederholten Malen zu Ung Cookey geschickt und meine öftere Klage über Zeitverlust und die Gefahr, meine Reise zu verfehlen *), angehört hatte, rieth er mir, mit meinen Vorschlägen mich an den König zu wen-

*) Weil man sie nur bei gewissen herrschenden Winden unternehmen kann, und, wenn diese versäumt werden, bis auf das nächste Jahr warten muß. G. F.

den, wo er zugegen seyn und der Gelegenheit wahrnehmen wollte, mit dem Könige zu sprechen und mich, so viel er könnte, zu fördern. Die heftigen Regengüsse, Ueberschwemmungen und anderweitigen Verhinderungen waren indeß Schuld daran, daß ich erst am 27sten December die Ehre haben konnte, nach der Vorschrift des Herrn Gouverneurs dem Könige folgende Vorschläge zu machen.

1. Sollte es Ewr. Majestät gefallen, daß die Engländer ferner hier zu Lande Handel treiben mögen, so bitten wir Ew. Majestät, zu bewilligen, daß wir bei der Ankunft unserer Schiffe das Verzeichniß der Ladungen, nebst Mustern oder Proben derselben einreichen dürfen; daß soviel als Ew. Majestät geruhen von diesen Ladungen für Sich zu behalten, dem Oberhaupt (unserer Leute) berechnet werden möge; ferner, daß wir von der Zollbesichtigung, welche hier zu Lande gegen Fremde Statt findet, aber unsern Sitten entgegen läuft, und überdies sehr mühsam und verdrießlich ist, befreiet seyn mögen, wogegen der oberste Zolleinnehmer (chief Despatchadore) mit seinen Schreibern an Bord des Schiffes die Ladung aufschreiben und die Muster besehen kann; daß wir anstatt der Zollabgaben und des Dotchin*) für jedes Schiff, welches um Handel zu treiben in den Hafen einläuft, 500 Täl erlegen sollen, nebst den Sporteln, welche Ew. Majestät den Zollbeamten zu bestimmen geruhen werden. Und sollte es sich treffen, daß ein Schiff auf der Reise nach China hier anlegte, um einige Waaren oder einen Theil der Ladung hier abzusetzen, so soll es 200 Täl bezahlen, und was abgeladen wird, soll nebst den Mustern angegeben werden. Im Fall aber das Schiff sich nur wenige Tage aufhalten und die Ankunft und Abfertigung der obersten Mandarine vom Hofe nicht abwarten kann, wenn die Jahrszeit (Monsun) weit vorgerückt ist; so bitten wir Ew. Majestät, daß Sie irgend einen andern Mandarin zu Faifo bevollmächtigen, die daselbst abgeladenen Güter aufzuschreiben, ohne die Ballen zu eröffnen, wie es hier gewöhnlich ist.

2. Wünschen wir, falls es sich ereignen sollte, daß ein den Engländern gehöriges Schiff in den Häfen Ewr. Majestät Schiffbruch litte, daß Ew. Majestät geruhen mögen, die

*) Vermuthlich das kubische Maaß. G. F.

etwa geretteten Waaren dem Kapitain behändigen zu lassen, und wenn ein Schiff hier aus Mangel an Lebensmitteln und frischem Wasser anlegen sollte, daß es alsdann keinen Zoll bezahlen, und nicht aufgehalten, sondern im Gegentheil gefördert, und mit den nöthigen Vorräthen zur Fortsetzung der Reise versehen werden soll.

3. Verlangen wir einen Platz zu Fai-fo (Foy-Foe) am Flusse, nebst einem andern am Hofe zu Sinoa, wo wir eine Faktorei und Häuser von Backsteinen, gesichert gegen Räuber und Feuersgefahr, wie es den Engländern anderwärts zugestanden wird, erbauen mögen; da unsere Faktoreien gewöhnlich mit einem großen Waarenlager versehen sind, welches wir im Fall einer Feuersbrunst weder auf dem Rücken wegtragen, noch den Verlust desselben leicht verschmerzen können.

4. Wünschen wir, wenn uns eine Faktorei eingeräumt wird, daß Ew. Majestät dem Oberhaupt derselben Erlaubniß und Macht ertheilen mögen, alle Zwistigkeiten, die sich etwa zwischen den Engländern und ihren Bedienten ereignen sollten, zu richten und abzuthun, ohne von den hiesigen Mandarinen zur Rechenschaft gezogen zu werden oder ihrem Spruch unterworfen zu seyn; indem wir als Fremde diese Freiheit in andern Ländern, wohin unser Handel getrieben wird, genießen.

5. Daß es keinem Mandarin oder andern Eingebornen freistehe, auf eine grobe, beleidigende oder gewaltthätige Art in die Faktorei zu kommen und daselbst an irgend jemand Hand zu legen oder ihn zu ergreifen; daß aber, wenn dies geschehen sollte, die so handelnden Personen festgenommen, nach ihrem Range gebunden und dem obersten Despatchadore der Fremden ausgeliefert werden sollen.

6. Daß im Fall einer Klage oder eines Processes mit den Eingebornen, die Engländer nicht genöthigt seyn sollen, sich vor irgend einem andern Richter, als dem Mandarin zu stellen, der über die Angelegenheiten der Fremden gesetzt ist oder gesetzt werden soll.

7. Wenn wir eine Faktorei haben, wird es nöthig seyn, uns sowohl eines Dolmetschers als anderer Eingebornen zu unserer Aufwartung zu bedienen; von diesen wünschen wir, daß sie von Abgaben und vom Dienste der Mandarinen frei seyn,

und nicht zu Soldaten genommen werden, sondern gänzlich der Faktorei zu Befehl stehen mögen.

8. Daß Ew. Majestät Dero Königliches Tschopp (Mandat) dem Oberhaupte der Faktorei ertheilen mögen, um zweien Sindjas die Erlaubniß eines freien Handels nach den Häfen von Tsiampa, Kambodja und Siam zu gestatten.

9. Bewilligen und erlauben Ew. Majestät diese Punkte, so macht die edle Ostindische Kompagnie sich anheischig, für Rechnung Ewr. Majestät solche Waaren herzubringen, wie Dieselben zu verlangen und wovon Sie die Proben auszuwählen geruhen werden, nach den Preisen, welche zwischen Ewr. Majestät und der edlen Ostindischen Kompagnie werden verabredet worden seyn.

In einem besondern Aufsatze hielt ich darum an, daß Se. Majestät uns für dieses Jahr von der Entrichtung der Zollgebühren und des *Dotchin* freizusprechen geruhen möchten.

Die Antwort lautete, daß man im Fall einer Niederlassung (Faktorei) die Punkte bewilligen würde; ich könnte sogleich, wenn es mir gefiele, das Grundstück zur Faktorei aussuchen, und Ung Coy Back-Looke erhielt den Auftrag, mir die Kanonen um den Pallast zu zeigen, und von mir zu erfragen, ob der Herr Gouverneur dem Könige solche Kanonen schicken könne? Viere davon konnten eine Kugel von sechs Zoll im Durchmesser schießen. Rund um den Pallast standen Kanonen, jede zehn Fuß von einander, wovon die kleinsten zwölf- und achtpfündige Kugeln schossen. Der Pallast scheint ein vollkommenes Viereck zu seyn, dessen Seiten fünfhundert Schritte lang sind.

Hierauf brachte man die Zollbücher herbei, und der König befahl unverzüglich, mir für die Waaren, die er genommen, die Zahlung, wie ich verlangt hatte, in Gold zu machen, welches er mir aber hoch anschlagen ließ. Ueberdies eröffnete man mir, daß der König vierzehnhundert Täl und darüber von den Preisen, welche Ung Cookey am Zollhause auf unsere Waaren gesetzt hatte, abrechnen wollte.

Den 10. Januar 169⅝ *) ging ich (an den König) mit einem Memorial, worin ich mich über diese Verminderung sowohl, als über den Preis des Goldes beklagte. Was das Gold beträfe, erwiderte man, so wäre dies der Preis, wie es der König Andern auch überließe; hingegen in Ansehung der Waaren hätte der König den Japanern befohlen, mich für den Rabatt schadlos zu halten, wobei ich denn erfuhr, daß sie meine Waaren um ihres eignen Vortheils willen so gering geschätzt hätten. Man fertigte Beamte nach Fai-fo ab, um das Geld von ihnen zu erhalten; sie fielen also in die Schlinge, welche ihnen Ung Cookey durch seine Intriguen gelegt hatte. Während ich mich beschäftigte, mein Geld von den Mäklern beizutreiben, denen er meine Waaren überlassen hatte, kamen indeß die Japaner mit ihrer Gegenklage ein. Ich ging also den 27sten Januar nochmals mit einer Bittschrift an den König, worin ich über Zögerung, und Gefahr die Zeit zur Rückreise zu versäumen, klagte, und um Erneuerung des Königlichen Befehls wegen der von den Japanern an mich zu machenden Zahlung anhielt, worüber sie, wie ich vernommen, sich mit ihrer Armuth entschuldigt hätten. Allein der König erließ ihnen die Zahlung; und „ob er gleich überzeugt wäre, (lautete die Resolution) daß ich die Waaren zu hoch im Preise angeschlagen, so hätte er dennoch die Gnade, mir noch zwei Stangen Gold geben zu lassen.„ Ung Coy Back-Looke gab sich meinetwegen viele Mühe, und sobald des Königs Brief und Geschenk *) in Bereitschaft waren, ließ man bei Trommelschlag rund um den Pallast verkündigen, daß, wer nicht unverzügliche Zahlung an den Englischen Kapitain leisten würde, seines Amts entsetzt werden sollte. Dessen ungeachtet konnte ich erst den 17. Februar vom Hofe abreisen, und kam den 24. nach Fai-fo zurück. Hier nahm ich eine Quantität Saras, Beteelas und Mulmuls ***)

*) Eigentlich 1696. G. F.
**) An den Gouverneur Higginson. G. F.
***) Ostindische Waaren. G. F.

in Empfang, die man nicht nehmen wollte; auch blieb mir noch alle mein Zeug*), Rothholz und Schwefel auf den Händen. Ich hatte für 3000 Täl einzukaufen und gegen 2000 Täl ausstehende Schulden, nebst verworrenen Rechnungen, wie es den Japanern eingefallen war, sie zu führen, indem sie nach Gutdünken die Waaren, welche der Hof zurückgegeben, unter sich und die Unterzollbeamten getheilt und vereinzelt hatten. Da ich indeß gänzlich auf meine Reise bedacht war, und wo möglich alles dazu in Richtigkeit bringen wollte, so befliß ich mich aus allen Kräften, die Waaren beizutreiben, zu verkaufen, andere dafür anzuschaffen und einzuladen, dergestalt, daß ich den 24. März die Faktorei**) verlassen hatte und mit den Lootsen einig geworden war, das Schiff den Fluß hinab und mit Hülfe der Springfluth über die Barre (Untiefe) zu bringen. Allein sie blieben aus, wegen des Ve Quan, womit sie sich entschuldigten und welches so viel bedeutet, als Arbeit für den König und die Mandarinen. Die Springfluth war also diesmal für uns verloren, und Kapitain Stilgon deklarirte nun die Reise, wegen der Winde und der verspäteten Jahrszeit, für ein Wagestück, selbst wenn wir jetzt in See wären; weil wir aber noch vierzehn Tage auf die nächste Springfluth warten müßten, so hätten wir keine Hoffnung, den Hafen Malakka zu erreichen. Ich hatte mich nun zwar auf den Fall, daß wir einen Hafen an der hiesigen Küste hätten suchen müssen, mit Tschopps (oder schriftlichen Befehlen) von den Mandarinen und vom Fürsten von Tsiampa versehen; allein nachdem ich mit Herrn Gyfford (dem Seckelmeister) Rücksprache gehalten und alles wohl erwogen hatte, hielten wir es für das rathsamste, bis zum nächsten Monsun hier zu bleiben, ein anderes Haus zur Faktorei zu miethen und das Schiff abzutakeln.

*) Long-cloth.

**) Eine dazu gemiethete Wohnung. G. F.

Fai-fo liegt ungefähr drei Seemeilen oberhalb der Barre (Untiefe der Mündung), und besteht in einer Straße mit einer doppelten Reihe Häuser längs dem Flusse. Diese Häuser, deren Anzahl sich etwa auf ein Hundert belaufen mag, sind von Chinesern bewohnt. Die Japaner, die ehedem den vorzüglichsten Theil der Einwohner ausmachten und den Handel dieses Hafens ganz in ihren Händen hatten, sind gegenwärtig auf vier oder fünf Familien zusammen geschmolzen. In dem Maaße, wie sie in Abnahme geriethen und verarmten, traten die Chineser an ihre Stelle, die itzt den Handel wenigstens mit jährlichen zehn oder zwölf Junken betreiben, nehmlich von Japan, Kanton, Siam, Kambodja, Manila und neuerlich auch von Batavia.

Die Japanischen Junken kommen nicht beständig, und kehren auch nicht geradeswegs zurück, seitdem der Kaiser von Japan die Ausfuhr des Silbers verboten hat, sondern verkaufen ihre Japanischen Ladungen in China, und bringen andere Waaren, nebst einer für den hiesigen Markt hinreichenden Quantität Kupfer, welches sie im Preise von 20 Täl den Pekul erhalten. Diese Junken legen gewöhnlich zu Lympo an, woher sie Petre, Ghilongs und andre Seidenwaaren bringen.

Von Kanton bringt man Kas (Scheidemünze), woran sie starken Profit haben, imgleichen allerlei beblümte Seidenstoffe, Ghilongs, Seyas, Porcelain, Thee, Tutenago, Queckſilber, Ginseng, Kasumber und mancherlei Spezereiwaaren. Von Siam: Petre, Sappanholz, Lack, Nekari, Elephantenzähne, Zinn, Blei und Reiß. Von Kambodja: Gummiguttä, Benzoinharz, Kardamomen, Wachs, Lack, Nekarie, Koyalaka und Sappenholz, Dammer (oder Indianisches Schiffpech) Büffelhäute, Hirschhäute und Nerven, Elephantenzähne, Rhinocerushörner, u. s. w. Von Batavia: Silber, Sandelholz, Petre, grobe roth und weiße Baftas (Leinwand) und Zinnober. Von Manila: Silber, Schwefel, Sappenholz, Schlangenköpfe (Schnek-

ken) Taback, Wachs, Hirschnerven, u. s. w. Cochinchina selbst liefert Gold, Eisen, rohe und verarbeitete Seide, als da sind: Lings, Schues, Hockings, Theas, Holas, Tschemundjes und Tofficlirs; imgleichen Kalambakholz, Agula, Zucker, Kandelzucker, Palmzucker (Dschagary), Vogelnester, Pfeffer, Baumwolle.

Sie rechnen ihr Täl (Taell, Tell, tale) nach Kas (casches), von denen das Tausend, wie sie's nennen, das Täl ausmacht; zehn Maß das Tausend, und sechzig Kas das Maß; ferner sechs Kas das Kandarin, und sechs hundert das Tausend oder Täl*). Das Seiden- und Wollentuchmaaß ist, wie in Tonkin, 22½ Zoll (Englisch); ihr Dotchin und ihre Wagschale sind die Japanischen.

Was die Holländer betrift, so sind es jetzt 46 Jahre, daß sie sich aus diesem Lande entfernt haben. Ueber die Veranlassung dazu hat man verschiedene Erzählungen. Einige sagen, der König hätte befohlen, ihre Schiffe zu visitiren, ob nicht Tonkinesen oder einige von seinen eignen Unterthanen, denen er nicht erlaubt außer Landes zu gehen, darauf befindlich wären; die Holländer hätten sich geweigert die Durchsuchung zu gestatten, und auf diese Weise sey es zum Bruche zwischen ihnen gekommen. Andre wollen, daß die Matrosen Händel mit den Einwohnern von Tsiampello angefangen, und einige mit Gewalt von der Insel entführt und auf ihre Schiffe gebracht hätten. So viel aber ist gewiß, daß die Mißhelligkeiten ein Gefecht veranlaßten. Die Holländer hatten drei Schiffe, die außen auf offener Rhede zwischen Turong Bay und dem Flusse des Hofs (also Sinoa) lagen, von woher der König seine Galeeren schickte. Die Holländer schossen zuerst; hierauf ging das Gefecht an, welches den ganzen Tag

*) Diese Rechnung scheint etwas verwirrt; ich glaube aber, sie ist so zu verstehen: der Ausdruck tausend Kas, als dem Täl gleichlautend, ist bloß eine Redensart; hingegen an wirklichen Kas enthält das Täl nur sechshundert. Jene ersteren tausend Kas sind also nur eine Art eingebildeter oder fingirter Bestandtheile oder Elemente des Täl. G. F.

dauerte. Während des Treffens ging das größte Holländische Schiff zu Grunde; wie viele Galeeren verloren gingen, weiß ich nicht. Der König aber gerieth in so großen Zorn, daß er die Holländische Faktorei wegnehmen, die Waaren herausschleppen und verbrennen, und über dreißig zur Faktorei gehörige Holländer gebunden zur Hinrichtung nach Hofe bringen ließ. Die Mandarine legten jedoch eine Fürbitte ein, indem sie dem Könige vorstellten, daß nicht diesen Leuten, sondern denen auf den Schiffen die Schuld beizumessen sey; dem zu folge wurden sie ein Jahr darauf mit den Chinesischen Junken nach Batavia geschickt.

Die Regierung von Cochinchina ist dieselbe wie in Tonkin; denn die hiesige Nation ist ein Zweig der dortigen, und bis auf diesen Tag datiren sie ihre schriftlichen Aufsätze in dem und dem Monde des Jahres der Regierung des Bua von Tonkin. Auch haben sie nichts wider den Bua oder König, sondern nur gegen den Tschua oder General, von dessen Familie die Könige von Cochinchina die rechtmäßigen männlichen Erben sind, und zwar auf folgende Weise.

Der erste, der in Cochinchina regierte, Namens Tschua Tiin (Chewa Tean) war der einzige Sohn des Tschua von Tonkin, welcher bei seinem Tode diesen Sohn, als ein kleines Kind, nebst der Miliz des Königreichs, bis zu dessen Majorennität einem der obersten Mandarine, dem er auch seine Tochter zur Frau gegeben hatte, als seinem Gouverneur anvertrauete. Dieser Mandarin, der solchergestalt die Regierung in Händen hatte, beschloß, seinen jungen Schwager heimlich aus dem Wege zu räumen; sein Weib aber, die von diesem grausamen Vorhaben Nachricht erhielt, verbarg ihren Bruder so lange, bis sie endlich ihren Mann beredete, ihn als Gouverneur nach Cochinchina, einem damals für die Tonkinesen unbedeutenden Posten, zu schicken.

Tschua Tiin ward von einigen der Vornehmeren in sein Gouvernement begleitet, wo er ruhig lebte und seinen Sohn Tschua Say zum Nachfolger hatte, welcher den

kleinen Bezirk der Provinz durch Angriffe auf die von Tsiampa erweiterte.

Tschua Tsung, der sich schon stärker fühlte, weigerte sich, den Tribut dem Tschua von Tonkin ferner zu erlegen, vertheidigte sich gegen dessen Macht, und nahm den Titel *Couck-Cung-Cheue-Chewe-Thew-Boe* (Kuk-Kung-Tschue-Tschue-Thu-Bo) oder: Wiederhersteller des Königreichs, Generalissimus zur See und zu Lande.

Nach ihm hatte Tschua Hiin (Chewa Hean) einen schweren Krieg gegen die Tonkinesen zu führen *). Er führte den Rebellenkönig Nok Ramaß von Kambodja an seinen Hof, und als Nok-Bu-Tum (Nock-Boo-Toom) seine Hülfe aufrief, überzog er das ganze Tsiampa. Während seiner Regierung ereignete sich der Streit mit den Holländern. Er brachte das Königreich zur Ruhe, und gab ihm seine jetzige Verfassung. Nach einer 44jährigen Regierung hinterließ er um das Jahr 1688 oder 1689 das Reich seinem Sohne Tschua Gnay, der in der Absicht, dem freien Handel in seinen Ländern einen Hafen zu eröffnen, die Holländer und andere handeltreibende Nationen einlud, aber vor der Rückkehr seiner Gesandten starb und die Regierung seinem Sohne hinterließ, der jetzt regiert und sich einen König des Königreichs Ayuam nennt. Er ist ein junger Fürst, und wird sehr von seinen Oheimen geleitet, deren er viere von mütterlicher Seite hat. Drei von ihnen sitzen um den Pallast und sind Befehlshaber seiner Garden. Die beiden Aeltesten kennt man unter den Titeln Ung Taa und Ung How, und sie sind die Richter zur rechten und zur linken Hand. Das Reich ist gegenwärtig in keinen Krieg verwickelt, und man scheint das Verkehr mit Europäischen Nationen sehr zu wünschen. Die Tsiampas sind in demselben Falle; ich fand ihren Fürsten hier am Hofe. Bei seiner Abreise geruhete er, mich zu besuchen, und gab mir seinen Tschopp, nebst vielen Einladungen

*) 1644? G. F.

in sein Land zu kommen. Hier habe ich auch den Gesandten von Kambodja angetroffen, der sich darüber beklagte, daß die Cochinchinesen die Fremden so übel behandelten und ihnen so viele Mühe verursachten. Er versprach mir in seinem Lande, wo der Handel von Zöllen und Abgaben befreiet ist, eine bessere Behandlung. Ein Verkehr mit den Laos (Laws) könnte hier wahrscheinlich zu einem guten Absatz von einer Quantität unserer Wollentücher Gelegenheit geben.

Dieses Land soll reich an Gold und Silber-Bergwerken, imgleichen an Eisen und Stahl seyn, welches keinem nachsteht. Es hat einen solchen Ueberfluß an Bauholz aller Art, daß die Spanier von Manila hierher geschickt haben, um ihre Gallionen zu bauen. Die Wälder sind mit Nasehörnern, Elephanten, Hirschen, Büffeln, wilden Schweinen ꝛc. angefüllt. Reiß und andere Lebensmittel giebt es in großem Ueberfluß. Das Volk ist dem Aberglauben und Wohlleben ergeben. Ich vermuthe, daß man uns hier ein Grundstück zur Errichtung eines Forts, oder was wir sonst wünschen mögen, bewilligen wird. Wie bequem es liege, um den Handel aller umliegenden Gegenden an sich zu ziehen, und welche Vortheile eine Niederlassung hier der großachtbaren Kompagnie abwerfen würde, überlasse ich ihrer einsichtsvollen und reiflichen Erwägung, und bin, ꝛc.

Ihr

getreuester und gehorsamster Diener

Thomas Bowyear.

Faifo,
den 30sten April, 1696.

Ueberſetzung

des Briefes, den der König von Cochinchina an den Engliſchen Gouverneur der Stadt Madraßpatam in Indien geſandt hat, aus dem Chineſiſchen Charakter ins Lateiniſche überſetzt.

Eingegangen den 2 April 1697.

Der König des Königreichs Aynam ſendet dieſe Antwort an den Engliſchen Gouverneur in Indien, der von des Königs oberſtem und geheimen Rath iſt.

Unſer heiliges Buch ſagt: die Furcht des Himmels erhält Königreiche, und das Herz des wahren Weiſen hat in ſich ſelbſt die rechte Vorſchrift um Freundſchaft zu gewinnen und Verbindungen mit den benachbarten Nationen zu ſtiften. Auch giebt es kein Geſchäft, das dem Manne von geſunder Urtheilskraft zu ſchwer wäre; und wer ernſtlich nach der Frömmigkeit ſtrebt, wird leicht dieſe Güte, dieſen Glanz derſelben, und ſo zu ſagen dieſen Quell der Tugend erlangen.

Oberſter Gouverneur und fürſtlicher Rath, der die vornehmſte Perſon der abendlichen Achſe vorſtellt, die ihren Namen von dem darüber hangenden Nordpol erhält! Die Engländer, die vollkommen verſtehen, was geſchrieben iſt in dem Buche der ſechs Scheiden*) und der drei Reden, wie wir ſie nennen, welche heilſame Lehre enthalten; die Kraft und Muth haben wie der Bär, der Tiger und der Panther; die ſorgfältig die Kriegskunſt und die Mathematik üben, und vollkommen verſtehen, nicht nur den Himmel, ſondern auch die Erde, die Winde, die Wolken und die Luftregionen; deren Verſtand bis an die Sonne reicht und deren Häupter das Firmament ſtützen mögen; die ſo ſorgfältig in der Wahl ihrer Beherrſcher, in der

*) Im Original ſteht *ſheaths*; wenn es aber ein Schreibfehler wäre und heißen ſollte *ſheets*, ſo müßte in der Ueberſetzung auch ſtehen: Buch der ſechs Blätter oder Bogen. G. F.

Regierung ihrer Unterthanen, in Beschützung ihres Volkes, in den Ehrenbezeigungen gegen große und würdige Menschen, in Gütigkeit gegen Fremde sind; die sich in den übrigen neun Regeln der Regierungskunst so ordentlich betragen, und von denen, obwohl die Entfernung unsere persönliche Unterredung verhindert, unsere Gemüther in Liebe und Achtung nie geschieden sind!

Vor nicht vielen Monden kam einer, den der oberste Gouverneur und königliche Rath ausdrücklich an Uns gesandt hatte, und der Kapitain eines Schiffs war, und Bowyear hieß, welcher in dieses unser Königreich ein Pack Briefe, nebst Gaben und Geschenken (eine große Begünstigung!) brachte. Die Frömmigkeit, das Betragen, die Treue und die wahre, gründliche Gerechtigkeit dieses Abgeordneten sind nicht Kennzeichen eines geringen Menschen.

Nun senden wir Euch Antwort auf jene Briefe und mit denselben einige Geschenke an den obersten Gouverneur und königlichen Rath, als ein geringes Andenken unserer wahren Zuneigung. Was aber die Kaufmannsgüter anbetrift, die in dem Schiff überbracht wurden, so wiesen wir solche an unsere Minister, besehen und untersucht zu werden, damit sie verkauft werden könnten nach den Currentpreisen dieses Jahrs, denn es ist nicht unsere Art, etwas heimlich zu thun. Was die Untersuchung des Schiffes betrift, und was wir empfangen haben, und andere dahin einschlagende streitige Sachen, so ist die Jahrszeit und Gelegenheit für dieses Jahr verstrichen; sollte aber das Schiff im folgenden Jahre wieder zurückkehren, so wollen wir reichlich alles zugestehen und eine neue Handelsverordnung einführen, damit wir im Gebrauch der Schätze unter dem Himmel, die Liebe aller Nationen, sowohl der nördlichen als südlichen Erdstriche, gewinnen mögen. Hiermit schicken wir einige Gaben, als:

Kalambak *)	=	1 Europäisches Pfund.
Gold	=	10 Theile desselben Pfunds.
Seide	=	30 Stücke.
Holz von feinem Geäder		200 Stücke.

Gegeben den 12ten Tag des 12ten Monaths des 16. Jahrs Tschink-hoa (Chinkhoa) **).

*) Dieses äußerst seltene Holz wird bloß als Rauchwerk gebraucht, und ist beinahe so theuer wie Gold; es heißt sonst Agal-Agal, woraus die Franzosen Bois d'aigle gemacht haben. G. F.

**) Dieses Datum fällt auf den 16ten Januar, neuen Styls. Anmerk. der Urschrift. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß dieser Brief durchaus nicht nur in einem sehr freundschaftlichen Ton geschrieben ist, sondern auch, daß eine große Ehrenbezeigung darin liegt, daß überall wo der Name des Herrn Gouverneurs vorkommt, der hier oberster Gouverneur und Königlicher Rath heißt, ein neuer Absatz gemacht wird.
Anmerk. der Urschrift.

II.

Des Abbé Rochon's
kurze Beschreibung von Cochinchina.

(Um das Jahr 1744.)

Das Königreich Cochinchina ist ungefähr hundert und funfzig Seemeilen (lieues) lang, vom 11ten bis zum 17ten Grad nördlicher Breite. Nordwärts gränzt es an Tunkin, südwärts an Tsiampa und Kambodja, ostwärts an das Meer, und westwärts an die Wilden, welche Kemuy genannt werden, und an das Königreich Laos. Seine größte Breite beträgt nicht über zwölf bis funfzehn Stunden. Man theilt es in elf Provinzen, wovon vier nach Norden liegen, nehmlich Dinheat, Quambing, Dinhgnoe und Hue'. Diese letztere, deren Hauptstadt ebenfalls Hue' genannt wird, heißt die königliche Provinz. Die sieben südlichen Provinzen sind: Cham, Quangzhia, Quinhin, Fouyen, Fanriphanrang, Nanlang und Bounay. Diese letztere ist erst kürzlich den Kambodiern abgenommen worden.

Hue', worin die Königsstadt liegt, ist unter diesen elf Provinzen die schönste, und dient zugleich den Königen von Cochinchina zum Aufenthalt. Seit ungefähr sechzig Jahren, daß sie sich von Tunkin losgerissen haben *), ent-

*) Diese Stelle ist nicht ganz richtig; denn da die hier gelieferte Nachricht, wie aus der Folge erhellen wird, vom Jahr 1744 ist, so würden 60 Jahre zurück uns nur bis 1684 bringen; und doch bestand Cochinchina bereits in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts als unabhängig von Tunkin. G. F.

hält die Königsstadt keine andere auffallende Gebäude, als den königlichen Pallast und die Pagoden; das übrige der Stadt ist von schlechter Bauart. Diese Hauptstadt liegt an einem schönen großen Flusse. Er war ehedem tief genug, die größten Schiffe aufzunehmen; allein seit einer fürchterlichen Ueberschwemmung, die sich vor fünf oder sechs Jahren ereignet hat, sind Sandbänke darin entstanden, die den Eingang in den Hafen allen großen Fahrzeugen verschlossen haben.

Die Stadt Hue ist auf Chinesische Art von Kanälen durchschnitten, welche den Waarentransport erleichtern, und zur Bequemlichkeit der zahlreichen Einwohner dienen, die, ohne zwei- oder dreimal des Tages zu baden, die Sommerhitze nicht ertragen könnten. Der König unterhält um seinen Pallast zwölf- bis funfzehntausend Mann theils zu seiner Leibwache, theils zu seinem übrigen Dienst, und gegen dreihundert sehr gut gerüstete Galeeren, die in Kriegeszeiten zum Transport der Soldaten, und in Friedenszeiten bei den Reisen des Monarchen dienen, der seinen Pallast fast nicht anders als auf einer Galeere verläßt. Diejenigen, die er selbst zu besteigen pflegt, sind sehr schön und reich vergoldet, insbesondere die Galeere, welche seine Weiber führt, von denen einige ihn auf Reisen immer begleiten. Er hat überdies mehr als vierhundert zum Krieg abgerichtete Elephanten, und die Stärke seines Reichs besteht in der Menge dieser Thiere.

Die Regierungsform von Cochinchina ist monarchisch; der König ist der alleinige Herr. Er regiert das ganze Königreich mit Hülfe seiner vier ersten Minister, von denen zwei seine rechte Hand oder Tha, und zwei seine Linke oder Huan heißen. Diese thun eigentlich alles, und besetzen die Civil- und Militairbedienungen.

Jede Provinz hat ihren Statthalter, der zugleich der Befehlshaber der Truppen, und der oberste Richter daselbst ist. Im Phanri-Phanrang hat der Statthalter den Titel eines Vicekönigs. Die sämtlichen Truppen sind in

zwei

zwei Korps, nehmlich in See- und Landsoldaten, abgetheilt, und beide haben mehrere Regimenter.

Die Königliche Leibwache (maison du roi) besteht aus den schönsten Leuten im ganzen Königreich, und die schönste erlesenste Kompagnie ist diejenige, welche man die goldenen Säbel nennt. Man wählt diese aus den übrigen Kompagnien; sie sind die stärksten und tapfersten, und haben deshalb auch mehr zu sagen, als die übrigen.

Der jetztregierende König ist der neunte, der seit der Trennung von Tonkin über Cochinchina herrscht. Er ist ein Mann von großer Statur, sieht gut aus, und kann etwa dreißig Jahr alt seyn. Er führte sonst nur den Titel Schua (Chua) oder Regent (Souverain); allein im vierten Mond des jetztlaufenden Jahrs 1744 erklärte er sich selbst zum Wua (Vua) oder König. Was ihm zu dieser neuen Erklärung Muth macht, ist der betrübte Zustand, wohin er Tonkin durch nunmehr sechs Jahre lang fortdauernde bürgerliche Kriege herabgesunken sieht. Bis dahin hatte er sich mit der bescheidenen Benennung Schua begnügt, aus Furcht sich in einen Krieg mit Tonkin zu verwickeln, dessen König auch auf den Titel eines Wua von Cochinchina Anspruch macht.

Abgaben.

Der König von Cochinchina ist reich an Gold und an Kas (caches), von denen er immer einige Gebäude voll liegen hat. Sein großer Reichthum entsteht aus dem Tribut, den alle seine Unterthanen zwischen neunzehn und sechzig Jahren ihm zahlen müssen. Dieser Tribut ist größer oder geringer, nach Maaßgabe des Vermögens eines jeden. Aller drei Jahre läßt der Statthalter einer jeden Provinz neue Verzeichnisse derer entwerfen, die das gehörige Alter erreicht haben, um nach dem Gesetze die Abgabe entrichten zu müssen. Jeder Vorgesetzte eines Dorfs verfertigt ein genaues Verzeichniß, und bringt eine Abschrift

davon dem Provinzialstatthalter, welcher alle darin Aufgeschriebenen vor sich rufen läßt. Sie erscheinen am gesetzten Tage, und ziehen sich von Kopf zu Fuß nackend aus. Der Mandarin läßt sie durch seine Beamten untersuchen; diejenigen, die am untadelhaftesten gewachsen, stämmig und wohl proportionirt sind, oder die meisten Kräfte zur Arbeit zu haben scheinen, werden mit einem stärkeren Tribut belegt, als die andern, deren schwächere Gesundheit ihnen den Erwerb ihres Lebensunterhalts erschwert. Diese Abgabe zum Vortheil des Königlichen Schatzes, wird nach dem Vermögen und den Kräften eines jeden, entweder in Golde, oder in Kas, oder in Reiß ꝛc. bezahlt. Im siebenten Monde jedes Jahrs wird der Tribut aller Provinzen nach Hofe gebracht, und der König mit seinem ganzen Hofstaat geht ihm entgegen, um ihn in Empfang zu nehmen. Diese Ceremonie zeichnet sich durch Pracht und Feierlichkeit aus; die Lustbarkeiten bei Hofe währen beinahe einen ganzen Monat, und dieser ganze Zeitraum wird mit Gastmählern, Schauspielen, Feuerwerken und Ergötzlichkeiten aller Art hingebracht.

Sitten.

Verglichen mit den Indiern, sind die Cochinchinesen tapfer, thätig und arbeitsam. Sie lieben die Wahrheit, und bekleiben daran, so bald sie sie kennen. Sie sind arm und unwissend, aber höflich unter einander, und noch mehr gegen Fremde. Die Chineser stehen bei ihnen in großer Achtung, wegen ihrer Wissenschaft; ihr Reich nennen sie daher das Reich der Klarheit, (Moédaiminh). Seitdem die Missionare ihr Land besuchen, hegen die Cochinchinesen noch größere Hochachtung gegen die Europäer. Der König ist ihnen zugethan, und wünscht sie in seine Häfen zu ziehen, um Handel mit ihnen zu treiben.

Die Cochinchinesen sind starke Liebhaber des andern Geschlechts, und die Vielweiberei ist bei ihnen eingeführt. Gewöhnlich haben sie so viel Weiber, wie sie ernähren

können, und das Gesetz räumt ihnen große Gewalt über sie und ihre Kinder ein. Weiber, die einer Untreue überwiesen sind, werden verurtheilt, von den Elephanten zerfleischt zu werden. Wirklich kann man nicht sagen, daß die hiesigen Weiber sehr züchtig wären; sie gehen in der heißen Jahrszeit immer nackt bis an den Gürtel, und machen sich nichts daraus, sich Angesichts aller Welt zu baden.

Die Cochinchinesen sind den Chinesern in Absicht auf die Gesichtsbildung ziemlich ähnlich, ausgenommen, daß sie eine dunklere Farbe haben; ihre Weiber sind sehr weiß und schön. Sie kleiden sich ganz, wie die Chineser vor dem Einbruch der Tataren sich zu kleiden pflegten, und ihre Gelehrten tragen die Japanische Kleidung. Sie lassen ihre Haare wachsen und pflegen sie sorgfältig; besonders thun dies die Weiber, deren einige so langes Haar haben, daß es auf der Erde schleppt.

Religion.

Die Religion ist dieselbe, wie in China: das Volk geht nach den Pagoden des Foé und des Tschua; die Gelehrten (lettrés) in den Tempel des Confucius, ihres Lehrers, wie er der Lehrer der Chineser war. Die christliche Religion wird gegenwärtig geduldet und macht große Fortschritte; Fürsten und Mandarine vom ersten Range sind Christen, und man rechnet gegen sechzig tausend Menschen in Cochinchina, die den katholischen Glauben angenommen haben.

Litteratur.

Die ganze Wissenschaft der Cochinchineser besteht darin, daß sie die Chinesischen Bücher lesen können, und die darin enthaltene Moral daraus lernen. Diese Wissenschaft führt zu den Stufen, welche man betreten haben muß, um sich zum Mandarin zu qualificiren.

Holz.

Cochinchina ist eigentlich nur eine Gebirgskette, deren Thäler und Ebenen wohl angebauet, die Höhen aber den Tigern, Elephanten und andern Thieren von allerlei Art überlassen sind. Diese unbebaueten Berge sind mit Waldungen bedeckt, welche einen großen Gewinn abwerfen. Die Einwohner erhalten dorther Rosenholz, Ebenholz, Eisenholz, Sappan-, Zimmt-, Kalambak-, Sandelholz und mit Einem Worte, alle die schönen Holzarten Indiens, theils zum Bau ihrer Häuser und Fahrzeuge, theils zu Hausgeräthen, theils um Harze, Balsame und Wohlgerüche daraus zu ziehen. Einige Eingebornen haben mich sogar versichern wollen, daß man auf den Gebirgen auch den Gewürznelkenbaum antreffe.

Goldgruben.

Die Einwohner von Cochinchina erhalten von ihrem Gebirge noch andere Produkte, als Früchte, Honig, Wachs, Roting und Gummi-Gutte. Sie finden daselbst ferner Elfenbein und sogar Gold in ziemlich großer Menge. Die Goldgruben sind sehr ergiebig und zahlreich; die berühmtesten sind in der Provinz Scham (Cham) an einem Orte, Namens Phunraé, wo die Französischen Missionare eine Kirche haben, und wo eine große Anzahl Christen wohnen. Dieser Ort ist von Faifo etwa acht Stunden Weges entfernt. Die Bergwerke in der Provinz Ranlang sind ebenfalls sehr berühmt. Es ist jedermann, selbst Ausländern, erlaubt, in diesen Bergwerken zu arbeiten oder arbeiten zu lassen. Sie würden eine große Ausbeute liefern, falls die Eingebornen sich mit dem Bergbau abgeben wollten; allein abgerechnet, daß nur wenige sich diesem Geschäft unterziehen mögen, so verstehen auch diese nicht, wie sie es anzufangen haben. Sie graben niemals tiefer, als eine Mannslänge. An der Stelle, wo ich sie arbeiten sah, fanden sie von Zeit zu Zeit Stücken von reinem Golde, ohne alle Beimischung, die gegen

zwei Unzen wogen. Der Goldstaub oder das in kleinen Stückchen gesammelte Gold wird hernach in kleine Massen (pains) geformt und zu Markt gebracht, wo man es, wie eine jede andere Waare, verkauft. Der gewöhnliche Preis ist in Chinesischer Münze 130 Quans oder Kans. (Was ein Kan ist, folgt weiter unten). Dieses Jahr hat man sie jedoch für 117 Kans gegeben. Auch enthalten die Gebirge Eisen in großer Menge, welches hier zu Lande sehr wohlfeil ist.

Produkte des Landes.

Das urbare Erdreich in Cochinchina ist sehr fruchtbar. Man erndtet jährlich eine zwiefache Reißerndte, und man kauft den Reiß beinahe umsonst. Die Cochinchinesen haben alle Früchte Indiens im größten Ueberfluß, namentlich: Ananas, Manges, Djakkas (Artocarpus integrifolia), Senschy, Seros, Orangen, Citronen, Pisangs und andere dem Lande eigenthümliche Sorten. Sie sind mit Pfeffer, Betel und Arekka reichlich versehen; die Arekka insbesondere macht den Reichthum mehrerer Provinzen aus. Die Cochinchinesen verkaufen jährlich eine große Quantität dieser Nüsse an die Chineser, die sie hier einkaufen. Die Baumwolle wird in Menge gezogen; nur verstehen die Eingebornen nicht die Kunst, schöne Zeuge daraus zu verfertigen. Sie bauen aber auch Maulbeerbäume und ziehen Seidenwürmer. Die Seide verarbeiten sie zu schlechten seidenen Zeugen, und es gelingt ihnen nur mit einigen Atlasarten. Rohe Seide ist daselbst sehr wohlfeil; der Fuß, Cochinchinesisches Maaß, wird um 200 Kans, mehr oder weniger je nachdem das Jahr ist, verkauft. Sie haben ferner ohne Widerrede den schönsten Zucker in ganz Indien, und für dieses Produkt allein ziehen sie ungeheure Summen aus China, indem die Chinesischen Kaufleute nach Fai-fo kommen, um Zucker für Kanton oder Japan zu laden, wo sie wenigstens vierhundert Procent daran gewinnen. Der schönste Zucker kostet

vier Kans der Cochinchinesische Fuß, und wird größtentheils in der Provinz Scham, unweit Faifo, gezogen. Man wartet nicht das dritte Jahr ab, um das Rohr zu schneiden. Die Erndte fällt jährlich gegen das Ende des Herbstes. Von allen Getreidearten, die wir in Europa bauen, haben die Cochinchinesen nur das so genannte Türkische Korn, oder den Mais, aber weder Weizen noch Roggen, noch Gerste. So ist ihr Land auch mit Gemüsekräutern und Hülsenfrüchten schlecht versehen, ohne Zweifel weil sie keine guten Gärtner haben. In ihrem Lande will fast nichts von allem dem fortkommen, was den Reichthum unserer Küchengärten ausmacht.

Ackerbau.

Die Cochinchinesen bedienen sich zum Pflügen nur der Büffel. Diese Thiere sind weit stärker als unsere Ochsen, und dauern in dem Schlamme der Reißfelder besser aus. Man hat zwar außerdem eine Menge Ochsen; allein sie sind klein, mager und kaum zu brauchen. Die Cochinchinesen haben keine Schafe, und ihr Fleischmarkt ist überhaupt ziemlich schlecht versehen. Dagegen giebt es Federvieh in Menge; Hühner, Enten und Tauben sind in Ueberfluß und um geringen Preis, wildes Geflügel beinahe umsonst zu haben. Das gemeine Volk lebt hauptsächlich von Fischen, die sehr gut schmecken und die es in großem Ueberfluß giebt; denn sowohl das Meer als die Flüsse sind außerordentlich fischreich.

Handel.

Was den Handel hier zu Lande betrifft, so muß man gestehen, daß die Cochinchinesen weder reiche noch geschickte Kaufleute sind. Sie haben keinen auswärtigen Handel, außer mit China und Japan, gehabt. Die Japaner haben ihn seit ungefähr fünf und zwanzig Jahren auf Befehl ihres Kaisers aufgeben müssen, indem ihnen verboten ward, außer Landes zu gehen. Die Cochinchinesen stehen unter der Einschränkung eines ähnlichen Verbots, und müssen

sich daher an den Waaren genügen lassen, die ihnen die Chineser zuführen wollen. Die Einwohner von Cochinchina sind bei weitem nicht so verschlagen, wie die Chineser, und werden daher von Letzteren leicht betrogen.

Die Waaren, welche ihnen aus China zukommen, sind mehrentheils: Tutenague, rothes, gelbes und weißes Kupfer, Thee, Porcellan, broschirte Seidenzeuge, Specereien und Arzneien, wie Rhabarber, Aristolochia, Ginseng, großes Schöllkraut, Gewürze und ich weiß nicht, wie viele Wurzeln, womit die Chineser hier guten Absatz finden. Sie bringen ferner eine große Quantität Papier, dessen man sich bei Begräbnissen bedient, gefärbtes, buntes und vergoldetes Papier für die Pagoden und Opfer, etwas Nanking, allerlei Malereien, Zinnober, Lasur, Orpiment, leinene und baumwollene Zeuge. Die Barken von Hognam (Hainan?) kommen mit allerlei irdenem Geschirr und Küchengeräth hieher, welches sie schnell und vortheilhaft los werden. Die Fahrzeuge von der Ostküste von China, entweder von Emoy oder von Nienpo, bringen zuweilen Japanische Waaren, die sie sehr gut verkaufen, vornehmlich rothes Kupfer und Säbelklingen. Die Barken von der Küste Kambodja und von Siam bringen Kalin, verarbeitetes Kupfer, Specereien, Kardamomen, Pelzwerk ꝛc.

Die Chineser ziehen aus Cochinchina Gold, Elfenbein, Agalholz (bois d'aigle, Kalambak,) Kandelzucker, Arekkanüsse, Färbehölzer und Hölzer zur Verfertigung eingelegter Arbeit, Pfeffer, Moschus, eine Art gesalzener Fische, Vogelnester und was die Cochinchinesen von ihren Gebirgen bringen, als Rhinocerushörner, Gummi-Gutte u. d. gl. Die Barken von Siam nehmen Gold, Zucker und Pferde zurück. Die Pferde sind in Cochinchina sehr wohlfeil.

Die Chineser führen ihren Handel nach Cochinchina auf folgende Art. Sobald sie den Hafen im Gesicht haben, finden sie einen Cochinchinesischen Lootsen, der ihnen

hineinhilft. Diese Lootsen sind Bediente des Mandarins, und haben den Befehl, sich beständig in Bereitschaft zu halten, um den Fremden die Einfahrt in den Hafen zu erleichtern. Sobald das Schiff vor Anker liegt, geht der Kapitain mit einigen Officieren ans Land, und reiset nach Hofe, um ein Verzeichniß von allen seinen Waaren vorzulegen und die dem Könige bestimmten Geschenke zu überbringen. Wir müssen hier bemerken, daß in Cochinchina alle Kontrakte und Geschäfte mit Geschenken anfangen und sich damit endigen. Es ist ein wesentlicher Punkt, daß man solche Geschenke macht, die dem Könige gefallen; denn sobald er zufrieden ist, erläßt er dem Schiff die Hafengebühren. Je nach der Menge und Beschaffenheit der eingeführten Waaren muß der Werth des Geschenks eingerichtet seyn. Die Chineser zahlen überdies zehn Procent von ihren Ladungen, zufolge eines alten Zolltarifs, der den Preis aller Waaren bestimmt.

Sobald der Kapitain vom Hofe zurückkommt, läßt er sein Schiff ausladen und alle Waaren nach seiner Faktorei bringen. Dahin kommen die Mandarine vom Zollamt, sie zu besichtigen, ob nichts Seltenes darunter sey, was dem Könige oder den vornehmsten Mandarinen des Reichs gefallen könnte, und übergeben ein Verzeichniß von den Waaren, die sie gern kaufen möchten. Finden sich einige von den Artikeln dieses Verzeichnisses unter den vorliegenden Waaren, so lassen sie dieselben zurücklegen und vergleichen sich mit dem Kapitain wegen des Preises. Er nimmt für itzt ihren Wechsel, der erst in zwei oder drei Monathen zahlbar ist. Vor dieser Beschauung darf der Kaufmann nichts verkaufen. Er muß überdies in dem Verzeichnisse von seiner Ladung, welches er dem Könige bei seiner Ankunft überreicht, ja nichts auslassen oder vergessen; denn wofern die Mandarinen etwas fänden, was nicht in diesem Verzeichnisse stände, so könnten sie ihm Verdruß machen. Er muß ferner dem Minister und dem Zollaufseher einige Geschenke geben. Der Letztere ist in Co-

chinchina ein großer und mächtiger Mandarin, und wird Onlaibotao genannt. Wenn es zum Waarenverkauf kommt, wenden sich die Chineser an die Mandarine, die, wo etwas zu verdienen ist, gern auch Kaufleute abgeben und ihnen das Wichtigste und Theuerste abkaufen. Für Sachen von geringem Werthe giebt es Weiber, auf die man sich verlassen kann, die sich auf den Handel sehr gut verstehen, und die, gegen eine geringe Belohnung, jede ein oder ein Paar Ballen loszuwerden suchen. Ein Europäischer Schiffskapitain, der hieher käme, würde leicht von einigen reichen christlichen Kaufleuten in seinem Geschäft gefördert werden.

Münzsorten und Werth des Goldes und Silbers.

Die verkauften Waaren werden in Gold oder in Silber verkauft, noch öfter aber in Kas (caches), der einzigen Münze dieses Landes. Man reihet sie, wie in China, auf Fäden, wovon jeder 600 Kas oder ein Kan (quan) enthält. Dieses Kan besteht aus zehn Tien oder Massen, wovon jede sechzig Kas enthält. Unter dem Kan haben sie weder Groschen (sols) noch Kandarins (condouins), sondern man zählt nach Kas unter dem Kan. Ein Schu (choué) enthält zehn Kan oder 6000 Kas; folglich ist das Kan oder Tael (Täl) von Cochinchina nur sechs Maß Chinesisch; denn das Maß ist ein Zehntheil des Tael (Täl), mithin beträgt das Chinesische Tael (Täl) ein Kan, sechs Tien und vierzig Kas von Cochinchina.

Gold und Silber sind hier zu Lande bloße Waaren, die keinen gesetzten Preis haben und theurer oder wohlfeiler werden, je nachdem die Chineser jährlich eine geringere oder größere Quantität einführen. Die Cochinchinesen kennen den Werth unserer Piaster nicht, sondern schmelzen sie zu kleinen Massen von funfzehn Piastern, die eine geraume Zeit 22 bis 23 Kan oder Quan galten, jetzt aber nur auf 17 bis 20 stehen. Dessen ungeachtet bringen die Chineser noch immer Piaster herbei, und gewin-

nen mehr daran als in China, wo das Stück nur ungefähr 700 Kas gilt, da sie es hingegen in Cochinchina wenigstens zu 800 ausbringen können. Deshalb finden sie es zuweilen ihrem Interesse gemäßer, statt aller andern Waaren, Silber einzuführen; denn jene müssen sie mit vieler Mühe los zu werden suchen, ohne etwas daran zu gewinnen, indem sie ihren Hauptgewinn an den Waaren finden, die sie von Cochinchina ausführen.

Das Gold steigt und fällt ebenfalls im Preise, nach Maaßgabe der Anzahl der Käufer. Um die Zeit, wenn die Chinesischen Junken anlangen, bekommt man es nicht anders als zu 130 Kan; um die Zeit ihrer Abreise steigt es bis 150; kaufte man es aber des Winters auf, das ist, vom ersten Monde, bis zu Ende des Cochinchinesischen Jahres, oder während der Monathe Oktober, November und December bis zum März des folgenden Jahres, so würde man es um 110 und selbst um 100 bekommen; und wer das Land kennt, kann es noch wohlfeiler einkaufen.

Gewichte und Maaße.

Das Maaß, nach welchem die Cochinchinesen kaufen und verkaufen, enthält ungefähr zwei Fuß von unserm Königsmaaß (pied de roi) und heißt *thiae*; es ist also um die Hälfte, weniger einen halben Zoll, kürzer als unser Stab, und größer als die Kove der Chineser ungefähr um sechs Punten und vier Kandorin. Man hat sonst kein anderes Maaß, ausgenommen für den Reiß, den nur die Armen allein nach dem (kubischen) Maaße kaufen, welches ungefähr sechs Cochinchinesische Pfunde enthält. Dieses Pfundgewicht ist um vierzehn Unzen größer als das unsrige, und hält zehn Unzen mehr als das Chinesische, welches gegen zwanzig Französische Unzen enthält; mithin ist ein Cochinchinesisches Pfund dreißig Unzen schwer.

Es giebt gewisse Waaren, die verboten sind, das heißt, deren Verkauf der König sich allein vorbehalten hat,

z. B. Elfenbein und Kalambakholz. Diese beiden Artikel kann man nur vom Könige allein kaufen; und erhandelte man sie von einem Privatmann, so könnte man Ungelegenheit davon haben.

Alle Waaren ohne Ausnahme, sowohl die vom Könige als von Privatleuten erhandelten, zahlen keinen Zoll; man schifft sie ein, wann, wie und wo man will.

Seehäfen.

Cochinchina hat mehrere Häfen. Der beträchtlichste ist der, welchen die Portugiesen Fai-fo, und die Cochinchinesen Hoyan nennen. Er liegt in der Provinz Scham in sechzehn Graden, weniger einigen Minuten, Nördlicher Breite, einige Tagereisen weit von Hofe entfernt. Der Hafen hat tiefes Wasser, und die Schiffe liegen sicher darin. Den Kaufleuten ist er sehr bequem, weil ihre Schiffe vor den Thüren ihrer Faktoreien vor Anker gehen können. Die Einfahrt in den Hafen ist nicht schwer; es ist ein großer Fluß, welcher durch die Provinz Scham fließt und von den Gebirgen des Reiches Laos herabkommt.

Fai-fo treibt unter allen Cochinchinesischen Städten den stärksten Handel. Es halten sich beständig gegen 6000 Chineser dort auf und sie werden zu den reichsten Kaufleuten gerechnet. Sie haben sich im Lande verheirathet und zahlen dem Könige das Kopfgeld. Es sind daselbst zwei christliche Kirchen: eine von Jesuiten, und die andere von Spanischen Franziskanern. Der Statthalter der Provinz wohnt eine Stunde Weges davon, in einem Orte Namens Reta, an demselben Flusse. Bei der Ankunft zu Fai-fo findet man Faktoreien zu miethen, so viel man will; die größten kosten gewöhnlich hundert Piaster für die ganze Zeit des Monsuns (die Jahrszeit, die man dort zubringen muß).

In der Provinz Quinhin giebt es noch einen Hafen, der Nuoeman, das heißt: der Hafen des salzigen Wassers, genannt wird. Er ist gut, sicher und wird ziemlich stark besucht, wiewohl er viel kleiner als

der zu Fai-fo ist. Seine größte Unbequemlichkeit besteht darin, daß er zu weit vom Hofe ab liegt, wohin der Kapitain nothwendig mehrmals reisen muß. Seine Entfernung beträgt sechs große Tagreisen. Für Schiffe, die nur Seide oder nur Arekkanüsse laden wollten, würde er indeß vortheilhaft seyn, weil diese beiden Artikel in jener Provinz angetroffen werden. Außerdem giebt es noch verschiedene kleine Häfen, zumal in Nanlang; allein für große Schiffe sind sie weder tief noch sicher genug, und die Chineser selbst besuchen sie nicht, wegen ihrer Entlegenheit von Hofe.

Europäischer Handel in Cochinchina.

Man wird aus dem bereits Gesagten leicht ersehen, was für Waaren der Europäische Kaufmann aus Cochinchina ziehen kann, um sie entweder nach China oder nach den Küsten von Indien, und selbst nach Europa zu bringen. Die große Schwierigkeit ist wohl, was man nach Cochinchina bringen soll? worüber Folgendes bemerkt zu werden verdient.

Die Cochinchinesen machen sich hohe Vorstellungen von allem, was aus Europa kommt, und setzen einen großen Werth darauf. Eine Menge Sachen, die in Frankreich keinen Werth haben, werden in Cochinchina Kostbarkeiten. Alle Arten von Spielsachen, Glaskorallen, einige leichte schön gefärbte (z. B. rothe) Stoffe würden sich gut verkaufen lassen. Man würde ebenfalls für allerlei in Europa verfertigte Waffen, insbesondere für Säbelklingen, die nach einem Cochinchinesischen Modell geformt seyn müßten, guten Absatz finden. Alle Arten von Edelsteinen, vom Diamanten bis zum Rheinkiesel, kann man dem Könige und den Mandarinen theuer verkaufen. Diese letzteren verlangen auch Gold und Silberdrath, woran hundert Procent zu gewinnen wären; nur müßte man es nicht in großer Quantität bringen. Messing kostet dort wenigstens vier Kans, der Chinesische Fuß; ich glaube deshalb, daß daran etwas zu profitiren wäre. Man könnte ferner

Schwefel einführen, der in Cochinchina sehr theuer ist; imgleichen Spezereien und Arzeneien z. B. Chinarinde, die ihnen schon sehr wohl bekannt ist, Ginseng aus Kanada und andere Europäische Waaren dieser Art. Wir haben in Frankreich eine große Menge Waaren, die für den Cochinchinesischen Markt zu theuer wären; doch könnte man sich von geringen Quantitäten einen guten Absatz versprechen, z. B. von einigen Lyonner Seidenstoffen mit goldenen und silbernen Blumen, deren sich die Cochinchinesen zu Beuteln für ihren Betel und Tabak bedienen; denn ein Theil ihres Luxus und ihrer Pracht besteht in der Menge und Verschiedenheit dieser vergoldeten Beutel. Auch könnte man einige Stücke Scharlachtuch, einige Teppiche nach Persischer Art, und einige Stücke Leinwand aus Bretagne absetzen. Unter den Spiel- und Putzsachen müßte man Armspangen und Ohrgehänge, allerlei Kleinigkeiten von Similor, ꝛc. nicht vergessen. Ich zweifle auch nicht, daß es noch eine Menge Sachen giebt, die den besten Abgang finden würden; nur kann allein die Erfahrung darüber Auskunft geben. Wenn die Europäer Schiffe mit unzähligen verschiedenen Waaren hinschicken werden, so wird es sich bald zeigen, was den Cochinchinesen am besten gefällt.

Entschlösse man sich, ein Schiff aus Europa nach Cochinchina zu schicken, so müßte es zuvörderst, wie ich schon gesagt habe, Geschenke für den König mitbringen, ohne welche man sich einer schlechten Aufnahme aussetzt. Was dem Könige am meisten gefallen würde, sind Spiegel, große Wand-Uhren, Edelsteine, Brocate, Arbeiten von Kristall, einige optische Werkzeuge, wie z. B. eine magische Laterne, ein Teleskop, desgleichen mechanische Arbeiten, wie Orgeln die von selbst spielen, u. s. w. endlich wollene Tapeten und Teppiche. Das wäre ungefähr alles, was dem Könige, der überaus wißbegierig ist und einen guten Geschmack besitzt, sehr angenehm seyn würde. Er hat viele Vorliebe für Europäische Sachen, und zieht

die nützlichen den bloß angenehmen vor. Die Geschenke an die Mandarinen müssen fast von eben der Art, nur von geringerem Werthe seyn und nach ihren Würden ausgetheilt werden, weil man sich Feinde machte, wenn man bei der Austheilung der Geschenke zwei Mandarinen von ungleichem Range gleich setzen wollte.

Die Vortheile abgerechnet, welche die Französischen Kolonieen*) von dem Handel mit Cochinchina ziehen könnten, möchten sie nun dorthin segeln, um Waaren nach der Küste von Indien zu bringen, oder das in Cochinchina Eingekaufte nach China führen, wo damit ein großer Gewinn zu machen wäre: so lassen sich in Cochinchina noch andere Vortheile von höherem Werth und wesentlicherem Nutzen für die Kolonieen erlangen. Man könnte dorther Arbeiter holen, die mit dem Zucker und der Seide umzugehen wüßten; man könnte daselbst Ackerleute, Zimmerleute, ꝛc. bekommen; und dieser Vortheil scheint mir wichtig genug, um Aufmerksamkeit zu verdienen**).

Ich bin von der Anmaßung weit entfernt, durch diese kurze Beschreibung eine gründliche Kenntniß von Cochinchina gegeben zu haben; meine Absicht ging lediglich dahin, in meinem flüchtigen Abrisse hinzustellen, was man zu wissen braucht, falls künftig ein Handelsverkehr mit diesem entfernten Lande für ersprießlich gehalten werden sollte.

*) Nehmlich Isle de France und Bourbon. G. F.

**) Sonst war es wenigstens keinem Cochinchinesen erlaubt, sein Vaterland zu verlassen; dieses wird sogar als die Ursache angegeben, daß sie keinen auswärtigen Handel führen, sondern bloß die Ausländer in ihre Häfen kommen lassen. Fällt also die Aussicht, die der Verfasser hier eröffnet, nicht von selbst wieder weg? G. F.

III.

Robert Kirsop's

Nachrichten von Cochinchina.

1750.

(Orientaly Repertory No. 2, p. 241-254.)

Cochinchina, welches die Chineser sowohl, als seine eigenen Einwohner, Annam (auch Anam) nennen, liegt mit Inbegriff von Tsiampa (Champa) und der jetzt dazu gehörigen südlichen Provinz, zwischen 10° 50′ und 17° 40′ Nördlicher Breite. Der einzige Handelshafen ist Faifo (Faifoe) in 16° N. Br. *), ein Ort der ungefähr zehn Englische Meilen von der See entfernt, an einem Flusse liegt, welcher ehedem von den größten Junken befahren werden konnte, jetzt aber nur für Fahrzeuge von etwa achtzig Tonnen Last schiffbar ist. Die Junken liegen ungefähr eine Stunde von der Stadt, in einem andern Flusse, der mit jenem zusammenfließt, und worin Schiffe von 180 bis 200 Tonnen bequem einlaufen können. Vor diesen Flüssen, ungefähr drei Seemeilen weit vom festen Lande, welches hier sehr niedrig ist, liegen die Tsiampello-Inseln (Islands of Champello) in 16° 8′ N. Br. Innerhalb der größten Insel hat man eine oder zwei Englische Meilen vom Lande guten Ankergrund, wo man vor Anker lie-

*) Hier ist etwas in der Handschrift verlöscht, so daß man nicht sieht, ob es genau 16° heißen soll; allein darauf kommt es hier nicht an, denn die Breiten sind ohnehin nicht genau angegeben. A. D.

gen bleibt, bis man Erlaubniß zu handeln erhalten hat, worauf das Schiff; wenn es klein genug ist, in den Fluß einlaufen kann. Nordwestwärts von Tsiampello liegt am festen Lande ein hohes Gebirge, einer Insel ähnlich, hinter welchem die Bay Touron befindlich ist. Hier können die größten Schiffe liegen, unter andern auch das Makaoschiff und die großen Junken, die zu tief im Wasser gehen, um in den Fluß von Fai-fo einlaufen zu können. Es ist aber in so fern ein unbequemer Hafen, weil die Boote oft eine ganze Woche darauf zubringen, von Fai-fo zurück an Bord zu gehen *).

Sobald man ankommt, begeben sich einige Beamte an Bord, bis man den Tschopp (Chop) des Königs erhalten und die Abgaben für die Einfuhr bedungen hat. Diese werden nach der Größe des Schiffes und der Beschaffenheit der Ladung berechnet, welche man angeben muß. Zu Fai-fo hält sich jemand auf, der ein Amt, fast wie das Amt eines Schabandars **), bekleidet und den Ankommenden bei ihren Zollgeschäften behülflich ist. Man giebt ihm ein kleines Geschenk, wiewohl ich nicht glaube, daß das Geschäft sich eher abthun läßt, als bis man an Ort und Stelle ist, wo es eigentlich abgehandelt werden muß, nehmlich zu Hweh (Whey oder Hué), wo der König sich aufhält, welches zwei Tagereisen von Fai-fo entlegen ist. Man thut daher am besten, so zeitig als möglich dahin zu eilen, indem man dort sichrer zu Werke gehen kann, und nicht Gefahr läuft, von Subalternen hinters Licht geführt zu werden, die gern vorgeben, daß es in ihrem

*) Eine Englische Handschrift lautet folgendermaßen: „Zu Touron geht man im Angesicht einer südwestwärts gelegenen „Stadt vor Anker, wo ein Fluß befindlich ist, der vermittelst „eines Kanals (welcher jährlich gereinigt wird, damit der „Tribut des Königs darauf fortgeschafft werden könne) mit „dem Flusse von Fai-fo zusammenhängt. Die Boote von den „Schiffen können auf diesem Kanal fahren." A. D.

**) Der in Ostindien übliche Titel eines Ober-Zollaufsehers, der in Batavia zugleich über alle Fremden eine Art von Jurisdiktion ausübt. G. F.

rem Vermögen steht, den Fremden Dienste zu leisten *). Bei Hofe ist Ung-tschi-mo der einzige Mandarin, der es in seiner Macht hat, uns abzufertigen; der König hat ihm alles, was den Handel betrift, anvertrauet, und geht mit ihm darüber zu Rathe. Diesen muß man folglich auf jeden Fall zum Freunde haben. Er lebte noch im Jahr 1750, und hatte einen sehr guten Ruf. Was man an den König (in Person) verhandelt, geht durch seinen zweiten Verschnittenen, der sein Kassirer außerhalb des Pallastes ist und ein kleines Geschenk erhalten muß. Das Schiff von Makao, welches fünfhundert Tonnen Last hält, zahlt jährlich 3000 Quans, die Geschenke an die Königlichen Beamten ungerechnet; dafür werden demselben alle Zollauflagen erlassen, die sich nach den Landesgesetzen auf 12 Procent für eingeführte Waaren belaufen. Diese Aufhebung der Zollgebühr gegen eine bei der Ankunft gleich verabredete Summe Geldes ist gewöhnlich **); man akkordirt auch

*) Nach der Englischen Handschrift: „Es liegt nicht viel daran, ob man den König zu sehen bekommt oder nicht, wenn man ohnedies das Geschäft beendigen kann; denn es kostet viel an Geschenken, eine Audienz bei ihm zu erhalten. Man wendet sich zuerst an den Mandarin Ung-Kay-An, dem die Direktion aller Handlungsgeschäfte übertragen ist. Sein Amt ist gleichsam das Schabandar-Amt; und wenn man ihn nicht zuvor durch wichtige Geschenke gewonnen hat, so ist die Audienz bei dem Könige vergeblich. Die Franzosen wollten im Jahr 1749 alles auf eine große Art betreiben, und sahen diesen Mandarin nicht an, weil sie einigemal bei dem Könige zur Audienz gewesen waren. Allein der König, der es unter seiner Würde hält, die Angelegenheiten, die den Handel betreffen, in Richtigkeit zu bringen, verwies alles an den Mandarin, wodurch die Franzosen ihren Endzweck verfehlten. Auch wurden in diesem Jahr auf sein Anstiften alle Missionare aus dem Lande verbannt." A. D.

**) Eine Spanische Handschrift von Herrn Kirsop's Hand sagt: „Zufolge der Nachricht, die ich eingezogen habe, ist diese Summe 2000 Coans (Quans), etwas mehr oder weniger, für ein Schiff wie Gaspar seins, (ungefähr von 200 Tonnen?) mit einer Ladung, die sechzig bis siebziatausend Thaler werth ist." Die Englische Handschrift: „Die Zölle auf alle Einfuhr betragen 12 Procent; allein man deklarirt, was man mitgebracht hat, und sucht dann über eine Summe einig zu werden, welche für das Schiff erlegt wird, so oft es hier ankommt. Die Portugiesen zahlen jährlich für ihre Schiffe 300 (vielleicht

wohl, wenn man zur Stelle ist, nach Belieben für ein Schiff von bestimmter Größe, das im folgenden Jahre kommen soll. Die Chineser haben jederzeit einen Paß für ihre Junken, und zahlen jährlich ein- bis zweitausend Quans.

Die größte Schwierigkeit hier zu Lande besteht darin, daß man alle Geschäfte vermittelst eines Dolmetschers betreiben muß, da man gewöhnlich die Landessprache nicht versteht. Dieser Dolmetscher ist der beständige Begleiter des Fremden, und muß bei ihm im Hause wohnen. Man giebt ihm gewöhnlich für die Jahrszeit zwei- bis dreihundert Quans*), außer den Accidenzien, woran man ihn schwerlich wird hindern können. Es sind (jetzt) hier nur drei Dolmetscher von Profession**), nehmlich Miguel, Gregorio und Thomas. Miguel, ein sehr guter, geschickter Kopf, diente den Franzosen, und ward, als er noch jung war, nebst Thomas, von Herrn Friel nach Pondichery geführt. Dort wurden sie zum Christenthum bekehrt, und lernten Portugiesisch sprechen. Gregorio

3000?) Quans, und die Chineser 1500 bis 2000 nach der Größe ihrer Junken. Diese Summe wird jederzeit in dem Tschapp (Chop, Freibrief?), den man darüber ausgefertigt erhält, angegeben." A. D.

*) Die Enalische Handschrift: „Der gewöhnliche Lohn sind hundert Quans und drüber, nach Verhältniß der Ladung, und man muß ihnen durch die Finger sehen, wenn sie sich noch allerlei Nebenverdienst machen." Die Spanische Handschrift spricht von „200 bis 250 Coans, wobei es aber weit vortheilhafter ist, einen Mestizen mitzubringen, der die Amoy-Sprache spricht, indem fast alle Mandarine und Kaufleute sie verstehen." A. D.

**) Die Englische Handschrift sagt: „Gregorio ist der einzige der etwas taugt. Er dient den Portugiesen und kann auch Eure (der Engländer?) Geschäfte besorgen. Man kann sie ihm anvertrauen, ob er gleich der einzige Spitzbube ist, der sowohl den Willen als die Geschicklichkeit besitzt, Euch ohne Euer Wissen zu betrügen. Thomas, ein junger Mensch, der mit Hrn. Friel an der Küste Koromandel war, ist träge, und liebt den Trunk; er läßt sich aber leicht führen, hat viel Verschlagenheit und einen ziemlichen Grad von Dreistigkeit. Manikо verdient nur auf den Fall gebraucht zu werden, wenn die anderen beiden nicht zu haben sind. Sie sprechen alle drei Portugiesisch; es giebt aber noch einen Monsieur Paul, der Französisch spricht." A. D.

dient den Leuten, die von Makao kommen. Wenn diese drei beschäftigt sind, hat man noch zwei andere, mit denen man sich zur Noth behelfen kann, nehmlich Maniko und Monsieur Paulo. Alle sprechen Portugiesisch, ausgenommen der letztgenannte, der das Französische gelernt hat. Ist man bei der Ankunft zu Fai-fo sehr um einen Dolmetscher verlegen, bis man nach Hofe reiset, so findet man gewöhnlich einen Menschen, der auf zwei oder drei Tage zu brauchen ist, im Portugiesischen Hause; denn die Portugiesen halten mehrentheils Jahr aus Jahr ein Leute zu Fai-fo. Ist das nicht thunlich, so wendet man sich an den Mandarin, der die Gouverneurstelle bekleidet, damit er um einen der vorhin genannten Dolmetscher nach Hofe schicken möge. Es ist ein wichtiger und delikater Punkt, den Dolmetscher zu gewinnen, daß er sich der Sachen annimmt; denn davon hängt der glückliche Erfolg des Unternehmens ab. Wer aber einen leichten, ungestörten, glücklichen Handel mit den Cochinchinesen zu führen wünscht, muß so bald als möglich ihre Sprache erlernen, welches nicht schwer hält; denn obgleich die Chinesischen Charaktere hier gebraucht werden, und denselben Sinn haben wie in China, so ist doch die Sprache ganz verschieden, und man drückt sich weit leichter und einfacher darin aus.

Die Chineser haben den größten Antheil an dem Handel von Cochinchina, und führen dorthin Tutenago (Toothenague)*), Porzellan, Thee und eine Menge Kräu-

*) Englische Handschrift: „Nichts ist besser, oder vielmehr nichts taugt, nach Cochinchina zu bringen, als Tutenago, welches der König allemal für sich behält, gewöhnlich zu 14 Quans den Pekul. An dem Tutenago, welches man dem Könige verkauft, verliert man 3 Procent im Gewicht. Wenn ein Schiff gegen Ende Aprils von Indien abfährt, so geht man am sichersten, Tutenago mitzunehmen, vorausgesetzt, daß man es wohlfeil genug einkauft, um den Einkaufpreis wiederzubekommen, weil man den Vortheil hat, vom Könige in neuer Münze (Kas) ausgezahlt zu werden. Ist aber das Gold theuer, so verliert man nichts, indem man (Spanische) Thaler mitnimmt und sie bei der Ankunft in Cochinchina an die Portugiesen und Chinesen verkauft, die, wenn sie ihr Tutenago nicht für Zucker umsetzen können, zuweilen mit großer

ter und Wurzeln, deren man sich als Arzneien bedient. Da man bisher nur wenige Waaren aus Indien daselbst empfangen hat, so läßt sich nicht wohl sagen, was für Waaren dort annehmlich seyn würden. Zinn findet Absatz zu 22 bis 25 Quans der Pekul. An Spanischen Thalern hat man keinen Verlust. Das Tutenago kauft der König alles auf, zu 13 bis 14 Quans den Pekul. Man könnte auch mit Sandelholz und Pfeffer einen Versuch machen. So würde sich auch etwas Eisenwaare gut verkaufen. Ueberhaupt braucht man keine große Ankaufssummen, um ein kleines Fahrzeug mit Zucker zu befrachten. Anfänglich müßte man auch nur ein kleines Fahrzeug dorthin schicken, und wenn man sich mit dem Einkauf in Acht nimmt, wird die Ladung, die man zurück erhält, hinlänglichen Gewinn abwerfen. Die einzige Münzsorte des Landes sind eine Art Kas (Cash) von Tutenago gemacht, von denen sechshundert einen Quan oder ungefähr zwei Rupien *) machen. Man theilt das Quan ein in zehn Mas oder Tean, jedes zu sechzig Kas. Die ganze Zahl von Kas, die ein Quan ausmacht, wird auf einen Faden gereihet, und bei jedem Mas wird ein Knoten dazwischen gemacht. Die Münze, die man vom Könige bekommt, ist jederzeit gut und neu **), und man kann sie sogleich wieder auszahlen, ohne zu besorgen, daß etwas daran fehlt. Im Handelsverkehr mit andern erhält man alte und vermischte Kas,

Verminderung ihres Gewinns Gold nehmen müssen. Der größte Theil des Kapitals muß in Tutenago oder in Thalern (Piastern) bestehen; auf andere Waaren kann man sich nicht verlassen, bis man die Probe damit gemacht hat. Vielleicht würden Taschenmesser und Scheeren von geringem Werth sich gut verkaufen; auch könnte man einige Stücke Baumwollenzeug (piecegoods) und ein paar Gänse Blei zum Versuch mitnehmen." Die Spanische Handschrift sagt: „Auf Kauris (Schlangenköpfe, eine Art Schnecken) Cochenille, Schwefel, Balate, oder Seeschnecken, und blaue Farbe (Tinta Azul) hat man keinen Verlust, jedoch nur bis zum Werth von 5, bis 6,000 Thalern für die erste Reise." A. D.

*) Das Spanische Manuskript: „Sieben Realen oder $\frac{7}{8}$ eines Thalers (Dollars), wofür, mehr oder weniger, der Spanische Thaler (Piaster) ausgebracht werden kann." A. D. — Eine Rupie ist eine Ostindische Silbermünze. Ihr Werth variirt etwas weniges, nach den Orten, wo sie geschlagen wird; er beträgt ungefähr 1 Fl. 15 kr. G. F.

**) Englische Handschrift: „Sie ist auch um 8 Procent besser, als die alte, die man gewiß überall bekommt, wo man nicht mit dem Könige handelt." A. D.

welche beim Ausbezahlen viel Mühe machen, und woran man überdies vier bis fünf Procent verliert. Der König läutert alles Silber was er hat, und schmelzt es in Stangen, welche zehn Tael wiegen, womit er zuweilen seine Truppen, das Stück zu 20 Quans, bezahlt; allein sie kommen nicht in Umlauf, und werden nur um 16 oder 17 Quans verkauft. Auch bedient man sich außerdem des Silbers nur selten, ausgenommen zu Armgeschmeiden.

Die Gewichte sind genau dieselben, die auch in China üblich sind, und man bedient sich der Dotschins ganz auf eben die Art; für den Zucker sind sie indeß um ein halbmal größer, als für alle andere Waare, so, daß man 150 gemeine Chinesische Kattis, oder 200 Pfunde in jedem Pekul (oder 100 Kattis) Zucker bekommt. Die meisten Chineser haben sie noch zehn Kattis größer, so daß der Pekul Zucker 160 gemeine Chinesische Kattis enthält*).

Zucker ist die beste Waare zur Ausfuhr, die das Land hervorbringt. Der beste Zuckerkand kostet gewöhnlich 5 Quans 2 Mas, bis 4 Quans 5 Mas der Pekul; feiner weißer Puderzucker von 4 Quans bis 3 Quans 5 Mas; eine mittlere Sorte, der von Manila ähnlich, ungefähr 3 Quans; und der braune Puderzucker von 2 Quans 6 Mas bis auf 2 Quans. In den Monathen Junius, Julius und August bringt man ihn zum Verkauf; doch wird das meiste gegen das Ende des Julius gebracht**), da ihn die Chineser äußig aufkaufen und nach China schicken. Der Portugiesische Faktor, der die Erlaubniß hat, sich beständig dort aufzuhalten, kauft oft zu Ende Augusts und im September, nachdem schon alle Portugiesische Schiffe und alle Junken fort sind, den Zucker noch wohlfeiler ein. Oft sitzen die Weiber auf der Straße mit kleinen Pröbchen von Zucker; doch gemeiniglich kommen sie selbst zu den vornehmsten Käufern ins Haus, und wenn man nach der Probe handelseins geworden ist, so lassen sie die ganze Quantität auf den Hof bringen. Dort untersucht man jeden Korb, ehe er gewogen wird, vermittelst eines langen

*) Englische Handschrift: „Die Gewichte in Cochinchina sind, der Landesverordnung gemäß, dieselben wie in China; doch werden Dotschins besonders für den Zucker gemacht, die man so groß haben kann, wie man will, da denn die Leute, sobald sie es wissen, sich in ihren Preisen darnach richten.“ A. D.

**) Englische Handschrift: „Man muß spätstens gegen das Ende des Julius alle Gelder bei Hofe beigetrieben haben, für die

dünnen Bohrers, wodurch man leicht einen Betrug entdeckt. Sie bringen jederzeit ihren Zucker in großen, unbehülflichen Körben, die vier- bis fünfhundert Pfund wiegen, und jede Parthei, die etwa in fünf bis funfzehnhundert Körben besteht, ist von einer verschiedenen Sorte*). Es ist daher gewöhnlich, allen Zucker auszuschütten, was sich in der Qualität am ähnlichsten ist, wohl unter einander zu mischen und alles wieder auf eigene Kosten in kleinere Körbe zu packen**).

Seide haben sie in Ueberfluß; fast eine jede Familie zieht davon so viel, wie sie zu ihrem eigenen Gebrauche nöthig hat. Fragte man aber nach dieser Waare, so würden sie dieselbe bald zu eben der Vollkommenheit, wie in China, bringen***). Die Portugiesen haben sie veranlaßt, einige dunkelbraune gestreifte Seidenzeuge zu machen, welche sie mit Vortheil nach Makao, und von da wieder nach verschiedenen Häfen Indiens geführt haben.

Eisenerz wird hier im Lande ebenfalls in Menge gefunden; die Einwohner schmelzen davon nur so viel sie brauchen****). Gold desgleichen, welches hauptsächlich durch die Hände des Königs geht. Es wird in kleine Barren oder Stangen, jede von zehn Tael, gegossen, die, mit des Königs Stempel versehen, in China jederzeit 94 Tutsch (Touch) gelten. Wenn der Stempel fehlt, kann man sich nicht darauf verlassen. Ehedem kaufte man die Stange für 150 bis 190 Quans; allein seitdem die Kas von Tutenago so üblich geworden sind, ist sie auf 200 und 225 Quans

Sachen, die der König bekommen hat. Dann sendet man sie nach Faifo, und geht zugleich selbst hin, weil um diese Zeit der Zucker aus dem Lande dorthin gebracht wird. Nur im August kann man Zucker wohlfeil und in Menge bekommen, und zwar die ganze Ladung so schnell einlegen, als es Zeit braucht, sie zu wägen und einzupacken." A. D.

*) Englische Handschrift: „Man rechnet gewöhnlich für jeden Korb zwanzig Kattis ab, außer wenn man glaubt, daß sie mehr wiegen." A. D.

**) Englische Handschrift: „Man packt den Zucker in Körbe von beliebiger Größe, und die ganzen Kosten des Umpackens, Einschiffens u. s. f. kommen nicht höher als funfzig Kas für den Pekul." A. D.

***) Spanische Handschrift: „Im Jahr 1750 kaufte man rohe Seide zu 200 Koans (Quans) den Chinesischen Pekul, und verarbeitete Seide so wohlfeil wie in China." A. D.

****) Spanische Handschrift: „Eisen giebt es in Ueberfluß; allein die Ausfuhr ist, wie in China, verboten." A. D.

gestiegen. Die Cochinchinesen haben auch eine kostbare Sorte von Agala- (Agal) Holz, wovon jedoch die Ausfuhr verboten ist *).

Das willkommenste Geschenk ist feines Wollentuch **), schöne Wand- und Taschen-Uhren; allerlei seltene Gewehre; ein Wetterglas; Instrumente zu astronomischen Beobachtungen; Fernröhre, schöne Hamans? (Jongcloth) Batiste, ein kostbarer Degen, dressirte Hunde, Spanische Röhre, lauter Dinge, die der König selbst mitzubringen empfohlen hat.

Die Stadt, wo der König residirt, nennen die Chinesser und die Eingebornen Whey (Hweh, Hué). Sie liegt in 16° 48′ N. Br. ungefähr 25 Englische Meilen weit von der See an einem Flusse, dessen Mündung Nordwest gen Westen von Tsiampello in 16° 55′ N. Br. belegen ist. Sie treibt einen starken Handel mit Kankao und allen Gegenden der Chinesischen Küste, in Fahrzeugen von 50 bis 60 Tonnen, die leicht hinauf gehen können, ob es gleich schwer ist, über die Untiefe (Barre) in der Mündung zu kommen, wo das Wasser zur Ebbezeit nur vier Fuß hoch steht. Die Stadt ist sehr weitläuftig und volkreich, und die Wohnungen liegen zerstreuet an den hier zusammenstoßenden Armen des Flusses, welche der Lage etwas Anmuthiges

*) Spanische Handschrift: „Sie haben baumwollene Decken und kleinere zu Mänteln (Mantas de algodon, mantequillas para cobijas), die besten zu zwei Quans." A. D.

**) Englische Handschrift: „Geschenke, die dem König angenehm seyn dürfren, sind meines Erachtens: ein Stück Scharlachtuch, ein Stück schönes Baumwollenzeug, ein schöner Degen, Ferngläser und neue mit Steinen besetzte Ringe. Er braucht eine Chaise, nebst dem Pferdegeschirr und allem Zubehör, imgleichen ein Manzerhemd, und zwei oder drei Hunde, besonders Pudel, und darunter einen der apportiren kann. — Auch Ung-Kayan muß Geschenke bekommen, so wie auch der zweite Verschnittene, z. B. ein Stück blaues Tuch, ein Stück schönen Battiß, oder ein Etui und einige Ringe; ein niedliches Riechfläschchen mit etwas Hirschhorngeist. Dem Schabandar zu Faifo muß man ebenfalls einige Geschenke machen; er heißt gemeiniglich Ung Tribo oder Ung Tschimo (Chemo). Man merke sichs aber, daß man nie gegen sonst jemand freigebig seyn muß, außer gegen die, mit denen man Geschäfte hat; denn es giebt dort verschiedene Mandarine, die es sich angelegen seyn lassen, Bekanntschaft mit den Fremden zu machen und Verkehr mit ihnen zu unterhalten, die einen hernach unaufhörlich um Geschenke quälen, ob sie gleich keine Dienste leisten können." A. D.

geben. Man geht fast immer zu Wasser von einem Theile der Stadt nach dem andern. Zu dem Ende hat jede wohl eingerichtete Haushaltung ein bequemes, bedecktes Boot; auch findet man überall Kähne, die bereit liegen, einen gegen Bezahlung überzufahren. Die Straßen in der Gegend des Pallastes sind regelmäßig, lang und sehr breit. Der Pallast bildet ein vollkommenes Viereck von etwa fünfhundert Schritten, welches mit Mauern, und außerhalb derselben mit Kanonen, umgeben ist. Diese liegen auf schlechten Lavetten, meistens nur in Klötzen, unordentlich umher. Die Flußseite hat drei prächtige Thore, und vor denselben steht am Ufer des Flusses ein kleiner Pallast auf Pfählen erbauet, der mehrere nette Zimmer enthält und in einiger Entfernung mit Pallisaden umgeben ist, innerhalb deren genug Raum für einige Boote bleibt, worin der König sich mit seinen Weibern den Zeitvertreib des Fischfanges macht.

Die Stadt Faifo ist kaum etwas anders, als eine lange schmale Gasse, an welcher eine Reihe Häuser längs dem Flusse sieht. Die besten Wohnungen liegen diesen gegenüber; sie wurden absichtlich erbauet, um an Chinesische Kaufleute vermiethet zu werden, und bringen den Eigenthümern 200 bis 500 Quans in einer Jahrszeit ein *); auch giebt es noch andere kleinere, die ziemlich bequem sind, für 8 bis 12 Quans monathlich.

Die Regierungsform ist beinahe dieselbe, wie in China; so auch die Rangordnungen und Würden der Mandarine, von denen viele von Chinesischer Abkunft sind, deren Vorältern sich zur Zeit der Tatarischen Eroberung hieher flüchteten. Die Cochinchinesen tragen ihr Haar aufgebunden, und bedienen sich noch der weiten, anständigen Kleidung, welche vor jener Niederlage auch in China üblich war. Sie sind zwar umgänglich genug, haben aber gleichwohl einen ziemlichen Stolz und sowohl in ihrem Betragen als in ihrer Kleidung beobachten sie viele Formalitäten. Sie sind etwas geitzig, aber keine Betrüger. An Höflichkeit geben sie den Chinesern nichts nach und hegen von

*) Englische Handschrift: „Man bekommt ziemlich bequeme Wohnungen in Faifo, von 30 bis 100 Quans für die Jahrszeit." A. D. Eine Jahrszeit ist hier nicht ein Vierteljahr, und eben so wenig ein ganzes Jahr, sondern der Zeitraum, während dessen die Fremden sich hier aufhalten, bis sie ihre Geschäfte beendigt und ihre Schiffe befrachtet haben. G. F.

Fremden eine bessere Meinung, indem ihre besten Mandarine sie aufnehmen und bei ihren Besuchen ihnen sehr freundlich begegnen *). Die Weiber genießen viele Freiheit, sind sehr fleißig, und machen sich kein Gewissen daraus, mit Fremden zu sprechen und zu handeln. Die Wirthschaft eines Fremden geht immer nicht recht, bis man sie einer Frau anvertrauet, die unter andern nothwendigen Dienstleistungen auch das mühsame Geschäft übernimmt, die Kas zu zählen, und sich dabei sehr treu erweiset, vorausgesetzt, daß man nie eine nimmt, die nicht gut empfohlen ist **).

Die Gegend an der Seeküste ist mehrentheils niedrig, aber sehr fruchtbar und von Flüssen reichlich bewässert. Etwas weiter landeinwärts findet man hohe, gebirgichte Gegenden, aus welchen die Einwohner Bauholz und Planken in Menge, besonders Tindolo***), bekommen. Dieser Umstand und der Ueberfluß an allen Erfordernissen im Lande veranlaßt die Chineser, viele von ihren Junken hier zu bauen. Reiß und andere Pflanzenspeise ist reichlich vorhanden, und alle andere Lebensmittel sind in billigem Preise. Das Land hat viele Elephanten; doch fängt man selten mehr als der König braucht — — — zu welchem Ende er sie ordentlich abrichten und sorgfältig pflegen läßt. — — ****) unweit seines Pallastes. Auch giebt es hier sehr viele muntere kleine Pferde, die überall im Lande häufig gezogen werden. —

*) Englische Handschrift: „Man muß ein Palankin mit zwei Trägern und einigen Bedienten haben, wenn man ausgeht, und gegen jedermann ein sehr heiteres Wesen annehmen." A. D.

**) Englische Handschrift: „Nimmt man eine Beischläferin, so thut man am besten, eine Wittwe eines Chinesischen Kaufmanns zu wählen; doch muß man sie unmittelbar aus den Händen ihrer Aeltern oder Verwandten empfangen. Mit dem Dolmetscher muß man sich nicht sehr einlassen, sondern ihm niemals trauen, ob man ihm gleich versichert, daß man sein ganzes Vertrauen in ihn setzt. Besser ist es, so bald als möglich einige Worte von der Landessprache zu erlernen, damit man mit Hülfe der Haushälterin einige geringere Geschäfte abthun könne, ohne den Dolmetscher jedesmal zu bemühen." A. D.

***) So nennt man in den Philippinenkseln eine Art Holz, welches dem Mahogany ähnlich, aber von einem noch festeren Gefüge ist." A. D.

****) Diese beiden Lücken entstehen von einer verwischten unlesbaren Stelle in der Handschrift. A. D.

Verhalten der Franzosen, und einige Ursachen, warum es ihnen im Jahr 1749 in Cochinchina nicht gelungen ist *).

Vermuthlich hatten die Missionare und ein gewisser Monsieur Friel, der vor einigen Jahren auf seiner Reise von China nach der Küste Koromandel in Cochinchina gewesen war, die Franzosen aufgemuntert, dahin zu reisen und sich wenigstens die Freiheit auszuwirken, einen Faktor daselbst zurücklassen zu dürfen. Herr le Poivre, der schon vor diesem da gewesen war, kam mit dem Charakter eines Commissaire du Roi, und Herr Laurens war Supracargo des Schiffes, und sollte nach dessen Abreise dableiben.

Bei seiner Ankunft eilte Herr le Poivre sogleich in einem prächtigen Aufzug mit seinen Garden, u. s. w. nach Hofe, und machte daselbst eine glänzende Figur. Er brachte ein Schreiben von dem Könige von Frankreich, worin derselbe den König von Cochinchina um seine Freundschaft ersuchte und ihn mit einem Portrait des Französischen Monarchen in voller Rüstung, mit ein Paar armseligen kleinen Pferden, ein Paar großen Spiegeln, einem Fernrohre und andern Kleinigkeiten beschenkte Was die Franzosen zum Waareneinkauf mitgebracht hatten, bestand mehrentheils in (Spanischen) Thalern, die sie bei ihrer Ankunft an die Portugiesen hätten verkaufen können. Sie glaubten aber mehr daran zu gewinnen und ließen sie mit des Königs Stempel zur gangbaren Münze prägen, welche 1 Quan, 2 Mas und etliche Kas darüber gelten sollte. Der König, der ihnen selbst keine um diesen Preis abnahm, konnte es gern geschehen lassen, daß sie auf diese Art mehr als 8 Procent über den wahren Werth des Geldes forderten. Sobald die Einwohner dies gewahr wurden, wollten sie nicht mehr mit den Franzosen handeln; statt einer ganzen Ladung erhielten sie also nur ungefähr 1000 Pekul an Zucker, und nahmen ihre Thaler meist alle wieder mit. Der König erließ ihnen in Rücksicht der überreichten Geschenke, und weil sie ihm beständig

*) Da hier die Rede von Herrn Poivre ist, so ergiebt sich zugleich, daß die Bemerkungen dieses einsichtsvollen Beobachters über Cochinchina, die er in seine Voyages d'un philosophe eingerückt hat, sich theils vom Jahre 1749, theils von seinem früheren Besuche daselbst, herschreiben müssen. G. F.

den Hof machten, alle Zollgebühren, und begegnete ihnen jederzeit mit großer Höflichkeit. Herr le Poivre ward dadurch verleitet, die Minister vorbeizugehen und nicht zu achten; allein sie fühlten sich beleidigt und fanden Gelegenheit sich zu rächen, indem sie nunmehr ausfindig zu machen suchten, was doch die Absicht dieser Leute seyn könne, die so hoch daher fuhren und den Verdacht erregten, daß sie etwas mehr als bloßes Kaufen und Verkaufen im Schilde führten*). Zuerst gewannen sie den Dolmetscher, weil sie bemerkt hatten, daß Herr le Poivre ihm viel Freundschaft erzeigte, ja ihn beinahe sich selbst gleich zu halten schien. Auf diese Art entdeckten sie alle seine Projekte, ehe es ihn Zeit dünkte, sie auszuführen. Worin sie eigentlich bestanden haben, kann ich nicht bestimmt angeben; allein so viel ist gewiß, daß die Mandarine bei der Entdeckung in Erstaunen geriethen und daß sie bei ihnen die schrecklichen Vorstellungen von Kanonen, hohen Mauern und abgestochenen, von ihrem Gebiete abgesonderten Gränzen, oder von einem im Innern ihres Landes von Fremden in Besitz genommenen Bezirk, erweckten. Der Dolmetscher ward verschiedentlich insgeheim vor den König geführt, und stand bei den Mandarinen in großer Gunst, so lange Herr le Poivre ihm seine Geheimnisse mittheilte. Sie blieben auf den besten Fuß mit einander. Herrn le Poivre verließ seine Heiterkeit nicht; er unterhielt die Herren immerfort von der Größe seines Königs, und sagte ihnen, wie wichtig es für Se. Cochinchinische Majestät sey, einen solchen Freund zu haben. Dieses Benehmen, worin der König jetzt Falschheit zu sehen glaubte, machte ihn immer unzufriedener, so daß er endlich wünschte, die Franzosen möchten nur wieder fortreisen. Jetzt verlor Herr le Poivre alle Hoffnung, und rückte ängstlich und von weitem mit dem Vorschlag heraus, daß man seinen Landsleuten ein kleines Grundstück einräumen möchte; aber der König gab ihm hierauf eine ganz kalte, abschlägige Antwort. Ich weiß nicht gewiß, ob man Herrn Laurens die Erlaubniß verweigerte, im Lande zurückzubleiben, oder ob er es, nach so vielen vereitelten Hoffnungen von größerer Wichtigkeit, als unnöthig, von sich ablehnte.

*) In einer Note steht: „Der Gedanke einer Niederlassung ist den Cochinchinesen furchtbar; die vielen Audienzen laufen ins Geld, und verursachen, daß man die Minister vernachlässigt, die dann gegen den Fremden kabaliren." A. D.

Die Franzosen entdeckten die Verrätherei des Dolmetschers nur kurz vor ihrer Abreise, da es ihnen dann einleuchtete, daß er sie beinahe in allem, was ihm anvertrauet gewesen war, betrogen und hintergangen hatte. Unter dem Vorwande, ihre Rechnung abzuschließen, gelang es ihnen, ihn an Bord ihres Schiffes zu locken, indem sie sich einschifften; sie führten ihn also mit Gewalt davon. Schon vor diesem eigenmächtigen Verfahren hatten sie den Einwohnern sehr unfreundlich begegnet; allein diese letzte Handlung, welche das Ansehen hatte, als ob es ihnen gleich viel wäre, in welche Unannehmlichkeit sie ihre Nachbarn verwickelten, brachte das ganze Land in Gährung; überall wurden Truppen abgeschickt, das Schiff anzuhalten, wofern es irgendwo an der Küste anlegte. Die Cochinchinesen hatten vor diesem Zeitpunkt nicht gewußt, daß zwischen Europäern und Europäern ein Unterschied Statt finde. Im Briefe des Königs von Frankreich warnte man sie, mit den Engländern und Holländern sich in kein Handelsverkehr einzulassen *). Dieser Umstand trug dazu bei, gegen ihre Aufrichtigkeit bei dem Könige Verdacht zu erregen. Dazu kam noch, daß sie Empfehlungen von Herrn Friel mitbrachten, der sich selbst schon schlecht genug aufgeführt hatte; denn bei seinem Aufenthalt in Cochinchina wünschte der König ihm Aufmunterung zu geben, daß er wiederkäme, wozu Friel sich auch anheischig machte. Der König versprach ihm Gold, die Stange zu 150 Quans, zu liefern, und trug ihm auf, ihm allerlei Seltenheiten aus Europa zu bringen, wozu er ihm zum Ankauf eine hinreichende Summe in Golde mitgab. Ferner schickte er, auf Friels eigenes Ansuchen, zwei Jünglinge mit ihm, die Europäischen Sprachen zu erlernen. Nach Verlauf dreier Jahre kamen die jungen Leute sehr niedergeschlagen und von Geld entblößt über Makao zurück. Der König aber hörte weiter nichts, weder von Friel, noch von seinem Gelde, bis er endlich vor Kurzem die Missionare zwang, es ihm zu ersetzen.

Das Makaoschiff kam im März 1750, etwa zwei Monathe nach der Abreise der Franzosen, in Cochinchina an. Sogleich wurden alle Briefe, und was sonst an die

*) Ein handschriftlicher Aufsatz von Herrn Wilhelm Roberts sagt: „Ludwig XV. schrieb seinem Bruder, dem König in Cochinchina, daß die Engländer und Holländer Heiden (infidels) wären." A. D.

Missionare gerichtet war, in Beschlag genommen. Die Portugiesen, die man gefänglich eingezogen hatte, mußten die Briefe, ohne von einander zu wissen, verdolmetschen; man fand aber nichts darin, was die Regierung betraf oder ihnen nachtheilig seyn konnte. Um indessen alle Zweifel aus dem Wege zu räumen, glaubte man nichts geringeres thun zu können, als alle christliche Priester aus dem Lande zu schicken. Diesem Entschlusse gemäß, wurden sie sämmtlich eingezogen, und im folgenden August mit dem Portugiesischen Schiffe nach Makao geschickt; einen Deutschen ausgenommen, der etwas von der Medicin verstand, und deswegen als des Königs Hausarzt zurückbleiben mußte. Ihre Kirchen wurden meistens alle der Erde gleich gemacht, und ihre sämmtlichen Bücher und Schriften vernichtet. Die Französischen Priester kamen, zum Unterschied von Soldaten bewacht, nach Faifo, da hingegen die übrigen mit dem Portugiesischen Kapitain frei reisen durften *).

*) Man versichert, daß sie gar bald wieder Erlaubniß erhalten haben, ins Land zurückzukommen. A. D.

Druckfehler.

Seite	4	Zeile	23	Pfund,	lies (Pfund?)
—	22	—	14	Ono ẖ a	— On ẖ o a
—	25	—	17	Blätten	— Blätter
—	40	—	11	einem	— einen
—	47	—	22	in	— im
—	50	—	18	mit	— mit der
—	80	—	1	spät	— später

Einige andre geringere wird der Leser gütigst selbst verbessern.

Inhalt.

Seite

Beschreibung der Insel Madagaskar. — 1

Der südliche Theil von Madagaskar. — — 16

Der nordöstliche — — — — — 69

Betrachtungen über den nördlichen Theil von Madagaskar. 121

Beschreibung einiger Bäume, Sträuche und Pflanzen, die im nördlichen Theile von Madagaskar wachsen, und die ich gegen das Ende des Jahres 1768 nach Isle de France gebracht habe. — — — — 129

Ueber die Inseln France und Bourbon und das nordwärts davon gelegene Inselmeer. — 145

Thomas Bowyear's, Rochon's und Robert Kirsop's Nachrichten von Cochinchina. — — 173

I. Thomas Bowyear's — — — 175

II. Rochon's — — — — 207

III. Robert Kirsop's — — — 223

II.

William Lempriere's,

Englischen Wundarztes,

Reise von Gibraltar über Tanger, Salee, Santa-Cruz, nach Tarudant, und von da über den Atlas nach Marokko.

Nebst einer umständlichen Nachricht

von dem Kaiserlichen Harem.

Aus dem Englischen.

Mit erläuternden Anmerkungen

von

E. A. W. Zimmermann.

*

Vorrede.

Wirft man einen allgemeinen Blick auf die mehr oder weniger bekannten Theile der Erdoberfläche; und nimmt man dabei zugleich Rücksicht auf ihren mindern oder größern Reichthum an Produkten: so erstaunt man doppelt, daß der reichste Welttheil uns fast noch gänzlich unbekannt ist. Afrika, dessen Daseyn schon seit Jahrtausenden bekannt war, das schon vor des Plinius Zeiten wegen seiner Merkwürdigkeiten zum Sprichworte diente *), dessen Reichthümer bereits damals die Römer auf ihren Kampfplätzen bewunderten, dessen Innerstes seit Jahrhunderten viele Millionen seiner Einwohner dem Europäer feil bot — Afrika ist bis jetzt glücklich oder unglücklich genug gewesen, den Europäern seine inneren Länder zu verbergen, und ihnen fast nur den Zutritt zu seinen Küsten zu gestatten. Von den mehr als 530,000 Quadratmeilen, welche dieser außerordentliche Welttheil enthält, kennen wir höchstens 80,000, also noch kein Fünftheil; und dieses Fünftheil hat für die Anthropologie, für die Thiergeschichte, für die Botanik sich schon

*) *Plin.* Hist. nat. VIII. c. 16. semper aliquid novi Africam adferre.

äußerst ergiebig bewiesen. Meine ehemaligen Untersuchungen über Afrika, denen ich binnen kurzem noch weit mehrere wichtige Thatsachen beifügen werde, zeigen, daß dort noch eine viel größere Erndte sonderbarer Phänomene zu erwarten steht *). Seit den letzten zwanzig Jahren haben unsere geographischen Kenntnisse von allen übrigen Ländern sich zum Erstaunen vergrößert. Nicht nur die innern Theile Asiens und der beiden Hälften von Amerika sind durch die Bemühungen mehrerer Naturforscher, Militair-Personen, Geistlichen und Kaufleute bekannter geworden, sondern sogar der jüngste Welttheil, Neuholland, hat schon eine Europäische Kolonie aufgenommen. Auf Afrika hingegen ist wenig oder nichts von allen diesen Anstrengungen verwendet worden. Nimmt man die auf Schrauben stehende Reise des berühmten Bruce aus, so ist von den Europäern der Kapitain Norden noch immer am weitsten in der nördlichen Hälfte vorgedrungen; und dennoch kam er noch nicht bis zum ein und zwanzigsten Grade der Breite. Das nördlichste Afrika ist indeß noch weit glücklicher gewesen, als die südlichern Theile. Alle Reisen der Guineafahrer und die Wanderungen der Europäer in das Kapland, haben immer nur die Küsten besser kennen gelehrt. Adamson, Schott, Smith, Mathews, Norris, die ungenannten Verfasser der Nachrichten über Nigritien und Bambuk; Brisson, Römer, Isert, Demanet, Proyart, la Caille, Hope, Gordon, Sparman, Thunberg, Patterson, Menzel und selbst der kühne le Vaillant durften sich nicht tief in das Innere wagen. Auch ist es vom mittelländischen Meere aus bis jetzt ebenfalls nicht gelungen,

*) M. s Zimmermanns Zoolog. Geographie III. B. S. 116 u. f. über die bekannten und unbekannten Theile der Erde.

einen Reisenden von Kenntnissen mit den Karavanen von Algier, Tunis, Konstantina oder Marokko nach Tombut (Tombuktu) und Kaschna eindringen zu sehen. Ledyard und Lukas haben hier eben so wohl zurück stehen müssen, wie der vortrefliche muthvolle Deutsche Edelmann, der aus wahrem Durst nach Kenntnissen zweimal sein Glück deshalb aufs Spiel setzte. Indeß hat doch die edle Gesellschaft, die sich in London zur Beförderung der Kenntnisse des innern Afrika vereinigte *), so viel bewirkt, daß wir durch Eingeborne sehr lehrreiche Nachrichten von den beiden angeführten tief liegenden Reichen der Afrikaner erhalten haben. Diese Nachrichten, nebst denen, welche Herr Beaufoy **) von Ben Ali erhielt, scheinen völlig das Gepräge der Gültigkeit an sich zu haben, nicht nur weil sie prunklos keine übertriebene Thatsachen erzählen, sondern auch weil diese Erzählungen sich mit den älteren Nachrichten des Ptolemäus und Edrisi ziemlich vereinigen lassen. Dem ruhmvollen Eifer jener Englischen Gesellschaft haben wir schon jetzt, wie ich gewiß weiß, auch bedeutende Kenntnisse eines südlichen Theils von Afrika zu verdanken, und sie hat aufs neue Herrn Houghton dahin vermocht, einen Versuch zu machen, ob er bis Tombut (Tombuktu) vordringen könne.

So mangelhaft nun auch unsere geographischen und naturhistorischen Kenntnisse von Afrika überhaupt sind, so ist die nördliche Küste vom mittelländischen Meere bis zum Atlas uns doch am mindesten unbekannt geblieben. Wir haben über die Bärbarei ein klassisches Werk, welches um desto mehr Lob verdient, da

*) M. s. die Proceedings of the Association for promoting the discovery of the interior Parts of Africa, London 1790. Deutsch in dem fünften Bande des Magazins von Reisebeschreibungen.

**) Verfasser der Proceedings.

es schon vor mehr als funfzig Jahren geschrieben ist. Shaw's Reisen enthalten einen Schatz von belehrenden Nachrichten über diese Länder; und seitdem Poiret auch die Naturgeschichte, besonders die Flora, der dortigen Gegend so bedeutend aufgeklärt hat, ist dieser Theil der Erde wirklich besser bekannt, als viele Provinzen der Europäischen Türkei.

Die Königreiche Fez (Fes) und Marokko haben fast ein ähnliches Schicksal gehabt. Binnen wenigen Jahren traten darüber, unseren Lempriere mitgerechnet, drei bedeutende Werke ans Licht. Unter ihnen sind Höst's Nachrichten von Marokko *) die ältesten, und auch noch immer die schätzbarsten. Des Verfassers langer Aufenthalt daselbst bei seinem ansehnlichen Posten, gab ihm Gelegenheit, die besten Nachrichten in vielen Hinsichten einzuziehen, und er hat sie im allgemeinen besser benutzt, als sein Nachfolger, Herr Chenier **). Das Werk des Letztern ist unstreitig für die Geschichte der Mauren wichtiger, aber für allgemeine Belehrung, nicht so brauchbar. Indeß muß ich doch gestehen, daß die Geographie von Marokko, die bei Chenier sehr von der bei Höst abweicht, durch unsern Verfasser, Herrn Lempriere, zum Theil an Bewährtheit gewonnen hat. So findet sich zum Beispiel die Provinz oder Abtheilung Bled de Non, welche Höst Uad Non schreibt, hier wieder, wie bei Chenier, als eine eigene, nicht zur Provinz Sus gehörige Abtheilung angegeben; auch sind ähnliche Fälle bei andern Theilen der Länderkunde, und bei Namen von Städten, mit Chenier übereinstimmend. So schreibt zum Beispiel Chenier, eben

*) Kopenhagen 1781. 4. Deutsch; das Dänische Original 1779.

**) Récherches historiques sur les Maures et l'histoire de l'empire de Maroc. p. Mr. de *Chenier*, Chargé des affaires du Roi auprés de l'empéreur de Maroc. Paris 1787. 3 Vol. 8.

wie Lempriere: Arzilla, Tarudant, St. Croix u. a., welche Städte bei Höst nicht so benannt sind.

Das hier übersetzt gelieferte Werk des Herrn Lempriere*) hat indeß allerdings mehrere eigene Verdienste, wodurch es sich von seinen beiden Vorgängern unterscheidet. Außer einer Reihe sehr brauchbarer Nachrichten über diese Reiche, ergänzt es nicht nur mehrere, besonders historische, Nachrichten der ersteren Werke, durch die Darstellung der jetzigen Regierung, sondern es zeichnet sich auch schon dadurch aus, daß der Verfasser alle die von ihm beschriebenen Oerter selbst besucht hat, und daher ein gültiges Reisejournal von diesen wenig bekannten inneren Gegenden liefert. Ferner hat ihm sein Beruf und sein Stand als Arzt Gelegenheit gegeben, uns Nachrichten über die geheimsten Winkel des schändlichen Despotismus, nehmlich über die Harems oder Weiberkerker, zu liefern. Man wird diese Nachrichten, da sie eben so neu als glaubwürdig sind, nicht ohne traurige Theilnahme an jenen darin aufbewahrten Opfern der Wollust lesen, und dadurch manche der gewöhnlichen Ideen hierüber sich berichtigen. Endlich theilt der Verfasser uns zwei merkwürdige Erörterungen über die Wege der von Marokko aus nach Mekka und Tombukt gehenden Karavanen mit. Von der ersteren redet Höst nur sehr kurz und im Allgemeinen. Unser Verfasser ist nicht nur umständlich darüber, sondern er weicht auch in mehreren Stükken von seinem Vorgänger ab, giebt aber die Reiseroute, die Geschäfte auf der Reise, die dabei zu erwartenden Gefahren und die übrigen Umstände zu genau an, als daß man seine Erzählung nicht für glaubwürdig anzusehen hätte.

*) A Tour from Gibraltar to Tangier, Sallee, Mogodore, St. Cruz, Tarudant, and thence over mount Atlas to Morocco, including a particular account of the Royal Harem etc. by William Lempriere, surgeon. London, printed for the author. 1791.

Die Nachrichten von den Karavanen nach Tombut (Tombuktu) sind noch merkwürdiger. Man lernt daraus, daß dies Reich den Marokkanern sehr bekannt seyn muß, da sie in Tombut ihre eigenen Kaufleute oder Aufkäufer halten, wodurch sie jährlich für die hinein gebrachten Waaren an viertausend Sklaven einhandeln. Bambara, ein Reich, welches uns zwar d'Anville'ns aber nicht Rennels Karte angiebt, liefert Verschnittene, und es wäre sehr der Mühe werth zu untersuchen, wie diese so tief im Innern liegenden Länder zu der abscheulichen Gewohnheit des Verstümmelns gekommen seyn mögen. Endlich findet sich zu Ende des elften Kapitels eine außerordentliche Nachricht. Es wird nehmlich daselbst erzählt, daß 1781 zwei Franzosen vom Senegal aus, queer durch Afrika, glücklich nach Marokko gekommen sind. Ist diese Erzählung richtig, so darf man bei ähnlichen Unternehmungen einigermaßen auf einen glücklichen Ausgang hoffen; und so wird denn endlich die Finsterniß verschwinden, die uns diesen wundervollsten Erdtheil bis jetzt verhüllete; wir werden jene außerordentlichen Länder kennen lernen, die an Menschen und Thieren unerschöpflich scheinen, in die das Alterthum die sonderbarsten Nationen setzte, und deren Küsten uns allerdings Anlaß geben, die ungewöhnlichsten Erscheinungen darin zu erwarten. Braunschweig, im December 1791.

E. A. W. Zimmermann.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Des Verfassers Bewegungsgründe, diese Reise zu unternehmen. — Abfahrt von Gibraltar. — Ankunft zu Tanger (Tandscher.) — Beschreibung dieses Ortes. — Abreise nach Tarudant. — Beispiel einer an einem Juden verübten Tyrannei. — Beschaffenheit der Gegend und der Landstraßen. — Art, wie man auf dieser Reise ißt. — Beschreibung von Arzilla (Arzila). — Schwelgerei der Mohren. — Es wenden sich mancherlei Kranke an den Verfasser. — Ankunft zu Larache. S. 3

Zweites Kapitel.

Beschreibung von Larache. — Es wenden sich Kranke an den Verfasser. — Krankheiten des Landes. — Zustand der Arzneiwissenschaft in Marokko — Merkwürdige Ruinen. — Schöne Gegend. — Läger der Araber. — Sitten und Gewohnheiten dieses sonderbaren Volkes. — Unterdrückung des Volkes. — Beispiele davon. — Art in den Seen zu fischen. — Geheiligte Oerter. — Mohrische Heilige. — Anekdoten zur Erläuterung. — Reise von Mamora nach Salee. S. 16

Drittes Kapitel.

Beschreibung von Salee. — Seeräubereien. — Brutales Betragen eines Mauleseltreibers. — Gute Aufnahme bei dem Französischen Konsul. — Beschreibung von Rabat. — Reise von Rabat nach Mogadore. — Heftiger Sturm. — Ruinen von Fadala. — Dar Beyda Azamore. — Traurige Anekdote von einem Englischen Chirurgus. — Mazagan. — Dyn Medina Rabäa — Safi. — Allgemeiner Zustand des Landes. — Beschreibung von Mogadore. S. 33

Viertes Kapitel.

Allgemeine Uebersicht des Reiches Marokko. — Lage und Klima. — Provinzen. — Boden. — Wunderbare Fruchtbarkeit. — Seehäfen. — Naturprodukte. — Minen. — Thiere. — Zufällige Theurungen. — Hungersnoth von 1778. — Manufakturen. — Gebäude. — Straßen. — Bevölkerung. — Einführung der Neger. — Muley Ischmael. — Seine Polizei. — Sidi Mahomet. — Allgemeine Unterdrückung des Volkes. — Kaufleute. S. 50

Fünftes Kapitel.

Reise von Mogadore nach Santa-Cruz. — Ankunft zu Tarudant. — Einführung bei dem Prinzen. — Beschreibung seines Pallastes. — Sonderbare Aufnahme. — Häusliche Einrichtung. — Gesundheitszustand des Prinzen. — Ungereimte Vorurtheile der Mohren. — Zank mit dem Prinzen. — Es wenden sich andre Kranken an den Verfasser. — Der Kadi. — Einführung in den Harem des Prinzen. — Weiber des Prinzen. — Zustand des weiblichen Geschlechtes in diesem abgesonderten Aufenthalt. — Sichtbare Besserung des Prinzen. — Seine Leutseligkeit. — Charakter des Prinzen Muley Abdsulem. S. 66

Sechstes Kapitel.

Beschreibung von Tarudant. — Gegend von Vled de Non. — Viehmärkte. — Außerordentliche Besserung des Prinzen. — Große Höflichkeit zweier Mohren. — Sonderbarer Vorfall. — Der Prinz erhält Befehl, nach Mekka zu wallfahrten. — Der Verfasser verwendet sich für die gefangenen Engländer. — Unerwarteter Befehl, nach Marokko zu kommen. S. 87

Siebentes Kapitel.

Reise von Tarudant nach Marokko über das Atlasgebirge. — Begleitung. — Gefährlicher Weg über den Atlas. — Beschreibung des Atlas. — Naturprodukte. — Thiere. — Schöne Thäler. — Sitten und Gewohnheiten der Breber (Berberen). — Malerische Aussichten auf den Gebirgen. S. 97

Achtes Kapitel.

Ankunft zu Marokko. — Schwierigkeit, Audienz zu erhalten. — Beschreibung der Hauptstadt. — Gebäude. — Haus des ersten Ministers. — Das Schloß. — Die Judenstadt. — Zustand der Juden in der Barbarei. — Nachricht von Jakob Attal, dem Jüdischen Sekretair des verstorbenen Kaisers. —

Sitten der Juden in der Bärbarei. — Jüdinnen. — Kleidung. — Ehen. — Hang zu Liebesintriguen bei den Judenweibern. — Beschreibung von dem Pallaste des Kaisers. S. 105

Neuntes Kapitel.

Einführung bei dem Kaiser. — Unterredung mit Sr Mauriſchen Majeſtät. — Nachricht von dem verſtorbenen Kaiser Sidi Mahomet. — Sein Charakter — ſein äußerſt großer Geitz — ſein elender Zuſtand. — Anekdoten von dem jetzigen Kaiser. — Anekdoten von Sidi Mahomet — ſeine Heuchelei und Betrügerei — ſeine Milthätigkeit. — Kleinmüthiges Betragen der Europäiſchen Mächte — Hofceremonien zu Marokko. — Erpreſſungen von Fremden. — Nachricht von den vorzüglichſten Staatsbedienten. — Charakter des verſtorbenen Premierminiſters. — Einkünfte von Marokko. — Reichthum des verſtorbenen Kaiſers, der geringer war, als man gewöhnlich glaubt. — Armee des Kaiſers. — Befehlshaber derſelben. — Seine Seemacht. — Innere Regierung des Reiches. — Baſchas. — Alkaiden. — Ell Hakkum. — Kadi. — Art die Juſtiz zu verwalten. — Peinliche Strafen. S. 119

Zehntes Kapitel.

Muley Abſulem's Ankunft zu Marokko. — Sein prächtiger Einzug. — Schickſal einiger Engliſchen Gefangenen. — Nachricht von den wilden Arabern. — Unterredung mit dem Prinzen. — Schmeichelhafte Hoffnungen. — Sie werden getäuſcht. — Unwürdiges Betragen des Prinzen. — Seine Abreiſe nach Mekka. — Unangenehme Verlegenheit des Verfaſſers. — Sein Bemühen, Erlaubniß zur Abreiſe zu bekommen. S. 155

Elftes Kapitel.

Abreiſe des Kapitains Irving. — Uebermuth des Pöbels gegen die Chriſten. — Sitten und Charakter der Mohren. — Erziehung der Prinzen. — Bildung und Kleidung der Mohren. — Häuſer und Mobilien. — Gebräuche. — Kouriere. — Anekdoten zur Erläuterung der Mauriſchen Gebräuche. — Gegenſtände der Unterhaltung zu Marokko. — Reitkunſt. — Muſik und Dichtkunſt. — Religion. — Moskeen. — Sklaven. — Heirathen — Leichenbegängniſſe. — Renegaten. — Karavanen nach Mekka und Guinea. S. 164

Zwölftes Kapitel.

Befehl vor dem Kaiſer zu erſcheinen. — Zulaſſung in den kaiſerlichen Harem. — Beſuch bei Lella Sara (*Zara*). — Einführung bei Lella Batuhm, der erſten Sultanin. — Einführung bei Lella Duja (*Douyaw*), der Lieblingsgemahlin

des Kaisers. — Ihre Geschichte. — Beschreibung des Harems. — Seine Einrichtung. — Beischläferinnen des Kaisers. — Vorfall und Zank mit einer von ihnen. — Kleidung der Frauenzimmer im Harem. — Meinung der Mohren vom weiblichen Geschlechte. — Des Kaisers Kinder. — Kleidung, Sitten und Lage des weiblichen Geschlechtes in der Bärbarei. S. 207

Dreizehntes Kapitel.

Falschheit des Kaisers. — Plan des Verfassers, seine Loslassung zu bewirken — er scheitert. — Verwendung durch einen andern Kanal. — Sonderbares Geschenk vom Kaiser. — Auffallendes Beispiel von Tyrannei. — Persönliches Ansuchen bei dem Kaiser. — Züge von Despotismus. — Abfertigungsschreiben vom Kaiser. — Aufträge der Frauenzimmer im Harem. — Anekdoten von einem Englischen Mulatten. — Reise nach Bulnane. — Beschreibung dieser Forteresse. — Sonderbare Art über den Fluß zu kommen. — Ankunft zu Salee — zu Tanger. — Geschenk von dem Kaiser. — Rückreise nach Gibraltar. S. 235

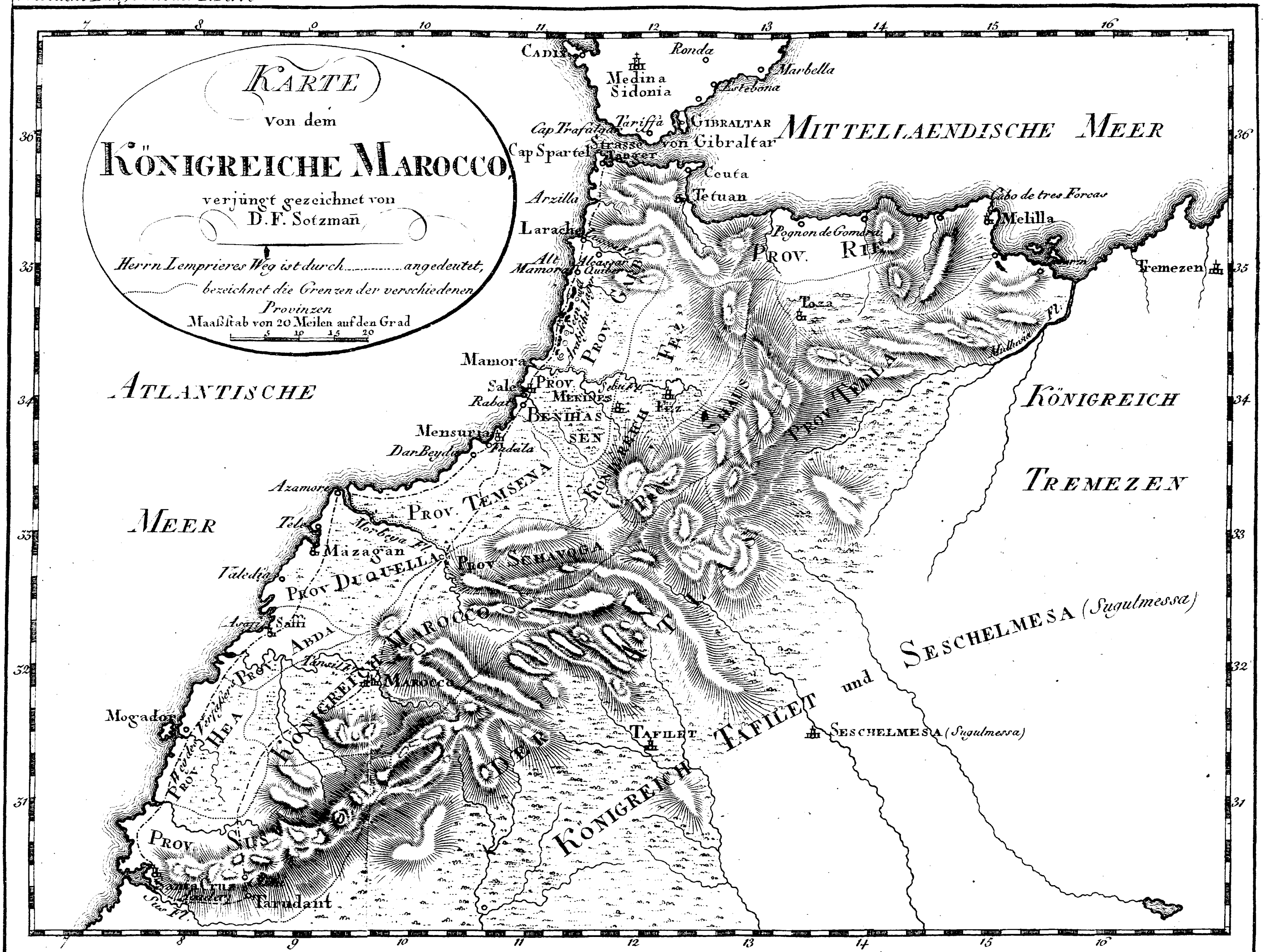
Vierzehntes Kapitel.

Zweite Reise des Verfassers nach der Bärbarei. — Tetuan. — Die Stadt mit ihren Gebäuden. — Hafen. — Gegenwärtiger Zustand des Kaiserthums Marokko unter Muley Jazid. — Anekdoten von seiner Thronbesteigung. — Muley Jazid wird von seinem Vater nach Mekka geschickt. — Seine Rückreise. — Er flieht in eine Heiligenkapelle. — Zustand des vorigen Kaisers. — Sidi Mahomets Tod. — Streit unter den Prinzen. — Muley Hasem wird zum Kaiser ausgerufen. — Er thut auf seine Ansprüche Verzicht. — Anekdote von Muley Abdrahaman. — Sonderbarer Brief von ihm an Muley Jazid. — Seine Unterwerfung. — Muley Jazid's friedliche Gelangung zum Throne. — Plünderungen der Araber. — Verfolgung der Juden. — Hinrichtung des Alkaiden Abbas. — Muley Jazid's Charakter. S. 247

William Lempriere's

Reise durch Marokko.

Oestliche Länge von der I. Ferro



I. W. Schleuen fec.

Erstes Kapitel.

Des Verfassers Bewegungsgründe, diese Reise zu unternehmen. — Abfahrt von Gibraltar. — Ankunft zu Tanger (Tandscher.) — Beschreibung dieses Ortes. — Abreise nach Tarudant. — Beispiel einer an einem Juden verübten Tyrannei. — Beschaffenheit der Gegend und der Landstraßen. — Art, wie man auf dieser Reise ißt. — Beschreibung von Arzilla (Azila). — Schwelgerei der Mohren. — Es wenden sich mancherlei Kranke an den Verfasser. — Ankunft zu Larache.

Im Monat September 1789 ließ Muley *) Absulem, der Lieblingssohn des neulich verstorbenen Kaisers von Marokko, den General O'Hara zu Gibraltar durch den Englischen General-Konsul zu Tanger, Herrn Matra, bitten, er möchte ihm einen Arzt aus der Garnison schicken, weil seine Gesundheit damals sehr abnahm, und sein Leben in Gefahr stand.

Muley Absulem's Versprechungen für den Arzt waren glänzend und aufmunternd. Er sollte gegen jede unanständige Behandlung geschützt und mit der größten Hochachtung behandelt werden, auch eine reichliche Belohnung für seine Bemühungen erhalten. Seine Ausgaben während der Reise und des Aufenthaltes im Lande wollte

*) Da der Name Muley in der Folge häufig vorkommen wird, so finde ich es dienlich, hier zu bemerken, daß es ein der königlichen Familie eigener Ehrentitel ist, der so viel bedeutet, wie Lord, oder vielmehr Prinz, in der Englischen Sprache. A. d. V.

man ihm pünktlich ersetzen, und ihn ohne Aufschub zurückschicken, sobald seine Gegenwart in der Garnison verlangt würde; und — was das Schmeichelhafteste bei dieser Bitte des Mohrischen Prinzen war — einige christliche Gefangene, welche zu dieser Zeit in Sklaverei gehalten wurden, sollten befreiet werden. Diese unglücklichen Personen waren der Herr eines Englischen, nach Afrika handelnden Schiffes, und neun Seeleute. Ein Schiffbruch hatte sie an den Theil der Afrikanischen Küste geworfen, den die wilden Araber bewohnen, und sie waren von diesem grausamen, unbarmherzigen Volke in die Sklaverei geschleppt worden.

In wiefern diese glänzenden Versprechungen erfüllt wurden, wird man im Verlaufe dieser Erzählung sehen. Genug, in dem Vertrauen, das die Europäer in Versicherungen der Personen von Rang und Würde zu setzen gewohnt sind, und noch mehr durch jene stürmische Neugierde angetrieben, die bei jungen Leuten so natürlich ist, ließ ich mich leicht überreden, die Gelegenheit zu ergreifen, eine den reisenden Europäern so wenig bekannte Gegend zu besuchen; und so übernahm ich diesen sonderbaren und — wie man ihn allgemein ansah — höchst gewagten Dienst.

So sehr ich nun auch in meinen Hoffnungen von Vortheilen an baarem Gelde getäuscht seyn mag, so kann ich doch bis auf diesen Augenblick meine Raschheit, wie viele den Schritt ansahen, nicht bedauern. Ich bekam während meiner Reise Gelegenheit, wie sie niemals ein Europäer gehabt hat, mit den Sitten, der Politik, den Gewohnheiten und dem Charakter dieses sonderbaren Volkes bekannt zu werden. Selbst das Heiligthum des königlichen Harems ward mir geöffnet. Die Gefahren, in denen ich gewesen bin, und die Angst und Furcht, die ich mannichmal habe erdulden müssen, kann ich jetzt mit einer Empfindung betrachten, die gewiß nicht zu den unangenehmen gehört. Zu meinem großen Vergnügen fanden viele von meinen Freunden die Bemerkungen, welche ich auf der

Stelle machte, anziehend und unterhaltend. Durch ihr Zureden aufgemuntert, lege ich sie dem Publikum vor, und es ist mein einziger und ernstlicher Wunsch, daß der Leser durch diese Begebenheiten und Bemerkungen, die ich seiner Einsicht mit dem lebhaftesten Bewußtseyn meines Mangels an Schriftstellergaben unterwerfe, nicht seine Neugierde getäuscht, seine Aufmerksamkeit ermüdet, und seine Urtheilskraft beleidigt finden möge.

Als die nöthigen Präliminarien bestimmt und die wenigen Sachen, die ein Soldat braucht, zusammengepackt waren, schiffte ich mich am 14ten September 1789 auf einem kleinen Fahrzeuge ein, und kam in sechs Stunden zu Tanger an. Hier machte ich sogleich Herrn Matra meine Aufwartung. Seine gefällige Aufnahme und seine gütigen Dienste während der sechs Monate, die ich in der Barbarei zubrachte, fordern mich zur wärmsten Erkenntlichkeit auf.

Ich erfuhr bald, daß mein Kranker, als ich zu Tanger ankam, sich auf Befehl seines Vaters an der Spitze einer Armee in den Gebirgen zwischen Marokko und Tarudant befände. Dies nöthigte mich, zu Tanger zu bleiben, bis wir gewisse Nachricht von des Prinzen Rückkehr nach Tarudant, seiner gewöhnlichen Residenz, erhielten.

Es ist bekannt, daß die Stadt und Festung Tanger vormals einen Theil von den ausländischen Besitzungen Großbritanniens ausmachte. So lange die Engländer es besaßen, war es ein beträchtlich starker Ort; aber als es auf Karl's II. Befehl verlassen wurde, riß man die Festungswerke nieder, und es sind jetzt nur noch die Spuren davon übrig: ein kleines noch in erträglichem Zustande befindliches Fort am nördlichen Ende der Stadt, und eine Batterie von wenigen Kanonen, der Bay gegenüber. Hieraus sieht man leicht, daß es gegen einen lebhaften Angriff nur sehr schwachen Widerstand thun könnte.

Die Stadt ist sehr klein und hat nichts Merkwürdiges. Sie liegt auf einer Anhöhe, die sich aus dem Meere zu erheben scheint, und ist mit einer Mauer umgeben. Nur bis in einer kleinen Entfernung um sie her sind Weingärten, Obstgärten und Kornfelder; darüber hinaus Sandstriche mit hohen und kahlen Hügeln. So hat sie denn nichts weniger, als eine schöne und angenehme Lage. Die Häuser sind im Ganzen klein und schlecht möblirt, die Dächer ganz platt und, wie die Wände, überweißt; die Zimmer alle an der Erde, weil die Häuser kein zweites Stockwerk haben.

Der gewöhnlichen Sitte in der Barbarei zuwider, leben Mohren und Juden zu Tanger vermischt und in größerer Freundschaft, als sonst irgendwo in diesem Erdtheile. Statt daß die Juden zu Marokko, Tarudant und an vielen anderen Orten barfuß gehen müssen, fordert man es hier nur dann von ihnen, wenn sie durch eine Straße kommen, worin eine Moskee oder sonst ein heiliger Ort ist.

Die fremden Konsuln — den Französischen ausgenommen, der zu Salee ein Haus hat — residiren zu Tanger. Vor der Regierung des neulich verstorbenen Kaisers Sidi Mahomed erlaubte man ihnen, zu Tetuan zu wohnen, welches sowohl in Rücksicht der civilisirteren Einwohner, als wegen der schönen umliegenden Gegend, der Stadt Tanger weit vorzuziehen ist. Folgender sonderbare Umstand veranlaßte die Vertreibung der Christen aus diesem angenehmen Aufenthalte. Ein Europäer von Stande machte sich das Vergnügen, in der Nachbarschaft der Stadt einige Vögel zu schießen, und verwundete eine alte Mohrin, die unglücklicher Weise ihm zu nahe kam. Als der verstorbene Kaiser das hörte, schwor er bei seinem Barte, daß niemals ein Christ die Stadt Tetuan wieder betreten solle. Man muß bemerken, daß dieser Eid bei den Mohren für sehr feierlich gehalten wird, und daß sie ihn selten brechen; wie man denn auch von dem verstorbenen

Kaiser nicht erfahren hat, daß er ihn nur ein einzigesmal verletzt hätte.

Die Lage der Konsuln in diesem entlegenen, uncivilisirten Lande ist in der That nicht beneidenswerth; und man sollte Männer von anständiger Erziehung, welche die Annehmlichkeiten und Vortheile in ihrem Vaterlande einer Lebensart aufopfern, wie man sie hier führen muß, nicht geringfügig belohnen. Sie haben keine andere Gesellschaft, als die unter einander selbst; und oft reicht sogar das allgemein anerkannte Völkerrecht nicht hin, sie vor Beschimpfungen zu schützen. Sie sind den Launen eines Kaisers unterworfen, dessen Betragen durch kein Gesetz geordnet, und dessen Wille durch keinen festen Grundsatz beherrscht wird. Sie erhalten oft den Befehl, nach Hofe zu kommen; und nicht selten schickt man sie, nachdem sie eine sehr langweilige und ermüdende Reise gemacht und beträchtliche Kosten aufgewendet, wieder zurück, ohne daß sie den geringsten Vortheil für ihr Land ausgewirkt haben, ja zuweilen selbst, ohne daß man sie nur von dem Zwecke ihrer Reise unterrichtet hat.

Das Unangenehme eines so ungeselligen Lebens zu vermindern, haben der Englische, der Schwedische und der Dänische Konsul unweit Tanger Landhäuser erbauet, auf denen sie zuweilen die Vergnügungen des Landlebens genießen, welche vorzüglich in Gärtnerei, Fischerei und Jagd bestehen. Bei dem Ueberflusse an Wildpret aller Art, den es hier giebt, und bei der gänzlichen Jagdfreiheit, gehen sie zu ihrem Vergnügen oft ins Feld, und bemühen sich, auf diese Weise den Mangel einer freundschaftlichen und angenehmen Gesellschaft zu ersetzen.

An der Nordseite von Tanger liegt das Kastell, welches sehr groß, aber halb in Ruinen verfallen ist. Hier residirt der Gouverneur, und es wird ein königlicher Schatz darin aufbewahrt. An der Wasserseite des Kastells sind Vorrathshäuser zur Ausbesserung der Schiffe; auch werden bei diesem Hafen viele von des Kaisers Galeeren gebauet, von

denen gewöhnlich einige, nicht im Dienst befindliche, hier liegen. Es ist übrigens unter den Häfen des Kaisers der beste zum vortheilhaften Gebrauche dieser kleinen Fahrzeuge, weil die Straße hier eine geringe Breite hat.

Die Bay ist geräumig genug, aber bei starkem Ostwinde gefährlich zu beschiffen. Der sicherste Ankerplatz befindet sich an der Ostseite derselben, ungefähr eine halbe Meile weit von der Küste, in Einer Linie mit dem runden Thurm und dem Hause des Spanischen Konsuls, das, von der Bay angesehen, einen schönen Anblick giebt.

An der Südseite der Bay ist der Fluß. Ehe er mit Sandbänken verstopft ward, pflegte der Kaiser seine großen Schiffe hier überwintern zu lassen; aber jetzt müssen diese nach Larache gehen. Die meisten Flüsse in des Kaisers Gebiet, die vormals schiffbar und zur Ausbesserung und sicheren Aufbewahrung der Schiffe sehr brauchbar waren, füllen sich jetzt in ihren Mündungen so anhaltend mit Sand an, daß nach einigen Jahren nur kleine Fischerboote werden darin einlaufen können. Mir ist oft eingefallen, daß es für die Europäischen Mächte, welche sich jetzt zur Bezahlung eines schimpflichen Tributs an diesen Schatten-Kaiser erniedrigen, sehr wichtig werden könnte, wenn man den Zustand seines Seewesens und vorzüglich seine untauglichen Häfen untersuchte.

Ueber dem Flusse von Tanger sind die Ruinen einer alten Brücke, von der man glaubt, daß die Römer sie erbauet haben. Nur der mittlere Theil derselben ist zerstört, und, wie es scheint, nicht durch die Zeit. Wahrscheinlich haben die Mohren ihn niedergerissen, damit ihre Schiffe in den Fluß kommen könnten. Das Uebrige davon ist unverletzt, und giebt durch seine Dicke und Festigkeit einen Beweis von der Vortreflichkeit der alten Baumeister, welche sowohl Stärke, als Schönheit, zu einem Haupttheile ihres Studiums machten.

Da ich mir vorgenommen habe, weiter unten die Baukunst, die Häuser, den Hausrath u. s. w. in diesem

Lande besonders zu beschreiben, so übergehe ich hier diese Gegenstände, und will von Tanger nur noch bemerken, daß es in Friedenszeiten einen kleinen Handel mit Gibraltar und der benachbarten Spanischen Küste führt. Es versieht diese Oerter mit Lebensmitteln, und erhält dagegen Europäische Waaren von vielerlei Art.

Vierzehn Tage nach meiner Ankunft zu Tanger bekam der Konsul von dem Prinzen einen Brief, worin er ihm seine Rückkunft nach Tarudant meldete, und den Wunsch äußerte, daß der Englische Wundarzt sogleich zu ihm geschickt werden möchte. Doch mußte ich vor der Abreise überlegen, was für Sachen ich zur Reise bedürfte.

Zwei mit langen Flinten und Säbeln bewaffnete Reiter von der schwarzen oder Neger-Reiterei wurden vom Prinzen geschickt, mich zu begleiten, und mußten deswegen einige Zeit warten. Der Gouverneur der Stadt hatte Befehl, mich mit einem Dolmetscher, einem Zelte und mit Mauleseln zu versehen. Aber es hielt sehr schwer, zu Tanger eine Person zu finden, die das Englische und Arabische gut genug sprach, um den Dolmetscher machen zu können; und ich hatte es endlich dem Zufalle zu verdanken, daß ich einen erhielt.

Nachdem man vergebens die ganze Stadt durchsucht hatte, befahl der Gouverneur, man sollte in der Gebetsstunde der Juden in allen Synagogen nach Jemand fragen, der beide Sprachen verstände. Einer von ihnen, der auf den Straßen von Gibraltar Früchte verkaufte, und der bloß in der Absicht, einige Tage mit seiner Familie bei einem Jüdischen Feste zuzubringen, nach Tanger gekommen war, meldete sich, weil er nichts Arges aus der Nachfrage hatte; und nun ward der arme Mann ohne weitere Umstände seinen Freunden und seiner Heimath entrissen, und mit Gewalt gezwungen, mich zu begleiten.

Ein Engländer kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie man unter dieser despotischen Regierung, nach Willkühr und Gefallen eines Gouverneurs, Leute festzu-

nehmen pflegt. Drei bis vier starke Mohren, mit dicken Keulen in den Händen, packen das unglückliche, wehrlose Opfer mit solcher Gewalt, als ob es ein Herkules wäre, der ihnen den fürchterlichsten Widerstand drohete, und schütteln es halb zu Tode, ehe sie es der höheren Macht überliefern. — Dies war gerade das Schicksal meines armen Dolmetschers.

Die Weiber geriethen über die gewaltsame Art, womit man ihn plötzlich mitten aus seiner Andacht wegriß, sogleich in Schrecken, liefen alle nach des Konsuls Hause, und suchten ihn durch Geschrei und Wehklagen zu bewegen, den Mann von der Reise loszusprechen. Gewiß waren auch eine so weite Entfernung und die üble Behandlung, welche die Mohren, wenn sie nicht unter bürgerlichem Zwange stehen, den Juden widerfahren lassen, hinlängliche Bewegungsgründe zu dieser lauten Aeußerung ihrer Besorgniß. Aber auf die Versicherung des Konsuls, daß für die Frau gesorgt, und der Mann frei wieder zurück geschickt werden sollte, sobald wir zu Mogadore anlangten, wo ich einen andern Dolmetscher bekommen würde; und auf mein Versprechen, daß ich den Juden vor Beleidigungen schützen, und ihn, wenn er sich gut betrüge, für seine Mühe belohnen wolle, — zerstreueten sich die Weiber unverzüglich, und gingen mit scheinbarer Zufriedenheit nach Hause.

Als dies Geschäft abgethan war, versah mich der Konsul mit einer gehörigen Quantität starken Getränks, mit Lebensmitteln auf zwei Tage, einer Bettstelle, die aus drei Feldstühlen zusammengesetzt war, daß sie bequem auf Maulesel gepackt werden konnte, ferner mit dem nöthigen Küchengeräthe, und mit einem Bettsacke von eingeöltem Leder. Meine ganze Begleitung bestand aus zwei Negersoldaten, einem Jüdischen Dolmetscher, einem Maulesel zum Reiten für mich, und einem andern für den Juden, zwei Mauleseln zu dem Gepäcke, und einem Mohrischen Maulesetreiber zu Fuß, der für die Thiere sorgen mußte.

Am 30sten September, um drei Uhr Nachmittags, traten wir unsre Reise an, und kamen um 8 Uhr Abends, etwa acht Meilen von Tanger, nach einem kleinen Dorfe, Hyn Dalia, wo wir übernachteten. Sobald wir uns aus der Gegend von Tanger entfernten, fanden wir das Land, durch das wir reisten, unfruchtbar, gebirgig und kaum von irgend jemand bewohnt. So blieb es den ganzen Weg bis nach Larache hin, und nur zuweilen zeigten sich einige wenige elende Hütten. Die Dörfer bestehen in diesem Lande durchgängig aus Hütten, die grob aus Steinen, Erde und Rohr zusammengesetzt, mit Stroh gedeckt und von dicken, hohen Hecken eingeschlossen sind. Diese Beschreibung paßt genau auf die Wohnung, worin wir am ersten Abend unserer Reise einkehrten.

Der Gouverneur von Tanger war für den ihm gegebenen Auftrag sehr sorgsam, und auf die bequeme Einrichtung des Mannes, der den Lieblingssohn seines Herrn wieder gesund machen sollte, sehr aufmerksam gewesen! Bei Untersuchung meines Zeltes fand ich es so voll Löcher, und in jeder Hinsicht so unordentlich, daß ich mich genöthigt sah, mein Bette unter eine Hecke zu stellen und das zerrissene Zelt als Seitendach zu gebrauchen. Nachdem ich in dieser sonderbaren Lage die Nacht zugebracht hatte, setzten wir um halb sieben Uhr Morgens unsere Reise fort, und gingen eine Stunde nachher über den Fluß Marha, der itzt beinahe ganz ausgetrocknet war, aber nach starken Regengüssen tief und gefährlich zu durchwaten seyn soll. In der nassen Jahrszeit, wenn die Flüsse angeschwollen sind, werden Reisende oft einige Tage lang an ihren Ufern aufgehalten. Es sind nur wenige Brücken in diesem Lande; daher kann man (ausgenommen bei Seehäfen, wo man Boote hat) Ströme, die zum Durchwaten zu tief sind, auf keine andere Art passiren, als durch Schwimmen oder Flösse.

Um zehn Uhr kamen wir in einen dicken, großen Wald, der *Rabe a Cloo* (Räb ä Kloh?) genannt wird, und durch

seine Lage auf einem hohen Gebirge, durch den felsigen und beschwerlichen Weg zu ihm hin, und durch die ferne Aussicht auf das Meer, zwischen den Oeffnungen der Bäume, uns einen ungewöhnlich wilden, romantischen, und, ich kann mit Wahrheit sagen, erhabenen Anblick gewährte. Aber unsre Aufmerksamkeit ward sehr von dieser Aussicht abgezogen, als wir den Weg betrachteten, den wir nun gehen mußten, und der sich größtentheils über steile Gebirge und rauhe Felsen hinzog. Wir wurden dadurch genöthigt, sehr langsam und mit der größten Behutsamkeit zu reiten.

Um elf Uhr gingen wir über einen andern Fluß, Machira la Chef (Matschira la Tschef), der am Ende des hohen Waldes vorbeifloß, und selbst itzt in der trocknen Jahrszeit tief war. Hier ward das Auge durch eine schöne ebene Gegend und durch den Anblick des guten Weges vor uns wieder erquickt. Wir reisten auf diesem weiter, bis wir zu einem Bache kamen, an dessen Ufer in einer kleinen Entfernung einige Bäume wuchsen. Zu Mittage rastete ich an der schattigsten Stelle, die ich finden konnte, setzte mich, nach Mohrischer Weise, mit kreuzweis gelegten Beinen nieder, und aß.

Da das Kochen der Speisen uns zu lange aufgehalten haben würde, so ließ ich immer am Abend vorher etwas zubereiten, das wir am folgenden Tage kalt essen konnten. Solche kalte Mahlzeiten waren angenehm genug, wenn wir nur gesundes und genießbares Wasser hatten, woran es uns aber öfters fehlte. An vielen Orten war es so trübe und übel schmeckend, daß ich es, auch bei großem Durste, nicht anders trinken konnte, als wenn ich es mit Wein verbessert hatte.

Wenn wir uns nicht in großen Städten befanden, konnten wir keine anderen Lebensmittel bekommen, als Hühner und Eier, womit ich nun bis zum Ekel gesättigt wurde, da ich sie vorher als Leckereien anzusehen gewohnt war. Meine gewöhnliche Abendmahlzeit auf dieser Reise bestand in einer Schale starken Kaffee und geröste-

tem Brote, wodurch ich mich mehr gestärkt fühlte, als durch Fleisch. Eben so frühstückte ich auch, und erfuhr, was für Kraft jenes Getränk giebt; denn es machte mich fähig, die Last des Tages zu überstehen.

Nachdem wir unsere Reise zwei Stunden weiter fortgesetzt hatten, kamen wir zu dem Flusse Lorifa, wo wir durch die hohe Fluth eine Stunde lang aufgehalten wurden. Der unsichere, unebene Boden, und die Menge großer Steine, welche im Bette dieses Flusses liegen, machen den Durchgang allezeit unsicher. Dies erfuhren wir auf eine sehr empfindliche Weise; denn als die Ebbe uns erlaubte, den Versuch zu wagen, wurden wir dadurch, daß unsre Maulthiere gegen die Steine stießen und oft plötzlich in tiefe Löcher fielen, immer vorwärts ihnen auf den Hals geworfen, obgleich Leute zu Fuß sie führten.

Körperliche Stärke und Geschicklichkeit sind vielleicht die ersten Vorzüge unter den wenigen, welche uncivilisirte Nationen vor uns haben. Mit Vergnügen sah ich hier, daß einige Mauren, die zu Fuße reisten, ihre Kleider auszogen, sie geschickt auf ihre Köpfe legten und so über den Strom schwammen.

Am Abend erreichten wir Arzilla. Die Soldaten, welche mich begleiteten, wendeten sich an den Alkaide, oder Gouverneur der Stadt, um mir, dem Dienste gemäß, zu welchem ich mich verpflichtet hatte, eine Wohnung zu verschaffen. Arzilla ist elf Stunden, oder etwa dreißig Englische Meilen, von Tanger entfernt. Die Mauren bestimmen die Entfernungen nach Stunden; und weil ihre Maulthiere in Einer gewöhnlich drei Meilen gehen, so kann man die Länge einer Reise auf diese Art mit hinlänglicher Genauigkeit berechnen.

Die mir bestimmte Wohnung war ein elendes Zimmer im Schlosse, welches gar keine Fenster hatte, sondern das Licht durch die Oeffnung von einer Thür (denn eine Thür war nicht da) und durch drei in der Wand befind-

liche, etwa sechs Quadratzoll große, Löcher bekam. Dies Schloß ist sehr geräumig, und jetzt zwar sehr verfallen, aber, wie es scheint, im höheren Style Mohrischer Pracht erbauet.

Die Stadt hat einen kleinen Seehafen am Atlantischen Meere. Sie war einmal im Besitze der Portugiesen, und zu der Zeit ein beträchtlich fester Ort; aber nachher sind die Festungswerke durch die Unthätigkeit und den Eigensinn der Mohrischen Fürsten vernachlässigt worden, so daß die Mauern jetzt beinahe aller Orten schnell verfallen. Die Häuser haben ein erbärmliches Ansehen, und die Einwohner, die aus Mohren und Juden bestehen, leben in der größten Armuth.

Wenn man sich einen Begriff von der Lebensart hier zu Lande machen will, so stelle man sich meinen Dolmetscher und mich an einem Ende des oben beschriebenen Zimmers vor, wie wir Kaffee trinken, und am andern Ende den Mauleseltreiber mit den Soldaten, wie sie sich bei einer großen Schaale Kuskasu erquicken, welchen sie, nach ihrer Weise, mit den Fingern zum Munde führen, und mit der ganzen Begierde eines vortreflichen Appetites hinunterschlingen. Dieses Nahrungsmittel ist bei den Mohren sehr gewöhnlich. Man krümelt einen Teig, etwa in der Größe der Reißkörner, in einem irdenen Sieb, und kocht ihn durch den heißen Dampf von gesottenem Fleisch und Gemüse. Dann legt man alles auf einen irdenen Teller, thut Butter und Gewürz hinzu, und trägt das Gericht in einer hölzernen Schüssel auf, die mit zusammengelegten Palmettoblättern bedeckt ist.

Etwa eine Stunde nach meiner Ankunft besuchten mich der Gouverneur und einige vornehme Mohren, und brachten mir, zum Kompliment gegen meinen Königlichen Kranken, ein Geschenk von Früchten, Eiern und Geflügel. Nach einem Gespräche von einer halben Stunde, worin wir uns beiderseits stark bekomplimentirten, nahmen sie Abschied, und wir begaben uns zur Ruhe.

Da die Nachricht von der Ankunft eines christlichen Wundarztes sich schnell in der Stadt verbreitet hatte, so kamen am andern Tage früh Morgens eine Menge Kranker zu mir, von denen die meisten sich in einem traurigen Zustande befanden. Viele von ihnen waren mit gänzlicher Blindheit, weißen Geschwülsten, Wassersucht und eingewurzelten chronischen Rheumatismen behaftet. Vergebens versicherte ich diesen unglücklichen und unwissenden Leuten, daß ihre Krankheiten außer dem Wirkungskreise der Heilkunde wären. Alles, was ich darüber sagte, fand nicht den geringsten Glauben. Sie behaupteten, ein christlicher Arzt könne jede Krankheit heilen, und reichten mir zu wiederholtenmalen die Hände hin, daß ich ihnen den Puls fühlen sollte; denn, wie es scheint, glaubt man hier zu Lande die Beschaffenheit aller Krankheiten bloß durch das Befühlen des Pulses entdecken zu können.

Anfangs setzte mich der Ungestüm meiner Kranken, die alle zu gleicher Zeit besorgt seyn wollten, in Verlegenheit; aber bald fand ich es nöthig, meiner Wache zu befehlen, daß sie den Haufen abhalten, und immer nur Einen daraus zu mir lassen sollte. Es war in der That sehr traurig, so viele wirklich elende Menschen vor mir zu sehen, ohne daß es in meiner Macht stand, ihnen die Hülfe zu leisten, die sie so ängstlich wünschten und von mir zu erhalten so fest vertraueten. Hätte die Zeit es mir erlaubt, so würde ich zur Verminderung ihrer Leiden alle mögliche Mittel versucht haben, die mir zu Gebote standen, wenn gleich die meisten von ihren Krankheiten unheilbar zu seyn schienen. Aber in meiner Lage konnte ich ihnen nur Arzneimittel empfehlen, die auf eine Zeitlang halfen, und die mehr dazu dienten, sie mit Zufriedenheit von mir zu lassen, als ihnen dauernde Hülfe zu geben.

Indeß war der Gouverneur auf den elenden Zustand meines Zeltes aufmerksam geworden, und hatte befohlen, daß die schlechtesten Stellen ausgeschnitten, und das Uebrige geflickt werden sollte. Aber dadurch war es

nun so sehr verkleinert, daß wir, der Dolmetscher und ich, kaum mit Mühe hinein kriechen konnten.

Um acht Uhr desselben Morgens (am zweiten Oktober) traten wir unsere Reise nach der Stadt Larache an, welche etwa zwei und zwanzig Meilen von Arzilla liegt, und wohin wir an eben dem Tage um vier Uhr Nachmittags kamen. Weil unsere Reise hieher meistens immer an der Küste hinging, so stieß uns nur wenig Merkwürdiges auf. Ehe wir in die Stadt kommen konnten, wurden wir über den Fluß Lukkos gesetzt, der hier etwa eine halbe Meile breit ist, und nach vielen angenehmen Windungen bei Larache in das Meer fällt.

Zweites Kapitel.

Beschreibung von Larache. — Es wenden sich Kranke an den Verfasser. — Krankheiten des Landes. — Zustand der Arzneiwissenschaft in Marokko. — Merkwürdige Ruinen. — Schöne Gegend. — Läger der Araber. — Sitten und Gewohnheiten dieses sonderbaren Volkes. — Unterdrückung des Volkes. — Beispiele davon. — Art in den Seen zu fischen. — Geheiligte Oerter. — Mohrische Heilige. — Anekdoten zur Erläuterung. — Reise von Mamora nach Salee.

Nach meiner Ankunft zu Larache ward ich sogleich zu dem Alkaide oder Gouverneur geführt, der ein sehr hübscher Schwarzer war. Er bezeigte mir große Aufmerksamkeit, und wies mir ein sehr anständiges Zimmer im Schlosse an, welches in weit besserem Zustande ist, als das zu Arzilla.

Larache, eine Stadt von mäßiger Größe und mit ganz hübschen Gebäuden, gehörte vormals den Spaniern *). Sie liegt an der Mündung des Flusses Lukkos,

*) Larache gehört jetzt zu der Provinz Benihasan. Im Alterthume war hier eine Römische Kolonie, unter dem Namen Lixa. Z.

kos, auf einem sanften Abhange nach dem Meere zu. Die angenehmen Krümmungen des Flusses, die sanfte Erhebung des Bodens, die Gruppen von Dattel- und mancherlei andren Bäumen, die ohne Ordnung darüber hingestreuet sind, machen ein Gemälde, welches, wenn man dazu bedenkt, daß man die reinen, von der Kunst nicht unterstützten oder entstellten Werke der Natur betrachtet, die angenehmsten Empfindungen erregen muß.

Die Stadt ist zwar nicht regelmäßig befestigt, hat aber doch ein Fort und zwei Batterieen in gutem Stande. Die Straßen sind gepflastert; auch giebt es hier einen guten Marktplatz mit steinernen Säulengängen. Gewiß ist diese Stadt im Ganzen reinlicher und netter, als irgend eine andre, die ich in der Barbarei besucht habe, Mogadore ausgenommen.

Am Hafen werden Schiffe ausgebessert und verproviantirt; aber es giebt hier weder Docken, noch die nöthigen Anstalten zum Baue großer Fahrzeuge. Wegen der Tiefe und Sicherheit des Flusses läßt der Kaiser den Winter über seine großen Schiffe in denselben hinein bringen. Auch ist dies von seinen Häfen der einzige, welcher hierzu dienen kann. Aber wahrscheinlich wird es mit der Zeit diesem Flusse eben so ergehen, wie dem bei Tanger. Auch in seiner Mündung hat der sich anhäufende Sand schon eine Bank (*bar*) gebildet, die jährlich sehr merklich zunimmt.

Weil eins meiner Maulthiere lahm geworden war, so blieb ich den ganzen folgenden Tag zu Larache, in der Absicht es auszutauschen; aber, zu meinem großen Verdruße, glückte mir dies nicht. Den größten Theil des Tages hindurch war mein Zimmer so voll von Kranken, daß es einem Lazarethe von nicht unbeträchtlicher Größe ähnlich sah.

Die Krankheiten, welche ich am herrschendsten fand, waren der Wasserbruch; heftige Augenentzündungen, die sich oft mit Blindheit endigten; die Krätze mit hartnäckigen, aussatzähnlichen Zufällen; Wasserbruch und weiße Ge-

schwülste. Auch bemerkte ich einige wenige intermittirende und gallichte Fieber, und häufige Magenbeschwerden, die von Unverdaulichkeit herrührten.

Die Ursache davon, daß man den Wasserbruch hier so häufig findet, scheint größtentheils in der losen Kleidung der Mohren und in der großen Erschlaffung zu liegen, die von der Wärme des Klima's herrührt; auch in dem häufigen Genusse gewisser Vergnügungen, nach denen sie sich denn unmittelbar des warmen Bades bedienen. Die Ophthalmie, oder Augenentzündung, rührt offenbar davon her, daß ihre Augen beständig den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, die von den allgemein überweißten Häusern zurückgeworfen werden. Dieses Uebel trift die Mohren vorzüglich, da ihre Kleidung nicht dazu eingerichtet ist, die Sonnenstrahlen abzuhalten, und da niemand als der Kaiser einen Sonnenschirm gebrauchen darf.

Die Art von Aussatz, die man hier findet, scheint erblich zu seyn; denn man sagte mir, er werde häufig, verschiedene Generationen hindurch, von einer Familie auf die andere fortgepflanzt. Uebrigens hat er völlig das Ansehen des Aussatzes bei den Alten. Er bricht über den ganzen Körper in großen Blattern aus, die bei einigen Wenigen in ein fortgehendes Geschwür zusammenlaufen, welches oft zuheilt, aber zu gewissen Zeiten von neuem aufbricht, und niemals von Grund aus kurirt werden kann. Ich hatte bei meinem Aufenthalte zu Marokko häufig Gelegenheit, mancherlei Mittel gegen dies Uebel zu versuchen, konnte es aber immer nur auf eine Zeitlang heilen; sobald ich keine Arzenei mehr gab, kam die Krankheit jedesmal wieder. Die weißen Geschwülste und Wassersuchten haben ihren Grund wahrscheinlich in der dürftigen Lebensart der Mohren, da drei Viertheile des Volkes selten andere Nahrungsmittel genießen, als grobes Brot, Obst und Gemüse.

Die medicinischen und chirurgischen Kenntnisse sind freilich hier sehr eingeschränkt. Man hat indeß seine Praktiker in der Heilkunde, theils Mohren, theils Juden, die

das Formelle zur Vorbereitung auf ihre Kunst durchgegangen sind. Dies besteht vorzüglich darin, daß sie aus den im Lande noch vorhandenen alten Arabischen Handschriften einige einfache Mittel auswählen, und sie nachher, so gut sie können, bei mancherlei Krankheiten anwenden.

Was ihre Weise, Krankheiten zu behandeln, betrift, so bedienen sie sich äußerlich des Aderlassens, Schröpfens, Skarificirens und Bähens, und innerlich geben sie Kräuterdekokte. Zuweilen sind sie dreist genug, bei dem Wasserbruche das Wasser vermittelst einer Lanzette herauszulassen; ja, manche wagen es sogar, den Staar zu stechen. Ich hatte niemals Gelegenheit, diese Operation in der Barbarei zu sehen; aber man führte mich in Marokko zu einem Mohren, der sie vorgenommen zu haben versicherte, und mir das dazu gebrauchte Instrument zeigte. Es war ein Stück von einem dicken Messingdrathe, das sich an dem einen Ende allmählich, aber nicht sehr fein, zuspitzte.

Die Mauren verlassen sich hauptsächlich auf topische Mittel, und machen selten Gebrauch von innerlichen Arzeneien. Weil sie die Wirkungsart der letzteren nicht kennen, so scheinen sie auch keine günstige Meinung von ihrer Kraft zu hegen; man kann sie fast durchaus nicht überreden, daß ein Arzneimittel, welches der Magen aufnimmt, Uebeln im Kopfe oder in den äußeren Gliedmaßen abhelfen könne. Doch muß ich, um billig zu seyn, hinzufügen, daß sich niemals jemand meiner Behandlung widersetzte, sobald ich ihm nur deutlich erklärte, auf welche Weise ihm mein Verfahren heilsam seyn würde. Aus diesen Beobachtungen und dem häufigen Gebrauche der Zauberworte und Amuleten bei den Muhammedanern scheint zu folgen, daß diese, ungeachtet ihres Glaubens an Vorherbestimmung, keine Abneigung gegen den Gebrauch von Heilmitteln haben.

Unter der großen Menge Kranker, die zu Larache meine Hülfe suchten, schien keiner nur die mindeste Dankbarkeit gegen mich zu fühlen, Einen ausgenommen; die

Uebrigen betrugen sich so, als wenn sie glaubten, sie erwiesen mir dadurch, daß sie mich um Rath fragten, eine größere Gunst, als ich ihnen dadurch, daß ich ihnen guten Rath gab. Jener Einzige, der sich in seinem Betragen so sehr von den übrigen unterschied, war ein alter Mohr von einigem Ansehen an dem Orte. Er bat mich, nach seinem Hause zu kommen und einen kranken Freund zu besuchen, worin ich ihm auch sogleich willfahrte. Für diese geringe Aufmerksamkeit bezeigte der Mann sich so ungewöhnlich dankbar, daß ich, bei der Erinnerung an den Ort, wo ich mich befand, und an die mir sonst widerfahrene Behandlung, ganz erstaunt und aufs angenehmste überrascht war. Er schickte mir erst einen reichlichen Vorrath von Obst und Geflügel (das gewöhnliche Geschenk hier zu Lande) nach meiner Wohnung, kam dann selbst zu mir, und versicherte, daß er, so lange er lebte, niemals vergessen würde, welche Freundschaft ich ihm erwiesen hätte. Zugleich drang er in mich, daß ich bei meiner Rückkunft mich seines Hauses, wie meines eignen, bedienen möchte. Da dies während meiner ganzen Reise in der Barbarei fast der einzige Fall war, worin ich die unter den Mohren sehr seltene Tugend der Dankbarkeit erfuhr, so habe ich mich für verbunden gehalten, den Umstand ausführlich zu erwähnen.

Am 4ten Oktober, um sechs Uhr Morgens, verließen wir Larache, und um zehn Uhr passirten wir den kleinen Fluß Clough (Klof?). Um vier Uhr Nachmittages kamen wir zu den Ruinen eines großen Schlosses, das vor einigen hundert Jahren von einem vornehmen Mohren, Namens Dar Coresey, gebauet seyn soll. Der damalige Kaiser hat es aber zerstören und ihn selbst hinrichten lassen. Die meisten Schlösser und andere öffentliche Gebäude, welche ich in diesem Reiche sah, zeigten deutlich, daß sie mehr von zerstörenden Tyrannenhänden, als vom nagenden Zahne der Zeit gelitten hatten.

Ich habe der schönen Aussichten in der um Larache liegenden Gegend schon erwähnt; die auf dem Wege von

dort nach Mamora waren nicht weniger reitzend. Man geht hier unter Bäumen von mancherlei Art, die eine so angenehme Stellung gegen einander haben, daß die Gegend mehr wie ein Park, als wie ein unkultivirtes Land aussieht. Wir kamen über Ebenen, die, ohne die Hülfe des Landmannes, mit reichem Grün bedeckt waren, und hatten die Aussicht auf Seen, welche sich viele Meilen in die Länge erstreckten. Ihre Oberflächen waren mit unzähligem Wassergeflügel bedeckt, und ihre Ufer mit Lägern der Araber besetzt. Die Heiterkeit des Himmels an diesem Tage vermehrte noch sehr das Vergnügen, das ich bei dem Anblick dieser mannichfaltigen Scenen empfand, die gewiß nicht unwerth sind, von dem geschicktesten Künstler gemalt zu werden.

Um halb vier Uhr Nachmittags kamen wir zu dem ersten von diesen Seen, und schlugen unser Zelt in der Mitte eines von den Lägern auf. Diese sind gewöhnlich beträchtlich weit von den Städten entfernt; die Dörfer aber gemeiniglich ganz nahe bei einer Stadt. Sie bestehen aus breiten Zelten, die man entweder von Palmettoblättern oder von Kameelhaaren verfertigt. Einige davon sind mit Rohr unterstützt, und andre mit Pflöcken befestigt. Die Gestalt eines Arabischen Zeltes ist einigermaßen einem Grabe oder einem umgekehrten Schiffskiele ähnlich. Sie sind schwarz gefärbt, breit und sehr niedrig. Das Zelt des Scheik, oder Anführers, ist beträchtlich größer, als die übrigen, und steht an einem hervorstechenden Orte des Lagers. In diesen Lägern, welche die Araber Duhars nennen, ist die Menge der Zelte, nach Verhältniß der Menschenzahl in einem Stamme oder in einer Familie, verschieden. Einige Duhars haben nur vier bis fünf Zelte, andere beinahe hundert. Das Lager bildet entweder einen vollkommenen Cirkel oder ein längliches Viereck; doch gemeiniglich hat es die erste Gestalt. Bei Tage läßt man das Vieh im Freien grasen; aber des Nachts bringt man es sorgfältig innerhalb des Lagers in

Sicherheit. In allen Lägern sind die Zelte gegen Norden zugemacht, und gegen Süden ganz offen. Dadurch schützt man sich vor den kalten Nordwinden, die hier zu Lande im Winter so stark herrschen.

Die Araber, welche diese Läger bewohnen, sind ein Volk, das sich in vieler Rücksicht von den Mauren in den Städten unterscheidet *). Die letzteren haben, da ihnen durch ihr Verkehr mit den Europäern mehr Geld zufließt, und da ihre Erziehung von der Arabischen ganz verschieden ist, Ueppigkeiten bei sich eingeführt und Ideen eingesogen, welche die Araber gar nicht kennen. Sowohl wegen ihrer starken Familienverbindungen, als wegen ihres eingewurzelten Vorurtheils für alte Gewohnheiten, scheinen diese Arabischen Stämme von dem Zustande der Civilisirung sehr weit entfernt zu seyn. Weil dies sonderbare Volk sich immer in Stämme vereinigt, so sind ihre Ehen auf ihre eigene Familie eingeschränkt. Dieser Familienanhänglichkeit bleiben sie so treu, daß sie keinen, der nicht in gewissem Grade ihr Verwandter ist, mit sich in demselben Lager wohnen lassen.

Mann, Frau und Kinder schlafen alle in Einem Zelte, gewöhnlich auf einem schlechten Lager von Schafellen, zuweilen aber auch auf der bloßen Erde. Die Kinder bleiben bei ihren Eltern, bis sie heirathen, wo denn die Verwandten jedes Theiles verbunden sind, sie mit einem Zelte, einer steinernen Handmühle zum Zerreiben des Korns, einem Korbe, einer hölzernen Schale und zwei irdenen Schüsseln zu versehen. Dies macht ihren ganzen Hausrath aus. Außerdem bekommen sie aber noch eine Aussteuer, die in einer gewissen Anzahl von Kameelen, Pferden, Kühen, Schafen und Ziegen und einer verhältnißmäßigen Quantität von Weizen und Gerste besteht;

*) Herr Höst sagt, diese Araber unterschieden sich von den Mauren hauptsächlich durch die herumstreifende Lebensart; sonst wären die Mauren, die jetzt die Städte bewohnen, mit ihnen größtentheils Eines Ursprungs. J.

und diesen Viehstand vermehren sie nach und nach dadurch, daß sie ihn auf dem benachbarten Boden grasen lassen. Sie haben selten mehr, als Eine Frau. Ihre Weiber, die gewöhnlich gerade das Gegentheil von Schönheit sind, verbergen in Gegenwart der Fremden ihr Gesicht nicht, wie die in den Städten es thun.

Jedes Lager steht unter der Anführung eines Scheik, an welchen die Uebrigen sich wenden, wenn sie glauben, daß ihnen Unrecht geschehen ist. Dieser Befehlshaber hat die Macht, außer der Todesstrafe jede aufzulegen, die er für gut findet. Er wird von dem Kaiser gewählt, und ist gewöhnlich der vom Stamme, welcher das größte Eigenthum besitzt.

Weil sie gemeiniglich von den Moskeen ziemlich weit entfernt sind, so ist zu ihrem Gottesdienste ein leeres Zelt bestimmt, welches in der Mitte des Lagers steht. Es dient zugleich zum nächtlichen Aufenthalte für Reisende, die des Weges kommen; auch giebt man denen, die ihr Lager darin nehmen, auf Kosten des ganzen Stammes eine gute Mahlzeit. In diesem Zelte versammeln sich jeden Morgen eine Stunde vor Tagesanbruch die Kinder vor einem großen, außerhalb angezündeten Holzfeuer, und lernen Gebete auswendig, die mit Arabischen Buchstaben auf hölzerne Tafeln geschrieben sind und immer im Zelte hangen. Die ganze geistige Erziehung der meisten Araber besteht darin, daß sie diese wenigen Gebete lesen lernen und ihrem Gedächtnisse einprägen.

Wegen der unsteten Lebensart dieser Leute hat man ihnen den Namen wandernde Araber gegeben. Sobald das Land um sie her weniger ergiebig wird, und ihr Vieh alle Weide aufgezehrt hat, brechen sie ihre Zelte ab, und gehen weiter zu einer fruchtbareren Gegend, bis auch hier die Noth sie weiter gehen heißt. Ich traf einst einen solchen Stamm auf dem Marsche, und bemerkte, daß nicht allein ihre Kameele, Pferde und Maulesel, sondern

auch ihre Stiere und Kühe mit ihren Zelten, Ackerwerkzeugen, Weibern, Kindern u. s. w. beladen waren.

Im Reiche Marokko gehört alles Land, außer was unmittelbar mit Städten verbunden ist, dem Kaiser. Daher müssen die Araber, wenn sie ihren Aufenthalt zu verändern wünschen, sich von ihm, oder wenigstens von dem Bascha der Provinz, einen Schein verschaffen, wodurch ihnen gestattet wird, von einem gewissen Flecke Landes Besitz zu nehmen; und für diese Erlaubniß zahlen sie dem Kaiser einen Theil dessen, was das Land hervorbringt.

Die Behandlung, welche mir diese Leute widerfahren ließen, war gütig und gastfreundschaftlich. Sie verriethen gar nicht jene Neigung, Fremdlinge zu hintergehen, welche ein so auszeichnender Zug in dem Charakter der Stadtbewohner ist. Sobald mein Zelt aufgeschlagen war, kamen sie schaarenweise herbei, aber augenscheinlich mehr aus Neugierde, als in der Absicht zu beleidigen; im Gegentheil bezeigten sie außerordentliches Verlangen, alles für mich zu thun, was nur in ihren Kräften stand.

Die Kleidung der Männer besteht in einem langen groben Kittel aus ungefärbter Wolle, der um den Leib gegürtet ist, und ein Kaschowe (*Cashove*) genannt wird. Dazu tragen sie den Haik, ein Stück Zeug, das entweder aus bloßer Wolle, oder auch aus Wolle und Baumwolle, gemacht wird. Dieses werfen sie, wie einen Mantel, über, wenn sie ausgehen, und bedecken sich mit dessen oberem Theile den Kopf. Das Haar schneiden sie dicht am Kopfe ab, und brauchen weder Turban, noch Mütze; auch tragen sie keine Strümpfe, und nur selten Pantoffeln.

Die Kleidung der Weiber ist beinahe dieselbe, und nur in der Art, den Kaschowe anzulegen, verschieden. Dieser muß bei ihnen auf dem Rücken einen Sack bilden, worin sie ihre Kinder tragen. Dies thun sie, und verrichten dabei zugleich alle geringe Hausarbeiten. Ihr

schwarzes Haar legen sie in Flechten, und bedecken es mit einem Tuche, das sie dicht um den Kopf binden. Sie sind sehr begierig nach Gold- und Silberschmuck, und jede hat einige Halsbänder von Korallen. — Ihre Kinder gehen ganz nackt bis zum zehnten oder eilften Jahre, wo man anfängt, sie zu den Arbeiten ihrer Eltern zu gewöhnen.

Die Nahrungsmittel sind unter diesem Volke beinahe dieselben, wie bei den Mohren in den Städten. Der Kuskasu ist das vorzüglichste darunter. Außerdem essen sie das Fleisch von Kameelen und Füchsen, ja zuweilen auch Katzen; ferner Gerstenbrot, das ohne Sauerteig zubereitet und auf einer irdenen Schüssel in Gestalt eines Kuchens gebacken wird.

Die Farbe der Araber ist schwarzbraun oder vielmehr olivenfarbig. In ihren Gesichtszügen haben sie durch ihr thätigeres Leben mehr Ausdruck und weniger Weibisches, als die Mohren in den Städten. Ihre Augen sind schwarz, und ihre Zähne gemeiniglich weiß und regelmäßig.

In dieser kleinen Gesellschaften bemerkt man deutlich die üblen Folgen von starken Familienvorurtheilen: ein sehr beschränktes Wohlwollen gegen Andere, und die Neigung, sie von sich auszuschließen. Alle Läger sehen ihre Nachbarn mit Abscheu oder Verachtung an; und zwischen den Bewohnern derselben herrschen beständige Zänkereien, von denen es oft zu der heftigsten Wuth und zu Blutvergießen kommt. Wenn eine von diesen traurigen Streitigkeiten bis zu gewaltsamen Handlungen fortgeht, so endigt sie selten, ohne daß der Kaiser eine Rolle dabei übernommen hat. Wer auch solche Uneinigkeiten erregt haben mag, so weiß der Kaiser sie doch bestens zu benutzen; denn außer einer Leibesstrafe legt er den streitenden Stämmen schwere Geldbußen auf, welches denn die wirksamste Art ist, sie zum Frieden zu bringen.

Außer dem, was der Kaiser auf diese Art gewinnt und was oft nicht wenig beträgt, bekommt er jährlich auch den Zehnten von jedem Konsumtionsartikel, der ein Landespro-

dukt ist; auch fordert er zuweilen eine außerordentliche Abgabe, die etwa dem vierzigsten Theile jedes Artikels, den sie besitzen, an Werthe gleicht und zur Unterhaltung seiner Truppen erhoben wird. Dazu sind diese unglücklichen Leute jeder anderen Abgabe unterworfen, welche sein Eigenwille ihnen, oft nur unter dem Vorwande der Nothwendigkeit, aufzulegen für gut findet. Die erste Taxe (der Zehnte) wird entweder in Korn und Vieh, oder in Gelde bezahlt; die andre aber immer in Korn und Vieh.

Die Art, wie der Kaiser von seinen Unterthanen Geld erpreßt, ist sehr einfach und schnell. Er schickt dem Bascha oder Gouverneur der Provinz den Befehl, ihm in einer bestimmten Zeit die Summe auszuzahlen, deren er bedarf. Der Bascha sammelt sie sogleich — und zuweilen die Summe noch einmal zur Belohnung für seine Mühe — von den Alkaiden der Städte und den Scheiks der Läger in der Provinz, die unter seinen Befehlen steht. Diese Staatsdiener machen sich das Beispiel des Bascha zu Nutze, und sorgen dafür, ihre eigene Mühe eben so reichlich aus dem Beutel der Unterthanen vergolten zu bekommen, so, daß durch diese Kette von Despotismus, die sich vom Kaiser bis zum geringsten Staatsdiener hinunter erstreckt, das arme Volk die Auflage, die der Kaiser bekommt, fast immer vierfach bezahlen muß. So wenig gewinnen despotische Monarchen durch die Unterdrückung des Volkes! Die Auflagen sind wirklich zuweilen so hart gewesen, daß die Araber sich geradezu geweigert haben, dem Verlangen des Kaisers Genüge zu leisten, und daß er sie durch einen Trupp Soldaten dazu hat zwingen müssen. Jedesmal, wenn er zu diesem äußersten Mittel genöthigt wird, unterlassen die Soldaten nicht, ihre Plünderungssucht völlig zu befriedigen.

Ein Fremder, der in einem von diesen Lägern schläft, ist in der vollkommensten Sicherheit; denn, wenn er das Geringste von dem Seinigen verliert, oder auf irgend eine Weise beleidigt wird, so müssen alle Araber in dem Lager

dafür haften. So reist ein Fremder unter dem Schutze der Regierung in diesem Reiche weit sicherer, als in den viel civilisirteren Ländern von Europa.

Die Seen hier zu Lande haben großen Ueberfluß an Wassergeflügel und Aalen. Da die Art, wie man die letzteren fängt, ziemlich sonderbare ist, so wird mir der Leser erlauben, daß ich ihm einige Nachricht davon zu geben suche. Man hat dazu eine Art von Kähnen, die etwa sechs Fuß lang und zwei Fuß breit sind, aus roh zusammengefügten Bündeln von Rohr und Binsen bestehen und nur für Einen Mann Raum haben. Der Kahn verengt sich allmählich nach dem Vordertheile zu, wo er in eine Spitze ausläuft, die, ungefähr wie dieser Theil an einem Schlittschuhe, aufwärts gebogen ist. Man lenkt den Kahn bloß mit Einer langen Stange, und er ist wegen seiner Leichtigkeit einer sehr schnellen Bewegung fähig. Um nun die Aale zu fangen, fügt man eine Anzahl starker Stäbe, wovon jeder mit einem eisernen Widerhaken versehen ist, fest an einander; mit diesem Werkzeuge stößt der Mann, der im Kahne sitzt, sobald sich Aale im Wasser sehen lassen, mit großer Geschwindigkeit auf sie zu, und gemeiniglich mit Erfolg.

Die Araber beschäftigen sich fast allein damit, daß sie die Ländereien bauen, die ihre Läger umgeben, und daß sie ihr Vieh grasen lassen. Ländereien, die etwas von den Seen entfernt liegen, geben, wenn man die Stoppeln im Herbste verbrennt und den Boden mit einer hölzernen Pflugschaar leicht aufreißt, gute Erndten von Gerste und Weizen. Auf diese Art verschaffen die Araber sich nicht nur das, was sie zu ihrer Konsumtion bedürfen, sondern behalten auch etwas übrig, das sie nach den nächsten Märkten zum Verkauf bringen. Auf den Marschländern an den Seen finden ihre Schaf- und Rindviehherden eine sehr reiche Weide. Diese Futterkräuter, wovon ich eine große Menge verschiedener Arten bemerkte, tragen nicht wenig zur Schönheit der Landschaft bei.

Zu ihren Märkten haben sie Plätze bestimmt, wohin sie zu Pferde in wenigen Stunden kommen können. Die benachbarten Araber bringen Einmal in der Woche ihr Geflügel, Vieh, Obst und Korn dahin, um es abzusetzen, und treffen oft einen guten Handel mit den Mohrischen Kaufleuten, die aus der Stadt dahin kommen.

Sollte der Kaiser einmal seinen Unterthanen die freie Ausfuhr des Korns unter mäßigen Abgaben gestatten, und dadurch, daß er nur die Taxe eintriebe, welche ihm der Koran erlaubt, nehmlich den Zehnten von jedem Artikel, ihnen den Genuß ihres Erwerbes vergönnen: so würden sie bald sehr reich, und seine eigenen Einkünfte um das dreifache vermehrt werden. Der Boden ist hier so fruchtbar, daß man hundertfältigen Ertrag vom Korne rechnet; aber da es keine Nachfrage nach diesem Artikel giebt, so säen die Araber wenig mehr, als was sie zu ihrem eigenen Gebrauche bedürfen.

Die einzigen Wächter dieser rohen Wohnungen, sowohl gegen Diebe, als gegen wilde Thiere, sind Hunde von einer sehr großen und wilden Art. Sobald diese merken, daß ein Fremder sich dem Lager nähert, kommen sie in einem Haufen wüthend gegen ihn heraus, und würden ihn wahrscheinlich in Stücken zerreißen, wenn sie nicht von ihren Eigenthümern gerufen und zurückgehalten würden. Sie lassen die ganze Nacht hindurch ein melancholisches Bellen und Heulen hören, das freilich sehr dazu dient, ihre Herren wachsam zu erhalten und wilde Thiere zu verscheuchen, aber eine höchst unwillkommene Serenade für den müden Wanderer ist.

Am 5ten Oktober, zwischen fünf und sechs Uhr Morgens, verließen wir die Wohnungen dieser gastfreundlichen Araber, und reiseten auf Mamora zu, wo wir um sechs Uhr Abends ankamen. Den größeren Theil dieser Tagereise hindurch sahen wir beinahe wieder eben die Gegenstände, wie am vorhergehenden Tage.

Als wir uns der Stadt näherten, bemerkten wir an den Ufern der Seen verschiedene Kapellen von Mohrischen Heiligen. Diese steinernen Gebäude haben etwa dreißig Fuß ins Gevierte; sie sind überweißt, mit einer Kuppel bedeckt, und enthalten den Körper des Heiligen. Die Gewohnheit, Personen von ausgezeichneter Frömmigkeit zu verehren, ist bei allen Völkern und in allen Religionen verbreitet. Die Muhamedanische Religion scheint dieser Art von Aberglauben so wenig günstig zu seyn, wie die meisten bekannten, da sie so fest die Einheit Gottes behauptet und es strenge verbietet, ein Geschöpf an der Verehrung Theil nehmen zu lassen, die nur der Gottheit von uns gebührt. Aber unter rohen Völkern herrscht immer in einigem Grade Abgötterei. Stirbt hier ein Muhamedanischer Heiliger, so wird er mit der größten Feierlichkeit beerdigt, und über dem Grabe eine Kapelle erbauet, die nachher für heiliger geachtet wird, als die Moskeen selbst.

Wenn der abscheulichste Verbrecher zu einer von diesen Kapellen oder geweiheten Oertern seine Zuflucht nimmt, so ist er vollkommen in Sicherheit. Selbst der Kaiser, der sonst selten Bedenken trägt, jedes Mittel zu gebrauchen, das ihm zur Ausführung seines Vorhabens dienen kann, wagt es selten, das Privilegium dieser Oerter zu verletzen. Wenn ein Mohr Kummer hat oder von einem Leibesübel gequält wird, so wendet er sich zu der nächsten Kapelle, und kehrt mit ruhiger und gestärkter Seele nach seiner Wohnung zurück, weil er glaubt, er habe durch seine Gebete an diesem Orte sich eine vorzügliche Wohlthat erflehet. Ueberhaupt sind diese Kapellen in allen verzweifelten Lagen die letzte Zuflucht der Mohren.

Es giebt in der Barbarei zweierlei Arten von Heiligen. Die ersten sind die, welche durch häufige Abwaschungen, Gebete und andere Andächtsübungen sich einen außerordentlichen Ruf der Frömmigkeit erworben haben. Viele von diesen sind listige Heuchler, die unter der Maske

der Religion die größten Schandthaten begehen. Doch giebt es Beispiele von einigen unter ihnen, deren Wandel im Ganzen mit ihrem Bekenntniß übereinstimmt, und die es sich zum Geschäft machen, Kranke zu warten und Nothdürftigen und Unglücklichen beizustehen. Ihnen würde selbst kaum der strenge Philosoph seine Hochachtung und Verehrung versagen können.

Blödsinnige und Rasende machen die zweite Klasse der Heiligen aus. Wirklich ist in jedem Zustande der menschlichen Gesellschaft die Meinung herrschend gewesen, daß mit solchen geistigen Uebeln behaftete Personen unter dem Einflusse höherer Mächte ständen. Daher wurden die Orakel und Propheten der heidnischen Welt durch diesen Umstand berühmt, und selbst unter den niedrigen Volksklassen unseres Landes haben wir oft ein ähnliches Vorurtheil zu bekämpfen. Diesen Begriffen zufolge, die dem ungebildeten Menschen so natürlich sind, sehen die Mohren solche unglückliche Personen so an, als ständen sie unter dem besonderen Schutze des Himmels, und wären von Gott inspirirt. Hier, wie vielleicht noch in einigen anderen Fällen, befördert der Aberglaube auf eine bewundernswürdige Weise die Menschlichkeit und Nächstenliebe. Dies Vorurtheil bewirkt, daß die freund- und schutzlosesten Sterblichen selbst unter dem Pöbel Freunde und Beschützer finden. Wohin sie auch kommen mögen, speiset und kleidet man sie umsonst, und überhäuft sie zuweilen mit Geschenken. So wenig ein Mohr den Kaiser ungestraft beleidigen könnte, so wenig darf er es wagen, mit irgend einiger Strenge den Unordnungen, welche diese vermeinten Propheten anrichten, Schranken zu setzen.

Man muß indeß auch hier gestehen, daß Meinungen, welche nicht auf Vernunft und Philosophie beruhen, selten einförmig zum Vortheile der Gesellschaft wirken. Ohne in Anschlag zu bringen, welchen weiten Spielraum diese abergläubigen Begriffe der Heuchelei geben, so haben sie auch unzählige Uebel zur Folge, da diese vermeinten Die-

ner des Himmels, was für ein Bubenstück sie auch verüben mögen, immer unverletzlich sind. Vor nicht langer Zeit war in Marokko ein Heiliger, der sich ein Vergnügen daraus machte, Personen, die unglücklicher Weise ihm in den Weg kamen, zu verwunden und zu tödten. Der vielen traurigen Folgen von seinem Wahnsinn ungeachtet, ließ man ihn dennoch immer frei umher gehen. Er war von so tückischer Gemüthsart, daß er oft mitten im Beten eine Gelegenheit absah, Jemanden, den er erreichen konnte, seinen Rosenkranz über den Hals zu werfen, um ihn zu erwürgen. Während ich mich zu Marokko aufhielt, erfuhr ich auf eine sehr empfindliche Weise, was für üble Folgen es hat, wenn man diesen Heiligen nahe kommt; denn es schien ihnen vorzügliches Vergnügen zu machen, Christen zu beleidigen und zu quälen.

Da ich von Heiligen und Propheten rede, will ich auch der Marabuts erwähnen, einer Klasse von Betrügern, die vorgeben zaubern zu können und von den Einwohnern des Landes sehr hoch geschätzt werden. Sie leben in Müßiggang, verkaufen Zauberformeln, und ernähren sich von der Leichtgläubigkeit des Pöbels.

Unter diesen Leuten giebt es auch eine Klasse wandernder Gebirgsbewohner, welche vorgeben, sie wären Lieblinge des Propheten Muhamed, und kein giftiges Geschöpf könne ihnen schaden. Aber die sonderbarsten Menschen aus dieser Klasse sind die Sidi Nasir oder Schlangenfresser, die sich an Markttagen öffentlich zur Schau stellen, und den Pöbel damit unterhalten, daß sie lebendige Schlangen verzehren und ihm betrügerische Gaukeleien vormachen. Ich war einst bei dieser seltsamen Lustbarkeit zugegen, und sah einen Mann, im Verlauf von zwei Stunden, eine lebendige Schlange von vier Fuß Länge verzehren. Er tanzte nach dem Schalle einer wilden Vokal- und Instrumentalmusik, mit mannichfaltigen widrigen Geberden und Verdrehungen des Körpers, zu verschiedenen malen in dem Kreise herum, welchen die Zu-

schauer um ihn geschlossen hatten. Dann machte er sich zuerst über den Schwanz der Schlange her, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte, wobei die Menge mit einstimmte. Diese Ceremonie ward in verschiedenen Zwischenräumen wiederholt, bis er die Schlange ganz hinunter gewürgt hatte.

Ich kehre von dieser Digression wieder zu der Erzählung meiner Reisebegebenheiten zurück. Den 5ten, Abends bei guter Zeit, kamen wir zu Mamora an, das etwa vier und sechzig Meilen von Larache entfernt ist. Es liegt auf einem Hügel an der Mündung des Flusses Sabu, welcher, nachdem er sich in seinem Laufe allmählich erweitert hat, hier in das Atlantische Meer fällt und einen Hafen für kleine Schiffe bildet.

In Mamora giebt es, wie in den meisten Mohrischen Städten, durch welche ich gekommen bin, wenig Merkwürdiges. So lange es im Besitze der Portugiesen war, hatte es außer einer doppelten Mauer, die noch übrig ist, auch andere Festungswerke, die aber jetzt, bis auf ein kleines Fort an der Seeseite der Stadt, niedergerissen sind.

Ich habe schon erwähnt, daß wir auf unsrer Reise hieher fruchtbare Weiden, große Gewässer und Anpflanzungen sahen. Die Nachbarschaft von Mamora ist gleichfalls bezaubernd. Was für ein reitzender Aufenthalt könnte dieses Land seyn, wenn es nicht das Unglück hätte, unter einer despotischen und drückenden Regierung zu seufzen!

Am folgenden Morgen, zwischen acht und neun Uhr, bestiegen wir unsere Maulthiere, verließen Mamora, und gingen auf Salee zu, wo wir, nach einer Reise von etwa funfzehn Meilen, zwischen ein und zwei Uhr ankamen. Der Weg zwischen Mamora und Salee ist in gutem Stande und ziemlich angenehm. Er geht längs einem Thale hin, in welches die Hügel von jeder Seite sich sanft verlaufen.

Eine Viertelmeile von Salee kamen wir an eine Wasserleitung, von der die Eingebornen behaupten, sie sey vor vielen Jahren von den Mohren aufgeführt. Aber die Bauart und mehrere auffallende Kennzeichen von Alterthum machen es wahrscheinlicher, daß sie ein Werk der Römischen Architektur ist. Ihre Mauern sind sehr dick und hoch, erstrecken sich etwa eine halbe Meile in die Länge, und haben drei Erstaunen erregende Bogen, die sich gegen die Landstraße öffnen, und durch deren einen wir unsere Reise nach Salee fortsetzten. Obgleich die Zeit ihre zerstörende Hand in gewissem Grade auch an dieses ehrwürdige Werk der alten Baukunst gelegt hat, so dient es doch noch immer, die Stadt Salee mit vortreflichem Wasser zu versehen.

Drittes Kapitel.

Beschreibung von Salee. — Seeräubereien. — Brutales Betragen eines Maulesseltreibers. — Gute Aufnahme bei dem Französischen Konsul. — Beschreibung von Rabat. — Reise von Rabat nach Mogadore. — Heftiger Sturm. — Ruinen von Fadala. — Dar Beyda Azamore. — Traurige Anekdote von einem Englischen Chirurgus. — Mazagan. — Dyn Medina Rabâa. — Safi. — Allgemeiner Zustand des Landes. — Beschreibung von Mogadore.

Der Name Salee ist in der Geschichte berühmt, und kommt auch in mancher guten Erzählung vor. Die Raubschiffe, welche in diesem Hafen ausgerüstet wurden, und unter dem Namen der Salee-Räuber bekannt waren, sind lange das Schrecken der Handelsschiffe gewesen. Die Abentheurer, welche in diesen schnellen und gefürchteten Fahrzeugen kreuzten, waren eben so wegen ihrer Tapferkeit, als wegen ihrer Grausamkeit, schrecklich; sie entvölkerten den Ocean, und wagten sich zuweilen mit ihren Verwüstungen selbst bis an die christlichen Küsten. Ihr

einziger Zweck war plündern, und nichts konnte sie in der Begierde darnach aufhalten. In ihren Augen hatte Menschenleben keinen Werth; und wenn sie es ja zuweilen schonten, so thaten sie es nicht aus Gefühl von Gerechtigkeit oder Mitleid, sondern um es für das allerelendeste Schicksal aufzusparen: für hoffnungslose Sklaverei bei einem schwelgerischen und eigensinnigen Mitmenschen. Die Stadt Salee ist zwar groß, hat aber gegenwärtig für den Reisenden nichts Merkwürdiges, außer eine Batterie von vier und zwanzig Kanonen der See gegenüber, und eine Redoute bei dem Eingange in den Fluß, der ungefähr eine Viertelmeile breit ist und sich einige Meilen weit in das Land hinein erstreckt.

An demselben Flusse, Salee gegenüber, liegt die Stadt Rabat, die vormals an den Seeräubereien der ersteren Theil nahm und gemeiniglich mit ihr verwechselt ward. Als Salee und Rabat sich auf diese Art furchtbar machten, zahlten sie dem Kaiser nur einen sehr kleinen Tribut, und erkannten ihn allein für ihren Oberherrn, so daß sie beinahe unabhängige Staaten waren. Ohne Zweifel gab diese Unabhängigkeit ihnen ungewöhnliches Feuer zu ihren seeräuberischen Unternehmungen. Nicht leicht unterziehen sich Menschen großen Mühseligkeiten, oder wagen sich in große Gefahren, um sich Reichthum zu erwerben, wenn sie nicht mit Gewißheit voraussehen können, daß sie ihn ohne Beunruhigung genießen werden. Der letzt verstorbene Kaiser, Sidi Mahomet, hat noch als Prinz diese Städte unterjocht und zu dem Reiche gezogen. Dadurch ward ihren Seeräubereien ein tödtlicher Streich versetzt; denn da sie einsahen, wie ungewiß es wäre, ob sie ihre Beute nur einige Zeitlang besitzen würden, so gaben sie sich keine große Mühe mehr, dergleichen zu machen; und als endlich der Prinz, der ihnen ihre Privilegien genommen hatte, Kaiser ward, endigte er ihre Räubereien völlig durch die Erklärung, er sey mit ganz Europa in Frieden. Seit dieser Zeit hat die Mündung des Flusses

sich allmählich so mit dem von der See hinein gespühlten Sande angefüllt, daß die Bewohner der Stadt, wenn es ihnen auch möglich wäre, ihre vorige Unabhängigkeit wieder zu erlangen, dadurch außer Stand gesetzt seyn würden, ihre Seeräubereien wieder so weit zu treiben, wie ehemals.

Da ich ein Empfehlungsschreiben an den Französischen Generalkonsul, Herrn de Rocher, hatte, so ließ ich mich nach Rabat, wo er sich aufhält, übersetzen, und ward sehr höflich von ihm aufgenommen. Als mein Gepäck ans Land gebracht war, entstand ein sehr heftiger Streit zwischen dem Mauleseltreiber und meinem Dolmetscher über die Art, wie es wieder auf die Maulesel zu packen sey, um es nach des Konsuls Hause zu bringen. Beide Theile waren so eifrig für ihre Sache, daß sie gar nicht auf mich hörten, als ich sie zu vergleichen suchte; und endlich kamen sie so in Hitze, daß der Mauleseltreiber meinen Dolmetscher schlug. Als ich dies sah, konnte ich nicht länger ein bloßer Zuschauer bleiben, und leider mochte ich wohl beinahe in eben so ungemäßigte Hitze gerathen seyn, wie die Streitenden. Der Schlag ward auf eine so grobe Art gegeben, daß ich mich nur mit Mühe zurückhalten konnte, ihn sogleich zu erwiedern. Doch hatte ich zum Glück noch kaltes Blut genug, um zu überlegen, wie unschicklich dies Verfahren seyn würde; daher trug ich einem meiner Mohrischen Soldaten auf, den Mauleseltreiber zu bestrafen. Der Soldat erfüllte auch, vermittelst der langen ledernen Riemen, die er immer um sich trug, seinen Auftrag so gut, daß der Verbrecher sich bald dazu verstand, auf die Kniee zu fallen und sowohl mich als den Dolmetscher um Gnade zu bitten. Ich hatte bei der Bestrafung dieser Beleidigung mehr die Absicht, mich bei den Soldaten in Ansehen zu setzen, als die Sache des Juden zu rächen; denn ich konnte nicht dahinter kommen, welcher von den Streitenden Unrecht haben möchte. Aber da meine Begleiter schon vorher bei einigen Gelegenheiten

Neigung gezeigt hatten, mir Unruhe zu machen, und da einer Person, die unter meinem Schutze stand, eine so arge Beschimpfung angethan war: so beschloß ich, diese Gelegenheit zu benutzen, um sie zu überzeugen, daß es ihre Schuldigkeit sey, mir jede Aufmerksamkeit zu beweisen.

Herr de Rocher wohnt in einem herrlichen, auf Kosten seines Hofes erbaueten Hause, und ist der einzige Europäer an dem Orte. Sehr glücklich vereinigt er die alte Englische Gastfreundschaft mit jener natürlichen Feinheit des Betragens, die seiner Nation eigenthümlich ist. Er lud mich so dringend ein, noch einen Tag bei ihm hinzubringen, daß ich, so herzlich ich auch meine Reise bald beendigt zu sehen wünschte, doch seinen ernstlichen Bitten nicht widerstehen konnte.

Rabat ist eine Stadt von beträchtlicher Größe, und an der Seeseite durch drei ganz gut ausgeführte Forts geschützt, die einige Zeit vorher von einem Englischen Renegaten erbauet und von Gibraltar aus mit Kanonen versehen worden waren. Im Ganzen sind die Häuser gut, und viele von den Einwohnern wohlhabend. Es leben hier viele Juden, und gewöhnlich befinden sie sich in besseren Umständen, als die zu Larache und Tanger; auch sind ihre Weiber bei weitem schöner, als in irgend einer andern Stadt, die ich in diesem Reiche gesehen habe. Besonders ward ich bei einer Familie eingeführt, wo die Natur acht Schwestern so verschwenderisch ausgestattet hatte, daß ich nicht zu bestimmen wußte, welche von ihnen die hübscheste wäre. Eine gewisse Zusammenstimmung regelmäßiger Züge, Schönheit der Gesichtsfarbe und ausdrucksvolle schwarze Augen gaben ihnen große Vorzüge vor den andern Weibern ihrer Nation; und obgleich ihre Körper nicht durch den Reiz verschönert waren, welchen Europäischen Frauenzimmern die Kleidung giebt, so hatten sie doch Grazie und Annehmlichkeit.

Das sehr geräumige Kastell enthält ein starkes Gebäude, welches der letztverstorbene Kaiser zu seiner vorzüg-

lichsten Schatzkammer gebrauchte. Es hat eine herrliche Terrasse, die eine weite Aussicht auf die Stadt Salee, das Meer und die ganze benachbarte Landschaft beherrscht. Man findet hier auch noch Ueberreste von einem andern Schlosse, welches von Jakob Almonzor, einem der vorigen Kaiser, erbauet seyn soll, und wovon jetzt nicht viel mehr übrig ist, als die Mauern, in denen man einen starken Vorrath von Pulver und Schiffsmaterialien aufbewahrt. An der Außenseite dieser Mauern ist ein sehr hoher, viereckiger, von gehauenen Steinen schön erbaueter Thurm, welcher der Thurm des Hassen heißt. Wenn man die Arbeit an diesem Thurme mit den übrigen Gebäuden vergleicht, so kann man sich eine genaue Vorstellung machen, wie sehr die Mohren von ihrem vormaligen Geschmacke und dem Prächtigen in ihrer Baukunst ausgeartet sind.

Am Abend führte mich der Konsul zu Sidi Mohamet Effendi, dem ersten Minister des letztverstorbenen Kaisers, der auf seiner Reise nach Tanger gerade in Rabat war. Ich fand an ihm einen sehr gebildeten Mann, der mich mit vieler Güte aufnahm. Nachdem ich mich eine Zeit lang über den Zweck meiner Reise mit ihm unterredet hatte, verlangte er, daß ich seinen Puls fühlen, und ihm sagen sollte, ob er gesund sey, oder nicht. Als ich ihn versicherte, er sey vollkommen gesund, gab er mir in lebhaften Ausdrücken zu erkennen, wie sehr er mir für diese angenehme Nachricht verbunden wäre. Er wünschte mir hierauf Glück zu meiner Reise, wie zu meinem Vorhaben, und dann nahmen wir von einander Abschied.

Bei Gelegenheit meines Aufenthaltes zu Rabat, vertauschte ich auch den lahmen Maulesel, und befahl meinen Negersoldaten, unsere Sachen in Ordnung zu bringen, daß wir früh am folgenden Morgen die Stadt verlassen könnten. Herr de Rocher, der mir schon so viele Artigkeiten erwiesen, hatte noch die Güte, eine Quantität Brot, das hier vorzüglich gut ist, wie auch eine verhältnißmäßige Portion von kalter Küche, und so viel Wein, als wir bequem mit

fortbringen konnten, für mich aufpacken zu lassen. Dieser Vorrath reichte auf drei Tage hin, und kam mir sehr zu Statten, da ich dadurch Zeit bekam, einigermaßen wieder Geschmack an Geflügel und Eiern finden zu lernen.

Freilich erkenne ich sehr wohl, daß die Aufmersamkeit und die Ermunterungen, die ich bei meinem kurzen Aufenthalte zu Rabat genoß, mir nach den Beschwerlichkeiten, die ich auf der Herreise hatte ausstehen müssen, sehr zur Erholung gereichten; aber durch die Vorstellung, gleiche Unbequemlichkeiten, wie die schon überstandenen, wieder ertragen zu müssen, ohne Aussicht zu einer gleichen Erholung zu haben, litt ich im Ganzen vielleicht mehr, als wenn ich die ganze Reise hindurch immer ununterbrochen in jener Lage geblieben wäre. Die Betrachtung, daß ich Tag für Tag durch eine Gegend reisen sollte, wo das Auge sich so selten vergnügen kann; daß ich keinen Begleiter zur Seite hatte, mit dem ich mich unterreden, oder dem ich meine Empfindungen mittheilen konnte; und daß ich den ganzen Tag über nur drei langweilige Meilen in einer Stunde zurücklegen sollte, und zwar in einer Jahrszeit, wo die Kälte des Morgens und Abends sehr übel auf die Hitze vorbereitet und folgt, die um Mittag herrscht: — diese Betrachtung drückte mich so nieder, daß ich mich bei der Vorstellung, Rabat verlassen zu müssen, einer sehr merklichen Niedergeschlagenheit nicht erwehren konnte.

Durch die Nachlässigkeit meiner Begleiter waren am 8ten dieses Monaths meine Sachen erst zwischen zehn und elf Uhr Morgens ganz aufgepackt, wo ich denn das gastfreie Haus des Herrn de Rocher verließ und meine Reise nach dar Beyda, der nächsten Stadt auf dem Wege nach Mogadore, fortsetzte.

Bei allen Beschwerlichkeiten, die ich bisher erfahren, konnte ich mich glüklich schätzen, daß ich immer so schönes Wetter gehabt hatte; denn es war jetzt die Jahrszeit, wo gewöhnlich die starken Regen anfangen, und wo ein Schauer von einer halben Stunde mehr durchnäßt, als in England der

Regen von einem ganzen Tage. Wir hatten auf dem ganzen Wege von Tanger nach Rabat trocknes Wetter; die Hitze von elf bis drei Uhr war heftig, aber die Luft, wie eben bemerkt ist, vorher und nachher ungewöhnlich kühl. Zur Erquickung bei der großen Hitze fanden wir die Wassermelonen und Granatäpfel zwischen Rabat und Mogadore von äußerst lieblichem Geschmack, und besonders dienlich, den außerordentlichen Durst zu löschen und die Mattigkeit zu vertreiben, die uns auf der Reise befiel. Diese Früchte wachsen hier sehr häufig auf freiem Felde, und wir zahlten nur zwei Blanquils oder drei Pence in Englischer Münze, (ungefähr ein und zwanzig Pfennige) für Wassermelonen, woran sich ein halbes Dutzend Menschen sättigen konnten. So gütig hat die Natur dafür gesorgt, hier einen Ueberfluß von solchen Früchten wachsen zu lassen, die den Bewohnern warmer Himmelsstriche so willkommen sind! Ja, viele dürftige Personen in diesem Lande haben kaum andere Nahrungsmittel, als Obst und Brot.

Bei unserer Abreise versprach uns der Anschein der Atmosphäre die Fortdauer desselben schönen Wetters, das wir bisher gehabt hatten; auch blieb es so, bis wir über drei kleine Flüsse gegangen waren, welche die Mohren den Hitkumb, Scherrat und Bornika nennen. Diese schwellen nach starken Regen zu tiefen und reißenden Strömen an, und werden oft ganz unzugänglich, außer für Boote und Flösse. — Aber um fünf Uhr Abends zogen sich schwere und schwarze Wolken zusammen, und kurz nachher entstand ein sehr heftiges Ungewitter, wobei Wind, Hagel, Regen, Donner und Blitz sich furchtbar vereinigten. Da es sehr schnell anfing, dunkel zu werden, so wünschten wir sehnlich einen sichern Platz zu finden, wo wir unser Zelt aufschlagen könnten, und spornten deswegen unsere Thiere; aber weder durch die Sporn noch durch die Peitsche ließen sie sich bewegen, dem Sturme Trotz zu bieten, und wir mußten eine ganze Stunde in Unthätigkeit

warten, bis seine größte Heftigkeit nachließ. Dann trieben wir unsere Thiere weiter, bis zu ein Paar Arabischen Zelten, die im freien Felde standen. So übel diese Lage auch war, so freueten wir uns doch, unser Zelt für die Nacht selbst nur an diesem ungeselligen Platze aufschlagen zu können.

Da es die ganze Nacht geregnet hatte, so mußten wir am folgenden Morgen (den 9ten Oktober) unser Zelt erst trocknen, weil es ganz durchnäßt, und zu schwer geworden war, als daß wir es mit dem übrigen Gepäcke auf den Mauleseln hätten fortbringen können. Erst zwischen zehn und elf Uhr konnten wir daher unsere Reise fortsetzen, und kamen um zwölf Uhr bei den Ueberresten von Mansora an. Hier war vormals ein Schloß, das (nach den Ruinen zu urtheilen, die aus weiten Mauern und einem viereckigen Thurme bestehen) ein sehr großes Gebäude gewesen seyn muß. Meine Soldaten erzählten mir, es wäre die Residenz eines Prinzen gewesen, der gegen seinen Oberherrn die Waffen ergriffen, und sich dann genöthigt gesehen hätte, es zu verlassen. Das Schloß ist von dem damals regierenden Kaiser zerstört worden. Der Platz zwischen den übrig gebliebenen Mauern wird jetzt von einigen Negern bewohnt, die in kleinen Hütten leben und hieher verbannt worden sind, weil sie bei einer gewissen Gelegenheit sich den Unwillen des verstorbenen Kaisers zugezogen hatten. In einem bloß durch Willkühr des Regenten beherrschten Lande, wo der Besitz des Thrones mehr von dem Willen der Soldaten, als von den Rechten der Erbfolge abhängt, sind Schlösser in den Augen des Despoten mehr Sicherheitsörter für seine Gegner, als für ihn selbst von beträchtlichem Nutzen; daher läßt er sie entweder verfallen oder zerstört sie gänzlich, wie es sein Eigenwille ihm eingiebt. Von der Wahrheit dieser Behauptung sieht man auffallende Beweise in jeder Marokkanischen Stadt, durch die ich gekommen bin.

Bald nachdem wir Mansora verlassen hatten und durch den Fluß Infefik gegangen waren, kamen wir nach Fadala. Dieser Ort wird, so lange noch etwas von ihm übrig ist, ein dauerndes Denkmal von dem Eigensinne des verstorbenen Kaisers bleiben. Er besteht bloß aus der Einfassung einer Stadt, die er im Anfange seiner Regierung zu bauen anfing, aber nie vollendete. Sie ist in eine viereckige Mauer eingeschlossen und mit einer Moskee (dem einzigen vollendeten Gebäude) zum Gebrauche der Einwohner versehen, die, gleich denen zu Mansora, in Hütten auf dem dazwischen liegenden Boden wohnen. Zur Rechten von Fadala bemerkten wir ein kleines, aber dem Ansehen nach hübsches Schloß, das, wie meine Begleiter mir sagten, der verstorbene Kaiser erbauet hat, um sich dessen zu bedienen, wenn er einmal in Geschäften dieses Weges käme.

Auf unserer übrigen Reise nach Dar Beyda, wo wir ungefähr Abends um sechs Uhr eintrafen, fiel nichts Merkwürdiges vor, außer daß wir über eine doppelte Brücke von Steinen kamen, das einzige Werk der Baukunst von dieser Art, das ich im Lande gesehen habe und das von dem verstorbenen Kaiser herrührt. Das Land zwischen Rabat und Dar Beyda, eine Strecke von etwa vier und vierzig Meilen, ist eine ununterbrochene Kette von unfruchtbaren Felsen.

Dar Beyda, ein kleiner, ziemlich unbeträchtlicher Seehafen, hat eine Bay, welche Schiffe von ganz ansehnlichen Lasten aufnimmt; sie können, wenn der Wind nicht hart aus Nordwesten bläst, wo sie leicht an die Küste geworfen werden, ziemlich sicher darin ankern. — Bei meiner Ankunft ward ich sogleich zu dem Gouverneur geführt, der eben im Audienzzimmer war und die Klagen der Einwohner hörte. Nachdem er mir seine Dienste angeboten und mich ersucht hatte, etwas weniges Geflügel von ihm anzunehmen, überließ er uns bald das Zimmer, wo wir diese Nacht schliefen.

Am 10ten Oktober zwischen sieben und acht Uhr Morgens brachen wir nach Azamore auf, das etwa sechs und funfzig Meilen von Dar Beyda entfernt ist. Nach zwei Tagereisen kamen wir zu dem Flusse Morbeya, an dessen Mündung auf der Südseite Azamore liegt. Der Fluß ist hier so breit und tief, daß man sich übersetzen lassen muß, weswegen hier immer ein geräumiges Boot in Bereitschaft gehalten wird.

Wir hatten eben unser Gepäck und die Mauleſel in das Boot gebracht, und waren in Begriff wegzurudern, als zwischen meinen Negersoldaten und den Fährleuten ein sehr heftiger Streit entstand. Da ich nicht zum erstenmal solche Zänkereien sah, so blieb ich ganz ruhig im Boote, bis ich bemerkte, daß einer der Fährleute alle Sachen wieder aufs Land brachte, indeß ein anderer einem von den Soldaten zu Halse ging. Nun war es also hohe Zeit, daß ich mich dazwischen legte. Auf meine Frage wegen der Ursache des Streites, sagte man mir, daß der Eigenthümer der Fähre den Fluß vom Kaiser gepachtet hätte, und daß dem zufolge ihm alle Einkünfte von der Fähre zukämen; meine Soldaten aber beständen darauf, die Leute müßten mich, mein Gepäck u. s. w. unentgeldlich über den Fluß setzen, weil ich in des Kaisers Diensten wäre. Wer von ihnen Recht hatte, konnte ich mir nicht anmaßen zu bestimmen; aber ich war sehr froh, dem Streite dadurch ein Ende machen zu können, daß ich das gewöhnliche Fährgeld bezahlte. Nachdem man nun beiderseits noch einige Flüche ausgestoßen hatte, wurden unser Gepäck und die Mauleſel wieder in das Boot gebracht und wir über den Azamore gesetzt.

In einem Lande, wo Künste und Wissenschaften gänzlich vernachlässigt werden, und wo die Hand des Despotismus den Gemeingeist vernichtet und den Privatfleiß niederdrückt, ist es sehr natürlich, daß beträchtliche Striche vorkommen müssen, die nichts Bemerkenswerthes zeigen. Dies war genau der Fall auf der Reise von Dar Beyda

nach Azamore, wo sich unserem Auge nichts darbot, als eine ununterbrochene Kette von unfruchtbaren Felsen und unangenehmen ermüdenden Landstraßen, ohne daß irgend etwas die Scene zuweilen verändert und die Neugierde gereitzt hätte.

Azamore, eine Stadt mit einem Seehafen am Atlantischen Meere, liegt an der Mündung des Morbeya. Es ist zwar ein großer Ort, hat aber weder öffentliche Gebäude zur Zierde, noch in seiner Geschichte oder Lage irgend etwas Merkwürdiges.

Einem meiner Soldaten zu Gefallen, der zu Azamore nahe Verwandte hatte, blieb ich den Tag hier, und bewohnte in dem Hause eines Mohren ein Zimmer, welches von der Wohnung der Familie abgesondert war. Bald nach meiner Ankunft besuchte mich ein Jude in Europäischer Kleidung, der ehemals bei einem Englischen Konsul gewohnt hatte und das Englische ziemlich fertig sprach. Er nahm mich mit nach seinem Hause, wo er mich sehr gastfreundschaftlich empfing und dringend bat, daß ich mit ihm essen und mich seines Hauses, wie meines eigenen, bedienen sollte. Nach dem Mittagsmahl zeigte er mir die verschiedenen Gegenden der Stadt. Im Verlauf unserer Unterredung bat er: ich möchte in meinem Betragen gegen den Prinzen, zu dem ich reiste, sehr vorsichtig seyn; denn die Mohren wären sehr wankelmüthig, und ihr Betragen hinge bloß von der Laune des Augenblicks ab. Um diese Warnung nachdrücklicher zu machen, erzählte er mir eine Geschichte von einem Europäischen Wundarzte, der ehemals einen Marokkanischen Prinzen zu besorgen hatte. Dieser achtete den Rath des Wundarztes nicht, und seine Krankheit nahm zu. Darüber ward er so aufgebracht, daß er den Wundarzt holen ließ und, als dieser vor ihm erschien, eine Pistole hervorzog. Der unglückliche Mann gerieth durch ein so unwürdige Behandlung in Unruhe und Angst, ging schnell weg, und machte bald darauf seinem Leben ein Ende.

Als ich am 13ten Oktober von meinem Juden, und die Soldaten von ihren Verwandten Abschied genommen hatten, reisten wir Morgens um acht Uhr nach der Stadt Safi (Asafi) ab, wo wir am 15ten Abends, nach einem Wege von etwa sieben und funfzig Meilen, anlangten. Die Gegend, durch welche wir kamen, war unfruchtbar und felsig, so daß sie kaum einen Baum oder irgend etwas Grünes hervorbrachte.

Bald nach unsrer Abreise von Azamore sahen wir zur Rechten die Stadt Mazagan, welche der verstorbene Kaiser wenige Jahre vorher den Portugiesen weggenommen hatte. Seine Mohrische Majestät prahlten sehr mit dieser Eroberung, ob es gleich ganz bekannt ist, daß die Portugiesen, weil es sehr beschwerlich und kostbar war, hier eine Garnison zu unterhalten, und weil der Ort doch keinen wesentlichen Nutzen gewährte, noch vor dem Angriffe des Kaisers, den Ort zu verlassen sich vorgenommen und deswegen wirklich schon angefangen hatten, ihre Güter und ihr Vermögen zu Schiffe zu bringen. Da aber der Kaiser einmal entschlossen war, eine Probe von seiner kriegerischen Tapferkeit und Geschicklichkeit zu geben, so ließ er sich dadurch nicht von dem Vorsatze abschrecken, eine ordentliche Belagerung anzufangen. Mit der größten Eile ward ein Magazin (das man von der Landstraße her sehen kann) zur Aufbewahrung der Ammunition erbauet, und der Angriff geschah mit aller Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit, deren Seine Mohrische Majestät fähig waren. Die Portugiesen vertheidigten die Stadt nur so lange, bis sie ihre Güter wegschaffen konnten; dann wurde sie den Mohren übergeben, oder, eigentlicher zu reden, überlassen.

Am Tage unserer Ankunft zu Safi kamen wir bei den Ueberresten einer Stadt vorbei, die ehemals groß und beträchtlich gewesen ist. Sie ward von einem älteren Kaiser, Muley Okom Monsor erbauet, und wird itzt Dyn Medina Rabâa genannt. Jetzt ist davon weiter nichts mehr übrig, als vorzüglich dicke und ausgedehnte

Mauern; und diese schließen Gärten und Hütten ein, worin entlassene Negersoldaten wohnen.

Safi, eine Stadt mit einem Seehafen, liegt am Fuße eines steilen und hohen Gebirges. Es ist ein kleiner Ort, der nichts Merkwürdiges hat, als einen hübschen Pallast, worin die Söhne des Kaisers bisweilen wohnen, und ein kleines Fort, nicht weit von dem nördlichen Ende der Stadt. Die umliegende Gegend besteht aus Gebirgen und Wäldern, so daß sie eine wilde, wahrhaft romantische Aussicht giebt. Safi trieb einen beträchtlichen Handel mit Europa, ehe der verstorbene Kaiser die Europäischen Kaufleute zwang, in Mogadore zu wohnen. Die Rhede ist sicher für die Schiffe, außer wenn der Wind hart aus Westen bläst, wo sie leicht an den Strand getrieben werden können.

Während meines Aufenthaltes in dieser Stadt nahm ich mein Quartier in einem Judenhause, und ward von zwei Mohren besucht, die in London gewesen waren und etwas Englisch sprechen konnten. Unter andern Beweisen ihrer Aufmerksamkeit machten sie auch Mittel ausfindig, mir, ohne mein Wissen, einen Stuhl und einen kleinen Tisch zu verschaffen, zwei Möbles, die ich seit meiner Abreise von Tanger nicht gesehen hatte, außer in des Französischen Konsuls Hause; denn die Mohren bedienen sich ihrer gar nicht.

Am 16ten, um acht Uhr Morgens, reisten wir nach Mogadore. Den Weg dahin, der etwa sechzig Meilen beträgt, legten wir in zwei Tagen zurück. Bald nachdem wir Safi verlassen hatten, kamen wir über ein sehr hohes und gefährliches Gebirge. Der felsige, steile und rauhe Pfad, der nur für Einen Maulesel breit genug war, und uns an einem jähen, über das Meer hangenden Absturze hinführte, erfüllte uns mit einer Empfindung von Grausen und Schrecken, die gar nicht zu beschreiben ist. Aber unsre, an Wege dieser Art gewöhnten Maulesel führten uns mit der größten Sicherheit über die Stellen, wo wir mit

Europäischen Pferden wahrscheinlich in den Abgrund hinab gestürzt wären.

Von diesem Gebirge kamen wir in Kurzem in einen Wald von Zwergeichen, der etwa sechs Meilen lang ist, und sich gegen Süden bis an den Fluß Tansif erstreckt. Dieser Fluß ist sehr breit, so daß er sich nach einem starken Regen, oder wenn die Fluth ihn anschwellt, nur auf Flössen passiren läßt; aber jetzt konnten wir mit großer Leichtigkeit hindurch gehen. Wir bemerkten, als wir uns der Südseite näherten, mitten in einem dicken Walde ein viereckiges Kastell. Dies ist, wie meine Soldaten mir sagten, von Muley Ischmael erbauet, welchen Addison in einem Stücke des Freeholder verewigt hat. Der verstorbene Kaiser vernachlässigte es, so daß es jetzt in Ruinen liegt. Die ansehnliche Breite und die mannichfaltigen Windungen des Tansif, seine hohen, waldigen Ufer und das Schloß, das durch die Bäume ein wenig hervorblickt, bildeten zusammen eine Scene, die freilich etwas finster, aber doch sehr romantisch und malerisch war.

Ich hatte von Herrn Matra die Anweisung bekommen, zu Mogadore zu bleiben, bis ein Bote, der von da nach Tarudant geschickt werden sollte, um den Prinzen von meiner Ankunft zu benachrichtigen, zurückgekommen wäre. Die sehr gastfreundschaftliche Behandlung, die ich von Herrn Hutchison, Brittischem Vice-Konsul zu Mogadore, während meines Aufenthaltes in seinem Hause erfuhr, so wie die theilnehmenden Briefe, und der freundschaftliche Rath, den er mir nachher bei den Verlegenheiten und Widerwärtigkeiten, die ich zu Marokko auszustehen hatte, gütig ertheilte, haben sich in meinem Gedächtnisse tief eingeprägt, und ich würde es mir selbst nicht vergeben können, wenn ich es unterließe, diesem braven Manne meine Dankbarkeit öffentlich zu bezeugen.

Ehe ich Mogadore beschreibe, wird es nicht undienlich seyn, eine kurze Uebersicht von dem allgemeinen

Ansehen des Landes zu geben, durch das ich von Tanger an gekommen bin. Der erste Theil des Weges, bis nach Larache, führte uns, wie ich vorher bemerkt habe, durch eine felsige, gebirgige und unfruchtbare Gegend, wo wir, außer dem Walde vor Räb ä Klo (Rabe a Clow) nur wenige Bäume oder Gesträuche fanden. Von Larache bis Salee ward das Auge durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die sich ihm darboten, angenehm unterhalten. Der ebene Boden, die vielen Seen und das lächelnde Grün, das sie umgab, zeigten sehr deutlich die Fruchtbarkeit des Landes; und sie, nebst den hier und dort verstreueten Gruppen von Bäumen, führten den betrachtenden Geist auf den Gedanken, die Natur habe diese Gegend der Erde zum Aufenthalt eines Volkes bestimmt, das auf einer höheren Stufe der Kultur steht, als die jetzigen Bewohner. Von Salee nach Mogadore, und von da nach Santa Cruz, fanden wir wieder eben die unfruchtbare, gebirgige und felsige Gegend, wie auf dem ersten Theil unserer Reise.

Ich sah zuweilen Wälder von kleinen Bäumen, wie den Arga, die Zwergeiche*) und den Palmbaum; aber brauchbares Bauholz bringt das Land gar nicht hervor. Daher müssen die Mohren diesen Artikel aus Europa einführen; und eben darin mag der Grund liegen, weswegen der Kaiser so wenige Schiffe besitzt und genöthigt ist, sie zur Ausbesserung in fremde Häfen zu schicken. Weil die Vegetation in diesem Himmelsstriche nicht eher anfängt, als einige Zeit nach den starken Regen; so hatte ich auf meiner Reise keine Gelegenheit zu bemerken, welche Pflanzen diesem Klima vorzüglich eigen sind.

Nach der Meinung einiger Reisebeschreiber hat man in diesem Lande unterweges viel von den Angriffen wilder Thiere zu fürchten; aber ich kann aufrichtig sagen, daß ich während der ganzen Reise nach Mogadore, ja auch nachher, als ich über den Atlas ging, niemals von sol-

*) Man sehe hiervon weiter unten. 3.

chen Thieren im geringsten beunruhiget oder aufgehalten worden bin; auch hat man mir gesagt, daß man selten von einem Falle dieser Art höre. Dies rührt davon her, daß die wilden Thiere sich meistens nur im Innern des Landes und der Gebirge aufhalten, welches kein menschlicher Fuß betritt.

Mogadore, wie die Europäer, oder Suira, wie die Mohren es nennen *), eine große, regelmäßig und gut gebauete Stadt am Atlantischen Meere, ist etwa dreihundert und funfzig Meilen von Tanger entfernt, und an der Landseite von tiefem und schwerem Sande umgeben. Es ward auf Befehl des verstorbenen Kaisers erbauet, der bei seiner Thronbesteigung allen in seinem Reiche ansässigen Europäischen Kaufleuten befahl, daß sie in Mogadore wohnen sollten, wo er die Abgaben herunterzusetzen und dem Handel alle mögliche Aufmunterung zu geben versprach. Da die Europäer auf diese Art ihre vorigen Etablissements verlassen mußten; da sie diesen ersten Schritt des Kaisers als einen Beweis seiner guten Gesinnung für Handel und Gewerbe ansahen; da sie schon lange in dem Lande gewohnt und zu Hause keine bessere Aussichten hatten: so ließen sie sich allgemein zu Mogadore nieder, erbaueten Häuser, und machten nützliche Anstalten für den Handel. Aber sie wurden durch des Kaisers Treulosigkeit in den angenehmen Hoffnungen, mit welchen sie ihre Lage verändert hatten, sehr getäuscht. So lange, bis er sah, daß die Kaufleute fest genug saßen, um sich wahrscheinlicher Weise nicht zu entfernen, erfüllte er sein Versprechen; aber dann fing er an, die Abgaben zu vermehren, und erstickte so den Geist des Handels, den er zu befördern versprochen hatte. Doch vermochte ihn seine Laune, oder, was noch mehr Einfluß hatte,

*) Herr Höst hat von Suira, oder Mogadore, wie von den meisten bedeutenden Städten in Marokko, eine Zeichnung geliefert. Es gehört zu der Provinz Sus, und liegt, den Beobachtungen des Don Ulloa zufolge, in 31° 28′ N. Br. Die Abweichung der Magnetnadel war daselbst 17° 6′ Oestlich.

hatte, beträchtliche Geschenke zuweilen dahin, von seiner Strenge nachzulassen; und daher sind die Abgaben so häufig verändert worden, daß ich unmöglich mit irgend einiger Gewißheit die gewöhnlichen Lasten bestimmen kann, die in diesem Hafen auf Gegenstände des Handels gelegt sind.

Die Faktorei zu Mogadore besteht aus etwa zwölf Handlungshäusern von verschiedenen Nationen, deren Besitzer durch den Schutz, den ihnen der Kaiser angedeihen läßt, in vollkommner Sicherheit vor den Mohren leben, und diese wirklich in einer strengen Entfernung von sich halten. Sie führen nach Amerika Maulthiere aus; nach Europa: Korduan, Häute, Arabisches Gummi, Sandarach, Straußfedern, Kupfer, Wachs, Wolle, Elephantenzähne, feine Matten, schöne Teppiche, Datteln, Feigen, Rosinen, Oliven, Mandeln, Oel u. s. w. Dagegen führen sie ein: Bauholz, Schießgewehre aller Art, Schießpulver, wollene Tücher, Leinwand, Blei, Eisen in Stangen, alle Arten von harten und Bijouteriewaaren, als Spiegel, Schnupftabaksdosen, Uhren, kleine Messer u. s. w. Thee, Zucker, Gewürz, und die meisten Artikel, die man hier zu Lande auf keine andere Weise bekommen kann. — Außer dem Handel, der zwischen diesem Reiche und Europa geführt wird, treiben die Mohren durch ihre Karavanen (von denen ich bald besonders zu sprechen Gelegenheit haben werde) auch Handel mit Guinea, Algier, Tunis, Tripoli, Groß-Kairo und Mekka.

Mogadore ist nach der See hin regelmäßig befestigt, und an der Landseite sind Batterieen angelegt, die jeden Einfall von den südlichen Arabern abhalten können; denn sonst würden diese unruhigen Menschen wegen des großen Reichthums, der sich, wie man weiß, immer in Mogadore befindet, mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen, die Stadt zu plündern. Der Eingang in die Stadt, so wohl von der See- als von der Landseite her, geht durch schöne steinerne Bogen mit zwei Thüren; der Marktplatz ist artig gebauet und mit steinernen Säulengängen umge-

ben. Am Wasserthore stehen ein Zollhaus und ein Pulvermagazin, die beide nett von Steinen gebauet sind. Außer diesen öffentlichen Gebäuden hat der Kaiser hier einen kleinen, aber hübschen Pallast, worin er bisweilen residirt. Die Straßen der Stadt sind sehr enge, aber alle schnurgerade, und die Häuser hoch und regelmäßig, folglich ganz das Gegentheil von denen in den anderen Städten des Reiches. Die Bay, die wenig mehr als eine Rhede, und, wenn der Wind aus Nordwesten kommt, sehr unsicher ist, wird durch eine Krümmung der Küste, und eine kleine, etwa eine Viertelmeile davon entfernte Insel gebildet. Ihr Eingang hat ein mit Kanonen wohl versehenes Fort zur Vertheidigung.

Viertes Kapitel.

Allgemeine Uebersicht des Reiches Marokko. — Lage und Klima. — Provinzen. — Boden. — Wunderbare Fruchtbarkeit. — Seehäfen. — Naturprodukte. — Minen. — Thiere. — Zufällige Theurungen. — Hungersnoth von 1778. — Manufakturen. — Gebäude. — Straßen. — Bevölkerung. — Einführung der Neger. — Muley Ischmael. — Seine Polizei. — Sidi Mahomet. — Allgemeine Unterdrückung des Volkes. — Kaufleute.

Da ich bei den Europäischen Kaufleuten zu Mogadore bessere Gelegenheit, als jemals nachher auf meiner Reise bekam, mich von dem Zustande des Landes und seinen Produkten zu unterrichten, so will ich jetzt Gebrauch von diesen Nachrichten machen, zumal, da hierdurch die folgenden Blätter meiner Erzählung für den Leser nützlicher und angenehmer werden.

Das Reich Marokko liegt zwischen 29° und 36° nördlicher Breite. Es erstreckt sich von Norden nach Süden etwa fünfhundert und funfzig Meilen in die Länge, und etwa zweihundert in die Breite. Gegen Norden wird es von der Straße von Gibraltar und dem Mittelländi-

schen Meere begränzt; gegen Osten von den Königreichen Tremecen und Sugulmussa (Seschelmesa); gegen Süden von dem Flusse Suz (Sus) und dem Lande südlich von Tafilet; gegen Westen von dem Atlantischen Meere. Das Reich besteht aus verschiedenen Provinzen, die, wie in den meisten Ländern, vor ihrer Vereinigung kleine Königreiche waren*).

Das Klima ist zwar in den südlichen Provinzen, während der Monathe Junius, Julius und August sehr heiß, aber doch im Ganzen dem Gesundheitszustande der Einwohner sowohl, als der Europäer, zuträglich **). Gegen Norden findet man das Klima beinahe eben so, wie in Portugall und Spanien, auch giebt es dort die Herbst- und Frühlingsregen, wie in diesen Ländern; aber südwärts sind die Regen weniger allgemein und gewiß, und daher die Hitze größer.

Da die meisten Städte, worin Europäer sich niederlassen dürfen, Seehäfen sind, so haben sie den Vortheil, daß sie häufig von der Seeluft erfrischt werden; und obgleich Mogadore so weit südwärts liegt, so ist es doch, weil es zur Sommerzeit regelmäßig den Wind aus Nordwesten hat, eben so kühl, wie die gemäßigteren Gegenden in Europa. Marokko und Tarudant liegen im Inneren des Landes, und sind daher, wenn sie gleich mit Mogadore beinahe einerlei Breite haben, viel heißer; indeß wird ihre größere Hitze durch die Nachbarschaft des Atlas beträchtlich vermindert, weil dessen höhere Gegenden das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sind und diesen Städten oft kühle und erfrischende Winde zusenden.

*) Gegenwärtig hat es neun Provinzen; nehmlich: Sus, Haha, Gezula, Erhamma, Dukala, Abda, Tedla, Zerara und Siedma. Z.

**) *Chénier* (in den Récherches historiques sur les Maures & Histoire de l'Empire de Maroc. Paris, 1787. Tom. III.) sagt: das Klima sey sehr mäßig; das Reaumürsche Thermometer steige selten über fünf Grad. Nur die inneren Länder wären sehr heiß. Aber hier soll der Boden dennoch am fruchtbarsten seyn, hingegen an der Westküste steinig. Z.

Der Boden des Reiches Marokko ist sehr fruchtbar und kann bei gehöriger Kultur und Aufmerksamkeit alle Leckereien des Orients und Occidents hervorbringen. Freilich findet man ihn in einigen Gegenden der Seeküste, besonders in den gebirgigen, wie in jedem andren Lande unter gleichen Umständen, sandig und unfruchtbar; aber wo er nur im Geringsten das Ansehen einer Ebene hat, wie zwischen Larache und Mamora, und in der Nachbarschaft von Marokko und Tarudant, ist er schwarz und fett. Ich weiß aus den glaubwürdigsten Nachrichten, daß zu Tafilet und fast durchgehends im Inneren des Reiches, die Fruchtbarkeit über alle Vorstellung groß ist.

Bei der wenigen Mühe, die man hier auf die Bearbeitung des Bodens wendet, da man bloß, ehe der Herbstregen einfällt, die Stoppeln verbrennt und etwa sechs Zoll tief pflügt, bringt er sehr frühzeitig herrlichen Weizen und Gerste, aber keinen Hafer, hervor; ferner Mais, Alderoys (?), Bohnen, Erbsen, Hanf und Flachs; Orangen, Limonen, Citronen, Granatäpfel, Melonen, Wassermelonen, Oliven, Feigen, Mandeln, Weintrauben, Datteln, Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen und alle die Früchte, welche man in den südlichen Provinzen von Spanien und Portugall findet. Man bewahrt hier das Korn in Matamoren auf. Dies sind Löcher, welche man in die Erde gräbt, mit Stroh ausfüttert und bedeckt, und auf die man nachher pyramidenförmige Erdhaufen setzt, um das Einsaugen des Regens zu verhüten *). In diesen Magazinen kann man das Getreide fünf bis sechs Jahre aufbewahren, ohne daß es irgend eine wesentliche Veränderung leidet.

Bei der wenigen Aufmunterung, die der Fleiß in diesem Lande findet, kommen freilich viele Früchte, welche einige Sorgfalt verlangen, besonders Weintrauben, Aepfel, Birnen, Pflaumen u. s. w., nicht zu der Vollkommenheit, wozu man sie in Europa bringt. Könnte aber Rei-

*) Solche Matamoren, oder unterirdische Kornmagazine, habe ich auch in Livorno angetroffen. Z.

gung zum Ackerbau und zum auswärtigen Verkehr im Lande erweckt, oder, mit andern Worten, könnte der Souverain überredet werden, daß er seinen Schatz vermehren würde, wenn er seine Unterthanen reich werden ließe: so könnte dies Reich, wegen seiner bequemen Lage in Rücksicht auf Europa, und wegen seines üppigen, fruchtbaren Bodens, in politischer und merkantilischer Rücksicht sehr wichtig werden. Das einzige wesentliche Hinderniß des Handels ist die Untauglichkeit und Unsicherheit der Häfen. Doch weiß ich aus sicheren Nachrichten, daß zu Valedia ein von der Natur gebildetes Becken ist, welches jede Anzahl von Schiffen mit Sicherheit aufnimmt; und wahrscheinlich könnten die anderen Häfen verbessert werden.

Es ist traurig, bei der Reise durch eine so weite schöne Gegend, so viel Land wüst und unbebauet zu sehen, da es doch durch sehr geringe Aufmerksamkeit in den Stand gesetzt werden könnte, für seine Bewohner ein unerschöpflicher Schatz zu werden. Nach dieser Vorstellung sollte man es kaum glaublich finden, daß Spanien, ein ebenfalls schönes und von einer civilisirten Nation bewohntes Land, dem Kaiser sehr reichliche Geschenke an Geld überschicken muß, damit er seinen Unterthanen erlauben soll, Korn und die meisten andern Arten von Lebensmitteln und Früchten aus Tanger und Tetuan auszuführen. Aber die südlichen Provinzen von Spanien können in der That kaum ohne diese Unterstützung existiren. Was ist die Ursache hiervon? Ist Marokko so viel fruchtbarer als Spanien, daß es bei kaum einiger Kultivirung Ueberfluß hervorbringt? oder sind die Spanier noch träger, als die Mohren selbst?

In den meisten Städten des Reiches machen die Juden Wein, der aber, entweder weil die Trauben nicht so gut sind, wie in Europa, oder weil man nicht gehörig damit umgeht, keinen sonderlichen Geschmack hat. Auch destilliren sie aus Feigen und Rosinen eine Art von Branntwein, der hier unter dem Namen Aquadent sehr bekannt ist. Dieses geistige Getränk hat einen unangenehmen Ge-

schmack, ist aber wenig schwächer, als Weingeist; und doch trinken ihn die Juden an allen ihren Festen und Freudentagen reichlich, ohne ihn mit Wasser zu vermischen. Auch lassen sehr wenige Mohren eine Gelegenheit vorbei, wo sie insgeheim ihre Portion davon nehmen können.

Die Mohren bauen auch Tabak; und eine Art davon, die nahe bei Mequinez (Mekinez) wächst, giebt einen Schnupftabak, der an Güte dem Makkaba sehr nahe kommt. Auf meiner weiteren Reise durch dies Land habe ich Wälder von zwergartigen Eichbäumen bemerkt, welche Eicheln von besonderer Größe und süßem Geschmacke tragen*). Südwärts trafen wir den Palm- oder Dattelbaum, den Arga**), der eine mandelartige Nuß trägt und die Olive an. Aus den beiden letzteren pressen die Einwohner Oel in großen Quantitäten, das einen beträchtlichen Theil ihrer Ausfuhr nach fremden Ländern ausmacht. Es giebt hier auch eine unendliche Mannichfaltigkeit von Gesträuchen und Pflanzen, wie die Stachelbeere, die Aloe u. s. w.; kurz alles, was man in Spanien und Portugall findet. Baumwolle, Wachs, Honig, Salz, Arabisches Gummi und Sandrach sind ebenfalls sämmtlich Produkte dieses Reiches.

*) Marokko bringt, außer der hier erwähnten kleinen Eiche und dem Korkbaum, noch eine schätzbare Eiche hervor, wovon die Frucht den Einwohnern besonders zur Nahrung dient. Herr des Fontaines hat zwei Varietäten davon bemerkt, und nennt sie Quercus Ballotta, foliis ellipticis, perennantibus denticulatis integrisve, subtus tomentosis, fructu longissimo. Es giebt ganze Wälder von diesen Bäumen. Der Stamm ist nur dreißig bis vierzig Fuß hoch, und hat zwei Fuß im Durchmesser. Dieser Baum nähert sich der Steineiche (Ilex) sehr; nur sind die Blätter unten rauh, wollicht. Die Eichel ist an zwei Zoll lang, und wie Herr Poiret (Voyage en Barbarie, Tome I. p. 258.) sagt, sehr ernährend, angenehmer aber eine Kastanie. Die Araber genießen sie roh; gekocht ist sie indeß schmackhafter. Z.

**) Argan ist ein der Cassia ähnlicher Dornstrauch. Die Frucht gleicht großen Oliven, und hat, wie diese, einen Stein. Oefters wird der Baum so groß, daß er zum Bauholz dient. Die Mauren pressen aus der Frucht Oel, welches sie theils selbst genießen, theils verkaufen. Dieser Baum findet sich überall in den Wäldern, und jeder darf sich seiner bedienen. Z.

In dem Gebirge Atlas giebt es viele Eisenadern; die Mohren haben aber, weil sie das Eisen nicht zu verarbeiten wissen, keinen Nutzen davon, und müssen sich daher diesen Artikel aus Europa verschaffen. In der Nachbarschaft von Tarudant giebt es Kupferadern; und im Atlas, wie die Mohren behaupten, Gold- und Silberminen, die indeß der Kaiser anzurühren nicht erlaubt. Aber ich denke, wenn diese Behauptung einigen Grund hätte, so würden die Brebes*), welche diese Gebirge bewohnen, nur dem Namen nach Unterthanen sind und der Regierung von Marokko sehr wenig Ehrerbietung beweisen, sie schon lange entdeckt haben. Indeß ist es doch wahrscheinlich, daß diese ungeheure Kette von Gebirgen Produkte enthält, die sehr einträglich werden könnten; aber da die Einwohner zu träge sind, und da es den Europäern nicht verstattet wird, auf neue Entdeckungen auszugehen, so kann man keine Kenntniß davon bekommen.

Die Hausthiere sind in Marokko beinahe dieselben, wie in Europa, das Kameel ausgenommen, welches in diesen Gegenden das nützlichste Thier ist, sowohl weil es die größten Strapazen aushalten kann, als weil es so wenig Nahrung bedarf. Es ist hier sehr häufig, und wird zu allen Geschäften des Ackerbaues und Handels gebraucht. Man hat behauptet, daß die Dromedare hier einheimisch wären; aber während meiner ganzen Reise habe ich weiter von keinen gehört, als von denen, die der Kaiser besitzt, und die er, wie ich erfuhr, von der Küste Guinea bekommt. Es sind die schnellsten Thiere, die man kennt, und der Kaiser braucht sie nur in dringenden Fällen. Man sagte mir, ihr Gang sey zuweilen so außerordentlich schnell, daß ihre Reiter, um Kraft zum Athemholen zu behalten, einen Gürtel um den Leib binden und das ganze Gesicht außer den Augen bedecken müssen, um es nicht von dem starken Strömen

*) So schreibt der Verfasser statt Bärbärn, oder Berberen, wie die ursprünglichen Einwohner des Landes eigentlich heißen. Von ihnen hat die Nordafrikanische Küste den Namen: die Berberei, welchen man unrichtig in Barbarei verwandelt.

der Luft, das durch die schnelle Bewegung des Thieres verursacht wird, leiden zu lassen. Man rechnet, daß ein Dromedar, auf einem gewöhnlichen Wege, in vier Tagen fünfhundert (Englische) Meilen (hundert Deutsche) zurücklegt.

Die Ochsen und Schafe sind hier klein, aber ihr Fleisch von gutem Geschmack. Sowohl die Häute von jenen, als die Wolle von diesen, sind Ausfuhr-Artikel. Die Schafe mit dicken Schwänzen, die man in England Barbarei-Schafe nennt, sind hier selten, und mehr im östlichen Theile der Barbarei (Bärbärei) einheimisch. Die Pferde haben jetzt einen weit geringeren Werth, als ehemals, weil man nicht aufmerksam genug ist, die Zucht zu erhalten; doch giebt es noch immer einige wenige gute im Lande, und diese sind stark und muthig. Maulthiere sind hier häufig und von großem Nutzen, aber den Spanischen weder an Größe, noch an Schönheit gleich.

Hühner und Tauben giebt es vorzüglich gut und in Ueberfluß; aber Enten sind selten, und Gänse und Welsche Hühner habe ich niemals gesehen. Das Feldhuhn mit rothen Beinen *) hat man hier in Menge, und zu seiner Zeit auch den Frankolin **), einen Vogel aus dem Geschlechte der Feldhühner, der vortreflich schmeckt und schön gefiedert ist; zuweilen auch Wald- und Sumpf-Schnepfen in großer Anzahl, alle Arten von Wasservögeln und mancherlei Arten von kleinen Singevögeln. Störche sind sehr häufig da, und werden ganz zahm und häuslich; denn die Mohren beunruhigen sie niemals, weil es ihnen in der Jugend als sündlich vorgestellt wird, sie zu tödten. Sie nisten gewöhnlich in verfallenen Mauern und Schlössern, wo sie sich von Insekten und Schlangen nähren. Hasen, Ka-

*) *Tetrao* rufus, pedibus rostroque sanguineis, gula alba cincta fascia nigra albopunctata. *Kram.* Elench. p. 357. *Linnaei* Syst. *Gmelin.* p. 756. *Redlegged Partridge from Barbary; Edwards* Av. T. 70. und danach Seligmann. 3.

**) *Tetrao* Francolinus abdomine gulaque atris, cauda cuneata. *Linn.* Syst. *Gmel.* p. 756. 3.

ninchen, Antelopen, Stachelschweine, Affen, Füchse, wilde Katzen u. s. w. sind alle in diesem Lande einheimisch.

Von wilden Thieren giebt es überall im Reiche Wölfe und wilde Schweine; und in den südlichen Provinzen auch Löwen, Tiger und ungeheure Schlangen *).

Während meines Aufenthaltes in dem Lande hatte ich häufig Gelegenheit, das sonderbarste thierische Geschöpf, das Chamäleon, zu untersuchen. Ob es gleich kaum nöthig ist, den Naturforschern unserer Zeit einen Beweis gegen die gemeine Meinung, daß es sich allein von der Luft nähre, anzuführen; so wird doch meinen Lesern die Nachricht angenehm seyn, daß ich zu Mogadore Gelegenheit hatte, diesen Wahn vollkommen widerlegt zu sehen. Einer meiner Bekannten besaß ein Chamäleon, dessen Geschicklichkeit, sich seine Nahrung zu verschaffen, ich genau zu beobachten im Stande war. Sein vorzüglichstes Nahrungsmittel sind Fliegen, die es dadurch fängt, daß es seine außerordentlich lange Zunge auf sie losschießt; diese ist nehmlich mit einer so klebrigen Materie bedeckt, daß ein Insekt, welches von ihr berührt wird, unmöglich entwischen kann. Aber das Sonderbarste an der Bildung des Thieres (das Vermögen, die Farbe zu verändern, etwa ausgenommen) ist das Auge, dessen Muskeln so eingerichtet sind, daß der Augapfel sich in demselben kreisförmig herum bewegen kann. Auch giebt es, wie ich glaube, in der ganzen belebten Natur außer dem Chamäleon kein Geschöpf, das den Blick auf zwei verschiedene Gegenstände zugleich richten kann, was für eine Lage diese auch immer haben mögen. Uebrigens sind die Bewegungen dieses Thieres, das Herausschießen der Zunge ausgenommen, sehr langsam.

Ob man gleich gestehen muß, daß Marokko ein sehr angenehmes Klima hat, so ist es doch zuweilen großer

*) Ich werde weiter unten bei den Nachrichten von dem Atlas Gelegenheit nehmen, die hier nicht mit genannten Thiere von Marokko zu erwähnen. J.

Dürre unterworfen; und diese bringt denn natürlich ansehnliche Schwärme von Heuschrecken hervor, die größten Zerstörer des Pflanzenreiches, welche existiren. Im Jahre 1778 kamen diese Insekten in solcher Menge aus dem Süden, daß sie die Luft ganz verfinsterten, und durch Verheerung der Kornfelder eine allgemeine Hungersnoth verursachten. Dies Unglück stieg im Jahre 1780 zu einem solchen Grade, daß wirklich verschiedene unglückliche Personen aus Mangel an Nahrung auf den Straßen starben. Viele trieb die Noth, in der Erde nach Wurzeln zu graben, um die dringendsten Anforderungen der Natur zu befriedigen; indeß andere glücklich genug waren, im Kothe der Thiere einiges unverdautes Getreide zu finden, das sie mit der größten Begierde verschlangen. Bei diesem allgemeinen Elende öffnete der Kaiser großmüthig seine Magazine, und vertheilte sowohl Korn, als Geld, unter die Unterthanen; auch nöthigte man jeden, von dem man wußte, daß er Vorräthe besaß, seinem Beispiele zu folgen. Diese traurigen Umstände sind bei den Leuten noch in so frischem Andenken, daß sie dieselben den Europäern, die das Land besuchen, immer erzählen.

Die Manufakturarbeiten in Marokko sind: der Haik, (wie schon oben bemerkt worden ist, ein langes Stück Zeug, das aus zusammengewebter weißer Wolle und Baumwolle, oder Baumwolle und Seide besteht, und von den Mohren zum Bedecken ihrer Unterkleider gebraucht wird, wenn sie ausgehen, wobei sie sich auf eine nachlässige, aber geschickte Art damit verhüllen;) seidene Tücher von besonderer Art, die allein zu Fez verfertigt werden; seidene Zeuge mit baumwollenen Streifen; Teppiche, nur wenig schlechter, als die Türkischen; schöne Matten, von Palmetto oder wildem Palmbaum gemacht; Papier von einer groben Art; Kordovan, gewöhnlich Marrokkanisches Leder genannt; Schießpulver von geringerer Güte als das Europäische; und Flinten mit langen Läufen, aus Biskayischem Eisen verfertigt. Die Mohren verstehen sich nicht auf die Kunst, Kanonen

zu gießen; daher sind die wenigen, welche sich jetzt im Lande befinden, Geschenke von Europäern. Auch Glas können sie nicht machen; indeß, da sie sich des irdenen Geschirrs stark bedienen, und wenige oder gar keine Fenster in den Häusern haben, so ist es ihnen auch weniger wichtig, als viele andere Waaren. Butter machen sie so, daß sie Milch in ein Ziegenfell gießen, dessen rauhe Seite einwärts gekehrt ist, und das sie so lange schütteln, bis die Butter sich an den Seiten ansetzt, wo man sie dann zum Gebrauche herausnimmt. Wegen dieses Verfahrens ist sie immer voll Haare, und hat einen faden Geschmack. Ihr Käse besteht bloß aus geronnener, dann getrockneter und erhärteter Milch, und schmeckt nicht. — Das Brot ist in einigen der vornehmsten Städte, vorzüglich in Tanger und Salee, sehr gut, aber an vielen andern Orten schwarz, grob und schwer.

Die Mohren schneiden, nach Jüdischer Weise, jedem Thiere das sie essen, die Kehle durch, und wenden dabei, zur Verehrung des Propheten, das Gesicht nach Mekka hin. Nachdem sie es haben ausbluten lassen, waschen sie sorgfältig alles übrige Blut weg, und theilen das Fleisch in kleine, etwa Ein bis zwei Pfund schwere Stücke. — Da sie mit der Erfindung der Pumpen nicht bekannt sind, und nur wenige Quellen haben, so beschäftigen sich eine Menge dürftiger Leute, die sonst wahrscheinlich müßig wären, damit, daß sie in Häuten Wasser aus dem nächsten Flusse oder Behälter in die Städte bringen und den Einwohnern verkaufen. Diese Häute müssen, um das Durchlaufen zu verhüten, ausgetheert seyn; dadurch wird aber das Wasser oft sehr widerlich.

Ihre Weberstühle, Schmieden, Pflüge, Zimmermannswerkzeuge u. s. w., sind ganz so beschaffen, wie die unverbesserten Instrumente der Art, deren man sich noch jetzt in einigen Gegenden von Europa bedient; nur gröber gemacht. Sie sehen in ihren Arbeiten mehr auf Stärke, als auf Nettigkeit oder Bequemlichkeit zum Gebrauch, und können

sich, wie alle andere unwissende Völker, keinen Begriff davon machen, daß dabei noch Verbesserungen Statt finden. Wahrscheinlich haben die Mohren seit der Revolution, die bald nach ihrer Vertreibung aus Spanien mit ihnen vorging, in ihren Künsten und Wissenschaften sich in nichts Wesentlichem verändert. Wie bekannt, waren sie vor diesem Zeitpunkt ein aufgeklärtes Volk, indessen der größere Theil von Europa in Unwissenheit und Barbarei lag; aber durch die Schwachheit und Tyrannei ihrer Fürsten sanken sie nach und nach wieder so zu dem entgegengesetzten Extrem hinab, daß man sie nun, als um wenige Grade vom Stande der Wildheit entfernt, ansehen kann.

Sie bedienen sich keiner Art von Räderfuhrwerk, und bringen daher alle Lasten auf Kameelen, Maulthieren und Eseln von einem Orte zum andern. Obgleich ihre Gebäude keinesweges nach irgend einem festen Grundsatze der Baukunst aufgeführt werden, so haben sie doch wenigstens das Verdienst, sehr stark und dauerhaft zu seyn. Die Art, den Täbby zu bereiten, womit ihre besten Gebäude aufgeführt sind, ist, glaube ich, der einzige Ueberrest ihrer vormaligen Kenntnisse in der Baukunst. Er besteht aus einer Mischung von Mörtel und ganz kleinen Steinen, die man in einem hölzernen Kasten fest zusammen stampft und trocknen läßt, wodurch denn ein felsenhartes Cement entsteht. Dies gehört zu den unerklärlichen Widersprüchen und Abweichungen, die man immer in den Künsten der uncivilisirten Völker findet. Die Wohnungen sind, wo möglich, noch unbequemer, als die bei ihren Nachbaren, den Spaniern; aber das geschnitzte Holzwerk, womit ich viele davon geziert fand, steht wirklich keinem nach, das ich jemals in Europa gesehen habe.

Die Mohren denken gar nicht daran, Landstraßen anzulegen, oder diejenigen wiederherzustellen, die von den alten Besitzern des Landes, oder vielleicht bloß durch Zusammenfluß der Reisenden, gemacht sind; sie begnügen sich vielmehr, sie in eben dem Zustande zu lassen, worin sie sie

gefunden haben. Ja, sie sind selbst nicht im Stande, die einfache Thatsache zu begreifen, daß durch Verbesserung der Wege das Reisen schneller und weniger kostbar wird.

Wer in diesem Lande sich nach irgend einer Folge des Luxus und der Verfeinerung in Europa umsieht, wird sich sehr getäuscht finden. Die Gärten z. B. sind bloße Striche eingeschlossenen Bodens, mit Unkraut überwachsen, worin hier und da Weinstöcke, Feigen-, Orangen- und Citronenbäume zerstreuet stehen, aber alle ohne Ordnung und Geschmack, so daß höchstens etwa ein gerader Spaziergang durch den ganzen Strich läuft. Zuweilen säen sie Korn hinein; aber selten findet man eßbare Pflanzen darin, und niemals sind die Gärten mit Blumen geziert.

Da es wenige oder gar keine Brücken im Lande giebt, so möchte ich fast glauben, die Mohren wären eben nicht mit der Art bekannt, wie man große Bogen aufführt. Der Boote bedienen sie sich nur bei den Seehäfen. Bei diesen Umständen, wozu noch die schlechten Wege kommen, sind Reisen in diesem Theile der Bärbärei sehr unbequem und gefährlich.

Das Land ist durchgängig schlecht mit Wasser versehen. Die meisten Flüsse, deren auch in Verhältniß zur Größe des Landes sehr wenige sind, sollten (die an den Seehäfen ausgenommen) eher Bäche heißen, und viele davon trocknen im Sommer ganz aus. Aus dem allem kann man vermuthen, daß die Bevölkerung in diesem Lande nicht außerordentlich ist. Bei meiner Rückreise traf ich auf dem Wege von Marokko nach Salee, wozu ich sieben Tage brauchte, gar keine Wohnungen an, außer einige wenige Arabische Zelte, die hin und wieder zerstreuet lagen. Auch hatte ich Grund zu glauben, daß ein großer Theil vom Inneren des Landes sich beinahe in gleichem Zustande befindet. Der Städte sind, im Verhältniß zu der Größe des Reiches, nur sehr wenige, und sie haben überdies eine geringe Bevölkerung. Selbst Marokko,

die Hauptstadt des Landes, hat viele verfallene und unbewohnte Häuser.

Der jetzt herrschende Mangel an Bevölkerung in diesem Reiche kann zum Theil durch die entsetzlichen Grausamkeiten seiner vorigen Beherrscher verursacht worden seyn; denn man weiß, daß diese nicht selten eine ganze Stadt oder Provinz, die wegen einer geringen Ursache ihren Unwillen auf sich gezogen hatte, dem Schwerte übergeben haben. In dem Charakter Muley Ischmael's — er war der Großvater des vorigen Kaisers — findet man die sonderbarste Unbeständigkeit im Handeln; denn ob er gleich ein Tyrann von der eben beschriebenen Klasse war, so weiß man doch zuverlässig, daß er in andrer Rücksicht, als wollte er die von ihm begangenen Uebelthaten wieder gut machen, nichts ungethan ließ, was die Bevölkerung vermehren konnte. Er führte starke Kolonieen von Negern aus Guinea ein, bauete Städte für sie, von denen noch viele übrig sind, wies ihnen Ländereien an, und suchte ihren Anwachs durch alle mögliche Mittel zu befördern. Er bekehrte sie bald zum Muhamedanischen Glauben, und wenn man seinen Plan befolgt hätte, so würde das Land itzt stark bevölkert und wahrscheinlich blühend seyn. Weil die Neger lebhafter, thätiger und unternehmender sind, als die Mohren, so hätten sie vielleicht bald die Künste des Ackerbaues gelernt. Auch könnten ihre vorzüglichen Anlagen des Geistes sie zu anderen nützlichen Unternehmungen geführt haben.

Freilich hatte Muley Ischmael, als er diesen Plan entwarf, dabei mehr Absichten, als bloß die, seine Besitzungen zu bevölkern; er sah deutlich ein, daß seine eigenen Unterthanen zu viel Eigenwillen hätten, um zu Soldaten zu taugen, auf die er bei seinen tyrannischen Unternehmungen rechnen könnte. Sie hatten von jeher viele Neigung gezeigt, ihre Beherrscher zu verändern, obgleich mehr aus Liebe zur Abwechselung, als um die Regierung zu verbessern, oder der Tyrannei Schranken zu

setzen. Kurz alle Revolutionen, die sich im Lande zutrugen, bestanden nur darin, daß man einen Tyrannen gegen den andern vertauschte. Muley Ischmael war klug genug, um einzusehen, daß wenn er ein Heer aus Sklaven, die allein von ihrem Herrn abhingen, bildete, er sie leicht dahin bringen könnte, völlig nach seinem Willen zu handeln. Er merkte bald, daß der größte Wunsch der Neger Ueberfluß an Geld, und Freiheit zu plündern war; darin that er ihnen denn volle Genüge, und der Plan erfüllte ganz seine Erwartungen.

Obgleich Muley Ischmael freilich kein sonderliches Verdienst dabei hatte, daß er neue Unterthanen zu Werkzeugen seiner Tyrannei einführte, so erfuhr man doch allgemein die guten Wirkungen von diesen neuen Kolonisten. Dadurch, daß die Neger sich unter einander verheiratheten und mit den Mohren vermischten — denn die Mohren nehmen gern Negerinnen zu Konkubinen, obgleich nicht zu Ehefrauen — entstand ein neuer Stamm von Menschen, die eben so nützliche Unterthanen wurden, wie die Eingebornen, und das Reich in einen blühenderen Zustand brachten, als worin es seit der großen Revolution jemals gewesen war.

Der vorige Kaiser, Sidi Mahomet, hatte andre Absichten, und ward von anderen Bewegungsgründen geleitet. Aus unmäßigem Geitze war er nicht so freigebig gegen seine Negertruppen, wie sein Vorgänger; und sie zeigten nun bald ihre Unzufriedenheit über sein Betragen. Sie droheten oft, sich zu empören, und die von seinen Söhnen zu unterstützen, die mit ihm in Streit waren und sie am reichlichsten zu belohnen versprachen. Sie thaten seinem ältesten Sohne, Muley Ali, der seitdem gestorben ist, das Anerbieten, ihn auf den Thron zu setzen; aber dieser Prinz vergaß nicht, was er seinem Vater und Oberherrn schuldig war, und lehnte ihr Anerbieten ab. Darauf wandten sie sich an Muley Jazid, den jetzigen Kaiser, der An-

fangs den angebotenen Beistand annahm, aber kurz darauf den Plan ebenfalls aufgab.

Sidi Mahomet ward unwillig über das Betragen der Neger, und beschloß, ihre wachsende Macht zu beugen; er entließ einen beträchtlichen Theil dieser Truppen, und verbannte sie in entfernte Gegenden des Reiches. Diese wichtige Art von Bevölkerung ist also neuerlich vernachlässigt, aber kein besseres System an deren Stelle gesetzt worden; denn, obgleich der verstorbene Kaiser weit weniger grausam war, als seine Vorgänger, so hat er doch durch die allgemeine Armuth, die er durch seine drückenden Erpressungen verursachte, die Bevölkerung stärker gehindert, als wenn er Schwert und Bogen häufig gebraucht hätte. Sidi Mahomet benachrichtigen, daß diese oder jene Unterthanen von ihm reich wären, war eben so gut, als ihm sagen: er hätte an ihnen ehrsüchtige Gegner, die mit ihrem Reichthume seine Söhne im Aufruhr unterstützen würden, welches er nothwendig dadurch verhüten müßte, daß er sie des Reichthums beraubte. Daher war auch der einzige Regierungsgrundsatz dieses Monarchen der: seine Unterthanen so viel wie möglich in gleichem Vermögenszustande, das ist, in der Armuth, zu erhalten; und dies bewirkte er denn vollkommen. Keiner, der heute Vermögen besaß, konnte mit Gewißheit behaupten, daß er es morgen noch haben würde. Die ärgsten Geitzhälse waren mit allem ihrem Scharfsinn nicht im Stande, ihre Schätze hinlänglich vor ihm zu verbergen. Wenn das Schlachtopfer der Tyrannei sich einigermaßen sträubte, den kaiserlichen Inquisitoren den geheiligten Verwahrungsort seiner Geldhaufen zu öffnen, so war der Kaiser selten um ein Mittel verlegen, ihn dazu zu nöthigen. Manche hatten Standhaftigkeit genug, lange jede Art von Peinigung auszuhalten; aber endlich siegte doch immer die Liebe zum Leben selbst über den Geitz.

Doch dies war vielleicht nicht das Schlimmste, was dieser Monarch ohne Politik zur Schwächung der Bevölkerung that. Durch schwere Taxen und Abgaben hemmte

er

er den Handel, und machte den Handwerker muthlos; überhaupt möchte ich behaupten, das Land sey niemals in größerer Armuth gewesen, als unter seiner Regierung.

Hier sind Starke und Schwache, Hohe und Niedrige, Reiche und Dürftige gleich abhängig, gleich unsicher. Man hat Beispiele, daß der verstorbene Sultan einen gemeinen Soldaten auf einmal zum Range eines Bascha's erhob, oder ihn zu seinem Vertrauten machte; aber am folgenden Tage ließ er ihn wohl einkerkern, oder erniedrigte ihn wieder zum Stande eines gemeinen Soldaten. Es ist erstaunlich, daß unter solchen Umständen Menschen noch ehrsüchtig seyn, oder nach Macht und Reichthum streben können. Aber es liegt in dem Charakter der Marokkaner, daß sie einen gränzenlosen Durst nach Macht und Rang haben, so unsicher diese auch seyn mögen; und — was noch außerordentlicher ist — wenn sie zu einem hohen Posten gelangt sind, so geben sie gewöhnlich ihrem Regenten bald einen Grund an die Hand, sie übel zu behandeln, indem sie auf eine oder die andre Art sein Zutrauen mißbrauchen.

Die einzigen unabhängigen Leute in diesem Lande (wenn man anders, wo von Marokko die Rede ist, diesen Ausdruck gebrauchen darf) findet man unter den Kaufleuten in denen Städten, welche vom Sitze der Regierung etwas entfernt sind. Die Nettigkeit ihrer Häuser und Gärten, die Möblirung ihrer Zimmer, ihr reicher Vorrath von Porzelan und Glasgeschirr, ihre Freigebigkeit gegen Fremde, ihre bessere Erziehung, und aufgeklärtere Ideen — dies alles zeichnet sie als eine Klasse von Leuten aus, die von den übrigen Marokkanern ganz verschieden sind.

Ich wünschte, daß diese Beschreibung auf alle Handelsleute im Allgemeinen passen möchte; aber leider muß ich hinzufügen, daß dies nicht der Fall ist: sie gilt nur für die besondere Klasse von Kaufleuten, welche sehr große Geschäfte machen. Doch selbst diese, ob sie gleich weit vom Sitze der Regierung entfernt wohnen, und genau von jeder

drückenden Taxe, die es dem Kaiser aufzulegen beliebt, ihren Antheil bezahlen, sind nicht immer vor Plünderung sicher. Wenn der Bascha oder Alkaide der Stadt einen Grund endecken kann, sie ins Gefängniß setzen zu lassen — was er zuweilen ohne viele Rücksicht auf Gerechtigkeit thut: — so unterläßt er es selten, hieraus Vortheil für sich zu ziehen, und entehrt oft den königlichen Namen seines Herrn, indem er ihn zum Vorwande braucht, sich ihres Vermögens zu bemächtigen. — So giebt das Reich Marokko in allen seinen Theilen ein treffendes Gemälde von der elenden Staatsverfassung und den traurigen Folgen einer despotischen Regierung.

Fünftes Kapitel.

Reise von Mogadore nach Santa-Cruz. — Ankunft zu Tarudant. — Einführung bei dem Prinzen. — Beschreibung seines Pallastes. — Sonderbare Aufnahme. — Häusliche Einrichtung. — Gesundheitszustand des Prinzen. — Ungereimte Vorurtheile der Mohren. — Zank mit dem Prinzen. — Es wenden sich andre Kranken an den Verfasser. — Der Kadi. — Einführung in den Harem des Prinzen. — Weiber des Prinzen. — Zustand des weiblichen Geschlechtes in diesem abgesonderten Aufenthalt. — Sichtbare Besserung des Prinzen. — Seine Leutseligkeit. — Charakter des Prinzen Muley Abfulem.

Kaum hatte ich mich sechs Tage zu Mogadore von meiner Reise ausgeruhet, als sich eine neue Scene eröffnete, da der Bote von Tarudant mit dem Befehle zurückkam, daß ich sogleich meinem königlichen Kranken aufwarten sollte. Der Gouverneur gab mir, außer einem hübschen Zelte, zur Vermehrung meiner Reisebegleitung drei, mit Flinten und Säbeln bewaffnete Negersoldaten zu Fuß, und einen Jüdischen Dolmetscher, welcher des Arabischen und Englischen vollkommen mächtig war und mir nachher die

wichtigsten Dienste leistete. Den Juden, den man zu Tanger auf eine so sonderbare Art zu diesem Dienste gezwungen hatte, ließ man sogleich, und ohne Zweifel sehr zu seiner Zufriedenheit, nach Hause gehen.

Wir machten den Weg von Mogadore nach Santa-Cruz (sechs und siebzig Engl. Meilen) etwa in drei Tagen, und reisten also, wie der Leser aus Vergleichung mit dem vorigen Theile dieser Erzählung einsehen wird, eben nicht langsam, so sonderbar dies auch scheinen mag, wenn man an die schönen Englischen Wege denkt. Unsere Reise ging an der Seeküste hin; wir sahen nichts als ein weites, gebirgiges, felsiges, wildes Land, und hatten daher sehr schlimme Wege. In der That konnte unser Fortschreiten nur mit einem beständigen Hinauf- und Hinuntersteigen einer Reihe von rauhen Felsenstufen verglichen werden. Besonders an einer Stelle mußte man so steil hinunter, und der Weg war so durch große Steinblöcke gehemmt, daß wir alle absteigen und mit der größten Vorsicht und Schwierigkeit anderthalb Meilen gehen mußten, ehe wir wieder aufsitzen konnten.

Santa Cruz, eine Stadt mit einem Seehafen *), liegt am Abhange eines hohen und steilen Berges, welcher das westliche Ende der großen Gebirgskette bildet, die des Kaisers Besitzungen beinahe in zwei Theile theilt, und unter dem Namen Atlas so bekannt ist. Vormals gehörte es den Portugiesen, und war, bis der verstorbene Kaiser auf den Thron kam, der Hauptplatz, von wo aus den Europäern der Handel verstattet war. Jetzt ist es eine wüste Stadt mit wenigen Häusern, die beinahe stündlich noch mehr verfallen. Der Hafen scheint weit sicherer, als der von Mogadore, und, weil er den südlichen Provinzen nahe liegt, im ganzen Reiche zu Handelsunternehmungen am tauglichsten zu seyn.

*) Santa Cruz, in der Provinz Sus, heißt in der Landessprache Agader. Tarudant in eben der Provinz, nennt man sonst gewöhnlich Taredant. Z.

Am 26ten Oktober reisten wir nach Tarudant ab, welches vier und vierzig Meilen von Santa Cruz entfernt ist, und wo wir nach zwei Tagen ankamen. Unser Weg dahin ging sogleich landeinwärts, auf die Südseite des Atlas zu, von welchem wir eine halbe Tagereise zu Pferde entfernt waren. Wir hatten auf der ganzen Reise von Santa Cruz an, einen schönen ebenen Weg durch eine waldige unbebauete Gegend.

Bei meiner Ankunft zu Tarudant führte man mich, ohne mir Zeit zum Absteigen zu lassen, sogleich zur Residenz des Prinzen, die etwa eine halbe Meile (Engl.) südlich von der Stadt liegt. In einiger Entfernung hat das Haus, welches klein und von dem Prinzen erbauet ist, ein sehr nettes Ansehen; aber, wenn man es in der Nähe besieht, bemerkt man gleich den Mangel an Geschmack und Schicklichkeit, der allgemein die Mohrischen Gebäude charakterisirt. Es ist aus Täbby aufgeführt, und die hohe viereckige Mauer, die es umgiebt, schließt zwei ganz hübsche Gärten ein, die ein Europäer angelegt hat und die jetzt unter der Aufsicht eines Spanischen Renegaten stehen. Die viereckigen und hohen Zimmer sind alle an der Erde, und öffnen sich in einen Hof, in dessen Mitte ein Springbrunnen ist. Der Eingang führt durch einen kleinen gewölbten Thorweg in einen Hofraum, wo sich an einer Seite einige wenige Nebengebäude, und an der andern ein Raum für des Prinzen Pferde befindet. Unter dem immer klaren und schönen Himmel dieses Landes giebt es nehmlich wenige oder gar keine Ställe, sondern man bewahrt die Pferde auf offnen Plätzen, wo man sie an Pflöcken, die in die Erde geschlagen sind, festbindet.

Freilich muß man gestehen, daß dieser Eingang nicht eben prächtig ist; auch stieß uns nichts auf, was den ungünstigen Eindruck hätte auslöschen können, ehe wir in des Prinzen Zimmer traten. Das Zimmer, in das man mich führte, war klein und hatte Sitze in den Wänden; hierin muß jeder warten, bis sein Name gemeldet ist. Ich fand

hier eine Menge sonderbar aussehender Personen; und da ich eben nicht Lust hatte, mich zu ihnen zu gesellen, so ging ich, statt mich zu setzen, nach Europäischer Sitte im Zimmer umher. Indeß war ich darin hier ganz einzig; denn die Mohren sitzen beständig, sie mögen in Geschäften, in Gesellschaft oder bei Vergnügungen seyn. Wirklich war ihnen mein Benehmen auch so neu, daß sie daraus schlossen, ich wäre entweder verrückt, oder sagte meine Gebete her.

Nachdem man mich in dieser unangenehmen Lage etwa eine Stunde gelassen hatte, kam von dem Prinzen der Befehl, daß ich sogleich mit meinem Dolmetscher hereingeführt werden sollte. Aus dem Zimmer, wo wir gewartet hatten, gingen wir durch einen langen und finstern Gang. Er führte in einen viereckigen Hofplatz, dessen Boden mit Backsteinen würfelicht belegt war, und auf welchen des Prinzen Zimmer hinausging, das mit großen Flügelthüren geöffnet wurde. Diese waren sauber mit verschiedenen Farben und würfelförmig bemalt. Der unmittelbare Eingang zu dem Zimmer war nett; er bestand in einem sehr großen, mit würfelförmigen Backsteinen sauber verzierten Schwibbogen, der einen kleinen Vorhof oder ein Vorzimmer bildete. Das Zimmer selbst war hoch, viereckig, und der Boden mit Backsteinen belegt; die Wände mit Stukko bekleidet, und die Decke mit mancherlei Farben bemalt. Viel von der Schönheit des Zimmers ging durch den Mangel an Fenstern verloren; ein Fehler, den man in den meisten Häusern der Mohren findet.

Ich fand den Prinzen mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf einer, mit feinem weißen Linnen bedeckten Matratze sitzen. Diese und ein schmaler langer Teppich, der ihm gegenüber lag und worauf seine Mohrischen Vertrauten saßen, waren der einzige Hausrath in dem Zimmer. Gleich bei meinem Eintritt, und da ich den Einführungsbrief des Konsuls, der Landessitte gemäß, in einem seidenen Tuche überreichte, redete mich der Prinz mit dem Gruße an: *Bono tibib, bono Anglaise;* was eine Mi-

schung aus dem Arabischen und Spanischen ist, womit er sagen wollte: „du bist ein guter Arzt, die Engländer sind gute Leute.“ Dann befahl er mir, mich mit meinem Dolmetscher auf dem Boden, zwischen ihm und denen die ihn besuchten, niederzusetzen. Hierauf that jeder Anwesende sogleich eine Frage an mich, und zwar von der allerunbedeutendsten Art.

Der Prinz bezeugte großes Vergnügen über meine Ankunft, und wünschte zu wissen, ob ich freiwillig käme oder nicht, und ob die Englischen Aerzte in großem Rufe ständen. Auf die erste Frage antwortete ich, daß ich auf Befehl des Gouverneurs von Gibraltar gereist wäre; auf die zweite, daß ich es der Wahrheit und meinem Vaterlande schuldig zu seyn glaubte, die Frage zu bejahen. Dann verlangte er, daß ich ihm sogleich den Puls fühlen und seine Augen untersuchen solle, wovon das eine mit dem Staar verdunkelt, und das andere mit einem Krampfe behaftet war. Auch forderte er, daß ich ihm sogleich sagen sollte, ob ich seine Heilung unternehmen, und wie bald ich sie vollenden würde. Meine Antwort war: ich wünschte seinen Fall reiflich zu überlegen, ehe ich meine Meinung davon sagte; in einem oder zwei Tagen würde ich besser darüber urtheilen können.

Einer von seinen vertrauten Freunden machte, weil er mich ohne Bart sah, (denn ich hatte ihn erst am Morgen abgenommen) die Bemerkung, daß ich für einen tüchtigen Arzt zu jung sey; ein andrer bemerkte, daß ich mir Puder auf das Haar geworfen hätte, um mein Alter zu verbergen; ein dritter bestand darauf, daß ich nicht mein eigenes Haar trüge. Aber am meisten schienen sie über meine Kleidung zu erstaunen. Weil sie dicht anlag, da hingegen die Mohrische Kleidung ganz lose auf dem Körper sitzt, so waren sie überzeugt, daß sie drücken und erhitzen müßte.

Der Leser kann versichert seyn, daß ein Theil dieser Unterredung nicht sehr unterhaltend war, und in der That hätten sie mich, bei meiner großen Ermüdung von der

Reise, wohl mit den meisten ihrer Fragen verschonen könnaen; aber statt der Entlassung und Ruhe, die ich wünschte und erwartete, wurde meine Geduld durch die alberne Neugierde des ganzen Hofes erschöpft, wovon einer nach dem Andren mich bat, doch die Gewogenheit zu haben, und ihn von seinem Gesundheitszustande zu unterrichten, und zwar bloß durch das Befühlen des Pulses. Nachdem ich, so gut ich nur immer konnte, ihre Neugierde befriedigt hatte, sagte mir der Prinz: er habe mir zu meiner Aufnahme ein gutes Haus bestimmt; dahin möchte ich mich nun begeben, und früh am folgenden Morgen zu ihm kommen, um seinen Zustand genauer zu untersuchen.

Aus dem guten Hause, das mir der Prinz versprach, ward ein erbärmliches Zimmer in der Judenstadt, oder dem Theile der Vorstadt, den die Juden bewohnen und der etwa eine Viertelmeile weit von Tarudant liegt. Doch gehörte die Wohnung dem vornehmsten Juden des Prinzen, und es gab keine bessere an dem Orte. Dies Zimmer war unten auf der Erde, enge und schmutzig, und hatte keine Fenster, sondern zur einzigen Oeffnung nur große Flügelthüren, die nach einem Hofe gingen, wohin drei in dem Hause wohnende Jüdische Familien allen ihren Unrath und Koth zu werfen pflegten. Die Täuschung mochte wohl etwas dazu beitragen, mich empfindlich zu machen; denn als man mich in diese elende Hütte führte, ward ich so von Schrecken und Unwillen betroffen, daß ich in Begriff stand, mich wieder auf mein Pferd zu setzen und den Prinzen um eine andere Wohnung zu bitten. Aber da man mir sagte, es sey das beste Zimmer in der Stadt; und da ich überlegte, daß ich mich aus freiem Willen diesen Widerwärtigkeiten ausgesetzt hätte: so beschloß ich, mich durchzukämpfen, so gut ich könnte, und versprach, mich für jetzt bei dieser unangenehmen Lage zu beruhigen.

Indeß ergriff ich die erste Gelegenheit, dem Prinzen hierüber Vorstellungen zu machen. Er gab auch Befehl, daß man Zimmer in seinem Garten für mich zubereiten

solle; aber bei der Langsamkeit der Maurer wurden sie nicht früh genug geendigt, daß ich sie noch vor meiner Abreise von Tarudant hätte in Besitz nehmen können. Des Prinzen Jude war angewiesen, mich mit allem Nothwendigen zu versehen; und überhaupt hatte ich, so lange ich in Tarudant blieb, keine Ursache mich über irgend einen Mangel an Aufmerksamkeit von Seiten des Prinzen zu beklagen.

Sobald mein Gepäck losgebunden war, ließ ich es meine erste Sorge seyn, meine Lage so erträglich zu machen, wie die Umstände es zuließen. An das eine Ende des Zimmers setzte ich meine drei Feldstühle, die ich auf der Reise zum Bette gebraucht hatte, und verbarg sie, so gut ich konnte, mit Matten, die ich als eine Scheidung queer in dem Zimmer befestigte. Einer meiner Kasten wurde zu einem Tisch und ein andrer zu einem Stuhle bestimmt, weil ich in Tarudant keins von beiden erhalten konnte. An das andere Ende des Zimmers legte mein Dolmetscher seine Betten auf den Boden, und schlief so, während wir uns hier aufhielten.

Nachdem wir unser Zimmer möblirt hatten, dachten wir vor allen Dingen darauf, unsere Küche einzurichten. Unser ganzes Küchengeräth bestand aus einer kleinen eisernen Bratpfanne, einer zinnernen Schüssel, zwei zinnernen Tellern, einem Horne zum Trinken, und zwei Messern und Gabeln. Da viele Mohren Thee trinken, so waren wir um unser Frühstück nicht verlegen. Auf der Reise hatte uns die eiserne Pfanne sehr gut zum Sieden unserer Eier und Hühner gedient; denn wie ich schon oben bemerkt habe, konnten wir weiter gar keine Nahrungsmittel bekommen. Zu Tarudant waren wir nun zwar in einem Lande des Ueberflusses; aber es stand nicht in unseren Kräften, von dieser günstigen Lage Gebrauch zu machen. Nachdem wir einige Tage das Unangenehme dieses Umstandes empfunden hatten, fand ich endlich einen Juden, der so geschickt war, mir geröstetes und gehacktes Fleisch, etwas nach

Spanischer Art, zu bereiten; und mit dieser Kost mußte ich mich während meines Aufenthaltes zu Tarudant begnügen.

Zwei Stunden vor meiner Ankunft waren alle die Engländer, welche Schiffbruch gelitten hatten, (den Kapitain und einen Neger ausgenommen) auf ihrem Wege nach Marokko durch die Stadt gegangen. Muley Abdulem hatte sie von den wilden Arabern ausgelöset, wie ich glaube, in der Absicht, sein Versprechen zu erfüllen; aber auf des Kaisers Befehl wurden sie nach der Hauptstadt geschickt.

Als ich am folgenden Tage zum Prinzen kam, und die Art seines Uebels untersuchte, fand ich, daß es zu den hoffnungslosesten Fällen gehörte; da ich indeß beinahe fünfhundert Meilen gereiset war, um ihn zu sehen, so konnte ich nicht mit Zufriedenheit wieder zurückkehren, ohne etwas versucht zu haben. Deshalb erklärte ich dem Prinzen schriftlich: ich könne es keinesweges geradezu auf mich nehmen, ihn zu heilen, ja ihm selbst nicht einmal mit großer Hoffnung eines guten Erfolges schmeicheln; aber wenn es ihm gefiele, mir zu meinem Plane, sein Uebel zu behandeln, eine Probezeit von ein Paar Monathen zu verstatten, so ließe sich dann mit Wahrscheinlichkeit beurtheilen, ob die Krankheit zu heben sey. Dieser Vorschlag ward genehmigt, und er fing sogleich an, die Arzeneimittel, welche ich ihm vorschrieb, zu gebrauchen.

Ich habe schon beiläufig gesagt, daß der Prinz durch den Staar den Gebrauch des einen Auges gänzlich verloren hatte; hier setze ich noch hinzu, auch um das andere war er beinahe durch einen Krampf gekommen, der in eine gutta serena*) zu endigen drohete und das Auge so sehr nach der Nase hin gezogen hatte, daß man die Pupille gar nicht sehen konnte. Was ihm vom Gesichte übrig blieb, reichte nur hin, ihm große Körper sichtbar zu machen, doch ohne daß er sie irgend

*) Unter diesem Namen versteht man den Zustand des Sehnerven, der ihn unfähig macht, die Lichtstrahlen zu empfinden. A. d. V.

genauer hätte unterscheiden können. Dieser Krampf war die Krankheit, welche ich heilen sollte.

Aber darin bestanden die Uebel des Prinzen bei weitem noch nicht ganz; denn in Wahrheit, er hatte seinen ganzen Körper durch eine lange Reihe von Ausschweifungen so entnervt, daß ich es nöthig fand, ihn einer strengen Lebensordnung zu unterwerfen. Meine Anweisungen dazu setzte ich zuweilen schriftlich auf, um sie eindringlicher zu machen. Sie wurden ins Arabische übersetzt, und eine Abschrift dem Prinzen, die andere aber seinem vertrauten Freunde übergeben, der auf meine Bitte es übernahm, für ihre Befolgung Sorge zu tragen.

Da ich sowohl innerliche, als örtliche äußerliche Mittel gebrauchte, so nahm ich mir vor, sie meinem Kranken mit eigener Hand zu geben. Der Prinz schluckte auch ohne Schwierigkeit die Arzneien hinunter, so widrig sie auch seyn mochten; aber es währte lange, ehe ich ihm begreiflich machen konnte, daß eine Arznei, die man in den Magen bringt, ein Uebel am Auge vermindern könne. Doch muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich an ihm einen fähigeren Schüler fand, als an irgend einem von seinen Gesellschaftern. Vielen von diesen konnte man die Wirkung der Arzeneimittel schlechterdings nicht begreiflich machen, und sie waren daher voll von Vorurtheilen gegen meine Heilungsart.

Wenige Tage nachher, als ich dem Prinzen zum erstenmal aufgewartet hatte, überredete ihn einer von seinen mit Vorurtheilen eingenommenen Freunden, daß ich ihm eine Arznei gegeben hätte, um in seinem Körper eine gewisse Wirkung hervorzubringen, an die ich, ehe man mir etwas davon sagte, mit keinem Gedanken gedacht hatte. Was diese Wirkung seyn sollte, kann ich nicht mit Anständigkeit erklären. Genug, diese boshaften Vorstellungen hatten zu viel auf den Geist meines Kranken gewirkt, und er sprach über diese Sache in Ausdrücken mit mir, die ich nicht ohne das empfindlichste Mißvergnügen und den heftigsten Unwillen anhören konnte.

Ich suchte mein Verfahren zu rechtfertigen, so gut ich dies bei der unangenehmen Nothwendigkeit, durch einen Dolmetscher reden zu müssen, konnte, und erklärte ihm: es sey unmöglich, daß meine Arzneimittel die Wirkung hätten, die er besorgte; und es würde ja meinen Kredit vermehren und besser zu meinem Vortheile gereichen, wenn ich seine Gesundheit wieder herstellte, als wenn ich ihm Schaden zufügte; ein Arzt hätte einen gewissen Charakter, dessen Verlust unwiderbringlich wäre, und daher trauete ich ihm zu, er würde meine Lage überdenken und mich in einem günstigeren Lichte betrachten, als er es bei seiner gereitzten Empfindlichkeit vorher gethan habe. Nun fing der Prinz an, seine Verläumdung zurückzunehmen, und sagte: er glaube wohl, daß die Arzneimittel eine andere Wirkung hervorgebracht hätten, als meine Absicht gewesen wäre; aber es sey die Schuldigkeit eines Kranken, seinen Arzt von jedem Umstande zu unterrichten, der seine Gesundheit betreffe. Kurz, nach mancherlei Erklärungen brachte ich es endlich dahin, daß er darein willigte, meinen Plan noch ein paar Tage länger zu verfolgen; wenn sich aber, sagte ich, indessen etwas zeigte, was der weiteren Fortsetzung desselben entgegen wäre, so würde ich ihn willig ganz aufgeben. Da diese Tage verflossen, ohne daß eine von den gearg wöhnten Wirkungen sich zeigte, so fuhr der Prinz fort, regelmäßig die Arzneimittel zu nehmen, die ich ihm vorschrieb.

In der Zwischenzeit, wenn ich nicht bei dem Prinzen war, den ich zweimal des Tages besuchte, las ich einige wenige Bücher, die ich mit mir von Mogadore gebracht hatte, machte kleine Exkursionen in die umliegende Gegend, und besuchte Kranke zu Tarudant. Unter den letzteren befand sich der Kadi, oder Richter der Stadt, ein ehrwürdiger Greis von etwa siebzig Jahren, dessen Bart ganz weiß geworden war, und dessen Gesicht, obgleich die Zeit es gewiß verändert hatte, doch noch immer einen starken Ausdruck von Lebhaftigkeit und Klugheit übrig behielt, womit sich deutlichere Züge von Herzensgüte vermischten,

als ich sie jemals in diesem Lande gesehen hatte. Er empfing mich mit der größten Ehrerbietung, und drückte seine Dankbarkeit für meinen Besuch auf eine Art aus, die das stärkste Gepräge der Aufrichtigkeit an sich trug. Da er ganz überzeugt war, daß sein Uebel bloß der Verfall der Natur sey, so wünschte er nur, daß ich ihm etwas geben möchte, was den heftigsten Anfällen desselben vorbeugen könnte. Er breitete sich mit vieler Empfindung über die Widerwärtigkeiten aus, denen ich mich unterzöge, da ich mich so weit von meinen Verwandten entfernt und in einen Theil der Welt begeben hätte, wo die Volkssitten sich von denen, an die ich gewöhnt wäre, so sehr unterschieden. Zugleich äußerte er den Wunsch, mir jeden Dienst zu erweisen, der ihm in seiner Lage nur möglich wäre. Solch ein ungewöhnliches Maaß von Gefühl und Nachdenken bei einem Manne, dessen Landsleute sich meistens so wenig über den Zustand der Wildheit erheben, erregte in mir das lebhafteste Verlangen, diesem Kranken nützlich zu seyn. Unter den vielen Fragen, die er an mich that, war auch die, was unsere Richter in England als eine Belohnung ihrer Dienste bekämen. Als ich es ihm sagte, erstaunte er ganz, und rief aus: „Guter Gott! der Kaiser giebt mir jährlich funfzig Dukaten.“

Ich wünschte, daß ich von meinen übrigen Kranken zu Tarudant eben so viel Gutes sagen könnte, wie von diesem ehrwürdigen Greise. Aber sie waren meistens unverschämt, undankbar, und zum Theil ausgemachte Diebe. Da ich im Hause eines Juden wohnte, und da niemand von dieser Nation es wagen darf, einem Mohren den Eingang zu verwehren: so belästigten mich vom Morgen bis zum Abend Araber, Gebirgsbewohner und Stadtleute von der niedrigsten Gattung, die sich selten mit meinem Rathe begnügten, sondern darauf bestanden, daß ich ihnen Geld, oder etwas von gleichem Werthe geben sollte. Viele trieb ich mit Gewalt aus dem Zimmer, die dann freilich ihre Empfindlichkeit nicht verbergen konnten, und alle Augen-

blicke droheten, ihre Messer gegen mich zu gebrauchen; Anderen, die sich ein wenig besser betrugen, gab ich etwas, um von ihnen loszukommen; und den Uebrigen, die wirklich in einem bedauernswürdigen Zustande waren, suchte ich mit Vergnügen alle mir mögliche Hülfe zu leisten. Mit Einem Worte, ich befand mich in einer solchen Lage, daß ich mich bei dem Prinzen darüber zu beklagen genöthigt war. Er gab mir nachher einen Soldaten, der immer an meiner Thür Schildwach stehen mußte, und den Befehl hatte, niemand ohne meine besondere Erlaubniß hereinzulassen.

Mit dem größten Vergnügen bemerkte ich etwa vierzehn Tage nach meinem ersten Besuche bei dem Prinzen, daß es sich mit seiner Krankheit besserte. Das Auge schien nun seine vorige Lage wieder annehmen zu wollen. Anfangs konnte er nur Licht von Finsterniß unterscheiden, jetzt aber schon einen Apfel in einer Entfernung von etwa dreißig Fuß.

Dieser schmeichelhafte Anschein vertrieb bei den Gesellschaftern des Prinzen alle Vorurtheile, die sie Anfangs gegen mich gefaßt hatten; und der Prinz selbst erkannte itzt, daß er in seiner Meinung von mir zu vorschnell gewesen wäre. Er setzte nun wegen dieses glücklichen Erfolges so viel Vertrauen in mich, daß er mich in seinen Harem zuließ, wo einigen Damen meine Dienste nützlich seyn konnten.

Ob ich gleich dadurch Gelegenheit bekam, den Harem zu sehen, so will ich ihn doch hier nicht besonders beschreiben, da er sich von dem Kaiserlichen, über den ich nachher umständlich reden werde, nur darin unterschied, daß er kleiner eingerichtet war.

Als ich Befehl von dem Prinzen bekommen hatte, seinen Damen aufzuwarten, mußte sogleich einer von seinen Freunden mich nach dem Thore des Harems führen und dem Alkaide*) der Verschnittenen die Anweisung

*) Ein Beamter, in der gemeinen Bedeutung des Wortes. A. d. V.

geben, mich und den Dolmetscher zuzulassen, so oft ich es nöthig fände.

Die Verschnittenen, welche die ganze Sorge für die Weiber auf sich haben und wirklich immer unter ihnen leben, sind Kinder von Negersklaven, und meistens entweder sehr kurz und dick, oder lang, häßlich und lahm. Ihre Stimmen haben den besonderen Ton, den man bei Jünglingen bemerkt, die eben mannbar geworden sind; und ihre ganze Person giebt ein unangenehmes Bild von Schwäche und weibischem Wesen. Um des Vertrauens willen, das ihre Herren in sie setzen, und bei der Wichtigkeit, die es ihnen giebt, sind diese Eunuchen noch unverschämter und stolzer, als jede andere Klasse von Leuten hier zu Lande. Sie ließen mich diese Eigenschaften auch wirklich so sehr empfinden, daß ich einigemal genöthigt war, mich zu meiner Vertheidigung über sie zu beklagen und sie strafen zu lassen.

Von einem dieser Leute begleitet, gingen wir durch das Thor des Harems, welches allezeit verschlossen und von Eunuchen bewacht ist, und kamen dann in einen engen dunkeln Gang, der uns bald in den Hof brachte, wohin die Zimmer der Weiber hinausgehen. Wir sahen hier eine Menge schwarzer und weißer Kinder und Weiber, Konkubinen, Sklaven und andere gemiethete Bediente.

Sobald sie die ungewöhnliche Gestalt eines Europäers bemerkten, umgab mich der ganze Schwarm, und bezeigte das größte Erstaunen über mein Ansehen und meine Kleidung. Einige standen ohne Bewegung, mit aufgehobenen Händen, starren Augen und offnem Munde, in der gewöhnlichen Stellung des Verwunderns und Erstaunens. Einige brachen in ein unmäßiges Gelächter aus, indeß andre auf mich zukamen, und mich mit der größten Aufmerksamkeit vom Kopfe bis zu den Füßen betrachteten. Von meiner Kleidung schienen am meisten die Schnallen, Knöpfe und Strümpfe ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; denn weder Männer noch Weiber tragen hier zu Lande etwas Aehnliches. Aus meinem Haar-

zopfe schienen sie gar nicht klug werden zu können; und von dem Puder glaubten sie, er wäre bestimmt, gewisse lästige Insekten zu zerstören. Die meisten Kinder liefen, sobald sie mich sahen, in der größten Bestürzung davon; und überhaupt schien ich diesen Leuten ein eben so sonderbares Thier zu seyn, und hatte, wie ich wohl sagen darf, die Ehre, eben so viel Neugierde und Aufmerksamkeit zu erregen, wie ein Löwe oder Königstiger, den man aus der Fremde an einem Markttage nach einer Englischen Landstadt bringt. So oft ich den Harem besuchte, ward ich von diesem neugierigen Haufen umringt und belacht; sobald ich ins Thor kam, folgte er mir bis dicht vor das Zimmer, wohin ich ging, und so geleitete er mich auch immer wieder hinaus, wenn ich zurückkehrte.

Die meisten von diesen Weibern waren ungewöhnlich fett und unbehülflich, hatten schwarze große Augen und runde Gesichter mit kleinen Nasen. Ihre Gesichtsfarbe war verschieden: bei einigen sehr weiß, bei anderen gelb, und bei noch anderen ganz negerartig.

Als eine von meinen neuen Kranken bereit war, mich zu empfangen, rief man mich in das Zimmer, wo ich zu meiner großen Verwunderung weiter nichts sah, als einen Vorhang, der von oben herunter durch das ganze Zimmer gezogen war, wie in einem Schauspielhause vor der Bühne. Eine Sklavin brachte mir nun einen sehr niedrigen Stuhl, stellte ihn neben den Vorhang, und sagte mir, ich sollte mich darauf setzen und ihrer Gebieterin den Puls fühlen.

Die Dame, die indeß Muth zum Sprechen gefaßt hatte, steckte ihre Hand unter dem Vorhange durch, und verlangte, daß ich sie über ihre ganze Krankheit belehren sollte; denn sie glaubte, durch bloßes Pulsfühlen könnte ich das vollkommen. Umsonst fragte ich, wo ihr Uebel säße, im Magen, im Kopfe oder im Rücken; die einzige Antwort, die ich herausbringen konnte, war die Bitte, den Puls an der andern Hand zu fühlen, und dann den

Sitz der Krankheit und die Beschaffenheit des Uebels ausfindig zu machen.

Da sie weder meine Neugierde durch ihr Gesicht befriedigte, noch mich von der Beschaffenheit ihrer Krankheit unterrichtete, so sah ich mich gezwungen, ihr ganz bestimmt zu sagen: es sey, wenn ich ihre Krankheit kennen lernen sollte, eben so nöthig, daß ich ihre Zunge sähe, als daß ich ihren Puls fühlte; und ohne das könnte ich nichts für sie thun. Aber dessen ungeachtet strengte ich, oder vielmehr mein Jüdischer Dolmetscher, seine Beredsamkeit lange vergebens an; und ich glaube gewiß, sie würde mich ohne weitere Nachfrage wieder entlassen haben, wenn ihr Erfindungsgeist ihr nicht einen glücklichen Ausweg an die Hand gegeben hätte, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Sie kam endlich auf den Einfall, ein Loch in den Vorhang zu schneiden, wodurch sie ihre Zunge herausstreckte, und auf diese Art mein Verlangen, so weit es zur Einsicht des Arztes nöthig war, erfüllte, aber meine Neugierde gänzlich täuschte.

In der Folge bekam ich Befehl, zu einer andren Frau des Prinzen zu gehen, die mit einer skrophulösen Geschwulst am Halse behaftet war. Sie entzog sich Anfangs eben so, wie die erste, meinen Augen; aber, da sie mir ihr Uebel zeigen mußte, so hatte ich Gelegenheit, ihr Gesicht zu sehen, und fand es sehr hübsch. Man sagte mir, sie wäre einmal die Favorite des Prinzen gewesen, aber wegen dieses Fehlers hätte er sie sehr vernachlässigt. Dieser Umstand erklärt denn, weswegen sie eine so äußerst große Begierde bezeigte, ihrer widrigen Krankheit los zu werden.

Als ich ihren Hals untersucht hatte, nahm sie von ihrer Kleidung allen goldenen Schmuck, der sehr zahlreich und von beträchlichem Werthe war, legte ihn mir in die Hand, äußerte ihr Verlangen, daß ich sie heilen möchte, und versprach mir, wenn die Kur glückte, eine noch größere Belohnung. Da ich aber wohl wußte, wie ungewiß es sey, ob ich ihr irgend einen wesentlichen Dienst würde leisten können, so gab ich ihr das Geschenk sogleich zurück,

und versicherte: ich würde zwar gewiß alle gehörige Mittel sorgfältig bei ihr versuchen, aber für den Erfolg könne ich mich nicht verbürgen. Es ist nichts unangenehmer, als wenn man sich außer Stande sieht, einem seiner Mitgeschöpfe mit Grund eine Hoffnung zu machen, bei der es sich so glücklich fühlen würde! Ich sah mit Traurigkeit, daß das arme Frauenzimmer, ob es gleich etwas aufgeheitert schien, doch durch meine Antwort nicht befriedigt war; sie konnte sich nicht enthalten, mir augenscheinliche Beweise von getäuschter Hoffnung, und selbst von Mißvergnügen über meine Bedenklichkeit zu geben, indem sie sagte: sie hätte immer gehört, daß ein christlicher Arzt jede Krankheit heilen könne.

Während man mich so im Harem brauchte, hatte ich Gelegenheit, die meisten Frauenzimmer des Prinzen zu sehen, deren, außer den vier Frauen, die ihm seine Religion erlaubt, ungefähr zwanzig waren, und die nicht einen so unüberwindlichen Widerwillen hatten, ihre Schönheit sehen zu lassen, wie jene viere. Sie zeigten sich Anfangs als sehr unruhige Kranke; denn da ich ihnen nicht sogleich, nachdem ich ihren Puls gefühlt, alle ihre Krankheiten auf den Fingern herzählen konnte, so betrachteten sie mich als einen unwissenden Empiriker. Außerdem fand ich, daß jede sich schmeichelte, beinahe in einem Augenblicke geheilt werden zu können. Kurz, nach vielen fruchtlosen Versuchen, Leuten, die vorher niemals sonderlichen Gebrauch von ihren Verstandeskräften gemacht hatten, Vernunft beizubringen, sah ich mich endlich genöthigt, mein Betragen nach den Fähigkeiten meiner Kranken einzurichten, und verschaffte mir dadurch bald so viele unverdiente Lobpreisungen, wie ich mich vorher unverschuldetem Tadel ausgesetzt hatte.

Die meisten Frauenzimmer im Harem waren noch nicht dreißig Jahr alt, hatten aber schon viele Korpulenz und einen sehr schwerfälligen Gang. Weil sie von der Gesellschaft ganz abgesondert leben, so schränkt sich ihre Kenntniß von

dem Weltlauf allein auf die Vorfälle im Harem ein. Es steht ihnen frei, einander zu besuchen, wobei sie sich denn über die Gegenstände unterhalten, die ihr ungebildeter Geist ihnen darbieten kann. Man läßt sie niemals anders ausgehen, als auf ausdrücklichen Befehl vom Prinzen, und sie dürfen nie weiter, als von einem Orte der Residenz zum anderen. Ich fand sie im Ganzen äußerst unwissend, stolz und bis zum Kindischen eitel auf ihre Person. Unter den vielen lächerlichen Fragen, die sie an meinen Dolmetscher thaten, war auch die: ob ich lesen und schreiben könnte. Als er dies bejahete, bezeugten sie das größte Erstaunen über die Fähigkeiten der Christen. Nicht eine Einzige unter ihnen konnte nehmlich eins von beiden; denn auf diese ersten Elemente der menschlichen Wissenschaft verstehen sich bei den Mohren nur einige wenige Männer, die deswegen Talbs, oder Erklärer des Muhamedanischen Gesetzbuches, genannt werden.

Unter den Konkubinen des Prinzen waren sechs Sklavinnen von funfzehn Jahren, die ein vornehmer Mohr ihm geschenkt hatte. Eine von ihnen stammte von einem Englischen, und eine andere von einem Spanischen Renegaten ab; die übrigen vier waren von Mohrischer Herkunft.

Man findet oft, daß da, wo die ernsteren und nützlicheren Vollkommenheiten sehr wenig ausgebildet werden, vorzüglicher Geschmak an denen herrscht, die von leichterer Art sind und bloß zur Zierde gereichen. Diese Opfer der Wollust bekommen, auf Befehl des Prinzen, täglich Unterricht in der Musik, und zwar von einem Mohren, der sich eine kurze Zeit in London und Italien aufgehalten und sich dort eine oberflächliche Kenntniß von dieser Kunst erworben hat. Ich fand Gelegenheit, bei einer Musikstunde gegenwärtig zu seyn; indeß kann ich eben nicht sagen, daß meine Ohren viel Vergnügen dabei gehabt hätten. Es war ein Vokal- und Instrumentalkoncert; die Instrumente, deren man sich bediente, bestanden in der Mandoline, einer Art von Geige mit zwei Saiten, und einer kleinen Trommel.

Der Hauptendzwek bei ihrer Musik schien Lärm zu seyn. Man bemerkte nicht die geringste Aufmerksamkeit auf Melodie, Abwechselung und Geschmak; es war ein unaufhörliches Geleier eines melancholisch wilden Liedes.

Der vorzüglichste Zeitvertreib in diesem traurigen Aufenthalte sind die gesellschaftlichen Zusammenkünfte. Ich habe bei meinen Besuchen im Harem die Frauenzimmer niemals auf andere Art beschäftigt gefunden, als daß sie in einem Kreise an der Erde saßen und sich mit einander unterredeten. Da Jüdinnen alles für sie nähen, und Sklaven oder Domestiken (deren sie mehr oder weniger haben, je nachdem sie bei dem Prinzen in Gunst stehen) für ihre Küche und die Einrichtung ihrer Zimmer sorgen: so muß es ihnen wirklich schwer seyn, ihre Zeit hinzubringen, besonders da keine von ihnen lesen oder schreiben kann. Es ist in der That unmöglich, ohne das lebhafteste Gefühl des Mitleidens die unglükliche Lage dieser Frauenzimmer zu überdenken. Da ihnen der zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens so nothwendige Genuß der frischen Luft und der Bewegung versagt ist; und da sie weiter keine Gesellschaft haben, als an den Genossen ihrer Leiden, eine Gesellschaft, der die meisten noch immer die Einsamkeit vorziehen: so kann man sie nur als die niedrigsten aller Sklavinnen ansehen, als Sklavinnen von den Lastern und Launen eines frechen Tyrannen, der selbst von seinen Weibern eine solche, nahe an Anbetung gränzende Unterwürfigkeit und Verehrung verlangt, wie Gott und die Natur sie einem Sterblichen zu erweisen verbieten.

Nach Verlauf der dritten Woche, zeigte sich wieder eine merkliche Besserung in der Krankheit des Prinzen. Er fing an, sehr große Schrift unterscheiden zu können, und sagte mir, er habe eigenhändig einen Brief an den Kaiser geschrieben und ihn darin benachrichtigt, daß es sich durch meinen Beistand mit seiner Krankheit bessere. Zugleich versicherte er, daß sein Vater mich ansehnlich belohnen würde, wenn ich die Kur zu Stande brächte.

Um diese Zeit war auch unser Umgang recht vertraulich. Er ließ mich ohne alle Zurückhaltung vor sich, sobald ich kam, ja oft selbst dann, wenn seine Frauenzimmer bei ihm waren; und hiermit gab er mir denn, wie man mir sagte, einen Beweis von Zutrauen, womit er vorher noch Niemanden beehrt hatte. Er ließ mich ihren Puls fühlen, und nöthigte eine von ihnen, die besonders fett und unbehülflich war, sich durch mich etwas von eben demselben Mittel, dessen ich mich bei seinem Auge bediente, in das ihrige tröpfeln zu lassen, wobei sie von zwei anderen Damen auf dem Boden fest gehalten ward. Es verursachte ihr einen kurzen, aber heftigen Schmerz, worüber der Prinz und die anderen Damen in ein gewaltiges Gelächter ausbrachen; das arme Frauenzimmer aber erklärte, um Sr. Königlichen Hoheit ihre Ehrerbietung zu bezeugen, den Schmerz für eine sehr angenehme Empfindung.

Bei andern Gelegenheiten behielt er mich zwei, ja wohl drei Stunden bei sich, und erkundigte sich nach den Sitten der Europäer, besonders der Engländer, nach ihrer Religion, ihrer Regierungsverfassung, und ihren Gesetzen. Zuweilen machte er Anmerkungen über das, was ich ihm sagte, äußerte ernstliches Verlangen, von diesen Dingen unterrichtet zu seyn, und schien die Unterhaltung sehr anziehend zu finden; mannichmal aber, wenn er nicht bei guter Laune war, entließ er mich, sobald ich ihm den Puls gefühlt und die nöthigen Arzneimittel gereicht hatte, selbst ohne mich niedersitzen zu lassen und mir einige weitere Fragen zu erlauben. — Doch der Leser wird wahrscheinlich begierig seyn, die Person und den Charakter dieses Prinzen näher kennen zu lernen; und vielleicht kann ich seine Neugierde an keinem schicklicheren Orte meiner Erzählung befriedigen, als hier.

Muley Absulem ist von mittlerer Größe, ziemlich korpulent, und etwa fünf und dreißig Jahre alt. Seine Gesichtszüge sind durch die starken Fehler an seinen Augen äußerst entstellt; das eine ist nehmlich durch den Staar

völlig verdunkelt, und das andere durch den heftigen Krampf ganz auf eine Seite hin gezogen. Nimmt man nun noch hinzu, daß er von Natur sehr große und hervorragende Augen, schlechte Zähne, und eine krankgelbe Gesichtsfarbe hat: so werde ich wohl nicht sagen dürfen, daß er irgend einen Anspruch auf Schönheit machen kann. Seine Kleidung war nicht von der gewöhnlichen Mohrischen verschieden, welche ich nachher beschreiben werde; außer, daß er einen seidnen Quast auf seinem Turban hatte, was hier zu Lande eine Auszeichnung der Königlichen Personen ist. Als ich ihn zum erstenmale sah, war er mit einem weiten, aus rothem wollenen Zeuge gemachten und mit Pelzwerk verbrämten Oberkleide bedekt, welches bei den Mohren ein Kaftan heißt. Die einzige Verschiedenheit der Kleidung liegt hier in der größeren oder geringeren Güte des Zeuges. Ich habe zuweilen gemeine Mohren gesehen, die viel reicher gekleidet waren, als der Prinz oder der Kaiser selbst. Das Gefolge des Prinzen besteht vorzüglich aus Soldaten, deren er eine sehr große Menge hat, ferner aus Edelknaben, die gewöhnlich um ihn sind, schwarzen Verschnittenen und wenigen schwarzen Sklaven.

Muley Abdulem hat weniger Strenge und Grausamkeit in seinem Charakter, als die meisten andern Mohrischen Prinzen; aber zugleich auch weniger Schlauheit, Scharfsicht und Thätigkeit: Eigenschaften, die dem Regenten eines so uncivilisirten Volkes so nothwendig sind. Er ist, deutlicher zu reden, von Natur sanft und indolent, überläßt sich ganz seinen Leidenschaften, wenn er ohne viele Mühe Genuß davon haben kann, und strebt sehr wenig nach Ruhm.

Sonst war er gewohnt, im größten Uebermaaße starken Branntwein zu trinken; aber jetzt enthält er sich dessen gänzlich, und seine Hauptleidenschaft ist die Liebe zu den Weibern, die alle seine Aufmerksamkeit und Zeit an sich zieht. Ich bemerkte, daß er seinen Damen weit mehr nachsah, als die Mohren sonst zu thun pflegen. Sie unterhiel-

ten sich in seiner Gegenwart so ungezwungen mit einander, als wenn sie für sich allein gewesen wären.

Aus diesem Abrisse von dem Charakter des Prinzen wird man leicht die Ursachen einsehen, weshalb der Wunsch seines Vaters, ihn zum Nachfolger zu haben, unerfüllt geblieben ist. Er war freilich reich, aber ein großer Theil seines Vermögens wurde nach und nach in Befriedigungen seiner Wollust verschleudert; und bei dem gänzlichen Mangel an Energie im Charakter konnte er sich in einem Lande, wo man Grausamkeit und große Thätigkeit als das einzige Auszeichnende eines Oberherrn ansieht, keine Freunde versichern.

Die Vorzüge der erblichen Thronfolge lernt man nur in denen Monarchieen kennen, wo sie nicht Statt finden. Obgleich in Marokko, wo ebenfalls keine regelmäßige Thronfolge bestimmt ist, der Kaiser die Formalität begeht, seinen Nachfolger zu ernennen; so verdrängt doch das Schwert das Recht, und der Prinz, der sich die meisten Freunde, und folglich auch die stärkste Armee, verschaffen kann, gelangt zum Throne. Dieser Umstand hat für das Land oft die traurigsten Folgen gehabt und jene blutigen Revolutionen veranlaßt, die von Zeit zu Zeit das Reich Marokko erschüttert und verwüstet haben. Der verstorbene Kaiser Sidi Mahomet hatte keine Mitbewerber; und daher regierte er friedlicher, als irgend einer von seinen Vorgängern. Ob aber sein Nachfolger, da einige Brüder mit ihm gleichen Anspruch auf den Thron machen, eben so glücklich seyn wird, muß die Zeit entscheiden.

Sechstes Kapitel.

Beschreibung von Tarudant. — Gegend von Bled de Non. — Viehmärkte. — Außerordentliche Besserung des Prinzen. — Große Höflichkeit zweier Mohren. — Sonderbarer Vorfall. — Der Prinz erhält Befehl, nach Mekka zu wallfahrten. — Der Verfasser verwendet sich für die gefangenen Engländer. — Unerwarteter Befehl, nach Marokko zu kommen.

Da es hier zu Lande gar nicht Sitte ist, selbst nur nach der nächsten Straße zu Fuße zu gehen, und da meine Wohnung von der Prinzlichen etwas entfernt war, so schenkten Se. Hoheit mir ein Pferd, von dem ich aber eben nicht rühmen kann, daß es das beste im Lande gewesen wäre. Doch, da ich mich einmal zu diesem Dienste anheischig gemacht hatte, so sah ich wohl ein, daß mir nichts übrig blieb, als mich in meine Lage so gut ich konnte zu finden. Wenn daher der Kranke meine persönliche Gegenwart nicht verlangte, so machte ich oft Gebrauch von meiner Rossinante, theils um Leibesbewegung zu haben, theils um meine Neugierde dadurch, daß ich alles Sehenswerthe besuchte, zu befriedigen. Die vorzüglichsten Bemerkungen, die ich bei diesen Streifereien habe machen können, sind im Folgenden enthalten, und ich schmeichle mir, daß sie wenigstens im Allgemeinen einen Begriff von der Stadt und der umliegenden Gegend geben werden.

Tarudant, jetzt die Hauptstadt der Provinz Suz, und ehemals, als das Reich noch in einige kleine Staaten getheilt war, die Hauptstadt eines Königreiches, liegt in einer schönen, aber ungebaueten Ebene, etwa zwanzig Meilen von der Südseite des Atlas, und kann als die Grenzstadt von diesem Theile der Kaiserlichen Besitzungen angesehen werden. Der Kaiser macht freilich Anspruch auf die Oberherrschaft über die Wüste Sahara und das Gebiet Bled de Non. Aber seine Macht über die-

sen Theil des Landes besteht beinahe nur im Namen, da sie gänzlich von den Launen und Neigungen der Araber abhängt, die darin wohnen und, wegen ihrer Entfernung vom Sitze der Regierung, mehr unter der Herrschaft ihrer eigenen Oberhäupter sind. Sie erkennen den Kaiser für ihren Oberherrn, so wie für das Haupt ihrer Kirche, und zahlen ihm, als solchem, zuweilen Tribut; doch übrigens bekümmern sie sich gar nicht um seine besonderen Verfügungen, und er hat auf ihre innere Regierung nicht den mindesten Einfluß.

Diese Leute bestehen aus verschiedenen Stämmen der Araber, die, ohne feste Wohnplätze zu haben, in Zelten wohnen. Sie wandern über das Land hin, um zu plündern, und man glaubt sogar, daß sie ihre Raubzüge bis nach Nigritien erstrecken und von da Neger entführen. Zwar bekennen sie sich zu der Muhamedanischen Religion, vermischen diese aber sehr mit Götzendienst; und in den Wüsten, wo sie kein Wasser zum Waschen haben können, nehmen sie statt dessen Sand. Wie sie die unglücklichen Seefahrer, die an ihrer Küste Schiffbruch leiden, behandeln, werde ich nachher zu beschreiben Gelegenheit haben.

Die Mauern von Tarudant, die jetzt halb in Ruinen liegen, sind von sehr großem Umfange, und schließen weit mehr Raum ein, als von den Gebäuden besetzt ist. Die Häuser werden aus Erde und Lehm gemacht, die man in einem hölzernen Kasten fest zusammenschlägt und an der Sonne trocknen läßt. Sie haben nur an der Erde Zimmer. Da jedes Haus mit einem Garten und einer Mauer umgeben ist, so sollte man den Ort eher für einen stark bevölkerten Fleck Landes, oder für eine Anzahl von Weilern, als für eine Stadt, halten. In dieser Vorstellung wird man noch durch die Menge von hohen Palmen oder Dattelbäumen bestärkt, die zwischen den Häusern stehen, darüber hervorragen, und zusammen dem Ort ein sehr ländliches Ansehen geben. Die Zimmer sind meistens alle klein, unbequem, und vorzüglich von der niedrigeren Klasse der

Handarbeiter bewohnt, da sich wenige Mohren von Ansehen zu Tarudant aufhalten. Freilich bringt der Prinz, wenn er hieher kommt, alle seine Diener und Freunde mit; aber sie wohnen gewöhnlich im Schlosse, so daß man sie keinesweges zu den Einwohnern der Stadt rechnen kann. Da die Häuser so unregelmäßig und zerstreuet liegen, so läßt sich über die Zahl von ihnen und den Einwohnern gar nichts muthmaßen; indeß da der Umfang von Tarudant beträchtlich ist, so kann man es, in Vergleich mit den meisten andern Marokkanischen Städten, immer eine wichtige und volkreiche Stadt nennen.

Die vorzüglichsten Manufakturen zu Tarudant sind die, welche feine Haiks verfertigen, und das Kupfer verarbeiten, das ein benachbartes Bergwerk in großem Ueberflusse liefert. Man hat hier regelmäßig zweimal in der Woche Markt, wohin man alle Arten von Vieh und Lebensmitteln bringt. Wer Pferde und Maulesel zu verkaufen hat, bezahlt Männer, die sie den Leuten vorreiten, von ihrer besten Seite zeigen und nachher den Meistbietenden feil stellen müssen. Wenn bei diesen Versteigerungen den Eigenthümern nicht ein annehmlicher Preis geboten wird, so brauchen sie die Thiere nicht zu verkaufen. Diese Sitte verhütet viele von denen Betrügereien, die auf Europäischen Viehmärkten so häufig vorgehen. Dadurch, daß das Vieh versteigert wird, bekommen die, welche wirklich gutes Vieh zum Verkauf haben, es gewöhnlich gut bezahlt; und die Käufer, die wegen ihrer Unwissenheit leicht betrogen werden könnten, erhalten doch durch den Preis, den Andere bieten, einen Begriff von dem wirklichen Werthe des Thieres.

Die Judenstadt ist ein elender Ort, der etwa eine Viertelmeile von der wirklichen Stadt entfernt liegt. Die Einwohner sind in der niedrigsten Armuth und Unterwürfigkeit, und müssen, wenn sie in die Mohrenstadt kommen, barfuß gehen. Das sehr große Schloß, welches auf der Hälfte des Weges zwischen Tarudant und Dar Beyda,

der Residenz des Prinzen, liegt, ist mit einem ganz hübschen Garten umgeben, den ein Franzose angelegt hat. Es besteht aus drei Theilen: einem für den Prinzen, einem für seine Weiber (oder dem Harem) *), und einem dritten für alle die, welche bei dem Prinzen in Diensten sind.

Weil die Besserung des Prinzen von Tage zu Tage merklicher ward, so glaubte ich, den Versuch machen zu dürfen, ob er an einer großen Uhr, die ich bei mir hatte, die Tageszeit unterscheiden könnte. Dies gelang ihm sehr gut, und er hatte Urtheilskraft genug zu bemerken, daß die Uhr alt und zum Theil zerbrochen war. Daher bat er mich, eine sehr schöne goldene anzunehmen, und sie statt der andren zu tragen. Die feine Art, womit Se. Hoheit mir dieses Geschenk machten, gab nur einen schmeichelhafteren Begriff von seinem Charakter, als sein nachheriges Betragen gegen mich ihn bestätigt hat. Man muß indeß bedenken, daß ich ihm damals eben Gutes erwiesen hatte, daß die Reise, die er nachher unternehmen mußte, mich außer Stand setzte, ihm irgend wieder Dienste zu leisten, und daß also für einen ungebildeten, unkultivirten Menschen kein Bewegungsgrund mehr da war, sich fernerhin freigebig und gütig gegen mich zu zeigen.

Während meiner Besuche bei dem Prinzen traf ich gelegentlich zwei Mohren an, von denen einer eine Zeitlang in Italien, der andere aber in England gewesen war und ein wenig Englisch sprechen konnte. Ich erwähne dieser Männer nicht nur aus Gefühl der Dankbarkeit, sondern auch, um zu zeigen, daß man nur durch Ausbildung des Verstandes und Umgang mit verfeinerten und civilisirten Menschen fähig gemacht wird, unedle Vorurtheile zu besiegen. Bloß auf Antrieb des Wohlwollens — denn ich hatte keine Gelegenheit gehabt, ihnen irgend eine Gefällig-

*) Gewöhnlich glauben die Europäer, der zur Wohnung der Weiber bestimmte Ort heiße das Seraglio. Dies ist aber ganz irrig. Seraglio (Serail, Serai) bedeutet eigentlich einen Pallast; die Wohnungen der Weiber aber werden Harem genannt. A. d. V.

keit zu erweisen — faßten sie in Kurzem eine solche Freundschaft zu mir, daß sie, wenn ich auch ihr nächster Verwandter gewesen wäre, mir keine stärkeren Beweise davon hätten geben können. Sie äußerten nicht nur ihr Bedauern darüber, mich in einem Lande zu sehen, wo ich beständigen Beleidigungen ausgesetzt, und wo die Lebensart, wie sie aus eigener Erfahrung wüßten, von meiner gewohnten so sehr verschieden wäre; sondern sie nahmen mich auch mit nach ihren Häusern, führten mich bei ihren Frauen ein, und verlangten von ihnen, daß sie für mich eben so sorgen sollten, als wenn ich zu ihrer Familie gehörte. Noch mehr; sie drangen in mich, daß ich einen von ihnen andre Zimmer, die er etwa von dem Prinzen bekommen könnte, beziehen lassen und dagegen die ihrigen annehmen sollte. Ich konnte aber diesen freundschaftlichen Vorschlag nicht eingehen: denn ich erwartete wirklich mit jedem Tage, die Zimmer in Besitz nehmen zu können, die der Prinz mir versprochen hätte; und außerdem würde ich mich auch nie ihrer Freundschaft so haben aufdringen wollen, um in diese Bitte zu willigen. Aber dazu zwangen sie mich, daß ich beständig Thee und Zucker und viele andere Sachen, die wegen ihrer Seltenheit zu Tarúdant sehr theuer sind, von ihnen annehmen mußte. Daß ich an Geld keinen Mangel litt, wußten sie, da ich dies von Herrn Hutchison's Agenten bekam; aber immer zwangen sie mich freundschaftlich, von den kleinen Seltenheiten, die sie häufig dem Prinzen schickten, meinen Theil zu nehmen. Wenn diese beiden schätzbaren Männer aller Vorzüge einer edlen Erziehung genossen hätten — welch eine Zierde würden sie für die Gesellschaft, und wie sehr ihrem Vaterlande nützlich geworden seyn!

Einmal, da ich von einem meiner Besuche bei dem Prinzen wieder nach Hause ritt, und durch den sehr hohen Thorweg, der nach der Stadt führt, gekommen war, hörte ich plötzlich viele Stimmen: Tibib, Tibib (Doktor, Doktor!) rufen. Als ich mich umwandte, sah

ich Muley Omar, einen Sohn des verstorbenen Kaisers, und Halbbruder des Muley Absulem, in großer Pracht, und zu beiden Seiten mit einer Menge von Dienern umgeben, mitten auf der Mauer über dem Thorwege sitzen. Ich ritt sogleich zu ihm hinauf, und fand an ihm einen ganz hübschen jungen Mann, von etwa zwei und zwanzig Jahren. Seine Gesichtsfarbe war ziemlich schwarz, und in seinen Zügen lag ein starker Ausdruck von Gutherzigkeit. Nachdem ich ihn auf die gewöhnliche Weise begrüßt, und ihm auf die Frage geantwortet hatte, ob mir das Pferd gefiele, das sein Bruder mir geschenkt hätte, nahm ich Abschied von ihm. Uebrigens konnte ich nicht begreifen, warum ein Mann von solchem Ansehen sich einen so seltsamen Platz gewählt hätte. Als ich aber ein wenig weiter geritten war, sah ich etwa hundert Mohren zu Pferde, die in vollem Galopp jagten, und ohne Ordnung auf einander feuerten. Nun merkte ich, daß der Prinz sich über den Thorweg gesetzt hatte, um dies Scheingefecht, das man zu seiner Belustigung hielt, mit anzusehen.

Da ich mich bei Tage eher beschäftigen konnte, als des Abends, so gewöhnte ich mich, bald zu Bette zu gehen und früh wieder aufzustehen. Eines Abends, als ich etwa drei Stunden geschlafen haben mochte, ward ich durch einen Lärm aufgeschreckt, den ich Anfangs Dieben zuschrieb, die sich ins Haus geschlichen hätten. Seit Kurzem hatten die Araber eine Menge Diebstähle zu Tarudant begangen. Sie pflegten, da die Häuser gewöhnlich bloß aus Thon aufgeführt sind, nur ein Loch in der Wand zu machen, wodurch sie hineinschlüpften, ohne Jemanden von der Familie durch das geringste Geräusch aufzuwecken. Dies, glaubte ich, wäre hier der Fall, und der Lärm käme davon her, daß ein Stück von der Wand eingestürzt seyn möchte.

Ich sprang sogleich auf, und eilte nach der Thür. Mein Dolmetscher, der vor mir aufgestanden war, hatte

sie schon geöffnet, und ich fand nun meine sämmtlichen Nachbarn in bloßen Hemden, mit Lichtern in der Hand, und in der größten Bestürzung. Sie standen da, als ob sie nicht wüßten, wo sie wären, und ohne ein Wort sprechen zu können. Der Lärm hatte bei ihnen eben die Furcht erregt, wie bei mir, und sie waren gerade auf den Fleck gekommen, wo ich sie sah, ohne sich entschließen zu können, weiter nach der Ursache des Lärmes zu suchen.

Obgleich mein Dolmetscher sich nicht viel besser benahm, als die anderen, so faßte er doch endlich so viel Muth, daß er sich der Stelle näherte, woher der Lärm gekommen war. Da fand er denn, daß von dem als ein Viereck (so daß in der Mitte ein Hof blieb) gebaueten Hause eine ganze Seite eingestürzt war, und zwei Juden, die darin schliefen, unter dem Schutte begraben hatte. Ich kam ihnen sogleich zu Hülfe; man brachte sie in mein Zimmer, wo ich ihren Zustand genau untersuchte, und sie sprachlos fand, aber nur vor Schrecken. Natürlich machte dieser Zufall, wodurch auch in einer Wand meines Zimmers ein Riß entstanden war, mich noch begieriger, meine Wohnung zu verändern, da ich, wer weiß wie bald, in dieselbe Lage hätte gerathen können, wie die beiden Juden, die mein Dolmetscher und ich so eben unter dem Schutte herausgezogen hatten; aber mit allem meinem Antreiben konnte ich die Maurer des Prinzen nicht dahin bringen, so geschwind zu arbeiten, daß ich von der mir bestimmten Wohnung noch hätte Gebrauch machen können.

Zu den vielen Unannehmlichkeiten, die ich in Tarudant erfuhr, gehörten auch die häufigen Beleidigungen, die man mir auf den Straßen zufügte. Ich hätte freilich bei dem Prinzen leicht Hülfe dagegen finden können; aber die Menge neuer Gesichter, die mir täglich vorkamen, machte mir es unmöglich, dieses Mittel zu gebrauchen. Als ich eines Tages zu dem Prinzen ritt, begegnete mir ein häßlicher Mohr, der in dem geheiligten Charakter eines

Scherif*) Recht zu haben glaubte, mich zu beleidigen. Er rannte mit seinem Maulesel sehr plump auf mich zu, entweder um mir einen starken Stoß zu geben, oder mein Pferd scheu zu machen. Da ich ihn sogleich über die Unanständigkeit seines brutalen Betragens zur Rede stellte, antwortete er mir: ich könnte zum Teufel gehen; er wäre ein Scherif. Nun fand ich es nöthig, ihm zu erklären: ich wäre der Wundarzt seines Prinzen, und dieser würde, als Statthalter der Provinz, da ich unmittelbar unter seinem Schutze stände, sich wenig darum bekümmern, ob er ein Scherif sey, sondern ihn so bestrafen, wie seine Aufführung es verdiente; ich ginge itzt gerade zu Sr. Hoheit, und würde, da ich seinen Namen recht gut wüßte, mich über ihn beschweren. Der hochmüthige Scherif wendete hierauf sogleich seinen Maulesel um, und bot mir mit eben so viel Niederträchtigkeit, wie er vorher Stolz gezeigt hatte, jede Vergütung an, die ich verlangte. Er wollte sich selbst vor mir auf die Knie werfen, wenn ich ihm nur sein Vergehen verziehe; denn er zitterte bei dem Gedanken, daß seine Verwegenheit dem Prinzen bekannt werden würde. Ich nahm sogleich seine Unterwerfung an, aber mit der Erinnerung, daß er, wenn er gleich ein Scherif sey, sich künftig hüten solle, die Gastfreundschaft durch Beleidigung eines Fremden zu verletzen.

Am Ende der vierten Woche benachrichtigte mich der Prinz, daß er von dem Kaiser Befehl bekommen habe, sich zu einer Wallfahrt nach Mekka anzuschicken; er sey aber Willens, mich mit nach Marokko zu nehmen und da bei seinem Vater einzuführen; dann sollte ich mit ihm nach Fez und Mequinez reisen, und dort einen Trupp Soldaten bekommen, der mich nach Tanger geleitete. „Auf diese Weise", fügten Se. Hoheit hinzu, „wirst Du Gelegenheit haben, Deinen Brüdern den Christen zu

*) Scherifs sind Leute, die von Muhamed abzustammen vorgeben und sehr hochgeachtet werden. A. d. V.

erzählen, was für eine Menge von schönen Oertern Du in diesem Lande gesehen hast." Doch sollte seine Abreise von Tarudant erst nach einigen Wochen vor sich gehen, damit der Plan zu seiner Heilung, mit dessen Ausführung ich mich jetzt beschäftigte, nicht vereitelt würde.

Ich hatte schon zu wiederholten malen, wenn ich bei dem Prinzen war, in unserer Unterredung ihn dringend gebeten, den Kapitain Irving, Befehlshaber des gescheiterten Guineaschiffes, seinem Versprechen gemäß, aus der Gefangenschaft zu befreien, und immer die stärksten Versicherungen bekommen, daß meine Bitte erfüllt werden sollte; aber bis jetzt war noch nichts geschehen. Daher machte ich nunmehr einen andern Plan, wovon ich mir einen besseren Erfolg versprach, weil er auf den Vortheil des Prinzen hinauslief. Ich sagte ihm nehmlich: der Kapitain Irving sey ein Arzt, und, wie ich wüßte, ein Mann von großer Geschicklichkeit; (er war auch wirklich zu diesem Stande erzogen). Sein Rath sey mir höchst nothwendig, um die Kur zu befördern und zu erleichtern; ich wünschte daher, daß er sogleich geholt werden möchte. Obgleich der Prinz mit mir völlig zufrieden war, so freuete ihn doch diese neue Idee, und er erhielt bald von dem Kaiser die Erlaubniß, den Kapitain nach Tarudant kommen zu lassen.

Da in Tarudant kein Europäer war, mit dem ich hätte umgehen können, und da ich unter Mauren von der schlechtesten Art lebte, die mich bald mit ihrem Geschrei um Hülfe, und bald mit ihrer Frechheit beunruhigten: so wird man leicht begreifen, daß ich meine Zeit nicht auf die angenehmste Weise hinbrachte. Indeß dienten meine Besuche bei dem Prinzen, und die sichtbare große Besserung seiner Gesundheit einigermaßen, meinen Muth aufrecht zu erhalten und mich zu vergnügen, so daß ich mich in Stand gesetzt sah, meine Lage mit Geduld zu ertragen.

Als fünf Wochen verflossen waren, während welcher Zeit der Prinz mir immer über die Hülfe, die ich ihm ver-

schaffte, die größte Zufriedenheit bezeugte, kam ein Befehl vom Kaiser, daß ich mich sogleich nach Marokko begeben sollte. Man kann leicht denken, daß ich diesen Befehl nicht ohne großes Erstaunen und Verdruß erfuhr. Hätte der Prinz, während ich ihn besuchte, einen üblen Zufall bekommen, so würde ich, bei der bekannten Denkart der Nation, einen solchen Befehl haben erwarten müssen; aber daß man mich von dem Kranken zu einer Zeit entfernte, wo er seinem Vater immer Nachrichten von seiner Besserung zuschickte, war ein Geheimniß, welches ich mir nicht enträthseln konnte. Ich drang zu wiederholtenmalen in den Prinzen, daß er mir den Grund von diesem auffallenden Betragen des Hofes erklären möchte; aber er konnte oder wollte mir nicht die geringste Erläuterung darüber geben.

Da ich wohl wußte, wie vergeblich und ungereimt es seyn würde, in diesem so sehr despotischen Staate dem ausdrücklichen Befehle des Kaisers nicht gehorchen zu wollen; und da ich an den itzt so günstigen Gesundheitszustand des Prinzen dachte: so fing ich nach vielem Ueberlegen der Sache endlich an zu hoffen, daß mir die Reise wohl eher nützlich, als schädlich werden könnte. So gern schmeichelt uns bei jeder Gelegenheit unsere Einbildungskraft! Die Folge wird hinlänglich zeigen, wie sehr mir diese Hoffnungen fehlschlugen. — Eine goldene Uhr, ein mittelmäßiges Pferd, und einige wenige harte Thaler, die man mir gegen meinen Willen aufdrang, waren die prächtigen, fürstlichen Belohnungen dafür, daß ich eine Reise von fünfhundert (Engl.) Meilen gemacht und einem undankbaren Despoten unablässige Sorgfalt bewiesen hatte!

Siebentes Kapitel.

Reise von Tarudant nach Marokko über das Atlasgebirge. — Begleitung. — Gefährlicher Weg über den Atlas. — Beschreibung des Atlas. — Naturprodukte. — Thiere. — Schöne Thäler. — Sitten und Gewohnheiten der Breber (Berberen). — Malerische Aussichten auf den Gebirgen.

Am 30sten November, zwischen sieben und acht Uhr Morgens, nahm ich Abschied von dem Prinzen, nachdem ich ihn vorher gebeten hatte, mit dem Gebrauche meiner Arzneien fortzufahren. Ich verließ Tarudant unter der Aufsicht eines Alkaide und zweier Soldaten von der Negerreiterei, die dem Kaiser das jährliche Geschenk des Prinzen, sechs Pferde und drei Kisten mit Geld, überbrachten. Diese, mein Dolmetscher, ein Jude, der zugleich Koch und Bedienter bei mir war, und ein Mauleseltreiber, der mein Gepäck besorgen mußte, machten meine Begleitung aus.

Zwischen zwölf und Ein Uhr Nachmittags kamen wir am Fuße des Atlas, etwa zwanzig Meilen von Tarudant, an, und schlugen ein sehr hübsches Zelt, das der Prinz für mich besorgt hatte, neben einigen Mohrischen Hütten auf. Das Land, durch welches wir auf unserm Wege hieher reisten, war eine waldige und unbebaute Ebene.

Am folgenden Morgen um sechs Uhr legten wir das Zelt zusammen und fingen sogleich an, den Atlas hinanzusteigen. Beinahe vier Stunden lang hatten wir anhaltend einen beschwerlichen und ermüdenden Weg, weil der Pfad eng, felsig und steil war. Wegen seiner jähen und winklichten Drehungen benennen die Mohren ihn mit einem Arabischen Namen, der so viel heißt, wie Kameelnacken.

An vielen Orten, besonders in den höheren Gegenden des Gebirges, hatten wir, außer der Unbequemlichkeit eines felsigen Weges, der nur für Einen Mauleſel breit ge-

nug war, an Einer Seite, ja zuweilen, wo das Gebirge nur aus einem engen Felsenrücken bestand, an beiden, noch den furchtbaren Anblick eines jähen Abgrundes. Ich bemerkte mit Erstaunen, wie leicht und sicher unsere Maulesel auf den rauhen Pfaden hinauf- und hinunterstiegen, ohne daß wir abzusitzen nöthig hatten. Um zwei Uhr Nachmittags fingen wir an wieder hinunterzusteigen, und gelangten zu einem kleinen Dorfe, in dessen Mitte wir unser Zelt aufschlugen.

Am folgenden Morgen, ein wenig vor sechs Uhr, setzten wir unsere Reise fort, und kamen um fünf Uhr Abends zu dem Ende des Gebirges, wo wir diese Nacht schliefen. Der erste Theil dieser Tagereise ging einen furchtbar steilen und felsigen Pfad hinunter in ein schönes Thal zwischen zwei sehr hohen Bergen, das sich dann sogleich höchst erhaben und malerisch in die Ebenen von Marokko öffnet.

Es würde mir freilich angenehm gewesen seyn, wenn ich meinen Aufenthalt in diesen, an interessanten Gegenständen so reichen Gebirgen etwas hätte verlängern können. Indeß will ich meinen Lesern die wenigen Bemerkungen, die ich bei dem Wege über dasselbe zu machen Gelegenheit fand, ohne weitere Schutzrede vorlegen.

Der Atlas ist eine Kette von hohen, mit tiefen Thälern durchschnittenen Gebirgen, die sich von der Ostgegend der Bärbarei nach der westlichen erstrecken, und sie in zwei Hälften theilen. Die nach Westen zu, heißen, weil sie höher sind, der größere Atlas; und die nach Osten, der kleinere Atlas. Diese Gebirge, besonders die unweit Marokko, haben eine solche Höhe, daß ihre Gipfel beständig mit Schnee bedeckt sind, ungeachtet sie so weit gegen Süden liegen. Als Muley Abdulem im nächsten Januar denselben Weg machte, den ich im December kam, schneiete es die ganze Zeit über; und wir konnten damals von Marokko aus keinen Theil des Gebirges entdecken, der nicht ganz weiß gewesen wäre.

Die Luft ist in der Nähe des Gipfels so kalt, daß sie oft alles thierische Leben zerstört. Ich habe gewisse Nachricht, daß einige Breber (Berbern), die es unternahmen den höchsten Theil des Gebirges zu ersteigen, sogleich auf der Stelle todt niederfielen, indeß Andere, die sich zu eben dem Unternehmen verpflichtet hatten, in der größten Eile zurückkehren mußten *).

Da der December zu botanischen Nachsuchungen nicht die beste Jahrszeit ist, so fand ich wenige Pflanzen auf diesem Gebirge, den Argabaum ausgenommen, über den ich oben, wo ich von den Naturprodukten des Landes im Allgemeinen sprach, schon einige Bemerkungen gemacht habe; doch weiß ich aus sichern Nachrichten, daß es im Frühling auf dem Gebirge eine unzählbare Menge von merkwürdigen Pflanzen giebt. Ich kann wirklich mit vielem Grunde glauben, daß der Naturforscher hier ein größeres Feld für seine Untersuchungen finden würde, als beinahe in jeder anderen Gegend der Erde, und daß sowohl die Heilkunde, als die Botanik durch eine zweckmäßige Reise über den Atlas sehr gewinnen könnten **).

Im Innern der Gebirge sind, wie ich vorher bemerkt habe, viele Eisengänge, und die Mauren glauben auch, es sey Gold darin; aber dies ist niemals sicher ausgemacht worden. Man hat mir auch erzählt, es gebe an einigen Orten Vulkane; das theile ich aber, da ich sie nicht selbst

*) Es ist ausgemacht, daß kein Theil des Atlas die Höhe der Cordilleren erreicht; ja, der höchste Berg darin kann, wie ich zu glauben Ursache habe, sich wohl kaum mit dem *Montblanc* messen. Die Berbern übertreiben also in ihren Erzählungen. Z.

**) Niemand hat die Pflanzen der Bärbarei und des Atlas so genau angegeben, wie Poiret (*Voyage en Barbarie, T. II. p. 71—274*). Doch ist es zu bedauren, daß man neben den Linneischen Namen fast nie die Benennungen in der Landessprache findet; und diese konnte der Verfasser gewiß bei mehreren Pflanzen, obgleich nicht bei allen, erfahren. — Es wäre gegen die meisten Leser unbillig, wenn ich Poiret's Werk abschreiben, oder auch seine Flora nur ausziehen wollte; daher verweise ich die Liebhaber der Botanik auf ihn selbst. Z.

gesehen habe, als eine bloße Sage mit. Indeß kann ich nicht umhin, zu wiederholen, daß es in dem Inneren dieser unbekannten Gebirge sehr wahrscheinlich viele merkwürdige und schätzbare Mineralien giebt, welche auszuforschen die Mohren aber viel zu träge sind.

Von thierischen Produkten hat der Atlas Ueberfluß an Löwen, Tigern*), Wölfen, wilden Schweinen und ungeheuren Schlangen. Aber wenn nicht die Noth in sehr strengen Wintern diese Thiere in die Thäler oder in die von Menschen bewohnten Gegenden treibt, so bleiben sie gewöhnlich in dem unzugänglichsten Theile der Gebirge. Indeß giebt es zuweilen Ausnahmen. Während meines Aufenthaltes zu Tarudant ward ein Tiger dicht vor der Stadt getödtet, und man hat viele Beispiele, daß sie weit über die Gränzen der Gebirge hinaus schwärmen. Das Mittel, wodurch die Einwohner sich zur Nachtzeit vor ihren Angriffen sichern, besteht darin, daß sie viele und große Holzfeuer anzünden, zu denen die wilden Thiere sich selten hinan wagen. Als ich über das Gebirge reiste, traf ich weiter keine Raubthiere an, außer einige sehr große Adler**).

In den oberen Gegenden sah man an einigen Orten nichts, als eine ungeheure Masse rauher, unfruchtbarer Felsen, deren unermeßlich hohe, senkrechte Wände Jähen bildeten, welche die Seele mit unaussprechlichem Schauder füllten. An anderen Orten kamen wir durch dicke und große Wälder von Argabäumen, die, wenn sie gleich als

*) Der Tiger (*Felis Tigris, LINN.*) findet sich in Afrika, so weit wir es jetzt kennen, nirgends. Dies sagt auch Poiret ausdrücklich. Hingegen lebt in dem nördlichen Afrika der Panther, den der Verfasser ohne Zweifel mit dem Tiger verwechselt. — Von bedeutenden Raubthieren in Marokko nennt Poiret außerdem noch: die Unze (*Felis uncia*), den Karakal (*F. Caracal*), den Serwal (*F. Serval*), den Luchs (*F. Lynx*) — von dessen Daseyn in diesen Ländern ich indeß nicht völlig überzeugt bin, ob es gleich wohl möglich wäre —; ferner die Hyäne und die wilde Katze. Daß der Leopard sich in der Bärbarei finde, leugnet Herr Poiret gänzlich. Z.

**) Man muß sich wundern, daß unser Verfasser der Strauße und Flamingos nicht erwähnt, die doch in Marokko nicht selten sind. Z.

die einzigen Vegetabilien auf diesen Gebirgen, eine angenehme Abwechselung gaben, doch das Ansehen allgemeiner Unfruchtbarkeit sehr wenig verminderten.

Die Thäler zeigten uns indeß einen ganz verschiedenen Anblick. Hier sahen wir viele Dörfer, Gärten und umzäunte Felder, die, auch jetzt im December, mit reitzendem Grün bedeckt und mit Obstbäumen aller Art angefüllt waren. Felder mit Getreide, das zu dieser Jahrszeit im größten Ueberflusse wuchs, wechselten mit Pflanzungen von Oliven- und Orangenbäumen ab, die einer Menge verschiedener Arten von Singevögeln zum Aufenthalte dienten. An einigen Orten sprangen kleine Quellen oben aus den Felsen und Bergen hervor, und vereinigten sich nachher in einen fortlaufenden Strom, der das Thal reichlich bewässerte. Diese Scenen gewährten nach den Beschwerlichkeiten und Gefahren, die wir in den höheren Gegenden der Gebirge ausgestanden hatten, dem Geiste die angenehmste Erquickung.

Die Dörfer bestehen aus Hütten, die von Erde und Lehm roh aufgeführt und mit einer Mauer umgeben sind. Es giebt ihrer sehr viele, und sie werden von einem Volke bewohnt, welches den Namen der Breber (Berberen) führt. Diese Leute, die ursprünglichen Bewohner des Landes, unterscheiden sich gänzlich von den Arabern und Mohren. Sie flohen, da die Araber das Land eroberten, in die Gebirge, wo sie seitdem immer geblieben sind und ihre Unabhängigkeit größtentheils erhalten haben. Jedes Dorf steht unter der Anführung eines Scheik, den sie aber nicht, wie die Araber in den Lägern, von sonst jemand ernennen lassen, sondern selbst wählen.

Die Breber (Berberen) sind starke Menschen, von kriegerischem Ansehen, ausharrend, und an Widerwärtigkeiten und Strapazen gewöhnt. Selten entfernen sie sich weit von ihrem Wohnorte. Sie scheeren ihren Vorderkopf; aber von der Scheitel an bis in den Nacken lassen sie das Haar wachsen. Sie tragen weder Hemden, noch Bein-

kleider, und sind bloß mit einen wollenen Kleide ohne Aermel bedeckt, das sie mitten um den Leib gürten; doch habe ich auch einige wenige den Haik tragen sehen. Ihr Hauptvergnügen besteht in dem Gebrauch ihrer Gewehre; sie sind vortrefliche Schützen, und wissen ihre Flinten sehr geschickt herumzudrehen, sie hoch in die Luft zu werfen und dann wieder zu fangen. Diese Gewehre sind ihnen so schätzbar, daß sie oft sechzig bis achtzig Dukaten ausgeben, um sie mit Silber und Elfenbein verzieren zu lassen.

Ihre Beschäftigungen bestehen hauptsächlich im Anbau der Thäler, in der Aufsicht über ihr Vieh, und in der Jagd wilder Thiere, deren Häute ein sehr beträchtlicher Handelsartikel sind. Sie haben, wie die Araber, regelmäßig ihre Märkte, wo sie ihr Vieh u. s. w. verkaufen, und dagegen Geld oder irgend einen andern Artikel wieder bekommen. In ihren Sitten und ihrer Religion sind sie den Mohren großentheils nahe getreten; aber ihre ursprüngliche Sprache behalten sie noch immer bei, und die Mohren müssen oft einen Dolmetscher gebrauchen, um sich mit ihnen unterreden zu können.

Außer denen, die in den Thälern Hütten bewohnen — und ihrer sind sehr viele — leben noch Andere in den obern Gegenden des Gebirges in Höhlen, so daß die Anzahl des ganzen Volkes sehr beträchtlich seyn muß. Obgleich die Breber in den Gränzen des Reiches Marokko einen beträchtlichen Strich besitzen, so haben sie sich doch, weil sie so sicher wohnen, oft sehr widerspänstig gegen die Monarchen des Landes bewiesen und ihnen zuweilen Tribut gezahlt, zuweilen aber verweigert, je nachdem ihre Laune es ihnen eingab. Vor nicht langer Zeit entstand unter ihnen ein allgemeiner Aufruhr, so daß der Kaiser eine starke Armee abschicken mußte, um sie zu bändigen. Damit richtete er aber weiter nichts aus, als daß sie sich zerstreueten; übrigens konnte er sie weder besiegen, noch seinen Hauptzweck erreichen, nehmlich sie zur Bezahlung des Tributes zwingen, den er verlangte. Die Beschaffenheit des Ge-

birges erlaubt auch wirklich einer großen Armee keine Operationen; denn die Gebirgsbewohner, welche die unzugänglichsten Oerter hinaufzuklimmen gewohnt sind, flüchten sich bald aus dem Wirkungskreise solcher Feinde, die niemals so etwas versucht haben*).

Außer den Brebern (Berberen) wohnen in den Thälern viele Juden, und zwar in abgesonderten Wohnungen oder Dörfern. Sie beschäftigen sich mit den niedrigsten Handarbeiten, deren die Breber bedürfen. Ich glaube wirklich, daß es keine Gegend in der Welt giebt, wo die Juden so über das ganze Land verstreuet sind, oder wo sie in einer solchen Bedrückung leben, wie in der Bärbärei.

Als ich einst an einem Orte in diesen Thälern eben in mein Zelt gegangen war, um die Nacht darin zuzubringen, hörte ich Töne von einem Instrumente, das große Aehnlichkeit mit der Sackpfeife hatte und eine wilde, melancholische Weise spielte. Ich war begierig, die Beschaffenheit desselben kennen zu lernen, schickte zu der Person, die es spielte, und bekam es sogleich zu Kaufe. Es bestand aus einem gemeinen, etwa acht Zoll langen und ganz hohlen Rohr, ohne irgend einen Stöpsel, mit sechs Löchern vorn,

*) Die Berbern haben ihren Namen, wie man glaubt, entweder von dem Arabischen *Ber Beria*, ein ödes wüstes Land, (wie die Araber die Gegend bei ihrer Ankunft darin fanden) oder von *Barbari*, der bei den Griechen gewöhnlichen Benennung aller fremden Völker. Doch ist jene Etymologie viel wahrscheinlicher. Von den Mauren werden die ursprünglichen Einwohner des Landes theils Berbern, theils Schilpa genannt. Sie sind größtentheils unabhängig. Nur die, welche in der Gegend von Agader wohnen, stehen besonders unter den Mauren; die übrigen haben ihre eignen kleinen Könige, welche sie Amrgar nennen. Sie besitzen innerhalb der Gebirge Atlas große viereckige Häuser, die oft mit einem oder auch wohl mit zwei Thürmen versehen sind. In einem solchen Hause wohnt eine ganze Familie. — In ihrer Religion sind die Berbern Muhammedaner, aber sehr unwissend und zugleich schwärmerisch. Daher machten sie sonst immer einen Zug gegen die Portugiesen in Mazagan, um durch Niederschießen einiger Christen sich das Paradies zu erwerben. Sie haben eine besondere, von der Mauritschen ganz verschiedene Sprache, welche Leo Afrikanus *Aamiser* nennt. Z.

und einem hinten für den Daumen, zwischen denen zur Verzierung eine schmale Metallplatte befestigt war. Noch hatte man einen gemeinen Strick daran befestigt, damit man es um den Hals hängen könnte. Das Instrument war wirklich der Flöte, deren die alten Hirten sich bedienten, so ähnlich, daß ich gewiß glaube, diese Beschreibung wird in der Seele einiger Leser manche romantische Bilder aus den Zeiten der klassischen Schriftsteller erneuern.

Es ist keinesweges ganz leicht, die verschiedenen Gefühle zu beschreiben, die man bei der Reise über diese wunderbaren Gebirge empfindet. Ihre unermeßliche Höhe, die gefährlichen Jähen, die Thäler, die wegen ihrer Tiefe Abgründe scheinen — dies Alles zusammen erregt ein Gefühl des Erstaunens und Grausens, das man eher haben, als beschreiben kann. Auf der andern Seite bildeten die gränzenlose Mannichfaltigkeit der Aussichten von den Gipfeln der Berge, die vielen Heerden von Schafen und Ziegen, die an fast senkrechten Felsen kletterten, und die gänzliche Unfruchtbarkeit der Gebirge, die gegen das liebliche Grün der gleich darunter befindlichen Thäler absticht — dieses alles, sage ich, bildete zusammen ein Schauspiel, das reitzend und anziehend genug war, um die Beschwerlichkeiten aufzuwiegen, die wir übrigens erdulden mußten.

Achtes Kapitel.

Ankunft zu Marokko. — Schwierigkeit, Audienz zu erhalten. — Beschreibung der Hauptstadt. — Gebäude. — Haus des ersten Ministers. — Das Schloß. — Die Judenstadt. — Zustand der Juden in der Bärbarei. — Nachricht von Jakob Attal, dem Jüdischen Sekretair des verstorbenen Kaisers. — Sitten der Juden in der Bärbarei. — Jüdinnen. — Kleidung. — Ehen. — Hang zu Liebesintriguen bei den Judenweibern. — Beschreibung von dem Pallaste des Kaisers.

Am 2ten December, zwischen fünf und sechs Uhr Morgens, setzten wir unsere Reise fort, und erreichten bald eine schöne Ebene, die ganz bis nach Marokko hin fortläuft; und hier kamen wir am folgenden Nachmittage an, nachdem wir überhaupt einen Weg von etwa hundert und fünf und zwanzig (Englischen) Meilen gemacht hatten.

Ich ließ es bei der Ankunft mein erstes Augenmerk seyn, mich einer bequemen Wohnung in der Judenstadt zu versichern. Als ich diese zu meiner Zufriedenheit gefunden und bezogen hatte, erwartete ich mit Begierde jeden Augenblick, zu dem Kaiser gerufen zu werden. Indeß, ob ich gleich Se. Mohrische Majestät zu wiederholtenmalen von meiner Ankunft benachrichtigen ließ, so blieb ich doch zu meinem großen Erstaunen einen ganzen Monath in diesem Zustande der Ungewißheit und Erwartung, ohne daß ich eine Audienz erhalten konnte, oder von der Ursache unterrichtet wurde, weswegen ich Tarudant hatte verlassen müssen.

Die vielen Anekdoten, die zu meinem Nachtheil in der Stadt umherliefen, erregten in mir eine beständige Unruhe, die immer mehr anwuchs, je mehr Zeit nach meiner Ankunft verfloß. Durch einen von des Kaisers vertrauten Freunden erfuhr ich: Se. Majestät hätten gehört, ich sey jung; ich brauche gegen Augenkrankheiten innerliche Mittel: ein Verfahren, das Sie ganz neu und unser-

klärlich fänden; Europäische Arzneien wären immer stark und heftig, und des Prinzen Gesundheit würde, wenn man mich länger bei ihm gelassen hätte, völlig zu Grunde gerichtet worden seyn. Ein Anderer ging so weit, daß er mir sagte, der Kaiser argwöhne, meine Landsleute hätten mich gebraucht, seinen Sohn zu vergiften.

Nach vielen verwickelten Nachforschungen über die Wahrheit dieser Behauptungen, entdeckte ich endlich, daß meine Reise nach Tarudant eine Sache war, die der Prinz insgeheim mit dem Konsul ausgemacht hatte. Der Kaiser, der damals nicht im besten Vernehmen mit dem Englischen Hofe stand, und schon allen Verkehr zwischen seinen Besitzungen und der Garnison von Gibraltar aufgehoben, äußerte große Unzufriedenheit darüber, daß ohne sein Wissen ein Engländer in das Land gerufen worden war, um seinem Sohne als Arzt Dienste zu leisten; und sein Mohrischer Arzt hatte, um mir zu schaden, ihn überredet, die Europäischen Arzneien wären zu stark für den Körper des Prinzen, und sein Sohn befände sich, so lange er unter meiner Behandlung bliebe, wirklich in der äußersten Gefahr. Alle diese Gründe vermochten so viel über den Kaiser, daß er mich nicht nur sogleich von dem Prinzen zu entfernen beschloß, sondern auch befahl, einige von meinen Arzneien in der Stille nach Marokko zu schicken, wo sein Arzt sie genau untersuchen sollte. Die Ursache, weshalb man mich nicht mit einer Audienz begnadigte, lag darin, daß der Kaiser erst gänzlich von dem Gesundheitszustande des Prinzen unterrichtet seyn wollte, ehe er mich vor sich ließe, damit er mich nach Befinden der Umstände günstig oder kalt aufnehmen könnte.

Zu einiger Erleichterung bei der Unruhe, welche dieser Zustand der Ungewißheit mir verursachte, war meine Lage übrigens jetzt weit angenehmer, als zu Tarudant. Ich wohnte im Hause einer sehr ansehnlichen Familie, ein Stockwerk hoch, in einem geräumigen, saubern und abgelegenen Zimmer. Ein Genueser von gutem Herkommen, der in des Kai-

sers Diensten stand, verschaffte mir einen Tisch, zwei Stühle, zwei Schüsseln, einige Teller, einige Messer und Gabeln, und ein paar Weingläser. Dazu bot ein Jude, der eine Zeitlang bei einem Europäer gelebt hatte, mir seine Dienste als Koch an, und ward mir durch seine Geschicklichkeit sehr nützlich. Lebensmittel aller Art waren hier in Ueberfluß, gut und wohlfeil. Für das Pfund Rind- und Hammelfleisch bezahlte ich nur zwei Pence Engl.; für schöne Hühner das Stück sechs Pence; und Tauben wurden das Paar zu drei Halbpence verkauft. Hätte ich hierbei Gelegenheit gehabt, eine angenehme, kleine Gesellschaft zu besuchen, so wäre meine Lage sehr erträglich gewesen; aber in diesem Stücke war ich hier um nichts besser daran, als in Tarudant.

Der Genueser, aus dessen Hause ich einen Theil meiner Möbels entlehnt hatte, befand sich zu Mogadore. Die einzigen Europäer, die sich damals zu Marokko aufhielten, waren, außer einigen wenigen Spanischen Kunstarbeitern in des Kaisers Diensten, und den gescheiterten Englischen Seeleuten, ein Französischer Officier nebst einigen Seeleuten seiner Nation, die bei einer ähnlichen Gelegenheit in Gefangenschaft gerathen waren, und drei Spanische Mönche. Von diesen Personen konnte ich mir bloß den Französischen Officier und die Mönche zum Umgange wählen.

Mit jenem unterhielt ich mich, da ich Französisch sprach, sehr gut, und fand an ihm einen sehr angenehmen Gesellschafter. Er hatte die Reise am Bord eines Schiffes gemacht, das für die Französischen Besitzungen an der Küste von Guinea bestimmt war. Von da wollte er zu seinem Regimente gehen, litt aber, den Kanarischen Inseln gegenüber, an der Afrikanischen Küste Schiffbruch. Dies Unglück, nebst den Widerwärtigkeiten, die darauf folgten, als er von den Arabern in die Sklaverei geschleppt ward, und seine geringe Hoffnung bald ausgelöst zu werden, hatten einen tiefen Eindruck auf seine Seele gemacht, so daß er zuweilen Anfälle von Melancholie bekam. Indeß konnte man den Kaiser keineswegs beschuldigen, daß er irgend einen

von den Gefangenen übel behandelte; im Gegentheil gestand er ihnen täglich eine kleine Summe Geldes zu, und erlaubte ihnen, frei umherzugehen. Doch war ihnen ihr gezwungener Aufenthalt in dem Lande, ohne unmittelbare Aussicht zur Rückkehr in ihr Vaterland, ein hinreichender Grund, sich als Sklaven zu betrachten.

Weil die Spanischen Mönche, die ein kleines Kloster in der Judenstadt haben, und ursprünglich zur Auslösung der Gefangenen hieher gesetzt sind, unentgeldlich Arzneien unter die Armen austheilten, so betrachteten sie sich, als wenn sie mit mir zu einerlei Stande gehörten, und nahmen mich sehr gastfreundschaftlich auf. Da ich aber ihre Sprache nicht verstand, und mich also nur durch meinen Dolmetscher, der das Spanische sprach, mit ihnen unterhalten konnte, so war freilich unser Umgang sehr eingeschränkt. Ich kann übrigens nicht umhin, hier meine Betrübniß über das Schicksal dieser würdigen Männer an den Tag zu legen, da sie die Bestimmung haben, ihre Lebenszeit an einem Orte hinzubringen, wo sie alles Umganges mit gesitteten Menschen beraubt, und den Launen und Grobheiten des Kaisers sowohl, als der Niedrigsten von seinen Unterthanen, unaufhörlich ausgesetzt sind. Sie schienen mir Männer, die sich sehr durch Lesen und Beobachten unterrichtet und gebildet hatten; und sie verwendeten ihre Zeit sehr rühmlich auf die Pflichten ihres Standes, Andachtsübungen, Austheilen von Arzneien an die Armen, auf Studieren, und auf solche unschuldige Erholungen, wie der eingeschränkte Umgang zu Marokko sie erlaubt.

Um mir die Unruhe, in der ich bei meiner langen Ungewißheit nothwendig seyn mußte, zu vertreiben, ging ich täglich in verschiedenen Gegenden von Marokko umher; aber auch dies Vergnügen ward mir durch die häufigen Beleidigungen, die ich auf den Straßen erfuhr, sehr verbittert.

Die Stadt Marokko liegt etwa hundert und zwanzig Meilen nordwärts von Tarudant, neunzig ostwärts von Mogadore, und etwa dreihundert und funfzig südwärts von Tanger, in einem schönen Thale, welches gegen Süden und Osten von dem ungefähr zwanzig Meilen entfernten Atlas, gegen Norden aber von einer andern Gebirgskette gebildet wird. Die Gegend nahe um die Stadt ist eine fruchtbare Ebene, mit mannichfaltigen Partien von Palmbäumen und Gesträuchen, und von einer Menge kleiner Ströme bewässert, die vom Atlas herunterkommen. Die Gärten des Kaisers, welche etwa fünf Meilen südwärts von der Stadt liegen und große, mit Mauern umgebene, Pflanzungen von Olivenbäumen sind, tragen viel zur Schönheit der Gegend bei.

Obgleich Marokko eine von den Hauptstädten des Reiches ist — denn es giebt deren drei, Marokko, Mequinez und Fez: — so hat es doch weiter nichts Merkwürdiges, als seine Größe und den königlichen Pallast. Es ist mit vorzüglich starken, und aus Täbby gemachten Mauern umgeben, deren Umkreis etwa acht (Englische) Meilen beträgt. Diese sind nicht mit Kanonen versehen, aber mit viereckigen Thürmen gedeckt; auch läuft rings umher ein weiter und tiefer Graben. Die Stadt hat eine Menge Eingänge, (große doppelte Bogen von Täbby im Gothischen Style) deren Thore jeden Abend regelmäßig auf gewisse Stunden verschlossen werden. — Da die Muhammedanische Religion die Vielweiberei erlaubt, und diese, wie man glaubt, Einfluß auf die Bevölkerung hat: so würde es schwer seyn, über die Zahl der Einwohner in dieser Stadt eine der Wahrheit nahe kommende Berechnung anzustellen.

Die Moskeen — außer dem Pallaste die einzigen merkwürdigen öffentlichen Gebäude in Marokko — sind mehr zahlreich, als prächtig. Eine davon ist mit einem sehr hohen, viereckigen, aus gehauenen Steinen erbaueten Thurme geziert, der in einer beträchtlichen Entfernung von

der Stadt gesehen werden kann. Die Straßen sind sehr enge, schmutzig und unregelmäßig, und viele Häuser theils unbewohnt, theils in Verfall. Die von anständigerem Aussehen sind aus Täbby erbauet und mit Gärten umgeben. Eins von den besten war das Haus des Effendi oder Premierministers. Es bestand aus zwei Stockwerken, und hatte sowohl oben als unten saubere Zimmer, die weit besser möblirt waren, als ich irgend eins hier zu Lande gesehen habe. — Der Hof, in welchen die Zimmer an der Erde hinaus gingen, war sehr nett mit glasirten blauen und weißen Backsteinen gepflastert, und hatte in der Mitte einen schönen Springbrunnen. Die oberen Zimmer standen durch eine breite Galerie, welche ein bunt bemaltes Geländer hatte, mit einander in Verbindung. Die warmen und kalten Bäder waren sehr groß und hatten jede Bequemlichkeit, welche die Kunst gewähren kann. In den mit ziemlich gutem Geschmack angelegten Garten öffnete sich ein an das Haus stoßendes Zimmer, das einen breiten Bogeneingang, aber keine Thür hatte. Es war mit würfelichten Backsteinen sauber gepflastert, und die Wände an beiden Enden ganz mit Spiegeln bedeckt. Der Boden war in allen Zimmern mit schönen Teppichen belegt und die Wände mit großen und kostbaren Spiegeln verziert, zwischen denen Wand- und Taschenuhren in Glasschränken hingen. Die Decke bestand aus geschnitztem und mit bunten Farben bemaltem Holzwerke; kurz, Alles war im höheren Geschmacke der Mohrischen Pracht. Diese und wenige andere Häuser sind die einzigen anständigen Wohnungen in Marokko; die meisten übrigen zeigen dem Reisenden nur das Bild einer elenden und wüsten Stadt.

Die Elkaisseria ist ein besonderer Theil der Stadt, wo Zeuge und andere schätzbare Waaren feil geboten werden. Sie besteht aus einer Menge kleiner Läden, die in den Wänden der Häuser angebracht, etwa drei Fuß über dem Boden, und nur hoch genug sind, daß ein Mann mit

untergeschlagenen Beinen so eben darin sitzen kann. Die Waaren und Schubläden sind so um ihn her, daß er bei dem Bedienen seiner Kunden, die immer draußen auf der Straße stehen, ihnen jeden verlangten Artikel herunterreichen kann, ohne aufstehen zu dürfen. Diese Läden, die man auch in allen andern Städten des Reiches findet, können ein treffendes Beispiel von der Trägheit der Mohren geben.

Es sind zu Marokko in verschiedenen Gegenden der Stadt drei Märkte, wo täglich allerlei Lebensmittel verkauft werden; und wöchentlich zwei Märkte, wo Vieh auf eben die Weise, wie in Tarudant, feil geboten wird.

Das Wasser bekommt die Stadt vermittelst hölzerner Röhren, die mit den benachbarten Strömen in Verbindung stehen, und sich in die Behälter ergießen, wovon die meisten in den Vorstädten, einige wenige aber mitten in der Stadt, angelegt sind.

Das Schloß ist ein großes, verfallenes Gebäude, dessen äußere Mauern einen Raum von etwa drei Engl. Meilen einschließen. Es hat eine Moskee, die von Muley Abdallah, dem Vater des verstorbenen Kaisers, erbauet worden ist. Auf der Spitze derselben befinden sich drei große Kugeln, von denen die Mohren sagen, daß sie aus bloßem Golde gemacht sind; wobei man sich denn freilich auf ihr Wort verlassen muß, da es Niemanden erlaubt wird, hinaufzusteigen. Dieses Schloß ist beinahe eine Stadt für sich; es enthält eine Menge Einwohner, die alle zu irgend einem Geschäfte im Dienste des Kaisers stehen, und über die ein besonderer, von dem Gouverneur der Stadt ganz unabhängiger Alkaide gesetzt ist.

Auswärts am Schlosse, zwischen der Mohren- und Judenstadt, sieht man einige kleine, abgesonderte Pavillons, die mit Gärten von Orangebäumen umgeben, und für die Söhne oder Brüder des Kaisers, wenn sie gelegentlich nach Marokko kommen, zu Wohnungen bestimmt sind. Wegen ihrer Bedeckung von farbigen Back-

steinen nehmen sie sich in einer kleinen Entfernung ziemlich hübsch aus; aber wenn man ihnen näher kommt, oder hineingeht, verliert sich dieser Eindruck sehr bald.

Die Juden, die hier ziemlich zahlreich sind, haben eine Stadt für sich, die mit einer Mauer umgeben ist und unter der Aufsicht eines, vom Kaiser gesetzten Alkaide steht. Sie hat zwei große Thore, die jeden Abend regelmäßig um neun Uhr geschlossen werden, nach welcher Zeit denn bis zum Morgen kein Mensch herein- oder hinausgelassen wird. Die Juden haben auch einen eigenen Markt. Wenn sie in die Mohren-Stadt, in das Schloß, oder in den Pallast gehen, müssen sie immer barfuß seyn, wie zu Tarudant.

Alle Juden im Reiche müssen dem Kaiser jährlich eine gewisse Summe zahlen, die sich nach ihrer Anzahl richtet, und schon für sich, die willkührlichen Erpressungen ungerechnet, ein sehr beträchtliches Einkommen ausmacht. Unter dem verstorbenen Kaiser waren die Juden zu Marokko von dieser Taxe frei; aber statt dessen zwang er sie, Waaren von ihm zu nehmen, die sie dann, so gut sie konnten, verkaufen, ihm aber den Werth fünffach bezahlen mußten. Auf diese Weise litten sie denn weit mehr, als wenn sie die jährliche Taxe entrichtet hätten.

Allenthalben im Reiche giebt es mehr oder weniger Juden. Sie stammen von denen ab, die, als man sie aus Spanien und Portugall verjagte, in der Bärbärei einen Zufluchtsort suchten. Man findet sie nicht bloß in den Städten, sondern im ganzen Lande, selbst, wie ich schon bemerkt habe, in dem Gebirge Atlas.

Diese unglücklichen Leute werden allenthalben, wo sie sich aufhalten, wie Wesen anderer Art behandelt, aber nirgends so grausam und unverdienter Weise unterdrückt, wie in der Bärbärei, obgleich das ganze Land von ihrem Fleiße und ihrem Erfindungsgeist abhängt und die darin wohnende Nation ohne ihre Hülfe kaum subsistiren könnte. Sie sind hier die einzigen mechanischen Arbeiter, und führen

alle

alle Geld- und Handelssachen, das Einsammeln der Zölle ausgenommen. Doch vertrauet man ihnen das Geldmünzen an, wovon ich selbst Augenzeuge gewesen bin *).

Die Mohren beweisen mehr Menschlichkeit gegen ihre Thiere, als gegen die Juden. Ich habe oft gesehen, daß diese unglücklichen Leute so unbarmherzig geschlagen wurden, daß sie fast todt liegen blieben; und doch können sie nicht die geringste Hülfe finden, da die Gerichtspersonen immer mit der sträflichsten Partheilichkeit verfahren, sobald ein Mohr und ein Jude die streitenden Theile sind. Was sie indeß durch diese Unterdrückung verlieren, wissen sie durch größere Schlauheit und Geschicklichkeit reichlich zu ersetzen, wodurch sie die Mohren oft übervortheilen; wie ich denn überhaupt die Juden in der Bärbärei gerade nicht wegen ihrer Redlichkeit und ihrer guten Grundsätze rühmen kann.

Jakob Attal, ein Jude, Sekretair und Günstling des verstorbenen Kaisers, hatte auf seinen königlichen Herrn mehr Einfluß, und richtete durch seine Schlauheit und Ränke mehr Unheil an, als die sämmtlichen anderen Minister zusammen genommen. Dieser junge, aus Tünis gebürtige Mann, der die Englische, Spanische, Italiänische, Französische und Arabische Sprache ziemlich gut verstand, war ein thätiger unternehmender Kopf, und hatte sich mit der Sinnesart der Mohren, besonders mit Sidi Mahomet's seiner, so bekannt gemacht, daß er alles über ihn vermochte. Da er wußte, daß gränzenlose Geldsucht die herrschende Leidenschaft seines Herrn war, so überlieferte er ihm nicht nur die Hälfte seines eigenen Gewinnes, sondern versah ihn auch von denen, welche Reichthum besa-

*) Es cirkuliren in diesem Lande Dublonen und harte Thaler; aber die ihm eigenen Münzen sind, Dukäten in Golde; Unzen, etwa fünf Pence Engl. an Werth, und Blanquils, fünf Farthings gleich, beides Silbermünzen; Fluces, von Kupfer, wovon vier und zwanzig einen Blanquil gelten. Auf allen Münzen des Kaisers steht auf der einen Seite sein Name mit Arabischen Buchstaben; und auf der andern Tag und Ort, wo sie geprägt sind. A. d. V.

ßen, sowohl mit den frühesten und besten Nachrichten, als auch zugleich mit einem Plane, wie man es ihnen abnehmen könnte. So griff er den Kaiser an seiner schwächsten Seite an, und versicherte sich seiner Freundschaft; aber freilich durch Mittel, die ihn, sobald der Kaiser starb, der Empfindlichkeit und Rache von Tausenden aussetzten, wie es sich seitdem traurig genug gezeigt hat. Doch muß ich diesem jungen Manne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er während seiner ganzen Administration, vielleicht in einigen Fällen selbst zu seinem Nachtheile, den Engländern einen ausschließlichen Vorzug gab. Die Mohren bemerkten dies auch so gut, daß sie ihn den Englischen Ambassadeur nannten.

In den meisten Gegenden des Reiches wohnen die Juden ganz abgesondert von den Mohren; und ob man sie gleich in andrem Betracht unterdrückt, so gestattet man ihnen doch freie Religionsübung. Viele sind indeß, um der harten Behandlung, die sie täglich erfahren, zu entgehen, zur Muhamedanischen Religion übergetreten. Hierdurch erlangen sie freilich alle Vorrechte der Mauren, verlieren aber in den Augen beider Partheien an wahrer Achtung.

In den meisten Seehäfen, besonders zu Tetuan und Tanger, sprechen die Juden erträglich Spanisch; aber in Marokko, Tarudant und allen inländischen Städten bloß Arabisch und etwas Hebräisch. In ihren Sitten richten sie sich fast ganz nach den Mohren; außer in ihren gottesdienstlichen Ceremonien, an denen sie weit abergläubischer hangen, als die Europäischen Juden.

Sie scheeren ihr Haar dicht am Kopfe ab, tragen aber lange Bärte. Ihre Kleidung unterscheidet sich sehr wenig von der Mauriſchen, die ich nachher beschreiben werde; nur muß sie immer schwarz seyn. Daher tragen sie eine schwarze Mütze, schwarze Pantoffeln, und statt des Mauriſchen Haiks, den Alberoce, einen Mantel von schwarzer Wolle, der die Unterkleider bedeckt. Ohne aus-

drücklichen Befehl des Kaisers dürfen sie nicht aus dem Lande gehen; auch ist es ihnen nicht erlaubt, ein Schwert zu tragen, oder Pferde zu reiten, wohl aber Maulesel. Dies kommt von der unter den Mauren herrschenden Meinung, das Pferd sey ein zu edles Thier, als daß es solchen Ungläubigen, wie die Juden, dienen dürfe.

Die Kleidung der Jüdischen Weiber besteht in einem feinen leinenen Hemde, mit großen, weiten Aermeln, die beinahe bis auf den Boden hangen. Ueber dem Hemde tragen sie einen Kaftan, ein weites Kleid aus wollenem Zeuge oder Sammet von allerlei Farben, das bis an die Hüften geht und den ganzen Leib bedeckt, außer den Hals und die Brust, die sie bloß tragen. Bei den Jüdinnen in Marokko ist der Saum mit Gold besetzt. Außerdem tragen sie Geraldítos, Röcke aus feinem grünen Tuche, deren Säume zuweilen mit Gold gestickt sind. Diese werden um den Leib befestigt, und zwar mit einem breiten Gürtel von Gold und Seide, dessen Enden sie hinten auf eine natürliche und leichte Art hinunterhangen lassen. Dies ist ihre Hauskleidung; wenn sie aber ausgehen, werfen sie den Haik darüber. Die Unverheiratheten lassen das Haar hinten in einigen Flechten herunterhangen. Außerdem tragen sie einen Kranz von gewirkter Seide, den sie sehr reitzend und zierend um den Kopf zu legen wissen und hinten in einen Bogen binden. Dieser Kopfputz steht ihnen sehr wohl, und zeichnet sie von den verheiratheten Frauenzimmern aus; denn diese bedecken den Kopf mit einem rothen seidenen Tuche, das sie hinten zusammenbinden, und worüber sie ein seidenes Band legen, dessen Enden auf die Schultern herunterhangen. Strümpfe tragen die Jüdischen Frauenzimmer nicht, aber rothe Pantoffeln, die recht sauber mit Gold gestickt sind. Unten an den Ohren haben sie sehr große goldene Ohrringe, und oben drei kleine, mit Perlen oder kostbaren Steinen besetzte. Ihr Hals ist ganz mit Korallenschnüren bedeckt, und ihre Finger voll kleiner goldener und silberner Ringe. Um die Ge-

lenke der Hände und Füße tragen sie Bänder von Silber; und die Reichen lassen hinten vom Gürtel goldene und silberne Ketten herunterhangen.

Ihre Heirathen feiern sie schon einige Zeit vor der Trauung mit vielen Festlichkeiten, wobei sich die Braut und alle ihre Verwandtinnen das Gesicht weiß und roth, die Hände und Füße aber mit einem Kraute, welches Henna*) genannt wird, gelb bemalen. Sie ritzen sich mit der Nadel eine Menge Figuren, und reiben dann dies Kraut, das sie mit Wasser zu einem Teige gemacht haben, hinein, wodurch sich die Zeichnungen auf den Händen und Füßen lange Zeit erhalten. Wenn ein Jude gestorben ist, versammeln sich, vor und nach dem Begräbnisse, alle seine Verwandtinnen mit andern dazu gemietheten Weibern im Zimmer des Todten, und beklagen einige Tage lang seinen Verlust mit dem schrecklichsten Geschrei und Geheul, und zereißen sich Haar und Gesicht. Die Jüdinnen sind hier allgemein

*) Die Henna, *Alhenna*, oder die unbewehrte Lawsonia (*Lawsonia inermis*, *LINN.*), ein Strauch, etwa von zehn Fuß Höhe, ist nicht bloß in Marokko, wie überhaupt in der ganzen Barbarei und in Aegypten, einheimisch, sondern auch in mehreren wärmern Ländern der alten Welt, z. B. in Syrien, Malabar, Ceilan u. s. w. Sie hat acht Staubfäden, und nur ein Pistill, vier Blumenblätter und eine vierfächerichte Saamenkapsel. Linné giebt die zweite Art, die stachlichte Lawsonia (*Lawsonia spinosa*) als sehr nahe mit ihr verwandt an. Hasselquist sagt, die Araber nennten die letztere *Chenna*. Auch soll sie, eben so wie die erstere, zum Färben dienen. Es wird mit den Blättern ein bedeutender Handel getrieben. Höst erzählt, daß die Frauenzimmer in Marokko die Blätter der Henna mit frischem Kuhmist kochen. Mit diesem Gemische bestreichen sie dann Hände, Nägel, Knöchel und Füße, lassen es trocknen, reiben es ab, und behalten dann an den bestrichenen Stellen acht Tage lang eine gelbe Farbe. Die Weiber gießen den Saft der Henna auch auf den Kopf, und lassen ihn willkührlich in das Gesicht hinunter laufen, wodurch es denn für einen Europäer abscheulich, für sie selbst aber sehr schön geschminkt wird. Bellon beschreibt das Verfahren mit diesem Färben etwas anders. Ihm zufolge macht man von den zerriebenen Blättern mit Wasser einen Teig, den man sich nach einem Bade auf die angezeigten Theile des Körpers bindet, wodurch sie denn auf einige Zeit gelb gefärbt werden. Einige färben mit der Henna auch den Pferden die Mähnen und Füße. Die Wurzel soll roth färben. Z.

sehr schön und vorzüglich weiß. Sie heirathen sehr jung und werden im Hause oft mit eben der Härte behandelt, wie die Weiber der Mauren; aber ihr Gesicht brauchen sie auf der Straße nicht zu verbergen. Die Männer und Weiber essen, wie bei den Mohren, abgesondert. Die unverheiratheten Frauenzimmer dürfen nur bei besondern Gelegenheiten ausgehen, und dann immer mit bedecktem Gesichte.

Man findet bei dem weiblichen Geschlechte, sobald wir es tyranniſiren und ungebührlich einschränken, immer Hang zu Liebesintriguen; und dieser Hang muß dann wieder zur Entschuldigung für die Fortdauer des Zwanges dienen. So wird die Wirkung wieder zur Ursache; und wenn die Weiber aufhören, selbst die Wächterinnen ihrer Ehre zu seyn, so gewinnen sie durch Bewahrung derselben nicht mehr an Achtung, an der sie auch durch den Verlust der Ehre in ihren eigenen Augen nicht viel verlieren. Die Juden entschuldigen ihre Strenge mit den ausschweifenden Neigungen und dem listigen Charakter ihrer Weiber; auch sagen sie, durch ein einziges Vergehen könne ein Mädchen sich auf immer ein Hinderniß zu einer gesetzmäßigen Verbindung in den Weg legen. Da bei ihren Frauen dieser Grund nicht gelten kann, so erlauben sie diesen auch, frei auszugehen. Ja, viele Ehemänner sind aus Eigennutz nur zu bereit, sie nicht an einer Lebensart zu hindern, die in andern Ländern ihnen unfehlbar wohlverdiente Verachtung zuziehen würde.

Der Pallast in Marokko ist ein altes Gebäude, und mit einer viereckigen Mauer umgeben, die durch ihre Höhe die andern Gebäude fast ganz verbirgt. Die vorzüglichsten Thore desselben bestehen aus Gothischen, von gehaueuen Steinen aufgeführten Bogen, die in verschiedene offne und geräumige Höfe führen, durch welche man erst gehen muß, ehe man zu einem der Häuser kommen kann. Der verstorbene Kaiser brauchte diese Höfe, wenn er öffentliche Geschäfte verhandelte, oder seine Truppen übte.

Der bewohnbare Theil des Pallastes besteht in verschiedenen, unregelmäßig viereckigen, aus Täbby gemachten und überweißten Pavillons. Einige davon sind mit einander verbunden, andere ganz abgesondert, und die meisten werden nach den verschiedenen Städten des Reiches benannt. Den vorzüglichsten Pavillon nennen die Mauren Douhar; und er kann eher, als die andern, das Seraglio oder der Pallast heißen, da er die Wohnung des Kaisers und den Harem enthält, die zusammen ein Gebäude von beträchtlicher Größe ausmachen. Die anderen Pavillons sind bloß zum Vergnügen oder zu gewissen Geschäften bestimmt, und alle ganz von dem Douhar abgesondert.

Der Mogadore-Pavillon, der von des verstorbenen Kaisers Vorliebe für diese Stadt seinen Namen hat, kann bei weitem den größten Anspruch auf Pracht und Größe machen. Er ist das Werk Sidi Mahomet's, hoch und viereckig, aus gehauenen Steinen erbauet, hübsch mit Fenstern verziert, und mit glasirten Ziegelsteinen von verschiedenen Farben gedeckt. Ueberhaupt macht seine Zierlichkeit und Sauberkeit, im Kontrast mit dem Kunstlosen und Unregelmäßigen der anderen Gebäude, einen sehr auffallenden Eindruck. Inwendig findet man, außer einigen anderen Zimmern, ein großes, worin der Boden mit blauen und weißen Fliesen gewürfelt, die Decke mit sauber ausgeschnitztem und bemaltem Holzwerke bedeckt, die Wände mit Stukko übersetzt, und jede Wand mannichfaltig mit Spiegeln und Uhren geziert ist, welche symmetrisch in Glaskasten stehen. Für diesen Pavillon hatte der verstorbene Kaiser eine ausschließliche Vorliebe, und begab sich oft dahin, sowohl zum Arbeiten, als zur Erholung.

Der Kaiser hat in seinen Zimmern gewöhnlich weit weniger Möbles, als die Mohren von geringerem Stande. Hübsche Tapeten, eine mit feinen Linnen überzogene Matratze auf dem Boden, ein Ruhebett und ein Paar Europäische Bettstellen — das ist das Vorzüglichste, was sie

enthalten. Die Gärten im Pallaste, deren es mehrere giebt, sind sehr angenehm. Man findet darin Orangen- und Olivenbäume, mannichfaltig gestellt und geordnet, und kleine Wasserströme, Springbrunnen und Teiche dazwischen. Die Gärten außerhalb des Pallastes sind weiter nichts, als große Striche Landes mit Mauern umgeben, ohne Ordnung mit Olivenbäumen bepflanzt, und mit vier quadratförmigen Spazierplätzen versehen.

Daß ich hier den Pallast beschreibe, ist eine Abweichung von der chronologischen Ordnung meiner Erzählung; denn die Ereignisse, wodurch ich mit dieser geheiligten Wohnung der Mohrischen Fürsten bekannt ward, erfolgten später, als meine Besuche in allen übrigen Gegenden der Hauptstadt.

Neuntes Kapitel.

Einführung bei dem Kaiser. — Unterredung mit Sr. Mauriſchen Majestät. — Nachricht von dem verstorbenen Kaiser Sidi Mahomet. — Sein Charakter — sein äußerst großer Geitz — sein elender Zustand. — Anekdoten von dem jetzigen Kaiser. — Anekdoten von Sidi Mahomet — seine Heuchelei und Betrügerei — seine Mildthätigkeit. — Kleinmüthiges Betragen der Europäischen Mächte. — Hofceremonien zu Marokko. — Erpressungen von Fremden. — Nachricht von den vorzüglichsten Staatsbedienten. — Charakter des verstorbenen Premierministers. — Einkünfte von Marokko. — Reichthum des verstorbenen Kaisers, der geringer war, als man gewöhnlich glaubt. — Armee des Kaisers. — Befehlshaber derselben. — Seine Seemacht. — Innere Regierung des Reiches. — Baschas. — Alkaiden. — Ell Hakkum. — Kadi. — Art die Justiz zu verwalten. — Peinliche Strafen.

Nachdem ein Monath verflossen war, ohne daß ich Aussicht bekam, eine Audienz zu erhalten, stieg meine Aengstlichkeit zu einem solchen Grade, daß endlich meine Gesund-

heit aufs äußerste angegriffen ward. Für alle meine Aufmerksamkeit gegen die meisten Bedienten des Kaisers, die alle wieder ihrer Seits Gelegenheit hatten, mir zu dienen, glaubte ich endlich mit Recht eine kleine Erwiederung erwarten zu können. Aber sie betrugen sich — ganz mit der Betrüglichkeit, welche die Bewohner der Bärbärei *) von jeher ausgezeichnet hat — nur in meiner Gegenwart als meine wärmsten Freunde, und versicherten, sie würden ihren Einfluß bei dem Kaiser verwenden und ihn zu überreden suchen, daß er mich vor sich ließe. Unter der Menge war auch ein Mohr, Sidi Brahim, an den der Prinz mir gute Empfehlungsschreiben mitgegeben, und dem ich während einer langwierigen, in seiner Familie herrschenden Krankheit die unermüdetste Aufmerksamkeit bezeigt hatte. Er war von dem Prinzen angewiesen, mich sogleich nach meiner Ankunft bei dem Kaiser einzuführen und mir alle die Höflichkeiten zu erweisen, auf die ich nach einer solchen Empfehlung rechnen konnte. Alles das, glaubte ich, gäbe mir hinlängliches Recht zu der Erwartung, daß Sidi Brahim, sowohl aus Pflicht gegen seinen Prinzen, als aus Dankbarkeit, sich so gegen mich betragen würde, wie es sich bei so großen Verbindlichkeiten geziemte. Aber ich irrte mich sehr. So lange seine Familie unter meiner Sorgfalt war, begegnete er mir aufmerksam und gütig; als er aber meines Rathes nicht mehr bedurfte, erkaltete seine Freundschaft allmählich, so daß er endlich, wenn wir einander antrafen, sich meiner kaum zu erinnern schien. Doch, als ich mehr darüber nachdachte — was konnte ich von einem Manne erwarten, dem, ob er gleich jetzt sehr in Gnaden stand, sein Souverain einst, zur Strafe wegen seiner weltkundigen Verbrechen, den größten Theil des Bartes mit der Wurzel hatte ausreißen lassen?

Als mir die Hoffnung zu diesem Kanale fehlschlug, nahm ich meine Zuflucht zu einigen andern kaiserlichen

*) *Punica fides.* A. d. V.

Bedienten, denen ich Gefälligkeiten erwiesen, und die vielleicht noch größern Einfluß auf den Kaiser hatten, als selbst Sidi Brahim. Unter diesen waren der erste Minister und einer der vornehmsten Talbs des Kaisers. Aber sie behandelten mich eben so, wie Sidi Brahim; und wäre ich nicht zufällig zu einem der vornehmsten kaiserlichen Juden gerufen worden, um seiner Frau beizustehen, so hätte ich wahrscheinlich noch einige Wochen länger in demselben Zustande von ängstlicher Ungewißheit bleiben müssen. Dieser Mann verwandte sich zur Dankbarkeit für den Beistand, den ich seiner Frau geleistet, auf meine Bitte für mich bei dem Kaiser, und hatte Geschicklichkeit und Einfluß genug, ihn zu überreden, daß er mir gleich den nächsten Tag zur Audienz bestimmte.

An diesem zu meiner Einführung bei Hofe angesetzten Tage kamen Mittags gegen zwölf Uhr drei Negersoldaten, mit dicken Keulen in den Händen, zu meiner Wohnung, um mich nach dem Pallaste zu begleiten. Sie sagten mir, daß sie Befehl hätten, augenblicklich mit mir zurückzukommen, und mit ihrem Kopfe dafür hafteten, wenn sie die Ausführung dieses Befehles einen Augenblick verzögerten. Da ich mir nicht träumen ließ, daß mein Jüdischer Freund — denn so muß ich ihn wirklich nennen — meine Wünsche so unverzüglich befriedigt haben sollte, so war ich keineswegs auf die Audienz vorbereitet; und ich bat sie, nur einige Augenblicke zu warten, bis ich mich in Stand setzen könnte, in einer anständigen Kleidung vor dem Kaiser zu erscheinen. Aber, anstatt meine Bitte zu gewähren, wurden die Soldaten vielmehr ganz ungeduldig, und sagten: ich müßte entweder sogleich mit ihnen kommen, oder sie würden zurückgehen und den Sultan benachrichtigen, daß ich mich geweigert hätte, seinen Befehlen zu gehorchen. Nun war ich genöthigt, mich sogleich auf den Weg zu machen; und wirklich liefen wir alle in der größten Eile zum Schlosse. Als wir ankamen, ward ich zu einem von den Audienzmei-

stern geführt, der mir sagte, ich möchte nur draußen vor dem Schlosse warten, bis ich hereingerufen würde.

Da die Soldaten mich so schnell mit sich fortgenommen hatten, so erwartete ich, sogleich vor den Kaiser gelassen zu werden. Darin irrte ich mich aber sehr; denn man ließ mich auf dem Flecke, wohin man mich zuerst brachte, von zwölf Uhr Mittags bis fünf Uhr Abends stehen, so daß ich volle Zeit hatte, zu überdenken, was für eine Art von Menschen ich wohl an dem Kaiser finden, wie er mich aufnehmen, und was ich auf die Fragen, die er mir etwa vorlegen möchte, antworten könnte. Bei meinem Verhältnisse zu dem Prinzen, dem ich als Arzt gedient hatte, und bei dem Gedanken an die boshaften Gerüchte von meinem Betragen dabei, die in Marokko umherliefen, kam ich, wie der Leser leicht denken kann, auf eine Menge von Muthmaßungen über das wahrscheinliche Resultat dieser Audienz. Doch nachher setzte ich mein ganzes Vertrauen auf die Besserung des Prinzen, die ohne Zweifel bei dem Kaiser, wenn sie ihm ganz bekannt war, zu meinem Vortheil wirken mußte. Diese Vorstellung befreiete mich zuletzt gänzlich von der Menge ängstlicher Gedanken, die mich bei dem ersten Eintritt in den Pallast beunruhigten, so daß ich, als der Bote kam, um mich bei dem Kaiser einzuführen, ganz so ruhig und gesammelt war, als ob ich gar nicht Ursache hätte, mich zu fürchten.

Ich ward nun mit der größten Eile aus dem Hofe, wohin man mich zuerst gebracht hatte, durch zwei oder drei andere bis zu dem Thore geführt, welches sich in den Hof öffnete, wo der Kaiser mich erwartete. Hier hielt der Audienzmeister mich einige Zeit auf, weil ich ihm das Geschenk verweigerte, das Europäer dem Kaiser zu machen pflegen, wenn er sie mit einer Audienz beehrt. Man hatte mich freilich vorläufig damit bekannt gemacht, daß Niemand, der nicht ein hübsches Geschenk mit sich bringe, vor Sr. Majestät erscheinen dürfe; aber ich glaubte, meine

Lage sey in jeder Hinsicht so ganz von der Lage anderer Fremden, welche diesen Hof besuchten, verschieden, daß ich dem Ceremonienmeister sagte: wenn er fortführe, mir den Eingang zu verweigern, so würde ich sogleich wieder nach Hause gehen.

Da der Maur sah, daß ich fest entschlossen war, seine Forderung nicht zu bewilligen, und da er wußte, daß der Kaiser auf mich wartete; so scheute er sich, meine Einführung einen Augenblick länger zu verzögern. Ich ward daher in der größten Geschwindigkeit vor Se. Majestät gebracht, und angewiesen, mich und meinen Dolmetscher so zu stellen, daß er mich sehen könnte, ohne mich übrigens seiner Person zu sehr zu nähern.

Der Mohr, der mich einführte, warf sich, sobald er dem Kaiser vor die Augen kam, auf die Erde, küßte sie, und rief auf Arabisch mit der größten Unterthänigkeit aus: „Gott erhalte den Sultan!„ Der Kaiser befahl ihm, sich zu nähern, und vorzubringen, was er zu sagen hätte. Er berichtete Sr. Majestät, daß er, Ihrem Befehle zufolge, den Englischen Arzt vor Sie gebracht hätte; und dann zog er sich, nach einer sehr tiefen Verbeugung, zurück. Der Kaiser verlangte sogleich, daß ich und mein Dolmetscher uns ihm nähern sollten; aber nachdem wir bis auf zehn Schritte an ihn heran gegangen waren, kamen zwei Soldaten auf uns zu, zupften uns am Rocke, und thaten uns zu wissen, daß wir uns nicht herausnehmen müßten, ihm noch näher zu treten.

Ich fand den Monarchen auf einem seiner offenen Höfe in einer Europäischen Post-Chaise sitzen, vor welche ein Maulesel, mit einem Führer auf jeder Seite, in eine Gabel gespannt war. Hinter dem Fuhrwerke standen Soldaten zu Fuß, einige Neger und Mauren in zwei Divisionen, die zusammen einen halben Mond bildeten. Einige von den Soldaten waren bloß mit dicken Keulen bewaffnet; andere aber hatten Flinten, die sie senkrecht dicht an den Leib hielten.

Nachdem der Kaiser mich ganz genau, mit der größten Aufmerksamkeit und nicht geringem Stolz in der Miene, vom Kopf bis zum Fuße betrachtet hatte, fragte er den Dolmetscher mit sehr rauher Stimme: ob ich der christliche Doktor wäre, der dem Muley Abfulem gedient hätte? Ich ließ ihm antworten, der sey ich. — „Wie kamst Du ins Land? wurdest Du auf Befehl Deines Königs geschickt? oder von wem sonst?" — Um meinem Besuche mehr Wichtigkeit zu geben, antwortete ich: Auf Befehl der Regierung. — „Wo hast Du Deine Kunst gelernt, und wie heißt der Mann, der sie Dich lehrte?" — Ich unterrichtete Se. Majestät davon. — „Weswegen sind die Französischen Wundärzte besser, als die Englischen? und welche hältst Du für die besten?„ — Ich antwortete: Die Französischen sind sehr geschickt; aber man muß einräumen, daß die Englischen im Ganzen über ihnen stehen, weil sie wissenschaftlicher erzogen werden. Der Kaiser merkte nun an, daß einmal ein Französischer Wundarzt ins Land gekommen wäre, und in seiner Praxis verschiedene Leute getödtet hätte.

Darauf fragte Se. Majestät ganz mürrisch: „Warum hast Du dem Muley Abfulem das Theetrinken untersagt?„ — Ich erwiderte: Muley Abfulem hat sehr schwache Nerven, und Thee schadet dem Nervensystem. — „Wenn aber der Thee so ungesund ist, warum trinken ihn die Engländer so viel?" — Es ist wahr, antwortete ich, sie trinken ihn zweimal des Tages; aber keinen so starken wie die Mohren. Auch gießen sie gemeiniglich Milch dazu, was seine schädlichen Wirkungen verringert. Allein wenn die Mohren einmal anfangen, trinken sie ihn sehr stark, in Menge und sehr oft ohne Milch. — „Du hast Recht," sagte der Kaiser; „ich weiß, daß zuweilen die Hände davon zittern." Nach dieser Unterredung brachte man mir etwa zwölferlei aus verschiedenen Kräutern destillirte Wasser, die ich kosten mußte, um dem Kaiser zu sagen, wie sie beschaffen, welche heiß, welche kalt wären u. s. w.

Nun ließen Se. Majestät sich herab, vertraulicher und freundlicher in Ihrer Rede zu werden, machten mich auf den Schnee des Atlasgebirges aufmerksam, nach welcher Seite sich das Fuhrwerk sogleich hinwandte, und verlangten zu wissen, ob es dergleichen auch in unserem Lande gäbe. Ich antwortete ihm: wir hätten zur Winterszeit häufig und in großer Menge Schnee; in England wäre ein weit kälteres Klima, als in Marokko. Darauf bemerkte der Kaiser: wenn jemand es wagte, auf den Gipfel des Gebirges zu gehen, so müßte er vor Kälte sterben; jenseits des Gebirges aber sey eine sehr schöne, ebene und fruchtbare Gegend, welche Tafilet genannt werde.

Da ich sah, daß der Kaiser nun bei guter Laune war, so ergriff ich die Gelegenheit, zu erwähnen, wie empfindlich die boshaften Gerüchte, die seit einiger Zeit zu meinem Nachtheile umhergingen, mein Ehrgefühl verwundet hätten; sie wären von der Art, daß ich sehr wünschen müßte, man möchte meinen Charakter dadurch ins Reine bringen, daß eine ordentliche Untersuchung sowohl über den jetzigen Gesundheitszustand des Prinzen, als über die Beschaffenheit der Arzneien, die ich ihm gegeben hätte, angestellt würde. Der Kaiser erwiderte: er habe bereits seinem Mohrischen Arzte befohlen, meine Arzneien ganz genau zu untersuchen; und dieser hätte erklärt, daß er nichts Unschickliches darunter finden könne. Indeß ist es ganz klar, daß der Kaiser irgend einen Argwohn geschöpft haben mußte, da er heimlich nach den Arzneien geschickt hatte, um sie genau untersuchen zu lassen. Deswegen mußte ich es für einen sehr glücklichen Umstand halten, daß des Prinzen Gesundheit so günstig war.

Nach einer ziemlich langen Unterredung, deren vorzüglichste Gegenstände ich kurz anzugeben gesucht habe, befahl der Kaiser, da es schon spät am Abend war, einem seiner Diener, mich nach Hause zu seinem Juden zu bringen, und ihm zu sagen, daß er mir alle mögliche Sorgfalt beweisen sollte. Er setzte noch hinzu: ich wäre ein guter Mann

und Muley Absulem's Arzt; auch wolle er mich zu meiner vollkommenen Zufriedenheit wieder in mein Vaterland zurükkehren lassen. Hierauf befahl er, ihn wegzufahren.

Da ich mich nun als losgesprochen von den mir gemachten Beschuldigungen ansah, und durch des Kaisers Versprechungen in der Audienz aufgerichtet war; so ging ich freilich mit weit leichterem Herzen zurück, als ich mich rühmen kann, bei meiner Ankunft gehabt zu haben. Ich wartete jetzt nur noch auf die Ankunft des Prinzen zu Marokko, der, wie ich glaubte, den Kaiser in seinen guten Gesinnungen gegen mich bestärken, und meine Lage so angenehm machen sollte, wie ich es nur erwarten könnte. Mit solchen lebhafte Hoffnungen mögen wir uns ja immer gern schmeicheln, wenn wir mit Schwirigkeiten zu kämpfen gehabt haben, und sich dann nur die kleinste Aussicht zur Rettung öffnet!

Abends ward mein Zimmer mit einer Menge von Dienern des Kaisers angefüllt. Sie kamen, um mir zu der Ehre Glück zu wünschen, die mir durch den Anblick ihres königlichen Herrn zu Theil geworden war, und zugleich die Geschenke zu fordern, die ihnen, wie sie sagten, bei solchen Gelegenheiten alle Europäer zu machen pflegten. Ich mußte mich freilich einigermaßen zu ihren Forderungen bequemen, da ich kein anderes Mittel sah, mich von ihrer unverschämten Ueberläftigkeit zu befreien.

Ich fand an dem Kaiser Sidi Mahomet einen langen, hagern Greis, beinahe von achtzig Jahren, und mit einer krankgelben Farbe. Da er ein langes Gesicht hatte und mit einem Auge schielte, auch eine mürrische Miene ihm zur Gewohnheit geworden war: so lag in seinem ersten Anblick für einen Fremden viel Abschreckendes. Aber dieser Eindruck ward bald durch seine Leutseligkeit in der Unterhaltung gehoben; denn er lenkte sie immer nur auf Gegenstände, von denen er glaubte, daß sie für die Person, mit der er sprach, am schicklichsten wären. Zugleich

zeigte er großes Verlangen, sowohl sich zu unterrichten, als die Geschicklichkeiten Anderer kennen zu lernen. Einige Jahre vorher hatte er den Gebrauch seiner Füße in so weit verloren, daß er nicht mehr gehen konnte. Dies rührte wahrscheinlich davon her, daß er sie zu wenig brauchte, weil er immer entweder zu Pferde oder im Wagen zu seyn pflegte. Als ich ihn sah, waren seine Augenbraunen und sein Bart, die, wie man mir sagte, zuvor sehr schwarz gewesen, ganz weiß geworden, und seine Stimme sehr schwach. Seine Kleidung war der gewöhnlichen Mauriſchen vollkommen gleich, und nur in der Feinheit der Zeuge verſchieden, ſo daß er ſich vor ſeinen Unterthanen bloß durch das ſtärkere Gefolge, durch das Fahren in einem Wagen, oder, wenn er ritt, durch den vor ihm her getragenen Sonnenſchirm auszeichnete.

Sidi Mahomet ſcheint, nach ſeinem Verhalten während ſeiner Regierung im Allgemeinen und nach ſeinen Unterredungen zu urtheilen, viele natürliche Talente gehabt zu haben, durch die er, wenn ſie durch Erziehung ausgebildet worden wären, ein großer Monarch hätte werden können. Aber wegen dieſes Mangels an Erziehung, und wegen des Aberglaubens und unedlen Geiſtes in ſeiner Religion, war er fähig geworden, ſich oft zu Grauſamkeiten hinreißen zu laſſen; und der Beſitz einer unumſchränkten Macht gab ſeinem Charakter die unerträgliche Kaprize, welche die Mohriſchen Fürſten immer ausgezeichnet und verhaßt gemacht hat.

Da er von Jugend auf geitzig war, ſo richtete er ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf, Geld anzuhäufen; und bloß aus dieſem Bewegungsgrunde handelte er in Rückſicht der Europäiſchen Kaufleute ſo, daß er ihnen mehr Aufmunterung geben zu wollen ſchien, als irgend einer ſeiner Vorgänger. Er bedrückte ſie aber auch, wie bekannt, bei Gelegenheit ſo mit ſchweren Auflagen, daß ſie ihre Schiffe leer wieder nach Hauſe ſchicken mußten. In der Hoffnung, ſeine Schätze noch zu vergrößern, ward Sidi Mahomet

selbst Kaufmann, nahm von den Europäern Waaren, und zwang die Juden, ihm fünffach den Werth derselben zu bezahlen, so daß er sich jedes nur ersinnlichen Mittels, reich zu werden, bediente. Da er bis zu einem solchen Grade geitzig und von Natur sehr feig war, so ließ er sein Hauptaugenmerk den Frieden seyn; denn er sah wohl ein, daß Krieg ihn weder bereichern, noch sonst in irgend einer Rücksicht zu seinem Vergnügen etwas beitragen würde.

Man findet in seiner Regierung freilich weit weniger Beispiele von Grausamkeit, als bei irgend einem seiner Vorgänger; aber in frechen Angriffen auf das Privatvermögen der Unterthanen übertraf er sie gewiß alle. Er war immer von Leuten umgeben, die, um sich bei ihm einzuschmeicheln, zu jeder Zeit Nachrichten von reichen Leuten in Bereitschaft hatten. Dann verfuhr er gewöhnlich auf folgende Art: Er erfand irgend einen Grund, sie verhaften zu lassen; half ihm dies nicht zur Befriedigung seiner Wünsche, so ließ er sie in Eisen schmieden, an den Boden ketten, und mit der äußersten Grausamkeit behandeln, bis die unglücklichen Schlachtopfer endlich, von Peinigungen und Mißhandlungen ermattet, ihm ihr ganzes Vermögen überlieferten. Dafür bekamen sie denn nichts, als ihre Freiheit, Gelegenheit sich wieder ihr Brot zu erwerben, und vielleicht noch einmal die Beute des räuberischen Monarchen zu werden. Selbst die von seinen Söhnen, die in Freundschaft mit ihm lebten, machten ihm beständig Geschenke, als wenn sie dasselbe Schicksal fürchteten. Es ging einmal, nachdem ich das Land verlassen hatte, ein starkes Gerücht, daß mein Kranker, Muley Abfulem, der einzige Sohn, gegen den der verstorbene Kaiser viele Zuneigung bewies, von seinem Vater seiner Reichthümer, die man wirklich für sehr beträchtlich hielt, größtentheils beraubt worden wäre.

Laster findet man niemals allein; und mit Geitz und Feigheit stehen Argwohn und Eifersucht in der natürlichsten Verbindung. Da Sidi Mahomet wohl wußte, wie

wenig

wenig er die Liebe seines Volkes verdiene; und da er neuerlich erfuhr, daß er sie gänzlich verloren hätte, so war er in beständiger Furcht vor Meuchelmord und Vergiftung. Auf diese Art führte er ein höchst trauriges Leben, und diente den Despoten zum Beispiele und zum lebendigen Beweise, daß jenes Gemälde, welches ein sarkastischer Geschichtschreiber uns von einem Römischen Tyrannen aufgestellt hat, gar nicht übertrieben ist. Er that selten einen Schritt aus seinem Pallaste, ohne von einem zahlreichen Trupp Soldaten umgeben zu seyn; und selbst gegen diese hatte er beständig Argwohn. Zur Nachtzeit waren immer sechs große Jagdhunde in seinem Zimmer; denn er traute unvernünftigen Geschöpfen mehr, als Menschen, und hielt jene für zuverlässigere Wächter, als seine Soldaten. Seine Speisen wurden vor seinen Augen zubereitet und gekostet; und ob er gleich Niemand mit sich essen ließ, so waren doch einige von seinen Söhnen oder Ministern in demselben Zimmer, die dann etwas von seiner Schüssel bekamen. Um das Elend dieses unglücklichen Greises voll zu machen, lebte er in beständiger Furcht, von seinem ältesten Sohne, Muley Jazid (dem jetzigen Kaiser) besiegt zu werden, der, wegen übler Behandlung von seinem Vater, den Hof heimlich verlassen und sich in eine Heiligenkapelle, nahe bei Tetuan, geflüchtet hatte.

Dieser Prinz, dessen Großmutter (Mutter) eine Engländerin war*), hatte sich durch Edelmuth und große Talente die allgemeine Hochachtung des ganzen Landes erworben. Ob er gleich damals arm, und nur von vier Dienern begleitet war, so besaß er doch großen Einfluß. Er hätte nur einen Schritt thun, und sagen dürfen, es fehle ihm an Geld und Trup-

*) Muley Jazid, oder, wie unser Verfasser den Namen nach Englischer Orthographie schreibt, Yazid, ist 1750 geboren. Seine Mutter war die Lella Scherbetta, die Tochter eines Englischen Renegaten. Er soll sehr weiß und schön von Gestalt seyn. Von seinem Vater wird er wohl besonders deswegen gehaßt, weil er mit einer von dessen Frauen zu vertraut geworden war. Z.

pen: so würde er in Kurzem an der Spitze einer Armee gewesen seyn, die den Kaiser bald hätte überwältigen müssen. Aber aus Pflichtgefühl, vielleicht auch aus Politik, wollte er diesen Schritt nicht gern thun. Er wußte nehmlich, daß sein Vater nicht lange mehr leben, und daß nach dessen Tode ihm der Thron gewiß zu Theil werden würde. Doch, dessen ungeachtet konnte der Kaiser niemals seine Besorgniß unterdrücken; er schickte, als ich zu Marokko war, eine Armee von fünftausend Schwarzen mit dem Befehle ab, sich an der Heiligenkapelle zu vergreifen und den Prinzen wegzuführen. Aber man gehorchte diesem Befehle nicht, weil der Anführer sich nicht hinlänglich auf die Soldaten verlassen konnte; und der Prinz blieb ungestört in der Kapelle, bis sein Vater starb.

Um die Klugheit und den Scharfsinn Muley Jazid's zu zeigen, muß ich mir die Erlaubniß erbitten, einen Vorfall zu erzählen, der sich kurz vor dieser Zeit zugetragen hatte. Der Kaiser gab den Leuten, unter deren Aufsicht jene Kapelle stand, ausdrücklichen Befehl, den Prinzen mit Gewalt herauszutreiben; auch versicherte er: wenn sie es nicht thäten, so wollte er Soldaten schikken und in der Nachbarschaft der Kapelle Männer, Weiber und Kinder dem Schwert überliefern. Die Leute waren zwar dem Prinzen ergeben; aber der Befehl setzte sie in Furcht. Sie meldeten dem Prinzen treulich des Kaisers Willensmeinung, und setzten hinzu: da ihr Leben auf dem Spiele stände, so erwarteten sie von ihm, daß er sich entfernen würde. Zugleich empfahlen sie ihm eine andere, nicht weit von dieser entlegene Kapelle, wo er gleichfalls eine Zuflucht finden könnte. Der Prinz ist einer der besten Reiter im Lande, und besaß ein Pferd, das er ganz in seiner Gewalt hatte. Er versprach sogleich abzugehen, und bestieg zu dem Ende sein Pferd. Aber, wie groß war ihr Erstaunen, als sie sahen, daß das Pferd nicht von der Stelle wollte, ungeachtet der Prinz Peitsche und Sporn gebrauchte, um es dazu zu bringen. Und nun rief der Prinz

aus: „Ihr sehet deutlich, es ist Gottes Wille, daß ich hier bleiben soll; und daher wird keine andere Macht mich von hier weg bringen.“ Dies that solche Wirkung auf die abergläubischen Leute, daß sie lieber sich der Rache des Kaisers aussetzen, als dem entgegen handeln wollten, was so augenscheinlich Gottes Wille war.

Was die andern Charakterzüge des Kaisers betrift, so scheinen seine Laster erst aus seiner unbeschränkten Macht, die das menschliche Herz so sehr verderbt, ihren Ursprung genommen zu haben; denn er war der allerunumschränkteste Monarch, der über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen nach Willkühr zu gebieten hatte. Wem könnte man unter solchen Umständen trauen! ja, wer würde sich selbst trauen! Kann man sich wundern, wenn man einen Menschen in dieser Lage sich einer ungezähmten Rachsucht überlassen sieht? Dahin muß man sein Verfahren gegen einen armen Juden rechnen, der unvorsichtiger Weise etwas zu des Kaisers Nachtheile geschrieben hatte. Er ließ ihn wegen dieses leichten Vergehens lebendig viertheilen, in Stücken hauen und sein Fleisch den Hunden vorwerfen.

Eben so betrug sich Sidi Mahomet bei einer andern Gelegenheit gegen einen Mohren von einigem Ansehen. Dieser, ein sehr reicher Mann, gab bei der Verheirathung seines Sohnes ein großes Fest. Der Kaiser, der gerade in der Nachbarschaft war, wußte wohl, daß Pracht ein starker Beweis von Reichthum ist, und beschloß, bei der Feierlichkeit gegenwärtig zu seyn, damit er sich genau von den Umständen des Mohren unterrichten könnte. Deswegen verbarg er sich in der Kleidung eines gemeinen Manns, und ging in das Haus, wo Alle in der größten Fröhlichkeit, und vielleicht auch ausgelassen waren. Da der Ceremonienmeister einen, dem Aeußeren nach geringen Mann sich so dreist in das Zimmer eindrängen sah, so wies er ihn hinaus; und als der Fremde sich weigerte, gab er ihm einen Stoß mit dem Fuße, und trieb ihn mit Gewalt aus dem Hause. Man bekümmerte sich nachher

gar nicht weiter um diesen Vorfall, und würde wahrscheinlich nie wieder daran gedacht haben, wenn nicht kurz nachher der Herr des Hauses zu seinem größten Erstaunen den Befehl erhalten hätte, unverzüglich nach Marokko zu kommen. Man führte ihn zu dem Kaiser, und dieser fragte ihn, ob er sich der Umstände erinnerte, die ich so eben erzählt habe. Als er dies bejahete, erwiderte der Kaiser: „Wisse denn, ich war der Mohr, den du so schimpflich behandelt hast; und um dich zu überführen, daß ich es nicht vergessen habe, sollen der Fuß und die Hand, die mich beleidigten, vernichtet werden." — Ich habe dies unglückliche Opfer der Tyrannei mit Einem Arme und Einem Beine auf den Straßen umhergehen sehen.

Sidi Mahomet war sich seiner Macht und Würde genug bewußt, und hielt jeden in der demüthigsten Entfernung von seiner Person, so daß niemand es wagte, sich ihm ohne seine Erlaubniß zu nähern, oder mit ihm zu sprechen. Er fühlte auch sehr wohl, zu welchen Ausschweifungen ungezähmte Leidenschaft ihn hinreißen könnte; daher befahl er, wenn er merkte, daß seine Seele nicht in Ruhe war, daß jedermann ohne Unterschied sich entfernen sollte. Man wird leicht glauben, daß keine Schwierigkeiten gemacht wurden, diesem Befehle des Monarchen zu gehorchen; denn jeder wußte nur zu gut, daß dann Alles, selbst der Verlust des Lebens, zu befürchten stand, wenn man ihm länger vor Augen blieb.

Die einzigen Personen, welche beträchtlichen Einfluß auf ihn hatten, waren seine Weiber; und durch diesen Kanal konnte man am besten etwas bei ihm ausrichten.

So viel von den Fehlern, die aus der willkührlichen Gewalt entspringen. Seinen betrügerischen, heuchlerischen und falschen Charakter aber kann man nicht unmittelbar aus dieser Quelle ableiten, man müßte ihn denn als eine nothwendige Folge der Erziehung an einem despotischen Hofe betrachten. — Um die Handlungen zu bemänteln, von denen Sidi Mahomet vorhersah, daß sie

Mißbilligung und Widerwillen erregen mußten, suchte er seine Unterthanen zu überreden, daß Bewegungsgründe der Religion und der Gerechtigkeit ihn dazu vermöchten; und um dies noch mehr zu bestätigen, trat er selbst in die Brüderschaft der Heiligen, und widmete allen, seiner Religion eigenen abergläubischen Meinungen und Gebräuchen die größte Aufmerksamkeit. Für den unwissenden Theil des Volkes paßte sich dies Betragen sehr gut; der aufgeklärtere aber mußte merken, daß der Kaiser mehr auf die Ceremonien, als auf die Grundsätze seiner Religion hielt, da er sich kein Gewissen daraus machte, diese, so oft es ihm nur vortheilhaft war, zu verletzen. Was er heute versprach, schlug er morgen ab, so daß man sich auf sein Wort nie verlassen konnte. Ueberdies besaß er auch noch ein großes Maaß von jener niedrigen List, welche solche Personen, deren Gesinnungen und Empfindungen nicht durch die Wissenschaften verfeinert sind, gemeiniglich zu haben pflegen. Vielleicht fand er sie indeß nicht undienlich, um ein Volk, wie die Mohren, zu regieren; und niemand kannte ihren Charakter und ihre Art besser, als er. Er wußte wohl, daß durch unzeitige Vertraulichkeit sehr oft die Ehrerbietung verloren geht; deswegen hielt er sich in der stolzesten Entfernung von seinen Unterthanen, und zeigte sich ihnen nur selten. Hierdurch behielt er immer sein Ansehen; und sein Betragen, so wie seine Eigenschaften, wurden in den undurchdringlichen, furchtbaren Nebel gehüllt, der die Serails der Orientalischen Monarchen umgiebt.

Daß während seiner langen Regierung so wenig Rebellionen gewesen sind, ist ein entscheidender Beweis, daß er seine Unterthanen zu regieren verstand. Sobald in irgend einer Provinz Neigung zu einem Aufruhr merklich ward, schickte er sogleich ein Korps Truppen dahin, das die ganze unzufriedene Provinz plündern und die Aufrührer gefangen nehmen mußte. Diese brachte man dann ohne Verzug vor das Gericht, und bestrafte sie dem Grade ihres Verbrechens gemäß. Einige wurden zum

Tode verdammt, Andren Hände und Füße abgehauen, und die das wenigste verbrochen hatten, bekamen die Bastonade. Er hielt in verschiedenen Distrikten Leute, welche auf die Bewegungen seiner Unterthanen Acht haben und ihn von jedem Zeichen einer Empörung benachrichtigen mußten. So konnte er durch zeitige Gegenanstalten die Rebellion in der Geburt ersticken.

In seinem Betragen gegen fremde Mächte zeigte Sidi Mahomet dieselbe Geringschätzung für Gerechtigkeit und Redlichkeit, dieselbe Verschlagenheit und List. Er versprach bereitwillig jede Forderung, sobald er vorhersah, daß man ihm seine Bewilligung gut bezahlen würde; es müßten aber wahrlich ansehnliche Geschenke gewesen seyn, die ihn hätten bewegen können, sein Versprechen zu halten. Um sich und seine Staatsbediente zu bereichern, zog er die Unterhandlungen in die Länge; ja, er vermied es immer so viel er nur konnte, sie dadurch, daß er das Gesuch entweder gewährte oder abschlug, zu Ende zu bringen.

Wenn fremde Mächte ihm den Tribut nicht bezahlten, den er gefordert hatte, so drohete er sogleich auf die nachdrücklichste Art, Feindseligkeiten anzufangen. Doch hiermit war es ihm niemals Ernst; denn er fürchtete sich mehr vor seinen Feinden, als diese es vor ihm nöthig hatten. Fand er nun, daß sie mit ihm darüber nicht in Streit leben wollten, so erhöhete er seine Forderungen dem gemäß.

Um sein Ansehen zu vergrößern, bemühete er sich, seine Unterthanen zu überreden, er wäre sehr geschickt in Dingen, von denen sie gar nichts verständen; und um den Schein der Geschicklichkeit zu behalten, wählte er, wenn er Europäern Audienz gab und der Fremde ein Kaufmann war, die Manufakturen, den auswärtigen Handel u. s. w. zum Gegenstande des Gespräches; war es eine Militärperson, so unterhielt er sich mit ihr von Festungen, Angriffen u. dgl.; und einem Seemanne kritzelte er auf einem Stückchen Papier eine Karte von seinen Küsten und

Häfen vor. Zwar sagte er über diese Gegenstände selten etwas zur Sache Gehöriges; da aber die Fremden gemeiniglich nur in der Absicht, eine Gnade von ihm zu erhalten, Audienz bei ihm suchten, und da es nie Sitte gewesen ist, Königen zu widersprechen: so stimmten sie immer seiner Meinung bei, oder gaben wenigstens vor, daß sie seine ausgebreiteten Kenntnisse bewunderten. Dies entsprach den Absichten des Kaisers völlig, da es seinen Unterthanen eine große Meinung von seinem Verstande beibrachte, und da er durch die Antworten der Fremden auf seine Fragen oft einige gründliche Belehrung erhielt.

Sidi Mahomet widmete dem Militair mehr Aufmerksamkeit, als der Schifffahrt, ob er gleich, wenn irgend eine Macht sich weigerte, ihm eine Fregatte auszubessern, dies als einen hinlänglichen Bewegungsgrund ansah, ihr mit Krieg zu drohen. Er hielt sich für völlig geschickt in der Fortifikationskunst; seine Kenntnisse darin erstreckten sich aber bloß auf wenige verlorne Winke, die er von den am Hofe gewesenen Europäern aufgefangen hatte.

In seinem Hofe und in seinem persönlichen affektirte Sidi Mahomet große Simplicität, indem selbst seine eigenen Söhne nicht anders, als in schlichter Mohrischer Kleidung, vor ihm erscheinen durften. Sie mußten dann ihre Mütze oder ihren Turban abnehmen, — dies thut der Mohr schon nicht anders, als wenn er zu Bette geht — statt des Haik den Sulam, einen weißen oder blauen wollenen Mantel, anhaben, dessen Vordertheil über die Schultern schlagen, und sobald sie dem Kaiser vor die Augen kamen, sich vorwärts auf die Erde hinstrecken, diese küssen, und dabei ausrufen: „Gott segne den Kaiser!“ Dann befahl er ihnen, sich zu nähern und mit ihm zu reden.

Zwar betrug er sich im Ganzen stolz; aber doch weiß man, daß er sich bisweilen herabließ, und bei Gelegenheit Vergnügen daran fand, sich mit seinen Hofleuten über mancherlei Gegenstände zu unterhalten. Sie durften dann

aber nicht ihre eigene Meinung vorbringen, sondern ihm bloß über das, was er sagte, ihren Beifall bezeugen. Oft sprach er mit ihnen über Religion, und hielt sich für sehr darin unterrichtet. Bisweilen bemühete er sich, ihnen verschiedene Stücke aus dem Koran zu erklären, wobei er die Schönheiten desselben zeigte, und seinen Zuhöhrern die intolerantesten Vorurtheile gegen die Christen beibrachte.

Die Mischung von Gutem und Bösem, die im menschlichen Charakter so gewöhnlich ist, fand man auch bei Sidi Mahomet. Aber ungeachtet dessen, was ich von seinem Geitze, seiner Falschheit und seinem ungereimten Anspruche auf Religion gesagt habe, giebt es doch einige Umstände, die dazu dienen, unsern Unwillen gegen ihn zu verringern. Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit fordern, daß ich auch diese angebe. Man gesteht allgemein zu, daß, wenn er auch bei einer Vergleichung mit Fürsten freier und gebildeter Nationen verlieren muß, er doch, mit seinen despotischen Vorgängern verglichen, von weit menschlicherem Charakter gewesen ist. Selten, oder nie, verübte er muthwilliger Weise Grausamkeiten. Gewiß sprach er zuweilen zu rasch das Urtheil über Verbrecher; aber man weiß, daß er oft die bitterste Reue darüber bezeugt hat. Seiner Bemühung, die üblen Folgen seiner Leidenschaften zu verhüten, haben wir schon erwähnt.

Bei der Verwaltung der Gerechtigkeit war er im Ganzen sehr unpartheiisch; nur durfte sein eigenes Interesse dabei nicht unmittelbar ins Spiel kommen, weil dann freilich jede andere Empfindung nachstehen mußte. Es läßt sich indeß nicht leugnen, daß, obgleich er selbst die Gesetze offenbar übertrat, er sie doch in so fern achtete, daß er keinem Andern erlaubte, ihr Beispiel zu befolgen. Bei allem seinem außerordentlichen Geitze, hab er, wie schon angeführt worden ist, in einigen traurigen Fällen von allgemeinem Elend doch freigebig seine Schätze her, um den Unglücklichen dadurch Erleichterung zu verschaffen; und die Menge von armen Leuten, die ich selbst mit meinen

Augen täglich in seinem Pallaste speisen sah, beweist völlig, daß es ihm nicht ganz an Mildthätigkeit fehlte. Die Europäer gingen mit mehr Muth zu ihm, und der Handel ward unter seiner Regierung weniger gestört, als jemals vorher.

So war dieser Monarch eine sonderbare Mischung von Güte und Intoleranz, von Geitz und Mildthätigkeit, von Grausamkeit und Mitleiden. Vielleicht kann man nur in einem despotischen Staate einen so vermischten Charakter finden; denn der Zwang, den im civilisirten Leben die Gesetze auflegen, wird zur Gewohnheit: excentrisches Wesen, oder seltsame Launen, wozu Umstände, Lage, Gesundheitszustand, oder vielleicht auch Verschiedenheiten des Klima, den Menschen geneigt machen, trift man in Europäischen Staaten entweder gar nicht mehr, oder doch in geringerem Grade, an. Es ist sehr heilsam, wenn uns Zwang angethan wird, uns vom Bösesthun abzuhalten. Der Mensch ist nicht zu unbeschränkter Macht geboren. Sein Blick ist so begränzt, seine Neigungen sind so veränderlich, seine Leidenschaften so gewaltsam und tyrannisch, daß selbst der Weiseste gewiß keine unbedingte Macht wünschen, und selbst der Beste, wenn man sie ihm anvertrauete, sie wahrscheinlich mißbrauchen würde.

Von dem Betragen des vorigen Kaisers gegen fremde Höfe habe ich schon geredet, so wie auch von seinem Betteln, ihnen Geld abzupressen, da er sie nehmlich mit einem Kriege bedrohete, wovor er sich eigentlich vielleicht selbst fürchtete. Ich glaube, daß nun auch einige Bemerkungen, wie sie sich gegen ihn benahmen, hier nicht am unrechten Orte stehen werden.

Der erste und natürlichste Gedanke, der sich hier aufdrängt, ist der, daß nur die größte Nachlässigkeit oder gar nicht zu entschuldigende Unwissenheit die meisten Europäischen Mächte verleiten konnte, gewissermaßen einem Fürsten zinsbar zu seyn, der weder eine Armee hatte, noch etwas, das den Namen einer Flotte verdiente, und dessen

Volk sich vielleicht unter allen am wenigsten zu Unternehmungen schickt.

Was hatten sie denn von ihm zu fürchten? Seine ganze Flotte bestand aus einigen wenigen kleinen, übel geführten und schlecht bemannten Fregatten und Ruderbooten, welche alle zusammen von zwei oder drei gut ausgerüsteten Europäischen Fregatten in einem Tage hätten können vernichtet werden*). Die Eingänge in die Häfen, wo er seine Schiffe hatte, Tanger und Larache ausgenommen, überschwemmt, wie ich schon bemerkt habe, alle immerfort so viel Sand, daß in kurzer Zeit nur Fischerboote und die allerkleinsten Kähne werden hinein kommen können. Von den Städten ist keine regelmäßig befestigt, außer Mogadore; dies kann aber kaum ein halbes Dutzend Leute aufweisen, die nur im Geringsten mit Kanonen umzugehen wissen. Und eine so verächtliche Macht gab der ganzen Küste von Spanien und Portugall Gesetze; ja, man kann gewissermaßen sagen, daß sie den Eingang in das mittelländische Meer beherrscht**)!

*) Im Jahr 1771 bestand die Kaperflotte aus elf Fahrzeugen. Hierzu kamen im folgenden Jahre noch neun andere neue Kaper, größtentheils Galiotten von zwei Kanonen. Dies war, sagt Höst, wohl die stärkste Flotte, die man jemals in Marokko gesehen hatte. Diese Schiffe werden in Salee und Tetuan größtentheils von Renegaten erbauet. Man braucht dazu Eichenholz von Fez, und den schon oben beschriebenen Baum Arga, der zuweilen stark genug wird. Aber Planken, Masten, Segel, Thauwerk, Theer und Eisenwerk kommen aus Europa. Diese Raubschiffe haben an ihrem Hintertheile ein besonderes Zeichen, nehmlich die Form von zwei Pantoffeln, welche die Pantoffeln Muhameds andeuten sollen. Nur der König (oder Kaiser) bauet Schiffe, und ernennt die Kapitaine. Ein solcher Kapitain oder Reis, hat aber am Bord nicht das Recht über Leben und Tod. Uebrigens sind diese Leute im Ganzen nur schlechte Seefahrer, und wagen sich selten weit über die Meerenge von Gibraltar hinaus. Z.

**) Ein vortreflicher Staatsmann, Gesandter von einer der hier genannten Mächte an einen auswärtigen Hof, hat bereits vor mehreren Jahren seinem Hofe einen sehr vernünftigen Plan vorgelegt, wie man mit einigen wenigen Kriegesfregatten den Seeräubereien dieser Barbaren auf immer ein Ende machen könnte. Aber bis jetzt ist dieses vernünftige Projekt, so wie viele andre, leider noch nicht angenommen worden. Z.

Man könnte antworten: es sey eine zu unbedeutende Macht, um Aufmerksamkeit zu verdienen. Warum wurden denn aber ungeheure Geschenke verschwendet, um sie sich gewogen zu erhalten? Wer sich einbildete, sich hierdurch des Kaisers Freundschaft zuzusichern, irrte sehr; im Gegentheil nährte er gerade dadurch dessen unersättlichen Geitz. Schenkte man ihm heute Eine Fregatte, so forderte er morgen zwei; und je mehr man seinen Forderungen nachgab, desto mehr wuchsen seine ungeordneten Begierden.

Wer mit Mohren umgegangen ist, weiß, daß man ihnen erst sein Uebergewicht zeigen muß, wenn man sich ihrer Freundschaft versichern will, und daß dann ein unbedeutendes Geschenk in ihren Augen dreifachen Werth hat. In diesem Charakter war der verstorbene Kaiser dem geringsten Mohren gleich. Anstatt sich um eine Allianz mit ihm zu bemühen, wäre es vielmehr klüger gewesen, einmal Krieg mit ihm zu führen. Wenn er nur ein Paar Städte verloren hätte, und besonders Mogadore, welches er sehr liebte, weil es unter seiner besonderen Begünstigung entstanden war: so würde er bald freundlich und nachgebend geworden seyn.

Die Hauptbelustigung des vorigen Kaisers bestand in seinen letzten Jahren darin, seine Soldaten mit Musketen nach Tärtschen (Schilden) schießen zu sehen, wobei er denn denen, die gut trafen, ein kleines Stück Geld zur Belohnung gab. Auch ging er bisweilen auf die Falkenjagd; aber die meiste Zeit widmete er im Ganzen seinen Weibern.

Fremde nahm der Kaiser auf einigen von den offnen Plätzen innerhalb des Pallastes zu Wagen oder zu Pferde an. Auf diese Art verrichtete er auch alle Staatsgeschäfte. In früheren Zeiten pflegte man die Fremden bei solchen Gelegenheiten gemeiniglich in eins von seinen Zimmern zu lassen. Dann mußten sie sich in die Landessitte fügen und, wenn sie vor ihn kamen, die Schuhe ausziehen. Da aber

wenige Jahre vorher einige beherzte Europäer sich geweigert hatten, ihm diese Ehrerbietung zu bezeigen, so gab er ihnen nachher immer in einem von den Schloßhöfen Audienz. Bloß die Spanischen Mönche zu Marokko waren von dieser Regel ausgenommen. Diese durften nehmlich mit den Schuhen in sein Zimmer kommen, weil man ihm gesagt hatte, sie zögen sie vor sonst niemand, als vor Gott, aus.

Ehe ein Fremder, er mochte Europäer oder Mohr seyn, bei Sr. Mauriſchen Majestät Audienz erhielt, machte er immer einem der Minister ein Geschenk, wodurch er ihn zu bewegen suchte, seinem Herrn zu sagen, daß ein Fremder sich um diese Ehre bemühete. Dies erste Geschenk, ob es gleich ansehnlich war, schlug nicht immer an; oft mußte man sich, um eine baldige Audienz zu bekommen, an zwei, drei Minister wenden, oder selbst einer von den Sultaninnen, welche alle ein solches Kompliment immer gar nicht ungnädig aufnahmen, ein Geschenk zuschikken. Diese letzte Art war in der That die sicherste.

Hatte der Fremde seinen Wunsch so weit erreicht, so war er nun dem unterworfen, daß er längere oder kürzere Zeit aufgehalten ward, ehe der eigensinnige Monarch einen Tag zur Audienz bestimmte. Doch selbst wenn er dies gethan hatte, ließ er ihn oft mit gewaltiger Eile nach dem Pallaste holen; aber wenn dann jener hier mehrere Stunden unter freiem Himmel gestanden hatte, so ließ der Kaiser sich entschuldigen, daß er ihn heute nicht vor sich lassen könnte; und dies angenehme Verfahren ward in vielen Fällen drei- bis viermal wiederholt. Die Langsamkeit, Unregelmäßigkeit und Insolenz des Marokkaniſchen Hofes geht in der That über alle Vorstellung, und wer daselbst Geschäfte hat, muß die ganze Philosophie und Geduld eines Stoikers besitzen, wenn er nicht seinen Verstand verlieren will.

Niemand, er mochte Mohr oder Christ seyn, durfte vor den Kaiser kommen, ohne ein ansehnliches Geschenk

mitzubringen, deſſen Werth ſich nach der Größe der Gnade richten mußte, die man von ihm erbitten wollte. Des Kaiſers eigene Söhne waren, wenn ſie nach einer Abweſenheit ihren erſten Beſuch wieder ablegten, von dieſem Gebrauche nicht ausgenommen. — Doch, die Freigebigkeit des Supplikanten darf hiermit nicht zu Ende gehen; denn nach der Audienz haben noch der Ceremonienmeiſter mit ſeinen Leuten und alle Thürhüter des Pallaſtes, deren ziemlich viele ſind, ein Recht auf gewiſſe Accidenzien, und man wird ſie nicht eher los, als bis man ſie ihnen gegeben hat. Da ſie von ihrem großmächtigſten Herrn keine Beſoldung bekommen, ſo ſind dieſe Accidenzien in der That das einzige Mittel, wodurch ſie ihr Leben erhalten können *).

*) Für diejenigen, die etwa Gelegenheit bekommen möchten, in Geſchäften den Marokkaniſchen Hof zu beſuchen, habe ich mit groſſer Mühe eine Nachricht von den Accidenzien erhalten, welche Europäiſche Kaufleute den kaiſerlichen Bedienten geben müſſen. Konſuls und Geſandte fremder Höfe geben verhältnißmäßig mehr.

Audienzſporteln.

Dem Kaiſer ein Geſchenk, deſſen Werth ſich nach der Größe der Gnade richtet, die man von ihm erwartet. — Dem Ceremonienmeiſter für die öffentlichen Audienzen, wobei er die Fremden dem Kaiſer vorſtellt, auch ein verhältnißmäßiges Geſchenk.

	Unzen
Demjenigen, der dem Kaiſer in dem Machoire (Matſchoar? einem offenen Theile des Pallaſtes) aufwartet	20
Seinem Büchſenſpänner	20
Seinem Stallmeiſter	20
Seinem Theekocher	10
Seinem Lanzenträger	10
Dem Träger des Sonnenſchirms	5
Dem Aufſeher über des Kaiſers Sättel	10
Des Kaiſers Kutſcher	5
Dem Aufſeher über des Kaiſers Sporn	5
" " " " Zelte	10
" " " " Pantoffeln	5
Dem, der dem Kaiſer das Trinkwaſſer reicht	5
Dem Seſſelträger	5
Dem, welcher dem Kaiſer die Fliegen abwehrt	5
Seinem Schwertträger	5
Seinem Uhrträger	5
Den Thürhütern im Machoire für zehn Thüren	40
Den kaiſerlichen Gärtnern	10
Für jede Beſtellung zur Audienz	10
Summe	205

Hatte man nun sein Geschäft bei Hofe geendigt, so fand man gewöhnlich eben so viele Schwierigkeiten bei der Abfertigung, als bei Erlangung der Audienz. Der vorige Kaiser war nicht allein von Natur, sondern oft auch absichtlich, aus politischen Gründen, sehr vergeßlich. Er wußte sehr gut, daß, je länger die Fremden zu Marokko blieben, seine Diener desto mehr von ihnen bereichert würden; und da das Geld, obgleich durch einen Umweg, zuletzt doch in seine eigne Kasse kam, so pflegte er oft zu vergessen, daß Fremde ihre Abfertigung erwarteten. Auf der andern Seite waren die Minister, ungeachtet sie durch ansehnliche Geschenke angespornt wurden, sehr langsam im Erinnern, und so hat man viele Beispiele, daß Fremde bloß durch diesen Umstand fünf bis sechs Wochen zu Marokko aufgehalten worden sind.

Was den Hof zu Marokko betrift, so verdiente er in den letzten Jahren kaum diesen Namen. Als der Kaiser noch jung, seine Seelenkräfte noch ungeschwächt und sein Körper noch in voller Stärke war, vertrauete er seinen Ministern einen großen Theil der Staatsgeschäfte an; in den letzten Jahren seines Lebens aber, da sein Körper und sein Geist durch harte Arbeiten und das Alter stumpf wurden, nahm er, entweder aus Argwohn, oder aus Verstandesschwäche, die Zügel der Regierung selbst in die Hände. Die Minister und Geheimschreiber waren nicht kühn genug, die Fehler ihres Oberherrn zu rügen, und

Wie ich schon oben bemerkt habe, ist eine Unze eine Silbermünze, beinahe fünf Englische Pence an Werth. A. d. V. Herr Höst giebt in seinen schätzbaren Nachrichten über Marokko S. 152. fast eine gleiche Bestimmung dieser Unkosten; wenn man nehmlich die Mark bei ihm für eine halbe Unze bei unserm Verfasser setzt. Den Werth des Geschenkes für den Kaiser selbst giebt Herr Höst wenigstens zu 1000 Dukaten an, da man in vorigen Zeiten mit ein Paar Hundert zufrieden war. Der entehrende Tribut, den die Europäischen Mächte dem dürftigen Despoten von Marokko darbringen, ist in der That beträchtlich. So gab Holland 10,000 Piaster; Venedig über 17,000; und Schweden gar 25,000. — Das Geschenk für die Einführer zu der Audienz beträgt zwei- bis dreihundert Unzen.

mußten Schreiben oder Befehle erlassen, die fast jede Stunde widerrufen wurden, und also natürlicher Weise die größte Verwirrung verursachten. Der Marokkanische Hof ist zwar von jeher, selbst unter den günstigsten Umständen, seiner Unregelmäßigkeiten und Widersprüche wegen bekannt gewesen; doch kurze Zeit vor des verstorbenen Kaisers Tode konnte man fast gar nicht mehr sagen, daß eine Regierung existire.

Da noch keine besondere umständliche Nachricht von den Hofbedienten des vorigen Kaisers bekannt gemacht worden ist, so wird eine kurze Anzeige von ihnen wahrscheinlich nicht uninteressant sein, und ich will daher mit so wenigen Worten, als möglich, ihre verschiedenen Aemter angeben.

In dem Hofstaate des vorigen Kaisers waren: 1) Der erste Minister oder der Effendi, d. h. Freund *). Dieser mußte für Alles stehen, und während der Zeit, da die Regierung ordentlicher geführt ward, mußten alle Briefe und Befehle, ehe sie ab- und ausgefertigt wurden, von ihm unterzeichnet seyn. 2) Der Staatssekretär bei der Schatzkammer, welcher Posten mit dem Amte des Effendi verbunden war. Er hatte mit sechs Mohrischen und sieben Jüdischen Untersekretairs die Auszahlung der kaiserlichen Besoldungen im Ganzen. 3) Ein Oberstallmeister mit hundert und zwanzig Unterbedienten. 4) Ein Oberkammerherr mit siebzehn Assistenten, unter denen neun Söhne von Spanischen Renegaten, drei von Negern, und die übrigen Mohren waren. Gewöhnlich hatte der erste Minister zugleich diesen Posten. 5) Ein Großfalkenier (welches vielleicht die einzige erbliche Stelle im Lande ist) mit zwanzig Unterbedienten. 6) Ein Siegelbewahrer. 7) Zwei Oberhofmeister mit acht Unterbedienten. 8) Fünf Oberaufseher über alle Sachen des Kaisers. Der erste von ihnen

*) Der Verfasser irrt sich wahrscheinlich in dieser Erklärung des Titels Effendi, der wenigstens bei den Türken ganz etwas anders bedeutet; nehmlich einen Gelehrten.

war der Effendi. 9) Drei Ceremonienmeister für die öffentlichen Audienzen, mit vierzig Unterbedienten. 10) Ein allgemeiner Dolmetscher der Deutschen, Holländischen, Englischen, Französischen, Spanischen und Lateinischen Sprache; (ein Deutscher Renegat.) 11) Ein Sekretair der Spanischen und Italiänischen Sprache, (ein Genueser). 12) Zwei Oberaufseher über die Juwelen und das Gold- und Silber-Geräth. 13) Ein Oberbademeister. 14) Zwei Generalfeldzeugmeister. 15) Zwei Aufseher über des Kaisers Güter und Waarenlager. 16) Drei Aufseher über die Moskeen u. s. w. 17) Fünf Provisionmeister. 18) Zwei Bibliothekare. 19) Zwei Sterndeuter. 20) Vier Wagenmeister mit zwei Unterbedienten. 21) Zwölf Renegatensöhne, die noch keinen Bart gehabt haben durften, zum Ziehen der kleinen Wagen. 22) Drei Hauptgehülfen beim Gebete, mit siebzehn Stellvertretern, Söhnen von Großen des Reiches. 23) Drei Sonnenschirmträger mit neun Gehülfen. 24) Ein Säbelträger. 25) Zwei Beckenträger. 26) Zwei Lanzenträger. 27) Ein Uhrträger. 28) Fünf Alkaiden, die des Kaisers eigne Musketen trugen, mit funfzehn Unterbedienten. 29) Ein Fahnen- und Standartenträger. 30) Ein Arzt, ein Wundarzt und verschiedene Kaufleute, deren zu viele sind, als daß ich sie einzeln anführen könnte.

Wenn man diese Stellen am Marokkanischen Hofe betrachtet, so findet man, daß sie von denen in andren Staaten nicht so sehr verschieden sind, wie man nach der übrigen Unwissenheit dieses Volkes in Ansehung der Europäischen Sitten glauben sollte. Daß der Posten des Effendi und des ersten Sekretärs bei der Schatzkammer in Einer Person vereinigt sind, hat viele Aehnlichkeit mit dem Umstande in England, daß der erste Minister zugleich Kanzler der Exchequer und erster Lord Schatzmeister ist. Die Würden eines Staatssekretairs, Oberstallmeisters, Oberkammerherrn, Siegelbewahrers und Oberfalkeniers sind alle auch an Europäischen Höfen gewöhnlich; und viele andere haben fast eben die Aehnlichkeit.

Der

Der vorzüglichste Unterschied zwischen dem Marokkanischen und den Europäischen Höfen besteht darin, daß die, welche an den letzteren dergleichen Posten bekleiden, eine sehr ansehnliche Einnahme davon haben, da die zu Morokko hingegen von ihrem Kaiser gar nichts bekommen. Sie leben bloß von Accidenzien, oder den Geschenken derer, die mit dem Hofe etwas zu verhandeln haben. Das giebt ihnen indeß bisweilen eine beträchtliche Einnahme, ob sie gleich immer dem Uebel ausgesetzt sind, daß die räuberische Hand ihres Oberherrn sie ihnen erst beschneidet; denn wo diese hinkommt, da raubt sie.

Der Effendi des vorigen Kaisers hatte ein solches Betragen und eine solche Feinheit der Sitten, daß jeder Europäische Hofmann Ehre davon gehabt hätte. Er empfing einen Fremden mit gefälligem Lächeln und einer ehrerbietigen Verbeugung, schüttelte ihm herzlich die Hand, erkundigte sich nach seinem Befinden, lud ihn zu sich ein, und bot ihm seine Dienste an. Da er reich war, so empfand er in des Kaisers Gegenwart immer außerordentliche Furcht, ob er ihm gleich, um ihn bei guter Laune zu erhalten, alle Jahr ein ansehnliches Geschenk machte. Hierin folgten einige Prinzen und viele Andere seinem Beispiele; denn sie wollten — und das war sehr vernünftig — lieber etwas Weniges mit Sicherheit genießen, als Gefahr laufen Alles zu verlieren.

In den letzten Jahren hatte der Kaiser keine bestimmten Kour-Tage, sondern setzte sie an, so wie Lust oder Bequemlichkeit es ihm eingaben. Dann mußten alle Prinzen, die zu Marokko waren, und Jeder, der unmittelbar in des Kaisers Diensten stand, ihm in dem Machoire, einem offenen Theile des Pallastes, seine Aufwartung machen. Hier stellten sie sich mit den Soldaten in Form eines halben Mondes, die Minister und die Fremden ihnen gegenüber, und der Kaiser zu Wagen oder zu Pferde in der Mitte. Bei dieser Gelegenheit wurden gemeiniglich die Staatsgeschäfte verhandelt, Fremde vorgelassen, Beschwerden vorgebracht,

Klagen angehört, (da sich Jeder, um Recht zu erhalten, an den Kaiser wenden darf) und Uebelthäter in seiner und des ganzen Hofes Gegenwart bestraft.

Die Einnahme des Kaisers bestand aus einem Zehnten von allen Nahrungsprodukten des Landes, wie der Koran es ihm zugesteht, aus einer jährlichen Abgabe der Juden, dem Ertrage seiner Zollhäuser und der Accise, und dem Tribute, den er, unter dem Nahmen Geschenke, von seinen Unterthanen, fremden Staaten und Europäischen Kaufleuten forderte. Diese letzteren Artikel waren die einträglichsten.

Der Mangel eines Systems, und die eigensinnigen Launen des vorigen Kaisers machen es gänzlich unmöglich, anzugeben, wie viel alle diese Rubriken der Einnahme zusammen jährlich betrugen. Die Abgaben wurden oft drei- oder viermal im Jahre verändert, und eben so ungewiß waren die Tribute. Daher hat man sehr gezweifelt und darüber gedacht, ob der vorige Kaiser Sidi Mahomet reich gewesen sey. Aus der größeren Aufmunterung des Handels unter seiner Regierung, aus den wenigen Kosten, die ihm sein Hofstaat machte, da Jeder sehr geringe oder gar keine Besoldung bekam, aus den ungemein harten Abgaben, die er mit Gewalt eintrieb, und aus der Menge freiwilliger Geschenke, die er bekam, schloß man sehr natürlich, er müsse ungemein reich gewesen seyn. Wenn man indeß auf der andern Seite bedenkt, wie viel ihm bekanntlich die Belagerungen von Melilla und Mazagan gekostet haben, und wenn man die ansehnlichen Geschenke hinzu rechnet, die er jährlich dem Türkischen Kaiser und den Scherifs von Mekka schickte, so sollte man doch wohl glauben, sein Reichthum sey nicht gar zu beträchtlich gewesen *).

*) Die jährlichen Einkünfte des Kaisers von Marokko rechnet Herr Höst auf eine Million Piaster (etwa 1,250,000 Reichsthaler). Von dieser Summe betrugen die Zölle in den Häfen 320,000 Piaster, die Geschenke 250,000. Das Uebrige kam von

Die Landmacht des Kaisers von Marokko besteht vorzüglich aus Negern, Nachkommen von denen, welche Muley Ischmael von Guinea in das Land brachte, und aus einigen wenigen Weißen. Alle zusammen machen eine stehende Armee von sechs und dreißig tausend Mann aus, von denen zwei Drittheile Reiterei sind. Diese stehenden Truppen können indeß, wenn die Umstände es nöthig machen, beträchtlich vermehrt werden, da jedermann als Soldat angesehen wird und, sobald man ihn auffordert, Dienste thun muß. Ungefähr sechstausend Mann machen des Kaisers Leibgarde aus, und sind immer um ihn; die übrigen liegen in den verschiedenen Städten des Reiches, und stehen unter dem Befehle der Baschas von den Provinzen. Sie bekommen alle vom Kaiser Mondirung und einen geringen Sold; doch ihre Haupteinnahme haben sie vom Plündern, wozu sie oft Gelegenheit finden.

Die Kleidung der Soldaten ist eben die, welche die übrigen Mauren tragen, und sie unterscheiden sich von den andern bloß durch ihre Ausrüstung. Diese besteht in einem Säbel, einer sehr langen Muskete, einer kleinen, rothen, ledernen Büchse zu den Kugeln, die vorn mit einer Art von Gürtel befestiget, und in einem Pulverhorn, das über die Schulter gehängt ist.

Die Armee steht unter dem Kommando eines Oberbefehlshabers, vier Haupt-Baschas und der Alkaiden, welche besondere Divisionen kommandiren. In Absicht der Alkaiden muß ich bemerken, daß dreierlei Personen

der Accise, den Strafgeldern, dem Schutzgelde der Juden u. s. w — Die jährlichen Ausgaben des Kaisers schätzt Herr Höst auf 700,000 Piaster. Hiernach berechnet er den Betrag des von 1756 bis 1778 gesammelten Schatzes auf 13 Millionen Piaster, oder nach unsrem Gelde etwa auf 20 Millionen Thaler. Diese Gelder wurden in mehreren starken Gebäuden verwahrt, zu deren jedem man viele Schlüssel nöthig hatte. Nur der Kaiser oder die erste seiner Frauen, die große Frau Lella Kabira, hatte diese Schlüssel. Z.

diesen Titel haben. Diejenigen aber, von denen ich hier rede, sind Officiere, welche tausend, fünf hundert, fünf und zwanzig, ja selbst nur vier Mann in einer Division kommandiren *).

Die oben beschriebenen Neger-Truppen sind von Natur sehr wild, und können große Strapazen ertragen: Hunger und Durst und jede Beschwerlichkeit, die das Soldatenleben mit sich bringt. Sie scheinen zum Scharmuziren, oder zum Ermüden des Feindes sehr geschickt zu seyn; aber in einem regelmäßigen Angriffe würden sie bald geschlagen werden, da sie nichts von Disciplin wissen. In allen ihren Manöuvren bekümmern sie sich nicht um Ordnung und Regelmäßigkeit, sondern sehen eher aus wie eine Rotte Pöbel, als wie eine Armee.

Ob man gleich diese Truppen für die größte Stütze des Despotismus hält, so machen doch ihr Geitz und ihre Liebe zur Veränderung sie oft zu den gefährlichsten Feinden ihres Herrn. Es ist bekannt, daß sie öfters Aufruhr und Rebellion erregen; und ihr Uebermuth geht bisweilen so weit, daß sie fast die ganze Regierung umwerfen. Sie handeln bloß nach ihren Leidenschaften. Wer sie am besten bezahlt, und ihnen mit der größten Aufmerksamkeit begegnet, den unterstützen sie am bereitwilligsten. Schon dieser einzige Umstand macht es für den Kaiser rathsam, seine Unterthanen in so gänzlicher Armuth zu erhalten, wie es ihm nur möglich ist. Die Mohren sind in der That wegen ihres Mangels an aufrichtiger Zuneigung und wegen ihrer Veränderlichkeit sehr merkwürdig; und daher kann, besonders in diesem Kaiserthum, nur eine Kriegesmacht den despotischen Monarchen im Besitze seines Thrones sichern.

*) Höst nimmt nur 6000 Mann stehender Truppen an, welche Abkömmlinge der eingeführten Neger sind, und zu denen noch etwa 6000 Araber kommen. Dies gilt aber nur von Friedenszeiten; denn im Kriege kann der Kaiser leicht eine Anzahl von 100,000, freilich zum Theil undisciplinirten, Truppen aufbringen. Z.

Unbekannt mit allen Grundsätzen einer vernünftigen Freiheit, mag dieses unselige Volk mit seinen Tyrannen kriegen, so viel es will; es kriegt bloß für ihren Nachfolger, und opfert Leben und Eigenthum für weiter nichts auf, als um Einen barbarischen Despoten mit dem anderen zu vertauschen.

Des Kaisers Seemacht besteht aus ungefähr funfzehn kleinen Fregatten, einigen wenigen Schebekken und zwischen zwanzig und dreißig Rudergaleeren. Alle diese Fahrzeuge kommandirt ein Admiral; da aber die Schiffe vorzüglich nur zur Seeräuberei gebraucht werden, so vereinigen sie sich selten in eine Flotte. Die Zahl der in Dienst stehenden Seeleute wird auf sechs tausend geschätzt.

Von dem schlechten Zustande der Marokkanischen Häfen, und der Wahrscheinlichkeit, daß sie immer noch schlechter werden, habe ich schon geredet. Augenscheinlich ist also von dem Kaiser zur See äußerst wenig zu fürchten, und ich bin geneigt zu glauben, daß er in einigen Jahren, obgleich ein beträchtlicher Theil seiner Besitzungen an der See liegt, doch weder Flotte noch Häfen mehr haben wird.

Als ich den Charakter des verstorbenen Kaisers schilderte, bemerkte ich, daß keine unumschränktere Regierung seyn kann, als die von Marokko. Leben und Eigenthum der Unterthanen hangen gänzlich von dem Willen und der Laune des Monarchen ab. Das Formelle von Ordnung und Gerechtigkeit wird indeß immer beibehalten, obgleich sehr wenig von ihrem Wesen geblieben ist.

Zur Regierung einer jeden Provinz bestimmt der Kaiser eine Person, die, wie ich schon gesagt habe, Bascha heißt*). Gemeiniglich ist es ein Mohr von einigem Ansehn,

*) Höst schreibt nach dem Arabischen: *Baschia*. Dieser ist ein Krieger und gemeiniglich ein General. Er steht in solchem Ansehen, daß der Kaiser ihm in seiner eigenen Gegenwart nie diesen Titel erlaubt, sondern ihm denn nur den Titel Kaid zugesteht. Z.

und oft ein Sohn des Kaisers. Er wird nach der Willkühr des Monarchen ein- oder abgesetzt, und hat beinahe unumschränkte Gewalt in der ganzen Provinz, die er beherrscht. Den Tod ausgenommen, kann er jede Strafe zuerkennen, Abgaben und Geldbußen auflegen, kurz, Jeden nach Belieben plündern; und wenn der Leser nicht über den Mißbrauch des Wortes lächeln wollte, so möchte ich fast sagen: es wäre ein Theil seiner Amtspflicht, das Publikum und Einzelne zu berauben. Hat er sich nun durch alle Arten von Plünderungen ein großes Vermögen gesammelt, so läßt der Kaiser es sich angelegen seyn, diesen Schatz in seine eigenen Kasten zu bringen. Dem gemäß wird irgend ein kahler Vorwand erfunden, den Bascha gefangen zu nehmen, und dieß sogleich ins Werk gesetzt. Nun beraubt der Kaiser ihn seines ganzen Vermögens, und giebt ihm nachher die Regierung der Provinz wieder, um dasselbe Spiel noch einmal wiederholen zu können. — Wie vortreflich kannte der unnachahmliche Shakespear den Menschen in jedem Stande und in jeder Lage.

„Rosenkranz. Haltet Ihr mich für einen Schwamm, Prinz?

Hamlet. Freilich, für einen Schwamm, der des Königs Blicke, Winke und Mienen einsaugt. Aber dergleichen Bediente thun dem Könige erst am Ende die besten Dienste. Er verwahrt sie, wie der Affe einen Apfel, in dem Winkel seines Mundes; zuerst in den Mund genommen, um zuletzt verschlungen zu werden. Wenn er das braucht, was ihr eingesogen habt, so darf er Euch nur auspressen, und Ihr, Schwamm, seyd wieder trocken *)."

Ueber jede Stadt setzt der Kaiser Gouverneure, welche unter dem Bascha stehen und Alkaiden (al Kaid) heißen; eben so über jedes Douhar, oder Lager, einen Beamten,

*) Nach Eschenburgs Uebersetzung. Bd. XII. S. 287.

welcher Scheik genannt wird und gleiche Autorität hat. Diese Beamten haben in ihren Distrikten eben die Macht, wie die Baschas in ihren Provinzen. Aber in der Rücksicht, daß sie nicht allein von des Kaisers, sondern auch von des Baschа's Tyrannei und Laune abhangen, ist ihre Lage noch schlimmer.

Der Alkaid, oder Gouverneur, bekleidet in der Stadt, worin er residirt, zugleich einen Militair- und einen Civilposten. Als Officier kommandirt er eine gewisse Anzahl Soldaten, die er zur allgemeinen Vertheidigung und Ruhe, zur Eintreibung der Abgaben, zur Bestrafung der Verbrecher und zum Absenden der Befehle und Berichte nach Hofe und auf das Land gebraucht. Als Civilbedienter hat er die ganze Gerichtsbarkeit über alle Kriminalsachen, die er willkührlich, nur nicht mit dem Tode, bestrafen kann.

Wenn man bloß den gefährlichen Umfang dieser beinahe unbegränzten Gewalt betrachtet, so läßt sich leicht einsehen, welcher Mißbrauch in einem Lande, wo man so wenig auf Gerechtigkeit und Ehre hält, davon gemacht werden muß. Für die unbedeutendsten Vergehungen verdammt der Alkaide den Verbrecher nicht allein zur grausamsten Bastonade und zum Gefängnisse, sondern auch noch dazu, daß derselbe ihm eine Summe Geldes bezahlen oder irgend etwas Anderes von gleichem Werthe schenken muß, mit dessen Erwerb der Gefangene vielleicht sein halbes Leben zugebracht hat. Es ereignet sich oft, daß falsche Anklagen ersonnen werden, um dem Beklagten sein Vermögen zu rauben. Dies ist aber nicht der einzige Nachtheil, der aus dem Mißbrauche der Gewalt entspringt; denn jemand mag das offenbarste Verbrechen begehen — kann er nur ein größeres Geschenk aufbringen, als der Ankläger dem Gouverneur gegeben hat: so bekommt er nicht allein Verzeihung, sondern es wird ihm auch, wenn er nur im mindesten klug ist, eine Kleinigkeit seyn, das ganze Verbrechen auf seinen Gegner zu wälzen. In der That erhält

man hier zu Lande Gerechtigkeit, oder vielmehr ein Urtheil, am leichtesten, wenn man es kauft.

Unter dem Alkaid steht der Ell-Hakkum, oder Vicegouverneur, der in seinem Dienst mit einem ersten Schultheiß in England (principal bailiff oder constable) Aehnlichkeit hat.

Außer diesen Staatsbedienten befindet sich in jeder Stadt ein Kadi, der zugleich Civilrichter und Oberpriester ist; denn, wie bekannt, sind Civil- und Religionsanordnungen im Koran mit einander vereinigt. Erhebt sich daher zwischen Privatpersonen ein Streit über Recht, Schulden, Beschimpfungen und dgl., so wendet sich der, welcher sich für beleidigt hält, an den Kadi, und dieser entscheidet die Sache nach den Gesetzen des Korans. In seiner Abwesenheit ist jeder Talb, oder gewöhnliche Priester, bevollmächtigt, in seinem Nahmen zu entscheiden. Wollen sich die Partheien lieber an Rechtsgelehrte wenden, so müssen sie ihren Proceß schriftlich führen; sonst können sie aber ihre Sache mündlich verhandeln. Bei diesen Gelegenheiten darf der Kadi oder der Talb öffentlich keine Bezahlung nehmen; man weiß aber sehr wohl, daß nur zu oft Geschenke etwas bei ihnen ausrichten. — Der Mufti ist der erste unter den Kadis, und zugleich das Oberhaupt der Kirche.

Wenn eine Parthei bei einem Processe Recht zu haben glaubt, sich über den Ausspruch dieser Beamten zu beklagen, so kann sie an den Kaiser appelliren, der zur Verwaltung der Gerechtigkeit öffentliche Audienz giebt. Dieser Gebrauch würde die Uebel des Despotismus sehr vermindern, wenn der Kaiser immer unpartheiische Aussprüche thäte; aber Geschenke von Werth haben öfters auch auf den Oberherrn selbst mächtigen Einfluß. Aus diesem Grunde, und weil viele Provinzen von dem Sitze der Regierung so weit entfernt sind, ergreift das Volk selten dies letzte Mittel, Gerechtigkeit zu erhalten.

Die Art, Verbrecher zu bestrafen, hängt in diesem Lande gänzlich von dem Oberherrn ab. Unbedeutende Versehen werden gemeiniglich mit Gefängniß und der Bastonade bestraft. Bei der letzteren bekommt der Schuldige mit ledernen Riemen eine gewisse Anzahl Streiche auf den Rücken und die Beine: eine Strafe, die oft sehr grausam vollzogen wird. Für größere Verbrechen, besonders für Diebstahl, werden bisweilen beide Hände abgehauen; in andern Fällen auch ein Fuß und eine Hand. Als ich in Marokko war, mußten vier Männer, die eine Mordthat begangen hatten, beide Hände und Füße verlieren, und wurden nachher erschossen. Andre Verbrecher werden erstochen, mit Keulen todtgeschlagen, oder enthauptet. Bei einer andren Art von Strafe wirft man den Delinquenten so in die Höhe, daß er sogleich auf den Kopf stürzt. Um den vorigen Kaiser waren verschiedene Personen, welche durch Uebung die Geschicklichkeit erlangt hatten, Leute so in die Höhe zu werfen, daß sie nach Belieben sich den Kopf zerschmetterten, den Hals verdreheten, einen Arm, ein Bein oder beides brachen, oder auch niederfielen, ohne irgend einen wesentlichen Schaden zu leiden. Als ich zu Marokko war, litt ein Mann des Morgens die letzte dieser Strafen, und Nachmittages machte der Kaiser ihm ein ansehnliches Geschenk für den erlittenen Schmerz.

Um in wenigen Worten alles zu sagen: es giebt keine Art von Grausamkeit, die in Marokko nicht ausgeübt wird. Ich weiß wohl, daß bei dem uncivilisirten Zustande des Volkes harte und exemplarische Strafen nothwendig seyn mögen, um es unterwürfig zu erhalten; allein wenigstens müßte doch bestimmt werden, daß so grausame Strafen nur völlig überwiesenen Verbrechern zuerkannt werden dürften. Ich fürchte aber, daß in Marokko nur zu oft das Gegentheil hiervon der Fall seyn mag Man erlaubt dem Beklagten selten, sich zu vertheidigen, sondern er

wird sehr oft aus der Welt geschickt, ohne zu wissen, weshalb.

Diese Strafen werden immer in des Kaisers Gegenwart vollzogen. Die ehemaligen Monarchen des Landes waren selbst die Henker. Auch der vorige Kaiser vollzog als Prinz dieses Amt; aber bei seiner Thronbesteigung übergab er es seinen Neger-Soldaten. Ich bin nie bei einer solchen Exekution zugegen gewesen; man hat mir aber gesagt, daß Arme und Beine mit einem Messer und einer Säge von gewöhnlicher Art abgenommen, und die Stummel hernach in siedendes Pech getaucht werden; denn eine andre Art, Blutflüsse zu stillen, kennen die Mauren nicht.

Um zu zeigen, mit welchem kalten Blute die Mohren alle diese Dinge betrachten, will ich nur Ein Beispiel erzählen. Einer von des Kaisers Söhnen hatte es übernommen, seinem Vater eine Bittschrift zu übergeben, worin ich um meine Rückreise anhielt. Als ich zu ihm ging, um mich zu erkundigen, ob er mein Verlangen erfüllt hätte, sagte er mir: das letztemal, als er seinen Vater gesehen, habe sich keine Gelegenheit dazu gefunden, „weil derselbe zu sehr mit der Hinrichtung einiger Personen beschäftigt gewesen sey."

Zehntes Kapitel.

Muley Absulem's Ankunft zu Marokko. — Sein prächtiger Einzug. — Schicksal einiger Englischen Gefangenen. — Nachricht von den wilden Arabern. — Unterredung mit dem Prinzen. — Schmeichelhafte Hoffnungen. — Sie werden getäuscht. — Unwürdiges Betragen des Prinzen. — Seine Abreise nach Mekka. — Unangenehme Verlegenheit des Verfassers. — Sein Bemühen, Erlaubniß zur Abreise zu bekommen.

Ungefähr zehn Tage nach meiner Unterredung mit dem Kaiser kam Muley Absulem von Tarudant auf seinem Wege nach Mekka in Marokko an. Da er ein ausgezeichneter Liebling des Kaisers war, so hielt er einen so prächtigen Einzug in die Stadt, wie es gewiß sonst niemand von der kaiserlichen Familie gewagt haben würde. Sobald die Nachricht ankam, daß der Prinz sich der Stadt näherte, erhielten zwei von seinen Brüdern, Muley Slemma und Muley Ussine, die sich gerade zu Marokko befanden, ferner der Bascha und alle die Vornehmsten in der Stadt, Befehl, ihm entgegen zu reiten. Sie thaten dies mit großer Pracht, und trafen ihn ungefähr vier Meilen weit von der Stadt gelagert. Gleich nach dem Mittagsessen ging der Zug in folgender Ordnung vor sich: An der Spitze waren alle prinzliche Alkaiden, ungefähr zwölf an der Zahl, neben einander, und an jeder Seite von einem Standartenträger mit einer rothen Fahne, und einem Lanzenträger mit einer ungemein langen Lanze, gedeckt. Hinter ihnen folgte Muley Absulem, dem zur Rechten Muley Slemma und zur Linken Muley Ussine ritt. Nun kam der Bascha mit den vornehmsten Personen aus der Stadt. Den Nachtrab machte ein Korps von hundert Mann Reiterei, zur Hälfte Neger, zur Hälfte Mohren, die dicht neben einander ritten, und die Kolben ihrer Musketen auf dem Sattel ruhen hatten,

so daß die Mündungen senkrecht aufgerichtet standen. So rückte der Prinz fort bis an die Mauern der Stadt. Hier erhielt er Befehl, zu warten, bis der Kaiser käme: eine Ehre, welche Sidi Mahomet noch Niemand erwiesen hatte. Bald nachher kam der Kaiser mit seinem Gefolge, das ungefähr aus funfzig Soldaten zu Pferde bestand. So wie er sich näherte, saß Muley Abfulem ab, und küßte die Erde. Nun befahl ihm der Kaiser, aufzustehen und dicht an ihn zu treten. Dann legte er seine Hände auf des Prinzen Haupt, um ihn zu segnen, und hierauf umarmte er ihn mit aller Liebe eines zärtlichen Vaters. Als er endlich viele Fragen nach seines Sohnes Gesundheit gethan hatte, ritt er weg, und jeder begab sich nach seiner Wohnung. Sobald der Prinz innerhalb der Mauern seines Gartens angekommen war, gaben seine Truppen, wie es bei solchen Gelegenheiten Sitte ist, eine dreifache Salve mit ihren Musketen unordentlich durch einander; und hiermit war die Feierlichkeit geendigt.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ich keine Zeit verlor, dem Prinzen meine Aufwartung zu machen. Er empfing mich auf eine so schmeichelhafte Art, wie ich es nur immer wünschen konnte, und sagte mir: sein Gesicht hätte sich ferner nach und nach gebessert, und er fühlte sich auch übrigens vollkommen gesund. Ich nutzte diese Gelegenheit, ihm vorzustellen, wie unangenehm meine Lage in Rücksicht des Kaisers wäre; ich verließe mich darauf, setzte ich hinzu, daß er nun jeden etwanigen Zweifel über mich heben würde. Er versprach auch, mein Verlangen zu erfüllen. Als ich meinen zweiten Besuch bei ihm machte, sagte er mir: der Kaiser habe ihm erlaubt, seine Arzneien wieder zu gebrauchen, und er hätte, wie er gewiß wäre, genug Einfluß auf seinen Vater, um ihn zu überreden, daß er mir, als eine Belohnung für meine Dienste, die Englischen Gefangenen losgäbe.

Der Prinz hatte den Englischen Kapitain, den einzigen Engländer, der in der Sklaverei geblieben war —

denn der Neger war einige Zeit vorher gestorben — mit sich nach Marokko gebracht. Der Leser wird sich leicht vorstellen können, welche Freude ich fühlte, als ich meinem unglücklichen, allein in den Händen der Wilden gebliebenen Landsmann nun aus seiner Sklaverei befreiet sah, und, dem Versprechen des Prinzen zufolge, die frohe Aussicht hatte, daß man ihn sogleich wieder zu seinen Freunden und in sein Vaterland schicken würde. Doch dies Gefühl will empfunden, und nicht beschrieben seyn. Wenn aber dieser Umstand auf mich einen so starken Eindruck machte, was mußte er nicht auf den unglücklichen Officier wirken, der seit einigen Monathen von seinen Landsleuten, unter denen er einen nahen Anverwandten hatte, getrennt gewesen war, ohne zu wissen, ob sie todt oder lebendig wären; der neben den Plagen der Sklaverei noch ein schweres Fieber ausgestanden, ohne daß irgend ein menschliches Wesen ihn getröstet, oder ihm den in solchen Fällen so nothwendigen Beistand geleistet hätte? Unter diesen Umständen aus seiner harten Lage erlöst zu werden, von seiner Krankheit zu genesen, und zu Marokko alle seine Begleiter von dem Kaiser wohl versorgt anzutreffen — einen solchen Wechsel zu erfahren, hatte er schon alle Hoffnung aufgegeben.

Der Kapitain war ein geschickter junger Mann und ein angenehmer Gesellschafter. Er hatte sich, wie ich schon oben bemerkt habe, auf Heilkunde und Wundarzneikunst gelegt, und in beiden gute Anweisung genossen. Seine erste Ausflucht machte er als Wundarzt auf einem Guineafahrer. Als er indeß in diesem Posten verschiedenemale zur See gewesen war, und ihn nicht seinem Vortheile gemäß fand, erhielt er das Kommando eines kleinen zu eben dem Handel bestimmten Schiffes, und jetzt hatte er seine erste Reise als Kommandeur gemacht.

Gegen seine Neigung bekam er von seinen Rhedern Befehl, zwischen den Kanarischen Inseln und der Küste von Afrika durchzusegeln: ein Weg, den man immer für gefährlich hält. Als er sich dem von wilden Arabern be-

wohntem Orte näherte, wo ihn sein Unglück traf, gerieth er in eine reißende Strömung, die ihn gerade auf die Küste zu trieb; und da nun eine völlige Windstille entstand, so mußte er unvermeidlich stranden. Das Schiffsvolk setzte sogleich das Boot aus, brachte alles Geld, das am Bord war und etwa fünfhundert Thaler betrug, nebst einem guten Vorrath von Lebensmitteln und Wasser hinein, und kam damit wohlbehalten ans Land.

Der Theil der Küste, woran sie gescheitert waren, bestand bloß aus tiefem Sande. Da sie bei ihrem ersten Landen nichts entdeckten, was sie beunruhigen konnte, so wollten sie zu Fuß längs der Küste nordwärts fortgehen, bis sie Santa Cruz oder Mogadore erreichten, wo sie ihr Schicksal bekannt machen konnten. In dieser Absicht machten sie sich mit ihrem Gelde, Proviant und Wasser auf, und legten ohne Hindernisse zwei Tagereisen zurück. Nun bemerkten sie aber einen Trupp wilder Araber, die, mit großen Keulen und Messern bewaffnet, schnell auf sie zugingen. Sie ließen es jetzt ihre erste Sorge seyn, ihr Geld im Sande zu verscharren. Da jene ihnen weit an der Zahl überlegen waren, so sahen sie keine Möglichkeit, sich mit Glück zu vertheidigen, sondern erwarteten jeden Augenblick den Tod. Die Wilden hatten indeß eine andre Absicht mit ihnen. Sie wußten wohl, daß die Habseligkeiten der Unglücklichen ihnen sicher genug waren, und daß sie dieselben nicht erst zu tödten brauchten, um das Ihrige zu erhalten. Auch wußten sie, daß die Personen derselben, wenn sie feil geboten würden, ihren Werth hätten; und ihr letzter Entschluß war daher, sie als Sklaven zu Markte zu bringen.

Jeder von ihren nunmehrigen Herren glaubte, gleiches Recht an dem Fange zu haben, und daher konnten sie zuerst nicht einig werden, wie sie sich darin theilen wollten. Unterdessen wurden einige Engländer zu Boden geschlagen; andren schnitt man die Taschen ab, und riß ihnen die

Knöpfe vom Kleide. Zuletzt legten Mehrere Hand an sie, und führten sie nach ihren verschiedenen Wohnplätzen.

Da ich in Marokko Gelegenheit hatte, einige von diesen Wilden zu sehen, und da sie von denen Arabern, welchen ich auf meinen Reisen begegnet bin, in manchen Stücken verschieden sind, so bitte ich meine Leser um Erlaubniß, sie beschreiben zu dürfen. Ganz gegen die Sitte der Mauren, tragen sie langes Haar, das dunkelschwarz ist und wie die Borsten eines Stachelschweins vom Kopfe absteht. Sie haben eine dunkelbraune Gesichtsfarbe, sehr spitze Nasen, schwarze, starre Augen, und Minen, daß man sie für mondsüchtig oder stilltoll halten sollte. Ihr Körper ist stark und muskulös. Viele gehen ganz nackend; andre tragen bloß eine geringe Bedeckung um die Mitte des Leibes. — Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Die Englischen Seeleute wurden nun in elende Hütten oder Zelte gebracht, wo sie verschiedene Tage hindurch weiter nichts zur Nahrung bekommen konnten, als Wacholderbeeren, Seewasser und bisweilen ein wenig Milch.

Von diesen Leuten wurden sie bald an andre verkauft, die sie dann sogleich zu Sklavendiensten brauchten. Sie mußten nehmlich in Schläuchen Wasser tragen und verschiedne andre Sklavenarbeiten verrichten, wobei es niemals ohne Schläge abging.

Als sie beinahe drei Monathe in diesem Zustande gewesen waren, machten sie ein Mittel ausfindig, einen Brief, worin sie ihre Lage schilderten, in die Hände des Vicekonsuls zu Mogadore zu bringen. Dieser schickte ihn dem Generalkonsul zu Tanger, und schrieb zugleich an Muley Abfulem, dessen Provinz an die gränzte, worin Kapitain Irving und seine Leute Gefangene waren. Nach Verlauf von acht Monathen seit jenem unglücklichen Ereignisse, erhielt der Prinz von dem Kaiser die Erlaubniß, sie loszukaufen, und sie nach Marokko zu schicken, wo Se. Mohrische Majestät sie zu behalten rathsam fanden, bis sie von unserm Könige ausdrücklich

verlangt würden, oder, mit andern Worten, bis er ein ansehnliches Geschenk bekäme.

Ungefähr vier Tage nach des Prinzen Ankunft bestätigten sich dem Anscheine nach die schmeichelhaften Versicherungen, die er mir wegen dieser Unglücklichen gegeben hatte. Er benachrichtigte mich nehmlich, es wäre in Ansehung seines Versprechens wegen der Englischen Gefangenen bei dem Kaiser alles nach Wunsch gegangen; in zwei oder drei Tagen würde er über Fez nach Mekka reisen; dann sollte er uns alle bis Salee mitnehmen, und dort würden Leute beordert werden, uns nach Tanger zu bringen.

Eine so angenehme Nachricht, und von so sichrer Hand, machte mir die erfreulichste Hoffnung, daß meine Reise sich noch zu meiner Zufriedenheit endigen würde. Ich flog fast zu dem Kapitain, um ihm dies zu melden; er war aber schon zu sehr an getäuschte Hoffnungen gewöhnt, als daß meine Nachricht lebhafte Erwartungen bei ihm hätte erregen sollen. Seine Lebensgeister schienen sich indeß doch dadurch wieder etwas mehr zu erholen.

Am Tage vor der Abreise des Prinzen ward mir gesagt, ich möchte die Zahl der Maulesel angeben, die zum Fortbringen meines Gepäckes nöthig wären. Zugleich kündigte man mir an, daß wir in zwei Tagen alle abreisen sollten. Aber zu meinem größten Erstaunen ward mir an demselben Abend zum erstenmal die Erlaubniß, den Prinzen zu sprechen, abgeschlagen; er ließ sich nehmlich mit Geschäften entschuldigen, und wünschte, daß ich ihn am andern Morgen besuchen möchte. Gleichwohl sah ich alle Anstalten zur Reise machen, und man hatte mir für ganz gewiß gesagt, daß der Prinz am nächsten Tage Marokko verlassen würde.

Dieser Umstand mußte mich nothwendig verdrießlich und unruhig machen. Den andern Morgen ganz früh begab ich mich daher wieder zu der Wohnung des Prinzen, um

die

die Wahrheit von dem, was ich den Tag vorher gehört hatte, zu erfahren. Ich brauchte indeß nicht lange nachzuforschen, da das erste, was mir in die Augen fiel, die schon beladenen Bagage-Maulesel waren, und da man mir überdies sagte, daß der Prinz in einer Stunde abreisen würde.

Vergebens ließ ich den Prinzen verschiedentlich bitten, er möchte mir erlauben, mit ihm zu sprechen. Ich erhielt bloß zur Antwort: er wäre beschäftigt, und ich müßte ein wenig warten. Durch mein dringendes Anhalten ermüdet, kam endlich ein besonderer Freund Sr. Hoheit heraus, und sagte mir: der Prinz schickte mir zehn harte Thaler, und ließe mir befehlen, den Garten sogleich zu verlassen. Nur der Kaiser könnte mich wieder nach Hause zurückschicken.

Aufgebracht über diese unwürdige Behandlung, ließ ich dem Prinzen durch den Mohren sagen: Geld brauchte ich nicht. Ich wünschte bloß, daß er sein Versprechen erfüllte; und nur Gewalt sollte mich eher aus dem Garten bringen, als bis ich einige Aussicht hierzu hätte. Der Erfolg von dieser Botschaft war, daß eben der Mann mit noch zwei Thalern wiederkam, und dabei sagte: „der Prinz hätte für mich Alles gethan, was er nur gekonnt hätte. Wenn ich zu einem von des Kaisers Sekretären, den er mir nannte, zu gehen Willens wäre, so würde mir dieser des Kaisers Abfertigungsbrief geben, und ich könnte dann nach Hause reisen, auf welche Weise ich wollte; der Prinz aber hätte mit mir nichts mehr zu schaffen.“ Da ich fand, daß meine Bestellungen vergeblich waren, so beschloß ich, die Gelegenheit abzuwarten, wenn der Prinz heraus käme; und sobald er zu Pferde gestiegen war, trat ich gerade vor ihn hin. Allein selbst dieser letzte Versuch half eben so wenig, wie die vorhergehenden, und ich erfuhr die äußerste Grobheit und Undankbarkeit; denn ehe noch mein Dolmetscher nur einen einzigen Satz vorbringen konnte, gab der Prinz seinem Pferde die Sporn, ritt eilig von mir

weg, und ließ mich in der unangenehmsten Lage, die man sich nur denken kann.

Wohin ich sah — nirgends fand ich eine tröstliche Aussicht. Ich war in das Land gekommen, um den kranken Prinzen zu kuriren, und er hatte mir die festeste Versicherung gegeben, daß ich, sobald er meiner Dienste nicht mehr bedürfte, wieder zurück geschickt werden sollte. Wie groß mußte nun nicht meine Kränkung seyn, da ich mich in einer schlimmeren Lage sah, als der Kranich in der Fabel! Denn anstatt für alles das Ungemach und die Beschwerlichkeiten, die ich um seinetwillen erduldet hatte, von ihm nur diese negative Gunst zu erhalten, war ich gänzlich verlassen, und in den Händen eines übermüthigen, treulosen Kaisers! Zweifel über Zweifel bemächtigten sich meiner Seele; und dies, nebst dem Gedanken, daß ich die Hoffnung der unglücklichen Seeleute so gänzlich getäuscht, ferner daß ich dem Konsul bei der Genesung des Prinzen die günstigsten Nachrichten geschrieben hatte — dies alles erschütterte mein Gefühl so stark, daß ich zwei bis drei Stunden nicht viel besser, als wahnsinnig, war.

Sobald ich mich einigermaßen wieder erholt, ging ich zu dem Manne, an den man mich wegen meines Abfertigungsschreibens gewiesen hatte. Man sagte mir, er wäre früh Morgens nach Fez abgereist; auch machte ich noch die angenehme Entdeckung, daß der Prinz selbst sich dieser Entschuldigung bedient hatte, um nicht von mir belästigt zu werden. Weil kein Fremder, den der Kaiser hat kommen lassen, sich eher vom Hofe wegbegeben darf, als bis er seinen Urlaub bekommt: so betrachtete ich mich nun in jeder Rücksicht als einen Gefangenen. Da jede Hoffnung zur Freilassung mir fehl geschlagen war, so ging ich nach Hause, und schickte sogleich Expresse an die Konsuln zu Tanger und Mogadore ab, benachrichtigte diese von meiner Lage, und bat sie ernstlich um ihre unmittelbare Verwendung. Zugleich ließ ich kein anderes Mittel, wodurch ich meine Beurlaubung hätte erhalten können, un-

benutzt; aber Alles war vergeblich! Das beste, was ich ersinnen, oder wenigstens ins Werk setzen konnte, war, dem Kaiser durch einen von seinen Söhnen folgende Bittschrift überreichen zu lassen:

An Se. Kaiserliche Majestät von Marokko.

Großmächtigster Kaiser,

Mit aller der ehrfurchtsvollen Unterwerfung, die Ewr. Majestät hoher Würde gebührt, nehme ich mir die Freiheit, Ewr. Majestät zu berichten, daß der Gouverneur von Gibraltar, unter dem zu dienen ich die Ehre habe, mir besonderen Befehl gegeben hat, wenn Ewr. Majestät Sohn, der Prinz Muley Absulem, meiner Hülfe nicht mehr bedürfte, sogleich zu meinem Posten zurückzukehren. Da dies jetzt der Fall ist, so erwarte ich bloß, zu erfahren, ob ich die Ehre haben soll, Befehle von Ewr. Majestät nach Tanger, an Ewr. Majestät Sohn Muley Hassem, oder an den Brittischen General-Konsul zu überbringen.

Ich habe die Ehre mit der größten Ehrfurcht zu seyn
Ewr. Majestät unterthänigster Diener
W. Lempriere.

Diesen Brief ließ ich ins Arabische übersetzen, und in die landesüblichen Komplimente einkleiden. Dann wickelte ich ihn in ein seidenes Tuch, der Art gemäß, wie den kaiserlichen Personen in der Bärbärei alle Briefe übergeben werden. Nun brachte ich ihn mit einem Geschenke von Irländischer Leinewand, ungefähr sechs Thaler an Werth, und ebenfalls in ein seidenes Tuch gewickelt, dem Muley Omar, den ich zu Tarudant gesehen hatte, und bat ihn, denselben bei der ersten Gelegenheit seinem Vater zu überreichen. Erst nahm der Prinz das Geschenk an, und dann sagte er: da wir schon alte Freunde wären, so hätte ich mich nicht damit zu bemühen gebraucht; ich könnte aber versichert seyn, daß er dies Geschäft in Kurzem zu meiner gänzlichen Zufriedenheit ausrichten würde. Der Erfolg davon war ein Versprechen des Kaisers, daß er mich sogleich nach Hause schicken wollte; aber auch hierbei

zeigte er eben die Falschheit, die ich gewöhnlich erfahren hatte.

Da des Kaisers Geisteskräfte schon so sehr abnahmen, daß er sich nach einer Stunde eines Umstandes nicht mehr erinnerte, so mochte meine Abfertigung wohl durch seine Vergeßlichkeit eben so sehr, wie durch irgend eine andere Ursache, verzögert werden. Deswegen ließ ich es nun meine nächste Bemühung seyn, die ersten Minister durch Geschenke für mich zu gewinnen. Ich hoffte nehmlich, daß diese ihn stets daran erinnern sollten; allein meine Geschenke waren diesen räuberischen Leuten entweder nicht ansehnlich genug, oder sie mußten hoffen, daß ich sie wiederholen würde — genug, auch durch diesen Plan konnte ich nichts ausrichten.

Elftes Kapitel.

Abreise des Kapitains Irving. — Uebermuth des Pöbels gegen die Christen. — Sitten und Charakter der Mohren. — Erziehung der Prinzen. — Bildung und Kleidung der Mohren. — Häuser und Mobilien. — Gebräuche. — Kouriere. — Anekdoten zur Erläuterung der Mauriſchen Gebräuche. — Gegenstände der Unterhaltung zu Marokko. — Reitkunst. — Musik und Dichtkunst. — Religion. — Moskeen. — Sklaven. — Heirathen. — Leichenbegängnisse. — Renegaten. — Karavanen nach Mekka und Guinea.

Vierzehn Tage nach des Prinzen Abreise wurden alle Englische Gefangene nach Mogadore beordert, wo sie unter der Aufsicht eines angesehenen Herrn so lange bleiben sollten, bis unser Hof es für gut fände, sie abholen zu lassen. Da ich durch diesen Umstand die Gesellschaft des Kapitains verlor, dessen gesunder Verstand und angenehme Unterhaltung mir meine verdrießliche Lage um ein Großes erträglicher gemacht hatten: so that diese Veränderung, wie ich gestehen muß, eben nicht die vortheilhaf-

keste Wirkung auf mich. Meine einzige Zuflucht in Absicht der Gesellschaft blieb nunmehr der schon oben erwähnte Französische Officier.

Wir waren in unsrem Umgange einer auf den andren eingeschränkt; aber es gab noch ein andres Hinderniß gegen unsren Zeitvertreib. Wir konnten nehmlich die Judenstadt nicht verlassen, ohne mit wiederholten Steinregen, Schimpfwörtern und allen Beleidigungen, welche Bigotterie und Brutalität nur ersinnen können, begrüßt zu werden. In jeder Nation ist der unwissende Haufe intolerant; aber einen tollkühnern, wildern Pöbel, als die Lazzaroni von Marokko, kann es wohl kaum geben. Er ist eine Mischung von den gemeinsten Stadtleuten, von Bergbewohnern und von wilden Arabern, die in der Hoffnung, sich durch Arbeit oder Diebstahl zu nähren, in die Stadt gewandert sind.

Der Charakter eines vermischten Stammes paßt in einem noch weiteren Sinne selbst auf die civilisirten Einwohner dieses Landes. Vorzüglich kann man in den Städten den Abkömmlingen der verschiedenen Stämme, von welchen sie entsprossen sind, immer nachspüren; nehmlich den eingebornen Mauren, ihren Türkischen Besiegern, und den Negern, welche auf die schon erwähnte Art in das Land gebracht worden sind.

Die Farbe der zwei ersteren Stämme ist gelblich weiß; und theils wegen dieses Umstandes, theils wegen ihrer wechselseitigen Heirathen unter einander, kann man nicht immer den Ursprung eines jeden Individuums bestimmen. Deshalb will ich beide unter dem allgemeinen Nahmen Mohren oder Mauren zusammenfassen. Die Neger machen zwar einen großen Theil von den Unterthanen des Kaisers aus; aber doch sind sie jetzt auf keine Weise so zahlreich, wie unter Muley Ischmael's Regierung, der sie erst in das Land brachte. Sie sind besser gebildet, als die Mohren; und da sie mehr Leben, Muth und Thätigkeit haben, so ist ihnen ein beträchtlicher Theil

der vollziehenden Gewalt in der Regierung anvertrauet. Sie machen in der That den beträchtlichsten Theil von des Kaisers Armee aus, und werden gewöhnlich zum Kommando über Provinzen und Städte bestimmt. Dies erregt natürlich Eifersucht zwischen ihnen und den Mohren, da die Letzteren sie als Usurpatoren einer Gewalt betrachten, zu der sie gar kein Recht haben.

Die Neger sind blutdürstig, eigensinnig und rachsüchtig. Als Soldaten zeigen sie Feuer genug, wenn sie Anführer haben, denen sie gewogen sind. Ihre Anhänglichkeit beruhet aber auf der Freigebigkeit ihres Befehlshabers, und auf der Energie, Strenge und Grausamkeit in seinem Charakter. Wenn er in einem von diesen Stücken nachläßt, so entlaufen sie ihm, oder überliefern ihn den Feinden.

Außer den Negern, die des Kaisers Armee ausmachen, giebt es im Lande noch eine große Menge anderer, die bei Mauriſchen Privatperſonen entweder Sklaven waren, oder es noch sind. Jeder Mohr von Bedeutung hat nehmlich eine Anzahl von ihnen in Diensten. Zur Schande für Europa behandeln die Mohren ihre Sklaven menschlich, und lassen sie bloß nach ihren Gärten sehen und Hausarbeiten verrichten. Sie erlauben ihnen, sich unter einander zu verheirathen, und nach einer gewissen Anzahl Jahre schenken sie ihnen freiwillig das unschätzbarste Gut, die Freiheit. Die Neger nehmen bald den Muhamedaniſchen Glauben an, ob sie gleich bisweilen ein wenig von ihren abergläubiſchen Landesgebräuchen darunter miſchen. In jedem andern Betracht ahmen sie in Kleidung und Sitten die Mohren nach, von denen ich nun dem Leser einen allgemeinen Begriff zu machen suchen will.

Um über den Charakter der Mohren billig und gerecht zu urtheilen, müssen wir bedenken, was der gänzliche Mangel an Erziehung nothwendig bewirken muß; ferner die Wirkungen der im strengsten Sinne willkührlichen Regierung und eines Klima's, das, in so fern ein Klima nur Einfluß haben kann, ganz dazu eingerichtet ist, fehlerhafte Leidenschaf-

ten zu erregen und zu reitzen, und doch zugleich durch seinen entkräftenden und erschlaffenden Einfluß die edleren Geistesfähigkeiten zu schwächen und niederzudrücken. Hierzu kommt noch der mannichfache Nachtheil, der aus dem Mangel an freier Gemeinschaft mit andern Völkern entspringt, und der Einfluß einer ungereimten und lieblosen Religion.

Bei solchen Umständen muß der Reisende sich nicht wundern, wenn er hier die meisten Fehler wilder Nationen auf Ueppigkeit und Trägheit gepfropft findet; wenn er Aberglauben, Geitz und Wollust, die Hauptzüge ihres Charakters, mit ihren natürlichen Begleitern, Betrug und Eifersucht, bemerkt; — wenn er nur wenig liebreiche Anhänglichkeit und Zuneigung, wenig Freundschaft und gesellige Verbindung unter einander sieht: denn die Beschaffenheit der Regierung und die Gewohnheiten des Privatlebens sind dazu eingerichtet, Jedermann Mißtrauen und Argwohn gegen seinen Nachbar einzuflößen.

Ich will indeß nicht behaupten, daß dieser Charakter allgemein ist; denn die Gebräuche und die Regierungsform einer Nation mögen noch so sehr wider Tugend und moralische Vollkommenheit streiten — es giebt doch immer von den herrschenden Lastern einer jeden Societät glänzende Ausnahmen. So finden sich unter den Mohren Viele, deren Privattugenden jeder gebildeten Nation Ehre machen würden; aber leider muß ich hinzusetzen, daß diese Charaktere selten sind. Sie seufzen unter dem grausamsten Drucke des Despotismus; daher verlieren sie alle Lust zu Fleiß und Vervollkommnung, und lassen Trägheit und Unwissenheit ohne Einschränkung über sich herrschen. Sie wissen, wie unsicher es ist, ob sie der Früchte ihrer Hände und ihres Kopfes lange genieſſen werden; deshalb begnügen sich die meisten Personen des Volkes mit den bloßen Lebensbedürfnissen, oder bemühen sich, wenn es in ihrer Macht steht, durch eben die Mittel reich zu werden, wodurch sie vorher im Zustande der Armuth erhalten wurden.

Künste und Wissenschaften scheinen hier ganz unbekannt zu seyn; *) oder wenn sich ja Jemand um sie bekümmert, so sind es bloß die Juden, in der That die einzigen fleißigen und erfinderischen Leute in diesem Lande. Man kann die Mohren im Allgemeinen als ein Hirtenvolk betrachten, da sie bloß einige wenige mechanische Geschäfte treiben und Alles, was Erfindungsgeist erfordert, den Juden überlassen. Diese führen auch den größten Theil ihrer Geld- und Handelssachen; und selbst die wenigen Mauriſchen Kaufleute müssen zur Verrichtung ihrer Geschäfte Jüdische Agenten haben.

Aus Furcht, daß man ihren Reichthum entdecken möchte, entziehen sie sich lieber allen Aufwand und selbst die Bequemlichkeiten des Lebens, um nicht des Geldes beraubt zu werden, das doch unter solchen Umständen wenig oder gar keinen Nutzen für sie hat. Sie sammeln Schätze, und verbergen sie dann, doch selten so listig, daß man sie nicht am Ende entdecken sollte, da sie denn von dem Bascha, dem Prinzen, oder dem Kaiser geplündert werden. Um ihre Reichthümer sicher zu verhehlen, müssen sie zu jeder Art von Verstellung ihre Zuflucht nehmen; und da man sie von den frühesten Jahren ihres Lebens an in dieser Eigenschaft übt, so wird sie in dem reiferen Alter ein fester Zug ihres Charakters.

Die Mohren sind von Natur ernsthaft und nachdenkend, eifrig in Freundschaftsversicherungen, aber in ihrer Zuneigung nichts weniger als aufrichtig. Sie haben keine Neugierde, kein Verlangen nach Kenntnissen. Durch Trägheit, mit gänzlichem Mangel an Geisteskultur verbunden, werden sie vielleicht noch unempfänglicher für alle feineren

*) Ueber die Wissenschaften und Künste der Mauren hat Höst in seinem achten Kapitel umständlich gehandelt. Im Ganzen ist dieses Volk freilich, wie alle Muhamedaner, noch sehr zurück; aber man begreift doch eher, wie solche Nationen die Zeit noch immer nach dem Monde, nehmlich nach Mondsmonathen, berechnen, als wie unsre Juden, die schon so lange unter den aufgeklärtesten Nationen gelebt haben, es noch fortdauernd thun. Z.

Gefühle, als jedes andere unaufgekärte Volk, und es ist mehr als gewöhnliche Anreitzung erforderlich, um sie für Freude oder Schmerz empfindlich zu machen. Bei dieser Fühllosigkeit haben sie indeß auch nicht den kleinsten Funken von Muth und Tapferkeit. Im Unglück zeigen sie gegen ihre Obern die niedrigste Unterthänigkeit; im Glück sind ihre Tyrannei und ihr Stolz unerträglich. Sie lächeln oft; aber selten hört man sie laut lachen. Das untrüglichste Zeichen von innerer Ruhe und Vergnügen besteht bei ihnen darin, daß sie zum Zeitvertreib ihren Bart streichein, oder damit spielen. Sind sie aufgebracht, so geht ihr Streit doch niemals weiter, als bis zu gewaltigem Schimpfen. Sie baxen sich niemals, wie unsere Landleute, sondern, wenn es bei einem Zanke bis zum Aeußersten kommt, so nehmen sie einander beim Kopfe, und oft endigt sich dann der Zank durch einen Mord.

Es ist irgendwo angemerkt, daß alles, was des Menschen Geist erniedrigt, zugleich auch sein Herz verderbt und verschlimmert. Die verworfene Gesinnung, welche der Sklavenzustand verursacht, reißt auch jedes edle Gefühl mit der Wurzel aus. Die Mohren sind ehrlos in allen ihren Handlungen, und die Vornehmsten unter ihnen verrathen Neigungen, die den Geringsten unter den civilisirten Europäern beschimpfen würden. Als die Armee des vorigen Kaisers zu Tanger lag, lud einer von den Konsuln den Mohrischen General und dessen vorzüglichste Freunde zum Thee ein. Kaum waren sie wieder weg, so vermißte der Konsul einen von seinen Theelöffeln. Er schickte, weil er den Charakter der Mohren kannte, danach zu dem Generale, der ihn auch sogleich zurükgab, und sich bloß damit entschuldigte, daß er ihn aus Versehen in die Tasche gesteckt habe.

Es wäre zu wünschen, daß wir zur Beschreibung von dem Genius oder Charakter einer Nation in unsrer Sprache ein Wort hätten, welches anzeigte, daß vorzüglich Gewohnheit ode Gebräuche den Charakter der Völker bilden. Von

dieser Wahrheit giebt Marokko den stärksten Beweis. So schläfrig und gefühllos auch der Mohr, nach meiner Schilderung, im Ganzen ist, so paßt doch dieser Charakter keinesweges in seinen frühern Jahren auf ihn. In der Kindheit besitzt er einen ungewöhnlichen Grad von Lebhaftigkeit und Scharfsinn; aber, so wie er älter wird, sinkt er nach und nach in Trägheit und Stumpfheit. Offenbar ist also dieser Umstand bloß dem Mangel an Erziehung zuzuschreiben. So lange sie in der Schule sind, zeigen sie fast eben so viel Fleiß, als Geschicklichkeit; und da sie ihre Lektionen alle auswendig lernen, so ist auch wirklich ein nicht geringer Grad von Anstrengung nöthig. Ihr Kursus ist indeß äußerst begränzt, und dauert nur sehr kurze Zeit. Er besteht großentheils aus dem Unterricht in gewissen Kapiteln des Korans, und etwa noch im Schreiben. Nachher hat alle Aufmerksamkeit zum Lernen ein Ende; und obgleich die Eltern ihnen nicht viel nachsehen, so werden sie doch selten bestraft, und gewöhnlich sich selbst überlassen, so daß sie beinahe im Stande der Natur leben.

Ein neulich verstorbener beredter Schriftsteller sagt: „es fehlte den Alten nicht, wie dem Archimedes, an einem Platze für ihre Maschinen, sondern an einer Maschine, die moralische Welt in Bewegung zu setzen. Diese Maschine ist die Druckerpresse;" — und dem Mangel an ihr kann man mit Recht die Dummheit, Unwissenheit und Sklaverei der Afrikanischen Nationen zuschreiben. Die Buchdruckerkunst ist in der Bärbarei gänzlich verboten und unbekannt; auch sind, aus irgend einer unerklärlichen Ursache, die meisten von den Manuskripten, welche die alten Saracenen besaßen, für die jetzige Mohrische Generation verloren. Wirklich existiren noch einige wenige, die von Sternkunde, Sterndeuterei und Naturlehre handeln; man studirt jetzt aber bloß die astrologischen.

Wenn noch irgend etwas eine wichtige und wohlthätige Veränderung bei diesem Volke hervorbringen könnte, so wäre es das Beispiel eines großen, edel denkenden Mo-

narchen, der durch irgend eine besondere Revolution zu dem Throne von Marokko käme. Unter einer so despotischen Regierung, wo Religion und Gewohnheit sich vereinigen, das Volk seinen Fürsten als ein übermenschliches Wesen betrachten zu lehren, kann sein Beispiel weit mehr wirken, als in einem freien Lande, wo man den Oberherrn bloß als ein Individuum betrachtet, das zum allgemeinen Besten auf den Thron gesetzt, und allen, der menschlichen Natur eigenen Fehlern und Schwachheiten unterworfen ist, — wo der Geist, da er frei denken darf, jedes Ansehen, das Ansehen der Vernunft und der Wahrheit ausgenommen, nicht achtet.

Der Plan, den man zur Erziehung der Marokkanischen Prinzen angenommen hat, ist indeß so weit entfernt, auf Verbesserung ihres Geistes und auf Bereicherung ihrer Begriffe abzuzwecken, daß er im Gegentheil nur zu oft dazu dient, sie noch lasterhafter und viehischer zu machen, als selbst der Schlimmste ihrer Unterthanen ist. Sobald sie in den Jahren sind, daß es nicht rathsam seyn würde, ihnen noch länger innerhalb der Mauern des Harems zu trauen, so werden sie herausgenommen und der Sorge eines von den Lieblings-Negern ihres Vaters übergeben. Mit diesem schließen sie bald die engste Vertraulichkeit; von ihm nehmen sie alle die schlechten Eigenschaften an, die mit dem Stande der Sklaverei unzertrennlich verbunden sind; von ihm werden sie zu Lastern aller Art, Ausschweifungen, Grausamkeit und Unterdrückung eingeweihet. Ihr Unterricht erstreckt sich nicht weiter, als auf Lesen und Schreiben, und ihre Kenntniß der Welt besteht bloß in dem, was sie auf einer Pilgerreise nach Mekka beobachten und lernen können. Mit der Staatsgeschichte aller fremden Mächte sind sie völlig unbekannt, und die Kenntniß von ihrer eigenen Regierung schränkt sich vorzüglich auf ihren schlechtesten Theil ein. Sie mit den Hülfsquellen ihres Landes und mit den Verbesserungen, die seine Lage erlaubte, bekannt zu machen, oder ihre Aufmerksamkeit nur zum Theil auf Anord-

nungen in der Regierung zu lenken, die auf den Vortheil und den Wohlstand ihrer Unterthanen oder auf wahre Vergrößerung ihrer eignen Macht abzwecken — das liegt so weit außer den Gränzen ihrer Erziehung, wie Neutons Naturlehre. So besteigen sie den Thron mit allen Vorurtheilen der Unwissenheit, mit allen Lastern der Barbarei, und mit einem Stolze, bei dem sie auf ihre Mitgeschöpfe, wie auf niedrigere Wesen, herabsehen, ohne daß das mindeste Gefühl von Zärtlichkeit, Mitleiden, oder wahre Politik den Arm des Despotismus von den grausamsten und unseligsten Excessen abhielte. Diesem zufolge sind die Beherrscher von Marokko im Allgemeinen sehr wenig tauglich, eine Verbesserung in den Sitten und dem Charakter ihres Volkes zu bewirken.

Unwissenheit hindert indeß die Mohren nicht an Schwatzhaftigkeit. Sie sprechen sehr laut, und gemeiniglich ihrer Zwei bis Drei auf einmal, weil sie es mit dem Erwarten einer Antwort eben nicht sehr genau nehmen. So unnütz auch die Höflichkeitsregeln in den Augen des Philosophen seyn mögen, so giebt es doch einige unter ihnen, die wahrscheinlich selbst zur Vervollkommnung unseres Verstandes nicht wenig beitragen.

Persönliche Reinlichkeit haben neuere Philosophen mit als ein Kennzeichen von der Bildung eines Volkes angegeben. Muhamed schrieb den Mohren vergebens häufiges Waschen als eine Religionspflicht vor. Ihre Kleidung, die weiß seyn sollte, wird selten gereinigt; und ihr ganzes Aeußeres beweist, daß sie diesen Theil ihrer Religionsgebräuche sehr saumselig verrichten. Man erstaunt mit Recht, wenn man findet, daß bei dieser Nachlässigkeit in Ansehung ihres Körpers doch die sorgfältigste Reinlichkeit in ihren Häusern und Zimmern beobachtet wird. Sie gehen mit entblößten Füßen in ihre Zimmer, und können bei der Stelle, wo sie sitzen, nicht den geringsten Schmutz dulden. Diese Delikatesse erstreckt sich aber bloß auf das Innere ihrer Häuser. Aller Schutt und alles Kehricht wird auf

die Straße gebracht, und dadurch hat sich in verschiedenen Theilen der Stadt Marokko der Boden so gehoben, daß die neueren Häuser immer beträchtlich höher stehen, als die alten.

Der Körper der Mohren männlichen Geschlechtes wird durch die Kleidung so verstellt, daß man sich unmöglich einen guten Begriff von ihrer Figur und den Verhältnissen ihrer Glieder machen kann. Sie sind gemeiniglich von mehr als mittlerer Größe, und eher mager als fett. Ihre Farbe ist in den nördlichen Theilen des Kaiserthums im Ganzen gelb; je weiter nach Süden aber, desto dunkler wird sie. In ihren Gesichtszügen bemerkt man durchgehends viel Aehnliches. Sie haben große, schwarze Augen, eine Adlernase und gemeiniglich hübsche Zähne.

Die Mannskleidung *) besteht aus einem kurzen leinenen Hemde, mit großen, weiten Aermeln, die bis halb auf die Erde hangen; — einem Paar weiter leinener Schifferbeinkleider, die beinahe bis auf die Knöchel reichen, und über die sie noch ein anderes weites Paar von wollenem Zeuge ziehen. Ueber dem Hemde tragen sie zwei bis drei wollene Westen von verschiedener Farbe und Europäischer Manufaktur. Diese werden so weit und groß gemacht, wie unsre langen Röcke, vorn mit sehr kleinen Knöpfen zugeknöpft, und mit einem seidenen Gürtel fest um den Leib gebunden. Ueber die Westen werfen sie ein sammetnes Band, das queer über die rechte Schulter geht, und woran auf der linken Seite ein gekrümmter Dolch oder ein krummes Messer in einer metallenen Scheide hängt. Dies ist die Hauskleidung der Mohren; wenn sie aber ausgehen, ziehen sie noch den Haik an, ein Kleidungsstück, welches ich schon oben beschrieben habe. Sie werfen ihn auf eine nachlässige, aber ungezwungene Art über die andren Kleider, so daß er dem Schottischen Mantel (plaid) etwas ähnlich sieht.

*) Eine Beschreibung von dem Anzuge der Mauriſchen Weiber, und allgemeine Bemerkungen über sie, werde ich weiter unten liefern, wenn ich von des Kaisers Harem rede. A. d. V.

Diejenigen Mauren, welche eine Wallfahrt nach Mekka gemacht haben, sind berechtigt, einen Turban zu tragen, und heissen Ell-Hatsch. Man begegnet ihnen immer mit besondrer Ehrfurcht. (Selbst die Lastthiere, welche man zu dieser Reise gebraucht hat, stehen in großer Achtung, und sind nach ihrer Zurückkunft von aller Arbeit frei.) Die andre Klasse von Mohren trägt bloß schlichte rothe Mützen. Alle scheeren in der Regel ihren Kopf dicht ab, so, daß bloß oben auf der Scheitel eine Locke stehen bleibt; ihren Bart aber lassen sie wachsen. Sie tragen weder Strümpfe noch Schuhe; sondern statt der letztern gelbe Pantoffeln. Sie halten sehr viel auf Korallen, und die Vornehmern haben immer einen Rosenkranz davon in der Hand, indeß mehr zum Zeitvertreibe, als zu Religionsabsichten. Viele tragen auch glatte goldne Ringe an den Fingern, und die, deren Umstände diese Ausgabe erlauben, haben auch Uhren; sie halten dieselben aber, eben so wie den Rosenkranz, mehr für eine Zierde, als für eine sonderlich nützliche Sache, und es kennen nur Wenige ihren Nutzen gehörig.

Dies mag dienen, einen Begriff von der Kleidung der Reichen zu geben. Unter den ärmern Klassen des Volkes tragen Einige leinene Beinkleider, das Hemde, eine wollene Weste, und hierüber den Haik; Andre haben bloß einen groben wollenen Kittel, den sie um den Leib fest gürten, und worüber sie den Haik ziehen. Bei kaltem oder regnichtem Wetter lassen die Mohren den Haik gemeiniglich weg, und tragen statt dessen den Sulam, einen weiten Mantel von weißem oder blauem wollenen Zeuge und Europäischer Fabrik, der bis auf die Füße reicht und eine Kappe zur Bedeckung des Kopfes hat.

In den meisten Städten dieses Reiches sehen die Häuser in einiger Entfernung wie die Grabhügel auf einem Kirchhof aus, und auch der Eingang in die besten derselben hat nur ein schlechtes Ansehen. Die Zimmer sind gemeiniglich an der Erde, und von außen angeweißt. Weil

die Dächer ganz platt sind, so dienen sie zum Sommeraufenthalt, wo die Weiber der Mohren gewöhnlich sitzen, um frische Luft zu schöpfen; und an einigen Orten kann man beinahe über die ganze Stadt weggehen, ohne die Straße betreten zu dürfen.

Da die besten Zimmer alle hinten hinaus sind, so ist ein Stall oder vielleicht etwas noch Schlimmeres, der erste Ort, wohin man bei einem Besuche geführt wird. Will man in das Haus, so muß man entweder hier, oder auf der Straße, warten, bis alle Weiber aus dem Wege gebracht sind. Hierauf darf man in einen viereckigen Hof gehen, in welchen sich vier schmale, lange Zimmer vermittelst großer Flügelthüren öffnen. Da sie keine Fenster haben, so dienen diese Thüren zugleich zum Einlassen des Lichtes. In der Mitte des Hofes ist gewöhnlich ein Springbrunnen; und gehört das Haus einem vermögenden Mohren, so ist der ganze Hof mit blauen und weißen Ziegeln nach Art eines Schachbrettes gepflastert. Die Thüren sind gewöhnlich mit Vierecken von mancherlei Farben bemalt, und der obere Theil derselben ist mit sehr artigem Schnitzwerke geziert. In keinem von den Zimmern findet man einen Herd, und alle ihre Speisen werden auf dem Hofraum, in einem irdenen, mit Holzkohlen geheitzten Ofen zubereitet.

Wenn der Gast in das Zimmer kommt, in welchem der Herr des Hauses ihn annimmt, so findet er diesen mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen und mit bloßen Füßen auf einer an der Erde liegenden und mit feiner weißer Leinwand überzogenen Matratze, oder auch nur auf einer gewöhnlichen Matte, sitzen. Dies und ein kleines Stück Teppich sind gemeiniglich die einzigen Meubeln, die man in den Maurischen Häusern findet, ob es ihnen gleich sonst nicht an allem Schmucke fehlt. So sieht man in einigen die Wände mit Spiegeln von verschiedener Größe verziert; in andern Taschen- und Wanduhren in Glaskasten; auch sind in einigen die Zimmer wohl mit Löwen- oder

Tiegerhäuten behängt, oder es sind Musketen und Säbel zur Zierde darin aufgestellt. In den Häusern derer, die auf dem vornehmsten Fuße leben, steht bisweilen an jedem Ende des Zimmrs eine Europäische Bettstelle von Mahoganyholze mit Einer oder zwei Matratzen, welche einen Ueberzug von feiner weißer Leinwand haben. Diese werden indeß bloß als Zierrath betrachtet, da die Mohren immer an der Erde auf einer Matratze oder Decke schlafen, und sich bloß mit ihrem Haik, oder etwa mit einem Küssen zudecken.

Da Muhameds Gesetz den Gebrauch aller Schildereien gänzlich verbietet, so findet diese angenehme Art von Verzierung in den Häusern der Mohren nicht Statt. Ich kannte indeß in Marokko einen Mohren, der seinen Freunden und Bekannten einen Guckkasten zu zeigen pflegte, worüber denn Alle das äußerste Erstaunen und Bewundern zu bezeigen schienen. Dies war indeß nicht das Einzige, wodurch er sich eine Uebertretung der Muhamedanischen Gesetze zu Schulden kommen ließ. Er machte sich auch kein Gewissen daraus, sehr reichlich seine Flasche Portwein oder Klairet zu trinken, obgleich das Verbrechen dadurch noch vergrößert ward, daß Christen den Wein zubereitet hatten. Ich mußte ihm von Mogadore drei Dutzend Flaschen Klairet verschaffen, die ihm ungemeines Vergnügen zu machen schienen. Seine Neigung zu Europäischen Produkten verursachte vielleicht, daß er so ungewöhnliche Zuneigung zu den Europäern hatte. Wie dem aber auch seyn mag — genug, er war der Einzige, der mir bei meinem Aufenthalte in Marokko viel Aufmerksamkeit bezeigte. Er ließ mich verschiedentlich nach seinem Hause einladen, und machte mir kleine Geschenke von mancherlei Art, die mir in dieser Lage sehr angenehm waren.

Wenn ein Mohr Gäste bekommt, so steht er nie von seinem Sitze auf, sondern schüttelt ihnen die Hand, fragt nach ihrem Befinden, und bittet sie, sich auf einem Teppich oder einem Küssen niederzulassen, das zu diesem Zwecke

auf

auf dem Boden liegt. Welche Tageszeit es auch seyn mag — immer wird dann auf einem Theebrette mit niedrigen Füßen Thee hereingebracht. Da dieser in der Bärbärei ein theurer und seltner Artikel ist, und nur reiche oder mit Aufwand lebende Leute ihn trinken, so ist dies das größte Kompliment, das der Mohr einem machen kann. Sie bereiten ihn auf die Weise zu, daß sie einige Gran Thee, etwas Reinfarrn (tanacetum), eben so viel Münze (mentha) *), und, weil sie gern sehr süß trinken, viel Zucker zusammen in einen Theetopf schütten, und ihn dann mit kochendem Wasser anfüllen. Wenn das Wasser eine gehörige Zeit auf diesen Ingredienzen gestanden hat, so wird es in Tassen von dem besten Chinesischen Porzellan, je kleiner, je artiger, gegossen und ohne Milch mit etwas Kuchen oder Zuckerwerk in der Gesellschaft herumgegeben. Da sie dies Getränk so hoch schätzen, so schlürfen sie es gewöhnlich in kleinen Zügen langsam hinunter, daß sie seinen Wohlgeschmack länger genießen können; und da sie, wenn einmal Thee vorhanden ist, eine beträchtliche Quantität trinken, so dauert diese Unterhaltung selten kürzere Zeit, als zwei Stunden.

Der übrige Luxus der Mohren besteht im Tabakschnupfen, dem sie ungemein stark ergeben sind, und im Tabakrauchen. Zu dem letztern bedienen sich die Meisten hölzerner, ungefähr vier Fuß langer Pfeifen mit einem irdenen Kopfe; die Prinzen und der Kaiser haben aber gewöhnlich Pfeifenköpfe von massivem Golde. Da das

*) Da es mehrere Arten von Reinfarren (*Tanacetum*) und Münze (*Mentha*) giebt, so läßt sich wohl nicht genau die hier gemeinte Art von jeder bestimmen. Vielleicht ist die hier erwähnte Münze die so genannte Lanzenmünze (*Mentha viridis floribus spicatis, foliis oblongis serratis LINN.*), da dieses Kraut ein vortreffliches Magenmittel giebt; vielleicht auch die Pfeffermünze (*Mentha piperita L.*) wegen ähnlicher Kräfte. — Der Reinfarren wirkt, wie bekannt, gegen die Würmer. Vielleicht wird hier das *Tanacetum Balsamita L.* gemeint, welches besonders in wärmeren Klimaten zu Hause ist, in der Arznei vorzüglich gebraucht wird und einen angenehmen Geruch hat. Z.

Opium wegen des schweren Zolles, den der Kaiser darauf gelegt hat, den Mohren zu theuer ist, so nehmen sie statt desselben *Achicha* (Atschihtscha)*), eine Art von Flachs. Dieses pülvern sie, und gießen eine kleine Quantität Wasser darauf. Die Mauren behaupten, es bewirke angenehme Ideen; doch geben sie zu, daß es, in Uebermaß genossen, gewaltig berausche. Um diese Wirkung hervorzubringen, mischen sie auch unter ihren Rauchtabak ein Kraut, welches *Khaf* genannt wird und eben so trunken macht, wie *Achicha*. Der Koran verbietet zwar strenge den Genuß der gebrannten Wasser und des Weins; es giebt indeß sehr wenige Mohren, die nicht mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen, beides im Stillen bis zum Uebermaaß zu trinken.

In der Essenszeit sind die Mauren sehr ordentlich. Gleich nach Tagesanbruch nehmen sie ihr Frühstück zu sich, das gemeiniglich aus einer dünnen Suppe von Mehl und Wasser, nebst einem Kraute besteht, wodurch sie eine gelbe Farbe bekommt. Der männliche Theil der Familie ißt in Einem Zimmer, und der weibliche in einem andern. Die Kinder dürfen nicht mit ihren Eltern essen, sondern bekommen ihren Theil in einem andern Zimmer zugleich mit den Bedienten; überhaupt werden sie in den meisten Stücken von ihren Eltern gänzlich wie Bediente oder Sklaven behandelt. — Das Gericht wird in eine irdene Schale gegossen, in einer runden hölzernen Mulde hereingebracht, und mitten zwischen die Gäste gesetzt, welche zu diesem Zwecke in einem Cirkel mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf einer Decke, oder auf der bloßen Erde sitzen. Wenn sie sich nun zuvor gewaschen haben — eine Ceremonie, die sie allemal vor und nach dem Essen verrichten — so macht sich jeder mit seinem Löffel tapfer über die Schale her, und

*) Höst schreibt: die *Haschischa*, und sagt gleichfalls, es sey eine Art Flachs. Indeß gesteht er, daß der Name viel zu allgemein angegeben ist, da die Mauren jedes Gras *Hasisch* nennen. Vom *Khaf* habe ich andrer Orten nichts Bestimmtes angegeben gefunden. Z.

ißt zur Abwechselung Obst oder Brot dazu. — Um zwölf Uhr essen sie zu Mittage, und zwar mit eben den Ceremonien, wie beim Frühstücke. Vom Kaiser bis zum Bauer hinunter, ist das Mittagsessen allgemein Kuskasu, dessen Zubereitung ich schon oben beschrieben habe. Wenn ich nicht irre, ist auch schon mehreremale angemerkt worden, daß man hier zu Lande weder Stühle noch Tische, weder Messer noch Gabel braucht. Die Schüssel wird daher in einer runden Mulde aufgetragen und an die Erde gesetzt. Die Familie sitzt, wie bei dem Frühstücke, rund umher, und greift mit den Fingern tapfer hinein. Hierbei wartet ihnen ein Sklav oder Bedienter auf, und reicht ihnen von Zeit zu Zeit Wasser und ein Handtuch zum Waschen der Hände. Weil sie die so einfache und nützliche Erfindung der Messer und Gabeln nicht kennen, so sieht man hier nicht selten drei bis vier Personen Ein Stück Fleisch in Stücke zerren, dann mit ihren Fingern den Brei, oder den Kuskasu umstören, und eine ganze Handvoll auf einmal in den Mund stopfen. Ihre Art zu essen war mir in der That so ekelhaft, daß, obgleich der Kuskasu wirklich eine sehr gute Speise ist, doch einige Zeit dazu gehörte, ehe ich meinen Widerwillen so weit besiegen konnte, ihn zu kosten. — Mit Sonnenuntergang essen sie dasselbe Gericht wieder, und das Abendbrot ist eigentlich ihre Hauptmahlzeit.

Dies ist die allgemeine Lebensart der Vornehmen in den Städten. Es giebt indeß auch eine große Menge, die es nicht so gut haben, sondern sich mit ein wenig Brot und Obst anstatt des Fleisches behelfen und auf der Straße schlafen müssen. Diese Art zu leben scheint selbst ein Mensch, der nichts thut, schwerlich ertragen zu können; wie viel härter muß sie also denen nicht seyn, welche in diesem Lande das mühselige Amt der Kouriere versehen, zu Fuß Reisen von drei- oder vierhundert (Engl.) Meilen (täglich zwischen dreißig und vierzig) machen müssen, ohne irgend etwas Anderes zu genießen, als ein wenig Brot, einige Feigen und etwas Wasser, und die des Nachts kein besse-

res Obdach, als einen Baum, haben. Es ist bewundernswürdig, mit welcher Schnelligkeit und Beharrlichkeit diese Leute zu jeder Jahreszeit die ermüdendsten Reisen zurücklegen. In allen Städten giebt es ordentliche Gesellschaften solcher Leute, die jeden Augenblick bereit sind, sich nach irgend einem Theile des Landes, wohin man nur etwas zu besorgen Gelegenheit hat, verschicken zu lassen. Nur durch sie kann man in dem Reiche öffentliche Depeschen oder Privatbriefe besorgen; und da man sie an dem Orte, wo sie zu Hause gehören, sehr wohl kennt, so liefern sie Alles, was man ihnen anvertrauet, aufs pünktlichste ab. Weil sie einen so starken Schritt, ungefähr vier (Engl.) Meilen in der Stunde, gehen, und durch Gegenden marschiren können, die bei der gebirgigen Beschaffenheit des Landes, und bei den schlechten Wegen für Reiter unzugänglich seyn würden: so sind sie in der That bei weitem die schnellsten Boten, die man nur haben kann. Zum Beweise ihrer erstaunlichen Anstrengung brauche ich bloß anzuführen, daß vielemale ein Kourier den Weg von Marokko nach Tanger, ungefähr dreihundert und dreißig Englische Meilen (66 Deutsche), in sechs Tagen zurückgelegt hat.

Hier zu Lande geht nur das geringste Volk zu Fuß. Man hält es für höflicher, Jemand auf einem Maulesel, als zu Pferde, zu besuchen. Der Maur setzt den größten Stolz darin, solche zu haben, die einen vorzüglich guten Schritt gehen und seine Bedienten, deren Zahl sich nach dem Range und der Wichtigkeit ihres Herrn richtet, beständig im Laufen erhalten.

Da die Mohren, ausgenommen bei besondern Gelegenheiten, nicht gern Fremde in ihr Haus lassen, so legen sie bei gutem Wetter eine Matte oder auch einen Teppich vor die Thür, setzen sich mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen darauf, und nehmen hier ihre Gäste an. Diese setzen sich dann auf eben die Weise in einem Kreise umher, und haben ihre Bedienten außerhalb desselben hinter sich. Dann trinken sie entweder Thee, oder rauchen und schwat-

zen mit einander. Bisweilen sind die Straßen voll von solchen Gesellschaften. Einige vertreiben sich dann die Zeit mit einer geringeren Art von Schach- oder Brettspiel, worin sie sehr fertig sind; die Meisten aber sprechen mit einander. Dies Volk hat in der That einen so entschiedenen Widerwillen gegen das Stehen oder Umhergehen, daß, wenn zwei oder drei Leute sich begegnen, und nur ein Paar Minuten mit einander reden wollen, sie sogleich auf dem ersten reinen Platze, den sie finden können, niederhocken.

Wenn ich in Marokko den einen Sohn des Kaisers, Muley Ussine besuchte, so ward ich immer auf die so eben beschriebene Art empfangen. Ich fand ihn auf einer gewöhnlichen Matte mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf eben dem offenen Platze sitzen, wo seine Pferde standen; und seine Freunde schlossen einen halben Kreis um ihn her. Ich mußte mich sogleich mit hineinsetzen und, wenn es gerade Zeit war, Thee trinken. In der Unterhaltung sagte mir der Prinz: die Christen und Mohren wären Brüder, und die Engländer gute Leute; gegen die Mönche hätte er aber einen besondern Haß, weil es ausgemachte Schurken wären, die es weder mit Christen, noch mit Mohren gut meinten.

Ich fand an diesem Prinzen einen hübschen jungen, ungefähr sechs und zwanzigjährigen Mann, von ziemlich dunkler Farbe, aber dabei von offner, edler Gesichtsbildung. Wenige Jahre vorher war er Gouverneur von Tafilet gewesen, und hatte dort die Liebe des Volkes so gewonnen, daß man ihn zum Könige ausrief; und wirklich beherrschte er das Land einige Zeit mit der ganzen unabhängigen Macht eines Oberherrn. Dies nöthigte den Kaiser, eine Armee gegen ihn zu schicken. Als diese ankam, ergab der Prinz sich sogleich. Nun ward er nach Marokko gebracht, und seines ganzen Vermögens und aller seiner Macht beraubt, so daß er, als ich mich daselbst aufhielt, wirklich sehr eingezogen lebte. Er war zu Tafilet sehr freigebig gegen Jeden, mit dem er in Verbindung stand, und so be-

wies er sich auch gegen mich zu Marokko. Er schenkte mir nehmlich für die geringe Aufmerksamkeit, die ich seinem Lieblings-Neger bewiesen hatte, ein so gutes Pferd, wie ich während meines Aufenthaltes in diesem Lande nur je eins gehabt habe.

Das einzige Laster dieses jungen Mannes war sein übermäßiges Trinken; indeß betrug er sich hierin nicht strafbarer, als alle seine königlichen Brüder. Er sagte mir, wenn er nicht alle Tage vor dem Mittagsessen sechs Becher Aquadent (eine Art von Branntwein, etwas schwächer, als Weingeist) zu sich nähme, so würde er den übrigen Theil des Tages seinen Kopf nicht aufrecht halten können. Er wünschte zu wissen, ob diese Gewohnheit seiner Gesundheit schädlich wäre, und wenn sie es wäre, was ich ihm dann riethe? Ich sagte ihm: er möchte die gebrannten Wasser weglassen, und an ihrer Statt Wein trinken, den er von den Europäischen Kaufleuten zu Mogadore bekommen könnte; oder er möchte auch den trinken, den die Juden machten. Der Prinz bemerkte, diesen Rath dürfte er nicht befolgen, weil das Muhamedanische Gesetz mehr den Wein, als die gebrannten Wasser verböte. Ich antwortete ihm: nach dem strengen Buchstaben des Gesetzes möchte dies ganz richtig seyn; wenn man aber Wein als Medicin brauchte, so wäre er kein Wein mehr. Diese Idee benahm dem Prinzen seine Zweifel, und er versprach, meinen Rath zu befolgen.

Späterhin rief man mich zu Muley Slemma, einem andren Sohne des verstorbenen Kaisers. Dieser ist, so wie der jetzt regierende Kaiser, der Sohn einer gebornen Engländerinn, ungefähr acht und dreißig Jahre alt, groß und von majestätischem Ansehen, und hat ein sehr ausdrucksvolles, muntres Gesicht. Er bezeigte mir während der ganzen Zeit, die ich in Marokko war, ungemeine Aufmerksamkeit. Sein Pavillon, worin er die Fremden annahm und seine Geschäfte verrichtete, lag an dem Ende eines langen Ganges in einem Garten von Oran-

genbäumen. Er bestand aus einem großen Zimmer an der Erde, das eben so aufgeputzt war, wie Muley Abs sulem's Zimmer in Tarudant. Der Prinz saß mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf einer großen, mit feiner weißer Leinwand überzogenen Matratze, der Thür gegenüber, an der Erde, und ihm zu beiden Seiten seine Mohrische Freunden in einem halben Cirkel. Als ich bei ihm eingeführt ward, bezeugte er über meinen Anblick ungemeines Vergnügen, rief aus: *Bono, Bono, Anglaise!* und setzte hinzu: die Engländer wären seine Brüder und seine besten Freunde. Dann sagte er: ich möchte seinen Puls anfühlen und ihm sagen, ob er gesund sey, oder nicht. Sobald ich versichert hatte, daß er sehr gesund wäre, mußte ich mich auf einen schmalen Teppich setzen, der hierzu auf der Erde lag; und nun befahl er einem seiner Pagen, Thee hereinzubringen, ob es gleich schon Mittags um zwölf Uhr war. Aus Höflichkeit gegen mich ließ er auch Milch bringen, welche die Mohren selten dazu nehmen. Auch sagte er; da er wüßte, daß die Engländer zu ihrem Thee immer Milch tränken, so wolle er mir eine milchende Kuh schenken, damit ich nach meiner Landessitte leben könnte. Se. Königliche Hoheit vergaßen indeß dieses Versprechen gänzlich, und es ließ sich niemals eine Kuh sehen.

In unsrer Unterredung gab der Prinz viele Beweise von Gutmüthigkeit und vortheilhaftem äußeren Betragen. Er erzählte mir: auf seiner Reise in die Türkei hätte der Kapitain einer Englischen Fregatte ihn aus einem Hafen des Mittelländischen Meeres nach dem andren gebracht und ihm dabei so viele Aufmerksamkeit erwiesen, daß er es nie vergessen würde. Als wir mit dem Theetrinken fertig waren, ließ der Prinz sein Pferd, ein sehr schönes, junges Thier, herausbringen. Der Sattel desselben war mit einer reichen sammetnen Decke geschmückt, und die Steigbügel von Gold. Er setzte sich nun auf, und machte alle Manövers im Reiten, welche die Mohren nur kennen. So

brachte er das Pferd z. B. in den stärksten Galopp, und hielt es dann auf einmal an, stellte sich, wenn es im stärksten Laufe war, auf den Sattel, und feuerte eine Muskete ab u. d. gl. In allen diesen Uebungen schien er sehr geschickt zu seyn. Dann fragte mich der Prinz, ob wir wohl in England solche Künste könnten, und befahl, ohne auf Antwort zu warten, einem seiner Bedienten, eins von seinen Schafen zu nehmen und nach meiner Wohnung zu bringen. Noch sagte er: es freuete ihn immer, wenn er seine Brüder, die Engländer, sähe, und er wünschte deswegen, daß ich ihn während meines Aufenthaltes in Marokko täglich zweimal besuchen möchte. Dann galoppirte er weg. — Doch wieder zu meinen Bemerkungen.

Die Art zu grüßen ist bei den Mohren folgende. Begegnen sich zwei Leute von gleichem Stande, so schütteln sie sich schnell die Hände, und küssen diese dann einander. Begegnet ein Geringerer einem Vornehmern, z. B. einem Beamten von Range, einem Richter oder einem Gouverneur, so küßt er ihm den Theil des Haik, der den Arm bedeckt, oder bisweilen auch wohl, zu einem noch größeren Zeichen von Ehrfurcht, die Füße. Der Gruß aber, der dem Kaiser oder einem Prinzen vom Geblüte zukommt, besteht darin, daß man vor ihm die Mütze oder den Turban abnimmt, und sich mit dem Gesichte auf die Erde legt. Begegnen sich zwei besondre Freunde oder Verwandte, so umarmen sie sich, küssen einander einige Minuten lang Gesicht und Bart, und thun eine Menge Fragen nach des Andren eigener und seiner Familie Gesundheit, lassen ihm aber selten Zeit zu antworten.

Die gewöhnlichen Gegenstände der Unterhaltung bei diesem Volke sind die Neuigkeiten ihres Ortes, die Religion, ihre Weiber und ihre Pferde. Da Neugirde eine Eigenschaft ist, die allen trägen Leuten anhängt, so kann man leicht denken, daß es auch den Mohren nicht daran fehlt. Es ist unglaublich, mit welcher Begierde sie jeden unbedeutenden Umstand auffangen, der sich in der Nachbar-

schaft ereignet, und wie viel Vergnügen und Stolz sie bei dem Mittheilen desselben zu fühlen scheinen. Auch mangelt es ihnen nicht an Künsten, die Erzählung mit jedem Zusatze, der sie annehmlicher oder wahrscheinlicher machen kann, zu vergrößern und auszuschmücken.

Die Religion ist ebenfalls ein Lieblingsgespräch bei ihnen; doch hauptsächlich nur in solchen Gesellschaften, die von ihren Talbs, oder Gelehrten, besucht werden. Da diese Herren indeß nicht wenig stolz auf ihre Geschicklichkeit im Lesen und Schreiben sind, so ergreifen sie jede Gelegenheit, ihr Uebergewicht über die sehen zu lassen, welche nicht das Glück haben, sich durch solche Vollkommenheiten auszuzeichnen.

Anständige Sitten und Feinheit in der Unterhaltung gehören mit zu den sichersten Kennzeichen von Verfeinerung und Bildung, so wie die entgegengesetzten Fehler zu allgemeinen Kennzeichen von Unwissenheit und Barbarei dienen. Die Gespräche der Mohren von ihren Weibern sind von der geringfügigsten und ekelhaftesten Art, und bestehen aus abgeschmackten und gemeinen Bemerkungen, die eben so sehr gegen die Schicklichkeit, als gegen den gesunden Menschenverstand anstoßen.

Das Kapitel, worin sie, so wie die jungen Engländer nach der Mode, noch am meisten glänzen zu können scheinen, ist das von ihren Pferden. Es würde auch in der That eine Schande seyn, wenn sie in diesem Stück nicht bewandert wären, da es Tag und Nacht bei weitem den größten Theil ihrer Aufmerksamkeit an sich zieht. — Ich habe schon oben bemerkt, daß in Marokko diese Thiere selten in den Ställen stehen. Sie werden nur Einmal des Tages getränkt und gefüttert, das erstere Mittags um Ein Uhr, und das letztere bei Sonnenuntergang. Die einzige Art, sie zu reinigen, besteht hier darin, daß man sie zwei- bis dreimal wöchentlich in einem Flusse abspühlt und sie dann von selbst wieder trocken werden läßt.

Aber obgleich die Mohren so viel auf ihre Pferde halten, so behandeln sie dieselben doch gewiß sehr grausam. Ihr größtes Vergnügen und eine ihrer Hauptkünste besteht darin, daß sie ein Pferd mit langen, scharfen Sporn in den stärksten Galopp bringen und es dann augenblicklich anhalten. Hierin beweisen sie wirklich große Geschicklichkeit. Das Gebiß, welches man den Pferden einlegt, ist so beschaffen, daß es, so wie der Reiter es nur im mindesten hart gebraucht, ihnen die Zunge und die untere Kinnbacke so drückt, daß ihnen der ganze Mund voll Blut läuft; und geht man nicht sehr vorsichtig damit um, so wird das Pferd unvermeidlich hinten übergerissen. Es ist nur Ein Zügel an dem Gebisse, und zwar ein so langer, daß er zugleich zum Zaume und zur Peitsche dient. Die Mohrischen Sättel haben Aehnlichkeit mit den Spanischen, nur daß der Sattelknopf noch höher und spitziger ist. Ihre Steigbügel, die sie sehr kurz schnallen, sind so gemacht, daß sie den ganzen Fuß bedecken. Nach der Würde, der Wohlhabenheit, oder auch der Willkühr des Besitzers, werden sie mit Gold überlegt, oder nur vergoldet. Der Sattel ist mit rothem Tuche, und, wenn er einer angesehenen Person gehört, mit rothem Atlaß oder Dammast überzogen, und wird mit einem starken Gurte nach Europäischer Art um den Leib des Pferdes, mit einem andern aber um die Schultern geschnallt.

Die Mohren machen sich oft das Vergnügen, mit anscheinender schrecklicher Heftigkeit gegen eine Mauer zu jagen; und ein Fremder sollte glauben, sie müßten sich gänzlich zerschmettern. So wie aber der Kopf des Pferdes die Wand berührt, halten sie es mit der äußersten Akkuratesse an. Es ist eine gewöhnliche Höflichkeitsbezeigung gegen Fremde zu Pferde und zu Fuß, daß man mit solcher Heftigkeit, als wenn man sie zu Stücken stampfen wollte, auf sie losjagt, dann das Pferd anhält, und ihnen unter den Augen eine Muskete abfeuert. Auch mir erwiesen mehrere diese Höflichkeit, die ich ihnen von Herzen gern geschenkt hätte.

Die Mauren haben noch eine andere Lieblingsbelustigung, die wohl noch größere Geschicklichkeit erfordert. — Eine Anzahl Reiter sprengen zu gleicher Zeit an, und jagen unter lautem Geschrei nach einem Ziele, wo sie sich dann aufrecht in die Steigbügel stellen, den Zügel, der wie gesagt sehr lang ist, in den Mund nehmen, ihre Musketen anlegen, sie abfeuern, sie dann sogleich über die rechte Schulter werfen, und fast in demselben Augenblicke die Pferde anhalten. Dies ist, wie man mir gesagt hat, ihre Art zu fechten.

Ob ich gleich den Mauren das Verdienst, gut zu reiten, und die Pferde, in so fern es zu den erwähnten Uebungen gehört, sehr in ihrer Gewalt zu haben, gern zugestehe: so reiten sie ihre Pferde doch schlecht zu, und versäumen es gänzlich, sie die verschiedenen Arten von Gang zu lehren, die man in Europa für die angenehmsten zum gewöhnlichen Reiten hält. Da es in Marokko gar keine Wallachen giebt, und man den Gebrauch der Volte nicht kennt, so muß man die Pferde, wenn sie noch sehr jung sind, lange und ermüdende Reisen machen lassen, besonders durch den gebirgigen und felsigen Theil des Landes. Das schwächt ihren Muth bald, und diese Gelegenheit benutzt man, sie das Bäumen, vor dem Feuer Stehen, das Galoppiren und das oben angeführte, plötzliche Stillhalten zu lehren. Haben sie dies gelernt, so ist man zufrieden, und verlangt nichts weiter von ihnen. Daher gehen die Pferde aus der Bärbärei selten etwas anders, als vollen Galopp, oder Schritt; auch werden sie sehr früh unbrauchbar, weil man sie sich überlaufen läßt, oder durch harte Arbeiten schwächt, ehe sie noch ihre volle Stärke erlangt haben. Selten reiten die Mauren Stuten, behalten sie aber zur Zucht im Lande. Ganz der allgemeinen Europäischen Meinung zuwider, schätzen sie nehmlich die Stuten um so viel höher, als die Hengste, daß es nie erlaubt wird, jene auszuführen.

So wie alle rohe Völker, lieben auch die Mauren die Musik leidenschaftlich *), und einige von ihnen besitzen auch Gefühl für Dichtkunst. Ihre langsamen Weisen haben alle etwas sehr Melancholisches, da es ihnen an der Abwechselung fehlt, die erst dann hinein kommt, wenn die Kunst schon einen gewissen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Einige von ihren munteren Weisen aber sind schön und einfach, und haben gewissermaßen etwas von der charakteristischen Melodie der Schottischen Volkslieder. Die Texte zu ihren Gesängen, die aber nie so gut sind wie die Musik, handeln immer von Liebe, obgleich wohl nicht viele Nationen weniger Gefühl für diese Leidenschaft haben mögen.

Ihre Instrumente sind: eine Art von Hoboe, die sich von der unsrigen nur dadurch unterscheidet, daß sie keine Klappen hat; die Mandoline, die sie von ihren Nachbarn, den Spaniern, spielen gelernt haben; ein anderes Instrument, das unsrer Geige einigermaßen ähnlich ist, auch fast eben so gespielt wird, aber nur zwei Saiten hat; die Trommel, die gemeine Hirtenpfeife und die Handpauke. Diese zusammen, und mit Begleitung von einer gewissen Anzahl Stimmen, machen bei vielen Gelegenheiten ein Orchester; aber Solomusik ist in diesem ungeselligen Lande gewöhnlicher.

An allen Freudentagen sind diese Art von Musik, verschiedene Musketenfalven entweder von Reiterei oder von Personen zu Fuß, und am Abend ein gewaltiger Angriff auf den Kuskasu der größte Theil der öffentlichen Belustigungen. Auch Marktschreier und Taschenspieler von allen Gattungen finden bei den Mohren sehr viele Aufmunterung.

In den meisten Städten giebt es ordentliche Schulen, wohin die Eltern ihre Kinder schicken, wenn sie anders genug Vermögen und Vernunft dazu haben, welches letztere

*) Eine Abbildung von den musikalischen Instrumenten der Mauren findet man auf einer Kupfertafel bei Höst (zur 260 Seite), und eben daselbst auch einige von ihren Liedern. Wie bei allen unkultivirten Nationen, bestehen diese in Wiederholungen von wenigen einzelnen Takten. Z.

aber verhältnißmäßig nur selten der Fall ist. Darin lernen die Kinder denn von den Talbs Lesen, Schreiben und bisweilen auch die ersten Regeln der Rechenkunst. Der größte Theil des Volkes lernt indeß sehr wenig mehr, als ein Paar Gebete aus dem Koran lesen, die in täglichem Gebrauche sind und die man mit Arabischen Buchstaben auf ein Papier schreibt, das auf eine Tafel geklebt ist.

Von der Religion der Mohren besonders zu reden, würde einen ganzen Band erfordern, der überdies mehr Umfang hätte, als unterhaltend wäre. Man weiß, daß sie sich zu dem Muhamedanischen Glauben bekennen, und ich kann hinzusetzen, daß sie auf alle Andächtelei und jeden Aberglauben, der dieser Religion eigen ist, sehr strenge halten.

Da jeder Fremde, der eine Moskee betritt, sterben oder ihre Religion annehmen muß, so kann man von keinem Europäer eine genaue Beschreibung ihrer gottesdienstlichen Oerter erwarten. Was ich im Vorbeigehen durch die sehr großen und bei Tage immer offen stehenden Thüren habe bemerken können, will ich anführen.

Die Moskee ist gemeiniglich ein großes viereckiges Gebäude, von eben den Baumaterialien, wie die Häuser. Sie besteht aus breiten hohen Bogengängen, die sich in einen viereckigen Hof öffnen, so daß sie einige Aehnlichkeit mit der königlichen Börse zu London hat. In der Mitte des Hofes ist ein großer Springbrunnen, und rund um die Bogengänge fließt ein kleiner Bach, woran die Mohren die Ceremonie des Waschens verrichten. Der Hof und die Bogengänge sind mit blauen und weißen Ziegeln würfelicht belegt, und die letztern mit einer Matte bedeckt, auf welcher die Mohren bei dem Hersagen ihrer Gebete knieen. In dem am meisten in die Augen fallenden Theile der Moskee, gegen Morgen hin, steht eine Art von Pult, woran der Talb oder Priester zu Zeiten predigt. Die Mohren gehen immer mit entblößten Füßen in dieses Andachtshaus, und lassen die Pantoffeln vor der Thür. Oben auf der

Moskee steht ein viereckiger Thurm mit einem Flaggenstoke. Auf ihn steigt der Talb zu gewissen Stunden hinauf, steckt eine weiße Fahne aus, und ruft das Volk zum Gottesdienste; man hat hier nehmlich keine Glocken. Von dieser Höhe hört man das Rufen beträchtlich weit. Die Talbs haben übrigens eine monotonische Aussprache, und lassen am Ende jedes kurzen Satzes die Stimme sinken, so daß ihr Rufen gewissermaßen wie eine Glocke klingt.

Sobald die Fahne ausgesteckt ist, lassen alle Leute ihre Geschäfte liegen und schreiten zum Gebet. Sind sie nahe bei der Moskee, so verrichten sie es in derselben; sonst aber gleich an dem Orte, wo sie sich gerade befinden, doch zu Ehren des Propheten Muhamed, der bekanntlich in Medina begraben ist, immer mit gen Morgen gewandtem Gesichte. Das Gebet, das bei dieser Gelegenheit allgemein hergesagt wird, ist ein Kapitel aus dem Koran, welches von der Güte Gottes und Muhameds handelt. Hierbei machen sie verschiedene Gestikulationen; sie erheben nehmlich die Hände über den Kopf, neigen sich zweimal, beugen zweimal die Knie, neigen sich wieder zweimal, und küssen dann die Erde. Diese ganze Ceremonie wird dreimal wiederholt.

Ihr Sabbath ist an unserem Freitage, und fängt von sechs Uhr am vorhergehenden Abend an. Statt der weißen Fahne haben sie an diesem Tage eine blaue. Da es eine Prophezeihung giebt, daß an einem Sabbathe die Christen ihr Land einnehmen werden, so sind während des Gottesdienstes in allen Städten und Pallästen des Kaisers die Thore geschlossen, um einen Ueberfall zu dieser Zeit zu verhüten. — Ihre Talbs zeichnen sich nicht durch eine besondre Kleidung aus.

Die Mauren haben drei Religionsfeste im Jahre *). Das erste heißt Aid (Aehd) de Cäbier, und wird zum

*) Das Fest Aeid Kebir ist der Kusul Beiram der Türken, und wird zu Ehren der Opferung Isaaks gefeiert. Das Fest Laschore ist, nach Höst, das Fest Aeid Aschor, oder das Neujahrsfest. Z.

Andenken von Muhameds Geburt gefeiert. Es dauert sieben Tage. Jeder der die Kosten aufbringen kann, schlachtet dann ein Schaf zum Opfer, und vertheilt es unter seine Freunde. Das zweite ist der Ramadam. Dies wird zu der Zeit gefeiert, da Muhamed auf einer Flucht von Mekka nach Medina verschwand. Dann muß Jeder dreißig Tage fasten, das heißt: von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang sich aller thierischen Nahrung enthalten. Ist diese Zeit vorbei, so geht ein Schmausefest an, das eine Woche lang dauert. Das dritte heißt Laschore, und ist ein besonders von Muhamed festgesetzter Tag, an welchem Jeder den Werth seines Eigenthums berechnen muß, um danach den Zakat, d. h. den Zehnten seiner Einkünfte, für die Armen und andre milde Werke zu entrichten. Obgleich dies Fest nur einen einzigen Tag dauert, so wird es doch von Allen mit größerer Pracht gefeiert, als irgend eines von den anderen.

Die Mohren berechnen ihre Zeit nach Mondsmonathen, und die Tage der Woche benennen sie nach Zahlen: der erste, der zweite, dritte u. s. w. wobei sie von unserm Sonntage anfangen. Sie schreiben von der Rechten zur Linken, und bedienen sich dazu des gemeinen Schilfrohrs.

Sie heirathen sehr jung, und viele Mädchen schon in einem Alter von zwölf Jahren. Als Muhamedaner dürfen sie bekanntlich vier Frauen nehmen, und so viele Beischläferinnen, wie sie wollen; aber, die Reichsten ausgenommen, bedienen sie sich dieser Erlaubniß selten, da mehr Weiber ihnen weit größere Kosten für die Haushaltung und die Versorgung einer starken Familie zuziehen. Jede Einrichtung, die der wahren und gesunden Moralität entgegen ist, zeigt sich in der Ausführung immer selbst als schädlich; es bedarf nur dieser einzigen Beobachtung, um die Ungültigkeit aller der Ungereimtheiten darzuthun, die man für die Vielweiberei vorgebracht hat. Wenn eine Ehe geschlossen wird, sind bloß die Eltern der beiden Par-

theien die handelnden Personen, und die Brautleute sehen einander nicht eher, als bis die Ceremonie verrichtet wird. Die Ehestiftung wird vor dem Kadi gemacht; und dann bringen die Freunde der Braut ihre Aussteuer zum Vorschein. Wenn keine da ist, so macht der Mann sich anheischig, ihr auf den Fall, daß er stürbe, oder sich der Unfruchtbarkeit oder einer andern Ursache wegen von ihr scheiden ließe, eine gewisse Summe auszusetzen. Die Kinder von den Frauen haben alle gleiches Recht auf das väterliche und mütterliche Vermögen; die von den Beischläferinnen aber können nur auf das halbe Erbtheil Anspruch machen.

Sind die Eltern Handels eins geworden, so muß die Braut acht Tage im Hause bleiben, um täglich von ihren Freundinnen Glückwünschungsbesuche anzunehmen. Während dieser Zeit geht auch ein Talb zu ihr, um sich mit ihr über die feierliche Verpflichtung, die sie zu übernehmen in Begriff ist, zu unterhalten. Bei dieser Gelegenheit begleitet er seine Ermahnungen gemeiniglich mit einem frommen, zu der Feierlichkeit passenden Gesange. Auch begeht die Braut mit ihren nahen Verwandten die Ceremonie, sich aufs neue schminken zu lassen. Worin dieser Gebrauch besteht, werde ich unten bei der Beschreibung des Harems sagen.

Während der Zeit nimmt auf der andern Seite der Bräutigam des Morgens Besuche von seinen Freunden an, und Abends reitet er in ihrer Begleitung durch die Straßen, wobei einige von ihnen mit Hoboen und Trommeln Musik machen, und andere mit Musketen Salven geben. Bei allen ihren Feierlichkeiten machen Flintenschüsse einen Haupttheil der Belustigung aus. Ganz der Europäischen Sitte zuwider, da man auf akkurates Feuern hält, schießen die Mohren ihre Gewehre so unregelmäßig ab, als möglich, so, daß ein Paar Minuten lang eine beständige Folge von einzelnen Schüssen gehört wird.

Am Hochzeitstage setzt man die Braut Abends in einen vier- oder achteckigen Käfich, der ungefähr zwölf Fuß im

Umfange

Umfange hat, und mit feiner, weißer Leinwand, bisweilen auch mit Gaze und seidenem Zeuge von mancherlei Farbe, bedeckt ist. In dieser Maschine, die auf einem Maulesel ruhet, wird sie, in Begleitung ihrer Verwandten und Freundinnen, die theils brennende Fackeln tragen, theils auf der Hobve blasen, theils mit Musketen Salven geben, in der Stadt zur Schau herumgeführt.

So bringt man sie nach dem Hause des ihr bestimmten Gatten, der um eben die Zeit von einer gleichen Ceremonie zurückkommt. Bei ihrer Ankunft wird sie allein in einem Zimmer gelassen, und ihr Ehemann zum erstenmal zu ihr geführt. Er findet sie, vorausgesetzt, daß sie eine Person von Rang ist, auf einem seidenen oder sammetnen Polster hinter einem kleinen Tische sitzen, auf dem zwei Wachslichter brennen. Ihr Weiber- oder vielmehr Mannshemde hängt hinten wie eine Schleppe hinunter, und darüber trägt sie ein seidenes oder sammetnes Kleid mit engen Aermeln, das auf der Brust und an der Hand mit Gold gestickt ist, und etwa bis über die Wade reicht. Um den Kopf hat sie ein breites schwarzes Band, das hinten bis auf die Erde hinunter hängt. So geschmückt sitzt die Braut mit den Händen vor den Augen, wenn ihr Ehemann herein tritt, und sie ohne weitere Ceremonie als sein Weib empfängt; denn nach dem Vertrage der Freunde vor dem Kadi wird weiter kein besonderer Kontrakt für nöthig gehalten. Unterdeß warten draußen zwei schwarze Sklavinnen die Vollziehung der Ehe ab. Sobald sie hiervon gewiß sind, wird es durch Blasinstrumente und Flintenschüsse bekannt gemacht *).

Hätte der Ehemann irgend einen Grund zu dem Verdachte, daß seine Frau nicht die strengste Keuschheit be-

*) Höst beschreibt die Vollziehung der Heirathen etwas anders; denn, nach ihm, warten draußen nicht zwei Negerinnen, sondern zwei öffentliche Notarien (Aduln). Diese empfangen, wenn die Heirath vollzogen ist, das Tuch mit den Zeichen der Jungfrauschaft, und fertigen darüber sogleich für den Vater der jungen Frau ein ordentliches Dokument aus. Das Tuch selbst wird dann mit Freudengeschrei und bei Trommeln nach dem Hause des Brautvaters gebracht. Z.

wahrt habe, so ist es ihm erlaubt, sich von ihr zu scheiden und eine andere zu nehmen. Nach der Verheirathung müssen die Familie und die Freunde viele Gastmahle und mancherlei Lustbarkeiten anstellen, die nach den Umständen der Partheien längere oder kürzere Zeit dauern. Es ist eine gewöhnliche Sitte, daß der Mann acht Tage, und die Frau acht Monathe nach ihrer Verheirathung zu Hause bleibt. Kann die Frau beweisen, daß der Mann ihr nicht genug zu leben giebt, so darf sie sich von ihm scheiden. Wenn er ihr flucht, so muß er ihr, den Gesetzen zu folge, das erstemal acht Dukaten, und das zweitemal ein reiches Kleid von noch größerem Werthe geben; das drittemal aber kann sie ihn ganz verlassen. Nach zwei Monathen steht es ihm dann frei, sich wieder zu verheirathen.

Das Gebären macht den Weibern hier zu Lande sehr wenig Mühe. Oefters sind sie den Tag nachher schon wieder auf, und verrichten, mit dem Kinde auf dem Rücken, alle ihre Hausgeschäfte. Sie beobachten nicht das in Europa gewöhnliche Verfahren, die Kinder gehen zu lehren, sondern setzen sie, wenn sie zwölf Monath alt sind, an die Erde. Hierdurch lernen die Kinder von dem ersten Kriechen an in kurzer Zeit ganz von selbst gehen; und sobald sie dann nur im mindesten zu gebrauchen sind, müssen sie verschiedene, ihrem Alter und ihren Kräften angemessene Arbeiten verrichten. Andre, deren Eltern sich in besseren Umständen befinden, werden bisweilen, wie ich schon angeführt habe, in die Schule geschickt; und die, welche für die Kirche bestimmt sind, lernen fort, bis sie den Koran beinahe auswendig wissen. Dann werden sie unter die Talbs oder Gesetzlehrer aufgenommen; und wenn sie die Schule verlassen, führt man sie auf einem Pferde, unter Musik und bei einem großen Zusammenlaufe des Volkes, durch die ganze Stadt zur Schau.

Wenn sie die Beschneidung vornehmen, so wird das Kind, sehr prächtig gekleidet, auf einen Maulesel, oder,

wenn seine Eltern arm sind, auf einen Esel gesetzt, und von Leuten mit fliegenden Fahnen, desgleichen von Musikanten, die auf Hoboen blasen und die Trommel schlagen, begleitet. So geht der Zug nach der Moskee, wo man die Operation vollzieht.

Stirbt Jemand, so wird eine gewisse Anzahl Klageweiber gemiethet, und nichts kann wohl den Ohren widriger seyn, als ihr schreckliches Geschrei, oder vielmehr Geheul. Dabei schlagen sich diese gedungenen Leidträgerinnen Gesicht und Brust, und zerfleischen sich mit den Nägeln die Wangen. Gewöhnlich wird der Leichnam wenige Stunden nach dem Tode begraben; vorher aber viel gewaschen, und so in ein Leichentuch genähet, daß die rechte Hand unter dem nach Mekka gerichteten Kopfe liegt. Dann legt man ihn auf eine Bahre, und Männer tragen ihn auf den Schultern nach dem Begräbnißplatze, der immer, und mit Recht, außerhalb der Stadt ist, da man die Todten niemals in den Moskeen, oder innerhalb bewohnter Oerter begräbt. Der Bahre folgen eine Menge Leute, immer zwei und zwei neben einander, die sehr schnell gehen, Gott und den Propheten anrufen, und Gesänge singen, die einer solchen Gelegenheit angemessen sind. Das Grab machen sie unten sehr weit, oben aber schmal; und der Körper wird ohne alle weitere Ceremonie hineingelegt, außer daß man, so wie auf dem Wege zum Grabe, singt und betet.

Man hat in diesem Lande keine andren Grabmäler, als lange steinerne Platten. Die Freundinnen der Verstorbenen weinen häufig über dem Grabe derselben mehrere Tage lang nach dem Begräbnisse.

Verliert eine Frau ihren Mann, so trauert sie vier Monathe und acht Tage, während welcher Zeit sie kein Silber oder Gold tragen darf; ist sie aber gerade schwanger, so muß sie bis nach der Entbindung trauern. Während dieser Zeit müssen die Verwandten des verstorbenen Mannes sie erhalten. Von einer Trauer der Männer über den Verlust ihrer Weiber habe ich nichts gehört; es ist aber,

besonders unter den Vornehmen, Sitte, daß der Sohn seinen Vater betrauert, und zwar damit, daß er eine gewisse Zeitlang weder den Kopf noch irgend einen Theil seines Bartes scheert, und sich auch die Nägel nicht abschneidet.

Wenn ein Jude oder Christ den Muhamedanischen Glauben annimmt, so wird er unmittelbar nachher Mohrisch gekleidet, und bei Musik und einem großen Zusammenlaufe des Volkes zu Pferde durch alle Straßen zur Schau geführt. Er wählt sich dann einen Mauritschen Namen, und bestimmt jemand, der ihn an Kindesstatt annimmt und nachher immer sein Vater genannt wird. Diese Adoption besteht indeß bloß in dem Namen, da der letztere gar nicht verpflichtet ist, den Neubekehrten zu erhalten. Dieser darf übrigens nur eine Negerin, oder die Tochter eines Renegaten heirathen, und seine Nachkommen werden erst im vierten Gliede als ächte Mohren betrachtet.

Die Renegaten im Kaiserthum Marokko sind, einige wenige von andern Nationen ausgenommen, hauptsächlich Spanier, die von Ceuta oder aus Spanien irgend eines Kriminal- oder andern Verbrechens, gemeiniglich einer Mordthat wegen, entwischt sind, um der Hand der Gerechtigkeit zu entgehen. Ich fand in Marokko viele dergleichen Leute, die mir frei gestanden, daß sie wegen eines Mordes entflohen wären. Obgleich der Kaiser es aus mancherlei Gründen für rathsam halten mag, die Renegaten zu dulden, so haben doch die Mohren im Ganzen einen solchen Abscheu vor ihnen, daß sie auf keine Weise dahin zu bringen sind, jene in ihre Gesellschaften aufzunehmen.

Ich kann diesen Abschnitt nicht besser schließen, als mit einer Nachricht von den Karavanen, die nach Mekka und Guinea gehen. Sie ist mir von einem angesehenen, in der Bärbärei wohnenden Manne mitgetheilt worden, in dessen Wahrheitsliebe ich das größte Zutrauen setzen kann.

Sieben Monathe vor dem Feste *Aid de Cabier*, oder der Feier von Myhameds Geburt, versammeln sich die Pilgrimme aus allen Gegenden zu Fez, um sich daselbst an

die Karavane zu schließen, welche alsdann nach Mekka geht. In diesen Karavanen sind dreierlei Arten von Leuten: erstlich Bergbewohner, oder Brebes (Berberen;) zweitens Mohrische Kaufleute, und drittens Personen, die in öffentlichen Bedienungen stehen, oder an dem Hofe des Kaisers angestellt sind. So vereinigen sich Religion und Eigennutz, eine große vermischte Menge Leute zusammenzuziehen und sie zu einer Reise zu bewegen, die eben so ermüdend und gefährlich, als kostbar ist.

Die erste Klasse braucht nicht um Erlaubniß zu bitten, sich mit der Karavane zu vereinigen; jeder von der zweiten aber muß sich bei seinem Gouverneur melden, um die Unbequemlichkeiten wegen Schulden auf seine eigne Rechnung, oder auf Rechnung seiner Familie, die während der Abwesenheit von den Gläubigern beläſtigt werden könnte, zu vermeiden. Steht ein Kaufmann nur in der geringsten Verbindung mit dem Hofe, so erwartet man, daß er sich auch dem Kaiser zeigt, der ihm dann, je nachdem er gerade gestimmt ist, die Erlaubniß zur Reise giebt, oder abschlägt. Die von der dritten Klasse müssen ausdrückliche Erlaubniß vom Kaiser haben; und er giebt sie keinem, der die Kosten der Wallfahrt nicht bestreiten kann.

Diese Wallfahrt läßt sich auf zweierlei Art machen: zur See, und zu Lande. Die, welche die erstere wählen, müssen sich von dem Gouverneur des Hafens, wo die Einschiffung vor sich geht, examiniren lassen, damit er sieht, ob sie auch die Fracht für das Schiff bezahlen können, und ob sie Mittel genug haben, die Reise zu dem geheiligten Gegenstande der Muhamedanischen Anbetung hin und her zu machen, ohne borgen zu dürfen, oder in dem Verdachte zu stehen, daß sie sich schlechter und entehrender Mittel bedienen, um ihren Lebensunterhalt zu erlangen. Die, welche zu Lande reisen, müssen sich zwar auch examiniren lassen, doch nicht so streng, weil der Scheik der Karavane das Recht hat, jeden zu bestrafen, der sich irgend eine Unordnung zu Schulden kommen läßt.

Der Ort, von wo die Karavane zu Lande aufbricht, ist Teza, eine Stadt in der Provinz Tedla, etwas östlich von der Stadt Fez, dem ersten Sammelplatze. Da Fez von allen Städten in dem ganzen Kaiserthum den stärksten Handel treibt und Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art hat, so versieht sich daselbst jeder, so gut er seinem Stande und Vermögen nach kann, mit einem Vorrathe, der bis nach Tripoli, oder wenigstens bis nach Tunis, hinreicht.

Diese große Karavane wird noch von vielen andern begleitet, von denen eine nach Algier, eine andere nach Tunis, eine dritte nach Groß-Kairo u. s. w. geht. Die, welche nach Algier und Tunis reisen, brauchen nicht um Erlaubniß zu bitten, weil sie immer mit diesen beiden Städten Handel treiben, aus denen sie dann mit einer Quantität Manufakturwaaren zurückkommen. Die Mützen von Tunis werden im Kaiserthume Marokko sehr stark getragen, und die Seidenwaaren von dort her stehen auch in gutem Preise, obgleich zu den Gürteln der Mauren, zu Vorhängen, Frauenzimmeranzügen und zur Bekleidung der Betten und Zimmer, die von Algier im Ganzen vorzuziehen sind. In der That haben die Manufakturen sowohl in Algier, als in Tunis einen größeren Grad von Vollkommenheit erlangt, als die in Marokko. Die Kaufleute, welche in Geschäften nach jenen beiden Städten reisen, nehmen baares Geld mit, aber auch Haiks und Pantoffeln von Marokkanischer Arbeit. Diese beiden Artikel verkaufen sie an die Araber und an die Einwohner der Städte in der Nachbarschaft von Algier und Tunis. Zwar tragen diese keine Haiks als Kleidung; aber sie gebrauchen sie doch zu verschiedenen anderen Zwecken.

Sind nun alle vorläufige Anstalten getroffen, so reiset in der ersten Hälfte des Monaths Jumeth Tenii die große Karavane von Teza auf folgende Art ab. Nachdem man den wahren und alleinigen Gott und seinen Propheten Muhamed angerufen hat, zu dieser heiligen Reise jeglichen Segen zu geben, versammeln sich Alle bei dem Zelte des

Hauptanführers, welcher Arabisch Schech Rebeck heißt, und eröffnen ihre Andacht unter dem Schalle von Klarinetten, Trommeln und andren Instrumenten. Die unbeladenen Kameele und Mauleſel brechen zuerſt auf, und werden von den Köchen, Waſſerträgern u. ſ. f. geführt. Zunächſt folgen dann die, welche die Reiſe aus Frömmigkeit oder aus Noth zu Fuß machen; und ihnen iſt die Sorge für die beladenen Kameele und Mauleſel anvertrauet. Die auf Pferden oder Mauleſeln reiten, beſchließen den Zug. — Mit Sonnenaufgange ſetzt die Karavane ſich in Bewegung; um zwölf Uhr Mittags hält ſie an, um zu eſſen, und etwa um vier Uhr Nachmittags lagert ſie ſich eben ſo, wie zu Teza.

Der Weg, den die Pilger nehmen, geht durch die inneren Theile des Landes, ſo daß ſie Tremecen, Algier und Tunis links liegen laſſen. Einige von ihnen machen indeß Abſtecher nach den beiden letzten Städten, und ſtoßen nachher wieder zu der Karavane. Auf dieſe Weiſe können ſie ſowohl friſche Lebensmittel für ſich und ihre Thiere erhalten, als auch den Arabern Haiks, Pantoffeln und alte Mützen verkaufen. Dieſe bekommen ſie gemeiniglich ſehr gut bezahlt, und ihr Gewinn daran ſetzt ſie oft in Stand, in Mekka, Alexandria und Kairo ſehr vortheilhaft einzukaufen.

Wenn ſie nach einer Reiſe von drittehalb Monathen an den Theil der Seeküſte kommen, wo der Thurm Salines ſteht, und von wo man ungefähr eine halbe Tagereiſe zu Pferde nach Tripoli hat; ſo bleiben ſie zehn Tage liegen. Hier verſehen ſich alle Pilgrimme mit Proviant auf vierzig bis fünfzig Tage, womit ſie gewöhnlich bis nach Alexandrien oder Groß-Kairo reichen. Auf ihrer Rückreiſe aber kaufen ſie in der Nachbarſchaft von Tunis und Tripoli eine große Menge Mauleſel, und bezahlen oft nur fünf und zwanzig Thaler für einen, den ſie nachher in Marokko für achtzig bis hundert wieder verkaufen.

Von dem Thurm Salines setzen sie ihre Reise nach Alexandria und Groß-Kairo fort, und hier versehen sie sich, wie zu Tripoli, mit hinlänglichen Lebensmitteln für den übrigen Theil der Reise, die zusammen beinahe sieben Monathe erfordert. Die, welche die Reise des Handels wegen machen, stehen sich gemeiniglich sehr gut dabei; denn dadurch, daß sie an einem Orte Waaren kaufen, und sie dann an andern wieder absetzen, gewinnen sie bei jedem Verkauf zehn Procent.

Die Araber, von Fez an, bis nach Alexandrien und Groß-Kairo hin, sind zwar ein rohes Volk; aber doch hangen sie ihrer Religion eifrig an. Daher nehmen sie Pilgrimme freundschaftlich auf, und versehen sie mit Gerste, Butter, Eiern, Hammel- und Rindfleisch und dergleichen. Von der letzten Stadt bis nach Mekka ist die Reise indeß nicht so bequem, da die Araber die heiligen Reisenden, anstatt ihnen Gutes zu thun, oft plündern. Sie verschonen dann Nichts, und lassen der Karavane selbst nicht die nothwendigen Lebensbedürfnisse, vorzüglich wenn sie sich weigert, ihnen die Kontribution zu geben, die sie für die Erlaubniß zu einem freien Durchzuge durch ihr Land gewöhnlich fordern. Seit sieben bis acht Jahren ist diese Reise gefährlicher geworden, als jemals. Die Räuber versammeln sich jetzt in jenen Wüsten sehr zahlreich, und postiren sich an gewissen Oertern, wo sie die Reisenden sehr vortheilhaft angreifen können. So kann z. B. bei dem Uebergange über die Erdenge von Suez, oberhalb Alexandria, die ganze Karavane von hundert Mann überwältigt werden. Die Räuber suchen sich daher gemeiniglich so zu stellen, daß sie die Karavane hier angreifen.

Die, welche einen kleinen Handel führen, bemühen sich bei der Ankunft zu Mekka ihren geringen Vorrath von Waaren gegen baares Geld umzusetzen. Hier feiern sie mit der übrigen Karavane und andern Muhamedanischen Pilgern, zum Andenken an die Geburt des großen Propheten Mu-

hamed, ein Fest, an welchem Jeder wenigstens Ein Schaf opfern muß. Man rechnet, daß an diesem Tage, dem zehnten des Monats Dalaja, in Mekka über zwei Millionen (?) Schafe geschlachtet werden.

Wenn diese Feierlichkeit geendigt ist, beschäftigen sich die meisten Reisenden damit, ihr Geld aufs vortheilhafteste anzulegen. Einige kaufen Musseline, Levantische Taffente u. dgl.; Andre Roseneſſenz, Ambra, Moschus, Persische Stoffe u. s. w.*); noch Andre heben aber ihr Geld auf, um es in Groß-Kairo anzulegen, wo sie dann einen guten Vorrath von roher Seide, Baumwollen-, und mancherlei Seidenzeugen kaufen. Wirklich ist hier auch jeder Artikel beinahe für eben den Preis zu bekommen, wie in Mekka. Nach einem mäßigen Anschlage kann man behaupten, daß der Werth der Waaren, die eine solche Karavane bei sich hat, das baare Geld dazu gerechnet, sich im Ganzen auf zwei Millionen Thaler beläuft.

Die Personen, welche zur See reisen, gehen zu Alexandria ans Land, bezahlen die Fracht für ihr Schiff und stoßen dann zur Karavane. Auch bei der Rückreise schifft eine große Menge sich wieder zu Alexandria ein, und landet zu Tetuan oder zu Tanger. Von hier gehen dann Alle nach ihrer Heimath, und verkaufen da die mitgebrachten Waaren um ein Drittheil höher, als sie eigentlich kosten. Andre setzen ihre Reise zu Lande fort, und vermehren ihre Reichthümer, die sie aus der Levante mitgebracht haben, noch durch die Handelsartikel von Tunis und Algier, die in dem ganzen Kaiserthum Marokko sehr geschätzt werden. Auf diese Weise verdoppeln sie das Kapital, das sie bei ihrer Abreise mitgenommen hatten.

Es würde einem Christen nicht schwer werden, sich zu einer von diesen Karavanen zu gesellen, wenn er nur ein Empfehlungsschreiben, oder außerordentliche Erlaub-

*) Verschiedene hieher gehörige Nachrichten findet man in Robertsons vortreflichem Werke: Historische Untersuchung über die Kenntnisse der Alten von Indien. Deutsche Uebersetzung, Berlin, 1792. S. 153 u. f. S. 249 u. f.

niß von Sr. Mohrischen Majestät, oder von dem Scheik der Karavane erhielte, und dieser ihn unter seinen Schutz nähme*). Diese Hindernisse würden noch mehr gehoben, wenn der Christ es sich gefallen ließe, Türkische Kleidung zu tragen, oder sich zu kleiden, wie die Christen in Groß-Kairo es thun müssen. Auf diese Weise würde er allen Verdrießlichkeiten entgehen, denen die Europäische Kleidung einen Reisenden von Seiten der wilden Araber und des niedrigen, unedlen Pöbels in der Karavane aussetzt. Da indeß die Karavane nicht weit in das Innere des Landes dringt, so würden die Entdeckungen, die man etwa machen könnte, wohl kaum ein hinlänglicher Ersatz für die Beschwerlichkeiten und Gefahren dieser Reise seyn.

Es giebt keine Karavane, die geradezu in das Innere des Landes geht. In der That wäre es für einen Muhamedaner eben so gefährlich, wie für einen Christen, sich nur etwa hundert Seemeilen (*Leagues*) über die bekannten Gränzen des Kaiserthums Marokko hinauszuwagen; denn die Bewohner dieser Gegenden sind wild, habsüchtig, und fähig, für einen unbedeutenden Gewinn jedes Verbrechen zu begehen. Einen traurigen Beweis von der Grausamkeit dieser Araber erfuhr man im Jahre 1786, da vierzig Pilgrime auf ihrer Rückreise von Mekka ermordet wurden. Sie baten die Bewohner der Gebirge von Zamor, nahe bei Mequinez, nur auf Eine Nacht um Gastfreiheit; da sie aber einige Güter von Werth bei sich hatten, so glaubt man, daß sie deshalb sämmtlich ermordet worden sind.

Sogar das Land jenseits des Gebirges Atlas, ungefähr sechs Tagereisen östlich von Marokko, ist noch nicht

*) Dies scheint mir gar nicht so leicht, wie dem Verfasser. Es ist aus den beiden letzten Beispielen von Ledyard und Lukas (Unternehmungen der Gesellschaft zur Beförderung der Entdeckungen im Innern von Afrika; Magazin von Reisebeschreibungen, B. V.) und aus mehrern andern bekannt, wie sehr man von Seiten der Muhamedaner die Europäer abzuhalten sucht, in das Innere dieses Landes zu dringen. Sich ganz allein unter eine Menge bigotter und zugleich eigennütziger Muhamedaner zu wagen, wäre offenbar gegen alle Klugheit und Sicherheit. Z.

einmal bekannt, ob man gleich wahrscheinlich so weit sicher kommen könnte, wenn man nur dieselben Mittel, wie bei den nach Süden gehenden Karavanen gebrauchte; das heißt: einige Gewalt und einige Freigebigkeit.

So beträchtlich, wie die Karavanen nach Mekka, ist keine von denen, die nach Süden gehen. Da diese bloß Handel zur Absicht haben, so bestehen sie selten aus mehr, als hundert und funfzig, vielleicht auch zweihundert, oder höchstens dreihundert Personen, die Maulesel- und Kameeltreiber, nebst den andren Bedienten mitgerechnet. Einige von diesen Karavanen reisen von Marokko ab; andre von Tarudant, Fez und Tetuan. Die erste reist neben Domnet hin; die andren aber versammeln sich in Tafilet, und setzen von da ihre Reise nach der Wüste fort. Diese Karavanen gehen nicht weiter, als bis Tombut*), wo einige Marokkanische Kaufleute sich niedergelassen haben, um mit dem innren Theile von Guinea Handel zu treiben, wo sie Sklaven, Elfenbein, Goldstaub u. dgl. eintauschen. Die Waaren, welche die Karavanen von Marokko, Tarudant u. s. w. ausführen, sind Haiks und blaue Zeuge, wofür sie im ganzen Lande der Mohafern und zu Thuat*) (Thouat) guten Absatz finden.

Die Stadt Thuat liegt im Inneren des Landes, ungefähr dreißig Tagereisen von Tafilet. Von Thuat gehen die Karavanen gerade nach Tombut (Tombuktu). Die Wüsten zwischen Tafilet und Thuat sind weit

*) Auf Rennels Karte bei den Unternehmungen der Gesellschaft zur Beförderung der Entdeckungen im Innern von Afrika, und auch bei d'Anville heißt der Name: Tombuktu. Man findet diese Karte in dem fünften Bande des Maazins von Reisebeschreibungen, und auch in den Neuen Beiträgen zur Kenntniß von Afrika ꝛc. Berlin 1791.

*) Ist dies vielleicht das Tatta auf Rennel's Karte? oder das viel weiter gegen Tombuktu liegende Taudeny? Beide Namen, die einzigen zwischen Marokko und Tombukka, haben einige Aehnlichkeit mit Thouat; allein Tatta liegt, Herrn Mattra zufolge, nur 9½ Tagereise von Marokko, und hier ist die Rede von dreißig Tagereisen. J.

gefährlicher zu durchreisen, als die zwischen dem letztern Orte und Tombut. Da die Araber in den Wüsten dem Raube sehr ergeben sind, so müssen die Karavanen ihnen kleine Geschenke machen, damit sie in Frieden durchziehen können. Die andren Araber, welche z. B. blaue Tücher, kleine Dolche, Spiegel u. s. w. kaufen, geben ihnen dafür gemeiniglich Straußfedern; und bei diesem Handel ist ein ziemlich guter Vortheil *).

Die Artikel, welche die Karavanen unmittelbar nach Tombut bringen, sind Tabak und Salz. Man muß nothwendig darauf denken, wie viele Kameele zum Tragen des Wassers durch die Wüste erforderlich sind, da man in einigen Gegenden vier, und in andern neun Tage reist, ohne einen Tropfen Wasser zu finden. Vorzüglich in dieser Rücksicht sind die Kameele in heißen Himmelsstrichen sehr nützliche Thiere. Wie bekannt, hat ihr Magen eine solche Einrichtung, daß sie viele Tage ohne Speise und Trank zubringen können. An der innern Seite desselben sind viele kleine Zellen, worin sie eine beträchtliche Quantität Wasser einige Zeit lang aufbewahren, und die Natur hat ihnen das Vermögen gegeben, es auslaufen zu lassen, wenn sie durstig sind. Bei der Größe des Magens können sie auch auf einmal eine große Menge Futter zu sich nehmen; und dies benutzen sie, wenn sie hungert, durch Wiederkäuen. Ihre Herren dürfen ihnen also bloß an dem Eingange in die Wüste reichlich Gerste und Wasser geben; daran haben sie so lange genug, bis man ihnen bequem frischen Vorrath schaffen kann.

Dieses außerordentliche Thier trägt, in Verhältniß zu seiner Größe, eine sehr schwere Last, und macht ohne merkliche Ermüdung sehr weite Reisen **). Man braucht

**) Man rechnet, daß die Karavane von Konstantine bei ihrer Rückreise für 15000 Rthlr. an Straußfedern mitbringt. S. Brue bei *Labat Afrique III.* Hier wird noch gesagt, die Karavane mache binnen fünf Monathen 117,000 Rthlr. reinen Gewinn. 3

*) Tavernier sagt, die großen Kameele trügen bis 1500 Pfund; allein man lege ihnen nur selten eine so schwere Last auf. Höch-

sie theils zum Reiten, theils als Lastthiere. Sie gehen einen weiten langsamen Schritt, und sind leicht zu lenken. Man richtet sie ab, daß sie knieen müssen, wenn sie beladen werden, und beim Reiten regiert man sie bloß mit einem dicken, kurzen Stock, der sowohl zum Zügel, als zur Peitsche dient. Man sieht in der Bärbärei nicht selten, daß drei Personen mit einer verhältnißmäßigen Equipage auf Einem Kameele reiten.

Wenn die Karavanen in Tombut angekommen sind, setzen sie ihren Tabak und ihr Salz gegen Sklaven, Goldstaub und Elfenbein um, welches alles aus Guinea dahin gebracht wird. Man nimmt an, daß jährlich vier tausend Sklaven aus Tombut gebracht werden, von denen ein großer Theil nach Maskar, Algier und Tunis geht. Selten bringt man Verschnittene mit, ausgenommen auf besondern Befehl des Kaisers oder eines Prinzen; denn kein Anderer im Lande darf sie halten. Es ist in der That überhaupt sehr schwer, dergleichen zu bekommen. Gemeiniglich werden sie aus Bambara *) gebracht. Unter Muley Ischmaels Regierung rechnete man in dem Reiche Marokko an sieben hundert; jetzt aber hat ihre Anzahl sich so verringert, daß man im ganzen Kaiserthume höchstens hundert aufbringen kann.

stens geschehe es da an den Gränzen, wo man Schleichhandel treiben wolle, und alsdann dauere diese schwere Belastung nur sehr kurze Zeit. (Tavernier's Reise, B. II. S. 334.) Chardin bestimmt die Ladung der Kameele nur auf 1000 bis 1200 Pfund. — Die Fähigkeit des Kameels, länger als irgend ein andres vierfüßiges Thier dürsten zu können, rührt von einem eigenen Beutel, oder einer eigenen Abtheilung des Magens her. Dieser liegt, der genauen Anatomie des berühmten d'Aubenton zufolge, zwischen dem Pansch und der Mütze. Auf diese Weise haben das Kameel und der Dromedar fünf Magen; denn auf die Mütze folgen noch der Faltenmagen und das Laab. M. s. Büffon's Allgem. Histor. der Natur. VI. Band. 1 Theil. S. 142. Taf. XI. und XII. Z.

*) Bambara liegt auf d'Anville's Afrika etwas südlicher, als Tombuktu. Auf Rennels neuer Karte ist dies Reich gar nicht angemerkt, dessen Existenz aber durch die Nachrichten unsers Verfassers noch mehr Gewißheit erhält. Z.

Die Leute, welche in den letzten zwanzig Jahren mit Tombut gehandelt haben, geben den Werth der jährlich aus dem Kaiserthum Marokko dahin ausgeführten Waaren wenigstens zu einer Million Thaler an, und die Einfuhr dagegen an Straußfedern, Elfenbein, Goldstaub, Ambra und Guineischen Sklaven, zu zehn Millionen, wovon zwei Drittheile nach Algier, Tunis u. s. f. gegangen sind. Sklaven werden in der Nähe von Tombut sehr wohlfeil gekauft, und es giebt Beispiele, daß man einen schönen Negerknaben für sechs Pfund Salz bekommen hat*).

Zum Beweise, daß Christen zu Lande längs der Küste von Guinea nach Marokko gelangen können, dient der Umstand, daß im Jahre 1781 zwei Franzosen vom Senegal nach Marokko kamen, und die Nachricht brachten, daß die Engländer an diesem Flusse einige Forts weggenommen hätten. Ich muß indeß erinnern, daß sie von einem Orte zum andern Bedeckung bekommen hatten.

*) Man muß aber hierbei nicht vergessen, daß in diesen inneren Theilen von Afrika, wo es nur den einzigen Salzstock von Tegaza giebt, das Salz, da es größtentheils von der Seeküste eingeführt wird, in sehr hohem Werthe steht. Z.

Zwölftes Kapitel.

Befehl vor dem Kaiser zu erscheinen. — Zulassung in den kaiserlichen Harem. — Besuch bei Lella Sara (*Zara*). — Einführung bei Lella Batuhm, der ersten Sultanin. — Einführung bei Lella Duja (*Douyaw*), der Lieblingsgemahlin des Kaisers. — Ihre Geschichte. — Beschreibung des Harems. — Seine Einrichtung. — Beischlaferinnen des Kaisers. — Vorfall und Zank mit einer von ihnen. — Kleidung der Frauenzimmer im Harem. — Meinung der Mohren vom weiblichen Geschlechte. — Des Kaisers Kinder. — Kleidung, Sitten und Lage des weiblichen Geschlechtes in der Bärbarei.

Nach meinen fruchtlosen Bemühungen, beurlaubt zu werden, hatte ich schon angefangen, mich an den Gedanken, als Gefangner in Marokko zu bleiben, zu gewöhnen, als zu meiner größten Verwunderung einen Monath nach des Prinzen Abreise Se. Mohrische Majestät mit besondrer Eile zu mir schickten, daß ich mich wieder nach dem Pallaste begeben sollte.

Bei dieser Botschaft lebten die schönsten Hoffnungen in mir auf. Ich erwartete, da jeder Fremde, ehe er abreist, vor den Kaiser kommen muß, natürlicher Weise meine augenblickliche Befreiung, und flog mit aller der Schnelligkeit, die eine solche Aussicht unfehlbar giebt, zu dem Pallaste. Aber wie groß war mein Erstaunen, als mir bei meiner Ankunft daselbst ein Bote von dem Kaiser einen Befehl brachte, dem zufolge ich sogleich eine von seinen Sultaninnen, welche krank war, besuchen, Nachmittages mit den gehörigen Arzneien wiederkommen und zugleich Sr. Majestät meine Meinung über ihren Gesundheitszustand berichten sollte.

Es ist schwer zu sagen, ob, als ich diesen Befehl erfuhr, getäuschte Hoffnung, oder Erstaunen das stärkere Gefühl in meinem Herzen war. Da der Kaiser, aus Abneigung

gegen die Engländer und aus Unkunde von der Wirksamkeit innerlicher Arzneimittel, so offenbar Vorurtheile gegen mich gehegt, und da er mich, dem Anscheine nach, bloß in der Absicht, mir als einem Engländer seine Verachtung zu zeigen, so lange in Marokko aufgehalten hatte: so schien es unbegreiflich, daß er nun Befehl geben sollte, mich in den Harem einzulassen; denn hier kam zu den übrigen Hindernissen ein in den Augen der Mohren noch weit stärkeres, da es fast, und ich glaube, bei dem Harem des Kaisers gänzlich, ohne Beispiel war, daß jemand von unserm Geschlechte Zutritt in diesen heiligen Aufenthalt weiblicher Reitze erlangt hätte.

Was auch der Bewegungsgrund seyn mochte, aus welchem Se. Kaiserliche Majestät in diesem Falle das Maurische Dekorum verletzten, so schien es mir doch nicht, als hätte ich große Ursache, mich über dieses Ereigniß zu freuen. Ich hatte schon zu viel Undankbarkeit von dem Prinzen, und zu viel unedles Betragen von dem Kaiser erfahren, als daß ich dadurch hätte aufgemuntert seyn können, hier zu Lande mich wieder auf irgend einen Dienst dieser Art einzulassen; und bei den Schwierigkeiten und Vorurtheilen, mit denen ich, wie ich aus Erfahrung wußte, zu kämpfen hatte, wenn mich die Mohren in meinem Fache gebrauchten, verbunden mit der Ungewißheit, ob ich die Krankheit der Sultanin würde heben können, war es ganz und gar nicht sicher, meinen Rath zu ertheilen. Selbst Neugierde, die wohl bei den Meisten in einem solchen Falle natürlich erwacht seyn würde, konnte mich nicht mit diesem neuen Amte zufrieden machen.

Zum Unglück war mir bei dieser schweren Wahl sehr kurze Zeit zum Entschließen gelassen; denn der Bote wartete schon, um mich in das Thor des Harems zu führen. Meine Verlegenheit dauerte indeß nur kurze Zeit, da ich bald daran dachte, daß es vergeblich seyn würde, mich des Kaisers Befehlen zu widersetzen. Ich schob es also auf, eine bestimmte Antwort zu geben, bis ich meine Kranke

gesehen, und mich gänzlich mit der Beschaffenheit ihres Zustandes bekannt gemacht hätte.

Der öffentliche und gewöhnliche Eingang in den Harem geht durch einen sehr großen gewölbten Thorweg, der an der Außenseite mit zehn Mann besetzt sind. Er führt in eine hohe Halle, wo der Kapitain, oder Alkaid, mit einer Wache von siebzehn Verschnittenen steht. In diese Halle wird sonst Niemand gelassen, als von dem man weiß, daß er im Harem etwas zu thun hat.

Des Kaisers Befehl ward an der Außenseite des Thors dem Alkaid übergeben, und ich sogleich von einem der schwarzen Verschnittenen mit meinem Dolmetscher in den Harem geführt. So wie ich in den Hof trat, in welchen sich die Wohnungen der Weiber öffnen, sah ich eine bunte Gruppe von Konkubinen, Aufwärterinnen und schwarzen Sklavinnen, alle auf mancherlei Art beschäftigt. Die Ersteren saßen auf dem Hofe in Kreisen auf dem Boden, und waren, wie es schien, in einer Unterhaltung begriffen. Die Aufwärterinnen und Sklavinnen beschäftigten sich theils mit Nadelarbeit, theils mit dem Zubereiten des Kuskasu. Mein Anblick zog indeß bald ihre Aufmerksamkeit auf sich. Eine beträchtliche Anzahl von ihnen begab sich, so wie sie mich erblickten, auf das eiligste nach ihren Zimmern zurück, weil sie nicht wußten, auf welche Art ich Eingang in den Harem gefunden hätte; andere aber, die mehr Dreistigkeit besaßen, näherten sich, und fragten meinen schwarzen Führer, wer ich wäre, und auf wessen Befehl er mich hieher brächte.

Sobald man erfuhr, daß ich ein Arzt sey, wurden mehrere von ihnen abgeschickt, um den Entflohenen zu sagen: ich käme auf Befehl des Kaisers, um die Lella *) Sarah (so hieß die Patientin) zu besuchen; sie möchten doch zurückkehren und den Christen ansehen. Se-

*) Lella bedeutet: eine Dame oder Frau; das Wort wird aber in Marokko nur von den Sultaninnen gebraucht. A. d. V.

ranio Tibib! (ein christlicher Arzt) erscholl es von einem Ende des Harems bis zum andern, und in ein Paar Minuten war ich so sehr von Weibern und Kindern umringt, daß ich keinen Schritt von der Stelle thun konnte.

Jede von ihnen schien sich sorgfältig zu bemühen, irgend eine Unpäßlichkeit an sich aufzufinden, über die sie mich um Rath fragen könnte; und die nicht sinnreich genug waren, eine zu ersinnen, denen mußte ich den Puls anfühlen. Wenn ich dann nicht zum Beweise von meiner Vortreflichkeit in meiner Kunst eine oder die andre Unpäßlichkeit an ihnen entdecken konnte, so waren sie sehr unzufrieden. Alle schienen so dringend, zu gleicher Zeit von mir besorgt zu werden, daß, indem ich der Einen den Puls anfühlte, schon Andre hinter mir standen, mich beim Rocke zupften, und mich baten, daß ich doch ihre Krankheiten auch untersuchen möchte, während ein dritter Haufen auf mich schalt, daß ich ihnen nicht dieselbe Aufmerksamkeit bezeigte. In ihren Begriffen von Schicklichkeit kommen sie gar nicht mit unsren Europäischen Damen überein; denn sie zeigten die Schönheit ihrer Glieder und ihrer Gestalt mit einem Grade von Freiheit, den man in einem anderen Lande für unschicklich gehalten hätte: und eben so unzurückhaltend waren sie in ihren Reden.

Diese anscheinende Schamlosigkeit in dem Betragen der Maurischen Frauenzimmer rührt aber gar nicht von schlechten Grundsätzen her. Da man in diesem Lande dem weiblichen Geschlechte die Bewahrung seiner Ehre nicht anvertrauet, so ist Zurückhaltung auch keine Tugend. Eine schlechte Erziehung verderbt sie, anstatt sie in Schranken zu halten. Sie werden nicht als Wesen mit Vernunft und Moralität betrachtet, sondern bloß als Geschöpfe, die nur zum Vergnügen der Männer bestimmt sind. Leidenschaften zu erregen, und Alles zu thun und zu sagen, was nur eine zügellose Einbildungskraft entflammen kann, gehört also in diesem Lande zu den nothwendigen Vollkommenheiten der Weiber, und sie müssen in ihren Sitten, wie in

ihrem Betragen, natürlich eine ganz andre Form annehmen, als die Frauenzimmer in einem mehr verfeinerten und edlen Zustande der menschlichen Gesellschaft. In denen Fällen, worauf ich mich beziehe, glaubten sie nicht, die Gränzen der Sittsamkeit zu überschreiten, und in andren bezeigten sie große Aufmerksamkeit auf das, was sie für schicklich hielten. Wenn ich bei einigen Patientinnen, welche Fiebersymptome hatten, die Zunge sehen wollte, so weigerten sie sich, mein Verlangen zu erfüllen, weil sie glaubten, es vertrüge sich nicht mit ihrer Sittsamkeit und Tugend. Einige von ihnen lachten wirklich über diese sonderbare Forderung, und schrieben sie entweder einer unverschämten Neugierde zu, oder der Absicht, sie zum Besten zu haben.

Da die Zahl meiner Kranken immerfort eher zu-, als abnahm, so zeigte sich mir wenig Aussicht, daß ich irgend zu gehöriger Zeit würde bei der Sultanin Lella Sara können eingeführt werden, die ich, dem Befehle gemäß, zuerst besuchen sollte. Die Geduld des Verschnittenen war indeß zu Ende, und er gebrauchte alles das Ansehen, das seine weibische Natur ihm nur zuließ, um sie aus einander zu bringen. Es war auch in so fern wirksam, daß sie mir wenigstens Platz zum Gehen machten; doch folgte der ganze Schwarm von Weibern mir nach, bis ich beinahe an dem Zimmer der Sultanin war.

Aus dem ersten Hofe, in welchen man mich geführt hatte, ging ich noch durch zwei oder drei ähnliche, bis ich zuletzt zu dem Zimmer meiner Patientin kam. Hier mußte ich mich eine Zeitlang aufhalten, bis die Kranke und ihr Zimmer zu meinem Empfange bereit waren. So wie ich hineintrat, fand ich die Dame mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf einer, an der Erde liegenden und mit feinem Linnen überzogenen Matratze sitzen. An verschiedenen Orten des Zimmers saßen zwölf schwarze und weiße Aufwärterinnen eben so auf der Erde. Neben die Sultanin war ein rundes Polster gelegt, worauf ich mich setzen

mußte. Ich sollte eigentlich schon angemerkt haben, daß, wie ich gegen mein Erwarten fand, keine von des Kaisers Weibern ihr Gesicht versteckte, wie ich es in des Prinzen Harem erfahren hatte; vielmehr sah ich sie alle mit eben der Familiarität, als wenn ich in die Wohnung eines Europäers geführt worden wäre.

Lella Sara, die Tochter Mohrischer Eltern, war ungefähr acht Jahre vorher durch ihre Schönheit und ihre Vollkommenheiten ausgezeichnet, und daher in jeder Rücksicht die Favorite des Kaisers. Eines so gefährlichen Vorranges konnte sie nicht genießen, ohne die Eifersucht der andern Frauenzimmer, deren Reize weniger auffielen, zu erregen; denn außer der Kränkung, nicht so schön zu seyn, hatten sie auch noch den Schimpf, von ihrem Herrn vernachlässigt zu werden.

Mit dem Entschlusse, sie zu stürzen, wählten sie das Mittel, irgend ein Gift (wahrscheinlich Arsenik) unter ihre Speisen zu mischen. Diesen teuflischen Anschlag führten sie auch mit so vieler List und Geschicklichkeit aus, daß das Gift nicht eher entdeckt ward, als bis es schon seine verderblichen Wirkungen an ihr äußerte. Sie bekam sehr heftige Krämpfe mit einem immerwährenden Erbrechen; und wäre nicht ihre Natur ungewöhnlich stark gewesen, so hätte sie sogleich ein Opfer von der Bosheit ihrer Nebenbuhlerinnen werden müssen. Nach einem schweren Kampfe zwischen Tod und Leben ließen zwar die Wirkungen des Giftes etwas nach; die unglückliche Frau behielt aber eine schreckliche Schwäche und Reitzbarkeit, besonders im Magen, von der vielleicht keine Medicin sie wieder befreien konnte. Auch ihre Schönheit, die traurige Veranlassung zu ihrem Unglücke, ward gänzlich zerstört; und obgleich ihren Feindinnen das Vorhaben, sie zu tödten, nicht gelungen war, so hatten sie doch den boshaften Triumph, die Reitze, die ihnen so vielen Verdruß gemacht hatten, bis unter das Gewöhnliche vermindert zu sehen.

Als ich sie besuchte, war ihre Verdauungskraft so schwach, daß jede Speise, die sie genossen hatte, nach einigen Stunden völlig unverdauet wieder aus dem Magen kam. Da sie also nicht die gehörige Nahrung erhielt, so zehrte sie bis zu einem Schatten ab, und ihr Körper war so schwach, daß sie nicht mehr ohne Hülfe gehen konnte. Ihre Gesichtsfarbe hatte sich gänzlich verändert. Ihre Haut, die, wie man mir sagte, von Natur rein und schön gewesen war, hatte ein krankes Braun angenommen; ihre Zähne waren verdorben, ihr Gesicht todtenbleich, kurz, jede Spur von der Schönheit, die sie sonst mochte gehabt haben, erloschen. Ob ich gleich durch meinen Stand daran gewöhnt bin, Gegenstände der Noth und des Elendes zu sehen, so erschütterten mich doch, bei dem Eintritt in ihr Zimmer, ihre unglückliche Lage und ihre traurige Gestalt so heftig, daß ich alle meine Standhaftigkeit aufbieten mußte, um meine Gefühle nicht zu verrathen.

Lella Sara war jetzt ungefähr sechs und dreißig Jahre alt, und hatte, ihres schwachen Zustandes ungeachtet, doch zwei schöne kleine Kinder, von denen das älteste im sechsten Jahre, das jüngste aber noch unter der Pflege einer Amme, und sehr wenig über zwölf Monathe alt war *). Ich erstaunte darüber, von einer Mutter mit so schrecklich geschwächtem Körper solche starke und dem Ansehen nach gesunde Kinder zu sehen. Lella Sara hatte übrigens diese Kinder zu ihrem großen Glück. Nach dem Muhamedanischen Gesetze darf sich nehmlich kein Mann von einer Frau scheiden lassen, mit der er Kinder erzeugt hat; und so mußte der Kaiser, ob er sich gleich um

*) Dieses merkwürdige Beispiel zeigt, daß in dem schon sehr warmen Klima von Marokko die Fruchtbarkeit gar nicht so früh aufhört, wie wir zu glauben pflegen. Es ist schon bei uns nicht ungewöhnlich, daß ein Frauenzimmer von sechs und dreißig Jahren die Fruchtbarkeit verliert. Dort aber, wie in allen sehr warmen Ländern, werden die Mädchen weit früher fruchtbar, als bei uns, nehmlich schon mit dem dreizehnten oder vierzehnten Jahre. Z.

die arme Frau nicht viel bekümmerte, doch sie selbst und ihre Kinder erhalten.

Aus der kläglichen Lage, worin sich, dieser Beschreibung nach, die Unglückliche befand, kann man leicht schließen, daß bei der entferntesten Aussicht, Erleichterung in ihrer traurigen Krankheit zu bekommen, ihr Muth wieder aufwachen mußte. Dies war auch wirklich der Fall; sie empfing mich mit allem dem Vergnügen, welches Hoffnung, mit einem gewissen Grade von Zutrauen verbunden, natürlicher Weise erregt.

Ich muß gestehen, daß ich mich bei diesen Umständen in großer Verlegenheit befand. Es war eine von denen unangenehmen Situationen, wo Pflicht und Interesse einander gerade entgegenstehen, oder vielmehr, wo mitleidiges Gefühl und eigene Wohlfahrt wider einander streiten. Die Menschlichkeit sagte mir, es sey meine Pflicht, der Leidenden wo möglich Erleichterung zu schaffen; aber auf der andren Seite rief die Selbsterhaltung mir eben so nachdrücklich zu: meine Sicherheit und mein Glück erforderten nothwendig, daß ich die erste günstige Gelegenheit ergriffe, ein Land zu verlassen, worin ich mich in der unangenehmsten und gefährlichsten Lage befand. Beide Gedanken wirkten eine Zeitlang gleich stark auf mich, und machten mich unschlüssig, was ich thun sollte. Endlich nahm ich mir vor, einen Mittelweg einzuschlagen, von dem es wahrscheinlich schien, daß er zum Besten des Frauenzimmers gereichen könnte, ohne mein eignes in Gefahr zu setzen. Dieser Mittelweg bestand denn darin, vierzehn Tage lang die gehörigen Arzneien treulich zu versuchen; wenn sich dann nur die geringste Aussicht zur Besserung der Kranken zeigte, so wollte ich ihr einen Vorrath davon zurücklassen, und ihr gehörige Anweisung geben, sie auch ohne den Besuch eines Arztes zu gebrauchen.

Ich hielt es für das rathsamste, meiner Patientin diesen Plan nicht sogleich mitzutheilen; daher versicherte ich, ohne ihr im mindesten schmeichelhafte Hoffnung zu ihrer

Genesung zu machen: ich würde alle Mittel, die ich nur kennte, anwenden, ihre Gesundheit wieder herzustellen. Lella Sara war ganz das Gegentheil von den meisten andern Mauriſchen Frauenzimmern: in allem Betracht ohne Stolz und höflich. Auch in ihrem zerrütteten Gesundheitszuſtande, behielt ſie doch ihre natürliche Lebhaftigkeit, und trotz allen Verwüſtungen, welche die eingewurzelte Krankheit bei ihr angerichtet hatte, war ſie noch immer eine angenehme und anziehende Perſon.

Als ich eben in Begriff ſtand, mich bei Lella Sara zu beurlauben, kam eine Abgeſandtin, um mich zur Lella Batuhm zu rufen. Dieſe heißt, weil ſie zuerſt an den Kaiſer verheirathet iſt, ſeine erſte Gemahlin, und hat eigentlich mehr Anrecht auf den Titel Sultanin, als alle die andern.

Da der Kaiſer bloß Befehl gegeben hatte, daß ich zur Lella Sara gelaſſen werden ſollte, und da ich bald merkte, daß der Verſchnittene mich mit ſehr eiferſüchtigen Augen anſah: ſo fühlte ich, offenherzig geſtanden, trotz meiner rege gemachten Neugier, einige Beſorgniß, als auch andre Damen meinen Beſuch verlangten, weil ich mich durch Uebertretung des Kaiſerlichen Befehles in Gefahr ſetzte. Auf der andern Seite dachte ich aber daran, daß ſowohl der Verſchnittene, als die Frauenzimmer, ebenfalls in die übeln Folgen einer Entdeckung verwickelt werden würden: jener, weil er mich hingeführt, dieſe, weil ſie mich in ihre Zimmer gelaſſen hatten; und daß alſo ihnen ſo viel, wie mir, daran liegen mußte, behutſam zu ſeyn und zu verhindern, theils, daß der Umſtand dem Kaiſer nicht zu Ohren käme, theils, daß ſie mich nicht zu einer Zeit in ihr Zimmer ließen, wo es wahrſcheinlich war, daß er den Harem beſuchen könnte. Alle dieſe Gründe, nebſt dem Verlangen, eine ſo günſtige Gelegenheit zu nützen, und einen Ort zu ſehen, wohin vorher noch kein Europäer gelaſſen worden; — alle dieſe Gründe hatten ſo viel Gewicht, daß meine Einwürfe dagegen bald nicht mehr aufkamen.

Ich fand an Lella Batuhm eine vollkommne Mauri-sche Schönheit. Sie war übermäßig fett, ungefähr vierzig Jahre alt, und hatte hervorstehende, runde, dunkelroth geschminkte Backen, kleine schwarze Augen und ein Gesicht ohne allen Ausdruck. Sie saß an der Erde auf einer, wie gewöhnlich, mit feiner, weißer Leinwand bedeckten Matratze, und war von einer großen Menge Konkubinen umgeben, die sie, wie ich erfuhr, zu dieser Gelegenheit eingeladen hatte. Ihr Zimmer sah weit prächtiger aus, als das Zimmer der Lella Sara; auch war ihr ein ganzes Viereck eingeräumt.

So wie ich in der Lella Batuhm Zimmer kam, bat sie, ich möchte mich dicht neben sie setzen und ihr den Puls fühlen. Ihr Uebel bestand in einem Schnupfen, den wahrscheinlich ihre unbezwingliche Begierde, mich zu sehen, verursacht haben mochte. Sobald ich ihren Puls gefühlt und ihr meine Meinung gesagt hatte, mußte ich mit allen andern im Zimmer befindlichen Frauenzimmern dieselbe Ceremonie vornehmen. Jede verlangte, ich sollte sie, ohne weitere Nachfrage, alle ihre Uebel kennen lehren. Da ich in dieser Art von Praxis in Tarudant so viel Erfahrung gesammelt und von ihren Krankheiten schon gelernt hatte, daß sie meistens von zu gierigem Genusse des Kuskasu herrühren: so konnte ich in dieser geheimnißvollen Kunst eine gar nicht verächtliche Figur machen, und war sehr glücklich in meinen Vermuthungen.

Von ihrem Gesundheitszustande ging die Unterhaltung sogleich zur Beurtheilung meiner Kleidung über. Es war nicht ein einziges Stück daran, das sie nicht untersuchten und worüber sie nicht mit ihrer gewöhnlichen Geschwätzigkeit Anmerkungen machten. Nun fragten sie meinen Dolmetscher, ob ich verheirathet wäre? ob ich meine Frau mitgebracht hätte? und noch mancherlei eben so wichtige Dinge. Mitten unter diesem Gespräche ward Thee hereingebracht, ob es gleich schon Mittags um elf Uhr war. Ein kleines Theebrett mit vier niedrigen Füßen ver-

trat die Stelle eines Tisches, und das Theegeschirr stand darauf. Die Tassen waren vom besten Chinesischen Porzellan, und ungefähr so groß, wie eine große Wallnußschale; man trank ihrer aber eine sehr beträchtliche Anzahl.

Als ich meinen Besuch bei der Königin des Harems geendigt hatte, brachte man mich zunächst zu der Lella Duja, (*Lalla Douyaw*) der Favorite des vorigen Kaisers, einem Frauenzimmer, das man in Europa sehr artig und schön finden würde. Sie ist aus Genua gebürtig, litt mit ihrer Mutter an der Küste der Bärbarei Schiffbruch, und ward, so wie die letztere, des Kaisers Gefangene. Ob sie gleich damals erst acht Jahre alt war, so hatte sie doch schon so viel versprechende und so anziehende Reitze, daß der Kaiser dadurch zu dem Befehle bewogen ward, sie ihrer Mutter mit Gewalt zu entreißen und in seinen Harem zu bringen. Hier wurden nun, ungeachtet ihres zarten Alters, alle Mittel, sie zur Veränderung ihrer Religion zu verleiten, vergebens versucht, bis der Kaiser zuletzt drohete, ihr jedes Haar mit der Wurzel aus dem Kopfe reißen zu lassen, wenn sie sich länger widersetzte; und dann war sie auch genöthigt, sich seinen Neigungen zu unterwerfen.

Nachdem sie eine Zeitlang des Kaisers Beischläferin gewesen war, heirathete er sie; und durch große Schönheit, artiges Betragen und vorzügliche Geistesvollkommenheit gewann sie bald seine stärkste Zuneigung, die sie auch nachher immer behalten hat. Ihr Einfluß auf ihn war in der That groß, und man hat, ungeachtet seines natürlichen Eigensinnes, doch nie erfahren, daß sie irgend eine Bitte vergebens gethan hätte, wenn sie anders darauf beharrte.

Als ich sie sah, mochte sie ungefähr dreißig Jahre alt seyn. Sie war etwas korpulent, und ihr Gesicht durch jene ausdrucksvolle Schönheit ausgezeichnet, die den Italiänischen Weibern fast besonders eigen ist. Sie hatte ein angenehmes Wesen, und ihr Betragen war fein und zuvorkommend. Weil sie den Vorzug besaß, das Arabische gut

zu lesen und zu schreiben, so ward sie von den andern Frauenzimmern im Harem als ein höheres Wesen betrachtet.

Da sie so jung in den Harem gekommen war, so hatte sie ihre Muttersprache beinahe ganz vergessen, und konnte nur Arabisch geläufig sprechen. Von den Begebenheiten, die sie zuerst in ihre gegenwärtige Lage brachten, war ihr nur noch eine dunkle Erinnerung übrig geblieben. Sie sagte mir indeß: wir wären Bruder und Schwester, (eine gewöhnliche Redensart der Mauren, um auszudrücken, daß die Christen in Ansehung der Religion mit einander verwandt sind.) Auch hatte sie Beurtheilungskraft genug, um zu bemerken, daß sie unter einem rohen, unwissenden Volke lebte. Sie setzte hinzu: ihre Mutter (die ich nachher in dem Hause eines Venetianischen Kaufmannes zu Mamora zu sehen Gelegenheit hatte) wäre noch eine Christin, obgleich sie selbst es nicht mehr wäre; übrigens hoffte sie, ich würde sie jedesmal besuchen, wenn ich in den Harem käme.

Ihre Krankheit war ein Skorbut am Zahnfleische, welcher ihr den Verlust einiger Vorderzähne drohete. Dieser Umstand war ihr höchst unangenehm, da sie fürchtete, das möchte ihre anderen Züge entstellen, und dann die Neigung des Kaisers zu ihr sich vermindern. In dieser Rücksicht war sie äußerst begierig, Rath von mir zu bekommen, ob sie gleich, wenn ich sie besuchte, immer die stärkste Besorgniß äußerte, daß der Kaiser meine Besuche bei ihr erfahren möchte, welches für uns beide die traurigsten Folgen gehabt hätte.

Lella Sara war, wegen ihres schlechten Gesundheitszustandes und des daraus folgenden Verfalls ihrer körperlichen Reitze, längst von dem Kaiser vernachlässigt worden; und höchst wahrscheinlich hatte er ihr die Erlaubniß zu meinem Besuche mehr in der Absicht ertheilt, ihrer ungestümen Bitten los zu werden — denn es währte geraume Zeit, ehe sie seine Einwilligung erhalten konnte — als aus einem sonderlich starken Verlangen nach ihrer Wiederherstellung. In Rücksicht einer Person von dieser

Art war es dem Kaiser vielleicht gleichgültig, ob jemand sie sähe, oder nicht, und deswegen fand hier kein Grund zu Eifersucht Statt, der die Mohren sonst überhaupt stark ergeben sind.

Lella Duja befand sich in einer ganz andern Lage. Sie hatte blühende Gesundheit, Schönheit, und zugleich die äußeren Vollkommenheiten, welche die glühendste Leidenschaft erregen konnten; und in der That war des Kaisers Anhänglichkeit an ihr beispiellos. Wenn man nun bedenkt, mit welcher Vorsicht die Mohren allgemein sich bemühen, fremden Umgang mit ihren Weibern zu verhüten, so konnte bei diesen Umständen dem Kaiser die Idee, daß besonders ein Europäer zu dem ersten Gegenstande seiner heißesten Liebe oft, und fast allein, Zutritt bekäme, nicht sehr angenehm seyn.

Lella Duja hatte indeß, um die Möglichkeit einer Entdeckung zu verhüten, ihren Sklavinnen befohlen, wenn nur das Geringste zu befürchten wäre, ihr sogleich Nachricht davon zu geben; und auf der anderen Seite machte sie dem Verschnittenen, der mich zu ihr führte, immer Geschenke, damit er keinem aus dem Harem anvertrauen möchte, daß sie mich in ihr Zimmer gelassen hätte. Hierdurch bekam sie so viel Gewalt über ihn, daß ich oft eine Stundelang bei ihr geblieben bin. Wir unterhielten uns dann von Europäischen Gebräuchen; und ob sie gleich wenig davon wußte, so schien doch dieser Gegenstand ihr immer viel Vergnügen zu machen. Sobald sie glaubte, daß es unbedachtsam von mir seyn würde, noch länger zu bleiben, so bat sie mich, wegzugehen; doch mußte ich versprechen, daß ich sobald ich in den Harem käme, sie wieder besuchen wollte. Ihre Furcht vor einer Entdeckung schränkte sich nicht bloß darauf ein, daß unglücklicher Weise der Kaiser kommen oder der Verschnittne treulos werden könnte; sondern sie erstreckte sich auch auf die Eifersucht der andern Weiber im Harem, die sich wahrscheinlich über eine Gelegenheit, sie zu stürzen, würden gefreuet haben.

Es war indeß vielleicht ein Glück für uns Beide, daß die meisten von ihnen mich ebenfalls hatten zu sich kommen lassen, und daß also ihr eigner Vortheil Stillschweigen erforderte, da mit der Einen unvermeidlich auch alle andern entdeckt worden wären.

Die vierte Gemahlin ist die Tochter eines Englischen Renegaten, und die Mutter des jetzigen Kaisers. Da sie damals, als ich den Harem besuchte, gerade zu Fez war, so hatte ich keine Gelegenheit, sie zu sehen.

Als ich wegen meines Besuches im Harem dem Kaiser meine Aufwartung machte, ward ich mit einer ganz geheimen Audienz beehrt; denn er nahm mich in dem Hofe dicht an seinem Pallaste an, wo sich, so lange der Kaiser da ist, außer wenigen Pagen und denen, die unmittelbar zu seinem Wagen oder Pferde gehören, niemand zeigen darf.

Der Kaiser saß in einem offenen vierrädrigen Wagen, der sehr niedrig hing, grade für Eine Person groß genug war, und von den Söhnen vier Spanischer Renegaten gezogen wurde. Sobald er mich bemerkte, befahl er, daß ich mit meinem Dolmetscher näher kommen, ihm die Arzneien bringen, und sie vor seinen Augen kosten sollte; vermuthlich, um ihn zu überzeugen, daß nichts Schädliches darin wäre. Er untersuchte sie nun sehr genau, und befahl mir, ihm zu sagen, woraus sie beständen, und was für Wirkung sich von ihnen erwarten ließe. Als er dann meine Meinung über die Krankheit der Patientin zu wissen verlangte, sagte ich ihm: sie wäre von der Art, daß sie sehr langwierigen Gebrauch von Arzneien erforderte, die aber, wie ich glaubte, nicht verändert zu werden brauchten; ich schlüge daher vor, daß ich die Sultanin vierzehn Tage lang besuchen, ihr dann einen gehörigen Vorrath zurücklassen, und ihr zugleich Anweisung geben wollte, dieselben fast mit eben dem Vortheile zu gebrauchen, als wenn ich gegenwärtig wäre. Noch setzte ich hinzu: der Gouverneur von Gibraltar hätte mir befohlen, sogleich

nach meiner Garnison zurückzukommen, und, wenn ich nicht gehorchte, so würde ich gewiß eine sehr gute Stelle verlieren. Da des Kaisers Versprechungen bei meiner ersten Audienz mich seiner gnädigen Gesinnung gegen mich versichert hätten, so wäre ich überzeugt, daß er mich keinen Tag länger, als die erwähnte Zeit, zurückhalten würde. Seine Antwort hierauf war: er wünschte bloß, ich möchte die Sultanin etwa zehn Tage lang besuchen, und ihr nach Verlauf derselben, wenn die Arzneien eine gute Wirkung zu versprechen schienen, einen gehörigen Vorrath davon zurück lassen; nachher wollte er mich (wie er sich ausdrückte) auf einem schönen Pferde nach Hause schicken. Dann wies er seinen ersten Minister an, mir zehn harte Thaler als ein Geschenk auszuzahlen, und zugleich befahl er, daß mir, so oft ich es für nöthig fände, der freie Zutritt in den königlichen Harem sollte gestattet werden.

Der Harem macht, wie ich schon bemerkt habe, einen Theil des Pallastes oder Serails aus, indeß ohne eine andre unmittelbare Kommunikation mit ihm, als durch eine besondre Thür, durch welche bloß der Kaiser geht.

Die Zimmer sind alle an der Erde, viereckig und sehr hoch. Viere von ihnen schließen immer einen geräumigen viereckigen Hof ein, in den sie sich durch große Flügelthüren öffnen. Diese dienen, wie in andern Mohrischen Häusern, welche allgemein keine Fenster haben, zum Einlassen des Lichts in die Zimmer. Auf diesen Höfen, die mit blauen und weißen viereckigen Ziegeln gepflastert sind, steht in der Mitte ein Springbrunnen, der sein Wasser durch Röhren aus einem großen Behälter vor dem Pallaste bekommt, und sowohl zu den häufigen Abwaschungen, welche die Muhamedanische Religion vorschreibt, als zu andren Zwecken dient.

Der ganze Harem besteht ungefähr aus zwölf solchen viereckigen Plätzen, die durch enge Gänge mit einander zusammenhangen. Diese gestatten einen freien Zutritt,

von einem Theile desselben zu dem andern, und alle Weiber dürfen sich ihrer bedienen.

Die Zimmer sind von außen mit schönem Schnitzwerke verziert, das sowohl an künstlicher Arbeit, als an Geschmack, weit schöner ist, als ich jemals in Europa dergleichen gesehen habe. Inwendig sind die meisten mit reichem Dammaste von verschiedenen Farben austapeziert; der Boden ist mit schönen Teppichen belegt, und an verschiedenen Stellen liegen Matratzen zum Sitzen und Schlafen.

Ueberdies sind die Zimmer auch noch an jedem Ende mit schönen Europäischen Bettstellen von Mahoganyholze versehen, welche dammastene Umhänge haben. Es liegen verschiedene Matratzen über einander darin, die man mit seidenem Zeuge von verschiedenen Farben bedeckt. Diese Betten stehen aber bloß zum Staate da. In allen Zimmern ohne Ausnahme ist die Decke Täfelwerk mit Schnitzwerk und Malerei. Die Hauptzierde in einigen waren große, kostbare Spiegel, die an verschiedenen Stellen an der Mauer hingen; in andern hingen auf eben die Art Wand- und Taschenuhren in Glasgehäusen. In einigen bemerkte ich einen aus der Wand hervortretenden Theil, der etwa bis an die Mitte des Täfelwerks hinan reichte, und worauf verschiedene, mit seidenen Zeugen von mancherlei Farbe bedeckte Matratzen über einander lagen. Ueber und unter diesem hervortretenden Theil, hatte man die Wand mit Stücken Atlaß, Sammet und Dammast von verschiedenen Farben behängt, die rund umher mit einem breiten Streife von schwarzem, und in der Mitte mit Gold gesticktem Sammet eingefaßt waren.

Der ganze Harem stand unter der ersten Sultanin, Lella Batuhm; d. h. diese führte zur Auszeichnung allgemein den Titel Gebieterin des Harems, doch ohne irgend eine besondre Aufsicht über die andren Weiber zu haben. Ihr, so wie der Favorite Lella Düja, war ein ganzes Viereck eingeräumt, da Lella Sara und alle Konkubinen jede nur ein einzelnes Zimmer hatten.

Jedes Frauenzimmer bekommt vom Kaiser für sich täglich etwas Gewisses, das sich nach der Gunst richtet, in der es bei ihm steht. Hiervon sollen sie sich mit Allem, was sie bedürfen, selbst versehen; man kann daher den Harem als einen Ort betrachten, wo eine gewisse Anzahl Personen freie Wohnung haben, und wo die erste Sultanin Gebieterin des Ganzen ist.

Das, was die Weiber des vorigen Kaisers zu ihrem Unterhalte bekamen, war in der That sehr unbedeutend. Die Favorite Lella Duja hatte täglich nicht viel über eine halbe Englische Krone, und die andren nach Verhältniß noch weniger. Freilich machte der Kaiser ihnen bei Gelegenheit noch Geschenke an Gelde, Kleidungsstücken und Spielereien; dies war aber doch nicht hinlänglich, die Menge von Bedienten zu erhalten und so viele andre Ausgaben zu bestreiten. Am meisten mußten sie sich daher auf Geschenke von denen Europäern und Mauren verlassen, die an den Hof kamen, und sich ihres Einflusses bedienten, um irgend eine besondere Gunst von dem Kaiser zu erlangen. Der Monarch hatte auch nicht feines Gefühl genug, diese Art von Unterhandlung zu stören. Er wußte sehr wohl, daß seine Weiber, wenn sie nicht auf andre Weise Geld bekämen, ihre Zuflucht zu seiner Börse nehmen müßten; und da er zu gute Vorsichtsmittel gegen allen von dieser Sitte zu befürchtenden Unfug angewandt hatte, so war er immer sehr damit zufrieden, wenn Geschäfte durch diesen Kanal verhandelt wurden. Gesandte, Konsuln und Kaufleute, welche die Beschaffenheit des Hofes kannten, wußten in der That sehr wohl, daß sie keinen bessern Weg einschlagen konnten. Zum Beweise dieser Behauptung will ich nur Ein Beispiel anführen. Als ich in Marokko war, suchte ein Jude bei dem Kaiser eine sehr einträgliche Begünstigung. Da er sich lange Zeit vergebens darum bemühet hatte, so schickte er allen den vornehmsten Damen des Harems sehr beträchtliche Geschenke an Perlen. Die Folge davon war, daß sie sämmtlich zu dem Kaiser

gingen, und auch sogleich die gewünschte Begünstigung für ihn erhielten.

Jede Dame muß ihr Zimmer sich selbst möbliren und sich selbst ihre Bedienten halten. Sie kann in der That im Harem machen, was sie will; nur darf sie ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers nicht ausgehen. Diese Begünstigung gewährt aber der Kaiser den Frauenzimmern äußerst selten anders, als wenn sie von einem Pallaste nach dem andern gebracht werden. Dann geht ein Trupp Soldaten etwas vor ihnen her, um vorzüglich die Personen männlichen Geschlechtes zu zerstreuen, und alle Möglichkeit, daß irgend jemand sie sehen könnte, zu verhüten. Ist dies vorläufig gethan, so wird ihnen um den unteren Theil des Gesichtes ein Stück Leinwand gebunden, und die unglücklichen Weiber hüllen sich dann ganz in ihre Haiks. So besteigen sie entweder Maulesel, auf denen sie nach Art der Männer reiten, oder sie werden — und dies ist gewöhnlicher — in eine viereckige Kutsche oder Sänfte gesetzt, die zu diesem Zwecke besonders verfertigt ist, so daß sie durch das Gitterwerk derselben sehen können, ohne wieder gesehen zu werden. Auf diese Art reisen sie unter einer Bedeckung von schwarzen Verschnittenen ab. Solche Reisen, und bisweilen ein Spatziergang innerhalb der Mauern des Pallastes, der ihnen indeß sehr selten erlaubt wird, sind die einzige Leibesbewegung, die sie sich machen dürfen.

Der Harem des vorigen Kaisers bestand aus sechzig bis hundert Frauenzimmern, die sehr zahlreiche Menge ihrer Mägde und Sklavinnen nicht mitgerechnet. Von den erwähnten vier Weibern darf man keineswegs glauben, daß es die ersten waren, die der Kaiser besaß; denn einige hatte er verstoßen *), und andre waren gestorben. Daher ist es schwer zu bestimmen, wie viele Weiber er eigentlich gehabt habe.

Viele

*) Das Muhamedanische Gesetz erlaubt einem Manne, sich von seiner Frau zu scheiden, wenn sie ihm keine Kinder gebiert, und er das bei der Ehestiftung Bestimmte herausgiebt. A. d. Uf.

Viele von des Kaisers Konkubinen waren Maurinnen, die er zum Geschenk bekommen hatte, weil die Mauren es für eine Ehre halten, ihre Töchter in dem Harem zu haben; verschiedene waren Europäische Sklavinnen, die der Kaiser entweder gefangen gemacht, oder gekauft hatte; und einige auch Negerinnen.

In dieser Gruppe konnten die Europäerinnen, oder ihre Kinder, bei weitem den größten Anspruch auf Schönheit machen. Vorzüglich fand ich an einer gebornen Spanierin, die man ungefähr in eben dem Alter wie die Lella Duja in den Harem genommen hatte, eine vollkommene Schönheit; doch war sie nicht ganz die einzige in ihrer Art, sondern viele andere besaßen fast eben so viele Reitze.

Die Maurischen Weiber haben insgemein keinen Ausdruck im Gesichte, und bäurisch plumpe Sitten. Sie sind unter mittlerer Größe, dabei aber sehr fett und vierschrötig, und haben sehr große Hände und Füße. Ihre Farbe ist entweder hellbraun, oder noch gewöhnlicher schielt sie ins Gelbe. Ihr Gesicht ist rund, ihre Augen gemeiniglich schwarz, Nase und Mund sehr klein, und die Zähne gewöhnlich schön.

Unter meinen Patientinnen im Harem war auch eine von den Maurischen Konkubinen, die bei hübschen Gesichtszügen unerträglich viel Stolz und Ziererei hatte, deren Aeußerung ich auch auf die unangenehmste Art empfinden mußte. Ich sollte ihr ein Mittel gegen eine unbedeutende Magenbeschwerde geben, die sie seit ein Paar Tagen gehabt hatte; die Medicin sollte aber so gelinde seyn, daß sie ihr nicht im geringsten Schmerz oder Unbequemlichkeit machen könnte. Damit sie nun hierüber nicht zu klagen Ursache hätte, bereitete ich ihr ein Pulver, das einem neugebornen Kinde eben so unschädlich gewesen seyn würde, wie ihr.

Die Dame fürchtete indeß noch immer, daß es ihr schaden könnte, und zwang ihre jüngere Schwester, ebenfalls eine Konkubine im Harem, es zur Probe einzunehmen; wenn es dann dieser gut bekäme, so sollte eine andere Dosis für sie selbst seyn. Durch die Vorstellung,

daß man ihr ein Mittel eingezwungen hätte, dessen sie nicht bedurfte, ward das junge Frauenzimmer zu meinem Unglücke bald nachher als sie es niedergeschluckt hatte, sehr krank. Darüber ward ihre Schwester so unruhig, daß sie mich sogleich holen ließ, und mir in den härtesten Ausdrücken Vorwürfe machte, daß ich ihr eine Arznei geschickt, die das junge Mädchen, welches den ganzen Tag in dem heftigsten Todeskampfe gelegen, beinahe getödtet hätte. Sie setzte noch hinzu: wenn ihre Schwester nicht eine so starke Natur besäße, so würde sie unfehlbar haben sterben müssen. Spöttisch sagte sie auch: sie hätte von den Christen eine bessere Meinung gehabt, als dieselben, wie sie nun wohl sähe, verdienten. Dann fragte sie mich gebieterisch: ob ich der Mann wäre, die Kur der Sultanin zu übernehmen? Diese einfältigen und unverdienten Vorwürfe konnten mir unmöglich angenehm seyn; und da ich bedachte, daß es überhaupt nur Gefälligkeit gewesen war, ihr Verlangen zu erfüllen, indem ich bloß die Lella Sara zu besuchen Befehl hatte: so ergriff ich die Gelegenheit, ihrem übel angebrachten Geschwätz auf einmal ein Ende zu machen und eine gleiche Unverschämtheit in allen andern Quartieren zu verhindern. Ich erklärte ihr also: die Arznei hätte gar nicht die Wirkung, deren sie dieselbe beschuldigte, und wäre vielmehr für eine Person von ihrer Konstitution in der That viel zu gelinde. Da sie aber gleich solches Mißtrauen dagegen gehabt — wie sie denn so ohne alle Liebe, ja ohne alles Gefühl, hätte seyn können, ihrer Schwester, ohne Rücksicht auf den Unterschied des Alters oder des Gesundheitszustandes, eine Arznei einzuzwingen, die sie selbst zu nehmen nicht hätte wagen wollen! Ihr undankbares Betragen würde mich abschrecken, manchen von den andern Frauenzimmern, deren Krankheit wohl mehr Aufmerksamkeit erfordern möchte, als die ihrige, Rath zu ertheilen; und von nun an dürfte sie nicht den mindesten Beistand von mir erwarten, wenn er ihr auch wirklich nöthig wäre. Nun fing sie an nachzugeben, ge-

stand, daß sie wohl zu hitzig gewesen wäre, setzte noch viele Rechtfertigungen hinzu, und schloß damit, daß sie mir eine glückliche Rückkehr in mein Vaterland und zu meinen Freunden wünschte.

Ich könnte noch viele andere Anekdoten zum Beweise von der Unwissenheit und dem Stolze dieser armen Geschöpfe anführen; doch dies, glaube ich, überzeugt schon hinlänglich davon. Indeß muß ich noch hinzusetzen, daß dieser kleine Zank mir nachher im Harem große Dienste that, weil er die einfältigen Weiber überführte, daß ich mich wenig um ihre Launen kümmerte.

Da ich bemerkte, daß die Verschnittenen immer ein sehr wachsames Auge auf mich hatten, wenn ich den Harem besuchte, so beobachtete ich in ihrer Gegenwart ein solches Betragen, daß sie keine Klage über mich führen konnten. Vergaß ich mich bisweilen in dem Zimmer meiner Kranken in so weit, daß ich mich in ein ziemlich langes Gespräch einließ, so bemerkte ich immer, daß die Verschnittenen Lust hatten, unsere Unterhaltung zu unterbrechen und mir zu verstehen zu geben, ich wäre schon zu lange geblieben und müßte mich also entfernen. Ueber Lella Duja schienen sie indeß nicht so viele Gewalt zu haben; und obgleich diese ihnen zuweilen Geschenke machte, so litt sie doch nie, daß ich eher wegging, als bis sie selbst es verlangte.

Bei einem meiner Besuche im Harem sah ich eine Procession, von der ich durch Nachfrage erfuhr, daß man dabei die Absicht hätte, Gott und Muhamed um Regen anzurufen, woran es seit verschiedenen Monathen fehlte. Die Procession ward von den jüngsten Kindern im Harem, die kaum schon gehen konnten, paarweise eröffnet. Ihnen folgten die etwas erwachsenen, bis zuletzt sich ein großer Theil der Weiber anschloß, so daß die ganze Anzahl mehr als hundert Personen ausmachte. Auf den Köpfen trugen sie ihre Gebete, die auf Papier geschrieben und auf viereckige Bretter geklebt waren, und so zogen sie unter

Gesängen, deren Inhalt sich zu dieser Feierlichkeit schickte, durch alle Höfe. Man sagte mir, sie hätten diese Ceremonie seit der trockenen Witterung alle Tage wiederholt, und würden auch damit fortfahren, bis ihre Gebete erhört wären.

Obgleich der Kaiser bisweilen den Harem besuchte, so war es doch gewöhnlicher, daß er denen Frauenzimmern, deren Gesellschaft er wünschte, sagen ließ, sie sollten zu ihm kommen; und dann ließen sie es sich angelegen seyn, ihre Reitze erst in das vortheilhafteste Licht zu setzen. Waren sie bei ihm, so erwiesen sie ihm alle die Aufmerksamkeit, wie ein gemeiner Sklav seinem Herrn, und nie wagten sie es, ihre Meinung über etwas zu sagen, wenn er ihnen nicht Erlaubniß dazu gab. — Doch ich komme wieder auf die Mauriſchen Frauenzimmer.

Wegen des hier zu Lande so herrschenden Begriffes, daß Wohlbeleibtheit das untrüglichste Zeichen von Schönheit sey, bedienen sich die Weiber eines Saamens, den sie Elhuba nennen, um dadurch den Grad von persönlicher Vollkommenheit, nach dem sie streben, zu erlangen. Sie pülvern ihn nehmlich, und essen ihn mit ihrem Kuskasu. Aus eben der Absicht nehmen sie große Portionen Teig zu sich, den sie durch den Dampf von kochendem Wasser heiß machen und bissenweise hinunterschlucken. Es ist zwar gewiß, daß es in diesem Lande sehr viele korpulente Frauenzimmer giebt; aber wahrscheinlich rührt dies eben so wohl von ihrer sehr eingeschränkten und unthätigen Lebensart her, als von irgend einem besonderen Mittel, das sie in dieser Absicht gebrauchen.

Ihre Kleidung besteht aus einem Hemde mit langen, weiten, beinahe bis auf die Erde herunter hangenden Aermeln, das am Halse, so wie an der Brust, offen, und an den Säumen sauber mit Gold gestickt ist. Ferner tragen sie leinene weite Beinkleider, und über dem Hemde einen von Seide oder Baumwolle, oder auch von Goldstoff, gemachten Kaftan, der fast wie ein großer

weiter Rock ohne Aermel aussieht, und beinahe bis auf die Füße herunter geht. Ein Gürtel von zusammen gefalteter feiner Leinewand oder von Kattun wird geschmackvoll um die Hüften gebunden, und seine Enden fallen bis unter die Kniee herunter. An diesem Gürtel sind zwei breite Streifen befestigt, die unter jedem Arm durch über die andre Schulter gehen, so daß sie sich auf der Brust kreuzen; und an dem Theile desselben, der zwischen der Brust und der Schulter sitzt, ist an jeder Seite eine goldene Schildkröte befestigt, von der vorn eine goldne Kette nachlässig herunterhängt. Ueber dies alles kommt noch ein breites seidenes Band aus den Manufakturen zu Fez, welches rund um die Hüften gebunden wird, und ihre Kleidung vollständig macht, außer wenn sie ausgehen, wo sie noch einen Haik nachlässig überwerfen.

Ihr Haar ist, von vorn nach hinten zu, in verschiedene Zöpfe geflochten, die hinten frei herunterhangen, und am Ende alle mit gezwirnter Seide zusammen gebunden sind. Auf dem Kopfe tragen sie ein langes, ungefähr anderthalb Fuß breites Stück Seidenzeug, das sie fest um den Kopf binden, und dessen lange, mit gezwirnter Seide gesäumte Enden sie hinten beinahe bis auf die Erde frei hinunter hangen lassen. Der Kopfputz wird dann durch ein gewöhnliches seidenes Tuch vollständig, welches wie eine dicht anliegende Weiberhaube um den Kopf geht, und sich von dieser nur dadurch unterscheidet, daß es nicht vorn, sondern hinten, mit einer großen Schleife zugebunden wird. Im obern Theile jedes Ohres hängt ein kleiner, halb offner goldner Ring, an dessen einem Ende eine Traube von Edelsteinen sitzt, und zwar von der Größe, daß sie fast die Oeffnung beinahe füllt. Am Ohrläppchen hängt eben so ein breiter, schlichter goldener Ring, der so groß ist, daß er bis auf den Nacken hinunterreicht, und der gleichfalls eine seiner Größe angemessene Traube von Edelsteinen hat. An den Fingern tragen die Damen auch verschiedene kleine goldene, mit Diamanten oder andern Edelsteinen besetzte

Ringe, und an den Handgelenken breite schlichte Armbänder von Gold, die bisweilen ebenfalls mit Edelsteinen besetzt sind. Ihren Hals schmücken sie mit mancherlei Arten von Korallen und mit Perlen. Unter diesen geht um den Hals eine goldene Kette, woran vorn ein goldener Zierrath hängt.

Die Maurischen Weiber tragen, gleich den Männern, keine Strümpfe, sondern rothe, fein mit Gold gestickte Pantoffeln, die sie immer ausziehen, wenn sie in ihre Zimmer treten. Dicht über den Knöcheln geht um jeden Fuß ein großer schlichter goldener Ring herum, der vorn schmal, hinten aber sehr breit ist.

Ihre Wangen schminken sie dunkel roth; die Augenbraunen und die Augenlieder färben sie mit einem schwarzen Pulver, das ich für Spießglas halte. Ein Theil der künstlichen Schönheit besteht hier zu Lande darin, daß man sich auf der Stirn und Nasenspitze einen langen schwarzen Fleck, und auf jeder Backe mehrere dergleichen macht. Das Kinn wird dunkelroth gemalt, und von demselben läuft ein langer schwarzer Streif bis an den Hals hinunter. Auch die flache Hand und die Nägel färben sie roth, und zwar so dunkel, daß sie selbst im stärksten Lichte ans Schwarze gränzen. Auf die Rückseite der Hand machen sie ebenfalls verschiedene willkührliche Zeichen mit derselben Farbe. Die Füße bemalen sie auf eine ähnliche Art, wie die Hände.

Ich sah im Harem die Weiber selten sich mit etwas anderem beschäftigen, als daß sie bisweilen in den offenen Höfen, bisweilen auch in ihrem Zimmer in verschiedenen Kreisen beisammen saßen, um sich mit einander zu unterhalten. Da es ihnen nicht erlaubt ist, in die Moskee zu kommen, so beten sie zu der gehörigen Zeit in ihren Zimmern. Die Mauren haben wirklich das Vorurtheil, welches man gewöhnlich den Muselmännern überhaupt zuschreibt, daß sie das ganze weibliche Geschlecht als eine niedrigere Art von Geschöpfen betrachten, die bloß zum Vergnügen der Männer geschaffen und an deren Seligkeit folglich nicht

so viel gelegen wäre; und dieser Meinung ist das Betragen der Männer gegen sie in allen Fällen angemessen. Die Mohren führen indeß noch andere Gründe an, weswegen sie den Weibern nicht erlauben, ihre Gotteshäuser zu besuchen. Sie behaupten nehmlich: es würde nicht allein der in ihrem Lande herrschenden Sitte, welcher zufolge die beiden Geschlechter sich nie an irgend einem besondern Orte zusammen treffen dürfen, entgegen laufen, sondern auch durch Erregung unschicklicher und unkeuscher Gedanken ihre Aufmerksamkeit und Andacht stören.

Die Weiber haben so gut ihre Talbas, wie die Männer ihre Talbs. Diese Personen sind, wie es sich gerade trift, Weiber oder Beischläferinnen, und ihre Hauptgeschicklichkeiten scheinen im Lesen und Schreiben zu bestehen. Sie lehren den jüngern Theil des Harems die Gebete hersagen: die älteren Frauenzimmer aber unterrichten sie in den Vorschriften und Grundsätzen ihrer Religion.

Alle Töchter des vorigen Kaisers und die Kinder seiner Beischläferinnen wurden, sobald sie das gehörige Alter erreicht hatten, nach Tafilet geschickt, daselbst vollends erzogen, und dann mit den Nachkommen seiner Vorgänger verheirathet. So dienten sie zur Bevölkerung dieser Stadt, welche in der Hinsicht außerordentlich ist, daß alle ihre Einwohner Scherifs, oder angebliche Abkömmlinge Muhameds in gerader Linie, und daß die meisten von ihnen Seiten- oder andere Verwandten der jetzt regierenden Familie von Marokko sind. Muley Ischmael (wie ich schon gesagt habe, der Großvater des vorigen Kaisers) hatte dreihundert Kinder in Tafilet; ihre Nachkommen schätzt man jetzt auf neun tausend, und diese alle leben an demselben Orte.

Die Söhne, die der Kaiser von seinen Frauen hat, werden als Prinzen betrachtet, welche alle gleiches Recht zur Krone haben und dem gemäß auch immer der gehörigen Achtung genießen. Wenn sie sich nicht das Mißfallen ihres Vaters zugezogen haben, bekommen sie gemeiniglich die

Regierung über eine von den Provinzen, wo sie es dann, als Baschas, ihr vorzügliches Geschäft seyn lassen, Schätze aufzuhäufen.

Es wird dem Leser nicht entgangen seyn, daß ich meine Bemerkungen über das Frauenzimmer in diesem Lande so lange aufgespart habe, bis ich vorher eine allgemeine Beschreibung von dem Harem gegeben hätte, die zu einem schicklichen Eingange für diesen Theil meiner Nachrichten dienen könnte. Durch diese Anordnung habe ich eine unangenehme Wiederholung vermieden, und zugleich den Leser vor der Dunkelheit gesichert, die natürlicher Weise entsteht, wenn Nachrichten zerstückelt vorgetragen werden. Es bedarf itzt nur noch einiger wenigen Bemerkungen, um die Beschreibung vollständig zu machen.

Man kann die Mauriſchen Weiber in zwei Klassen theilen: in die Schwarzen oder Negerinnen, und in die Weißen. Die Ersteren sind entweder noch Sklavinnen, oder waren es, und haben für ihre Dienste, oder durch die Gewogenheit ihrer Herren, die Freiheit erhalten. Man bemerkt bei ihnen allem in Gemüthsart, Gesichtszügen und Farbe den ihrem Vaterlande eigenen Charakter. Viele von ihnen sind Beischläferinnen; andere sind Domestiken. Ihre Kinder männlichen Geschlechtes werden alle zum Dienst in des Kaisers Armee erzogen. Zu dieser Klasse kann man auch die Mulatten männlichen und weiblichen Geschlechtes rechnen, welche Kinder von einem Mauren und einer Negerin sind, und deren es folglich in diesem Lande sehr viele giebt. Da sie aber in ihrem Charakter sehr wenig von den Negern abweichen, und sich bloß dadurch von ihnen unterscheiden, daß sie ihre Freiheit haben, so will ich nichts weiter über sie bemerken.

Die vom weiblichen Geschlechte, die man eigentlich als Eingeborne betrachten kann, haben eine weiße, oder vielmehr bleiche Farbe. Wegen der äußerst eingeschränkten Sphäre, in der sie leben müssen, und wegen der Verachtung, in der sie als Glieder der menschlichen Gesellschaft

stehen, können sie in ihren Charakteren nur wenig von der Mannichfaltigkeit haben, welche die Europäerinnen unterscheidet. Es ist vielleicht ein Glück für sie, daß das Licht der Kenntniß nie in ihren finstern Kerker dringt; denn es würde ihnen nur ihr Elend, ihre Schande, ihre Sklaverei sichtbar machen! Wohl uns, daß die Vorsehung dem Menschengeschlechte die Kräfte verlieh, sich nach seinen verschiednen Lagen zu richten! Wohl den Menschen, daß ihre Kenntnisse sich immer nach der Sphäre richten, in der sie wirken sollen!

Da die Weiber in diesem Lande bloß für die Sinnlichkeit ihres Herrn oder Mannes erzogen werden, so ist es ihr Hauptzweck, ihm zu seinem Vergnügen zu dienen und durch die niedrigste Unterwürfigkeit die strenge Sklaverei, zu der sie verurtheilt sind, zu mildern. Weiber und Konkubinen müssen ihrem Despoten in seiner Gegenwart dieselbe Ehrerbietung beweisen, wie sein gemeiner Sklav; und obgleich nicht alle so fest in ihr Haus eingekerkert sind, wie die im Kaiserlichen Harem, so müssen sie doch, wenn sie ausgehen, äußerst sorgfältig ihr Gesicht bedecken, und in ihrem ganzen Betragen vorsichtig seyn.

Wenn es sich trift, daß sie einem Europäer begegnen, ohne daß ein Mohr sie bemerken kann, so lassen sie die Gelegenheit, ihr Gesicht zu zeigen, selten vorbei, sondern schlagen den Haik auf einer Seite zurück, und lachen wohl gar, oder sprechen mit ihm. Hierbei wagen sie aber immer sehr viel, da bekanntlich das Auge der Eifersucht niemals schlummert.

Wird ein Jude oder ein Europäer in einer geheimen Verbindung mit einem Maurischen Frauenzimmer ertappt, so muß er die Muhamedanische Religion annehmen, oder er hat sein Leben verwirkt. Das Frauenzimmer aber wird, wie man mir erzählte, entweder verbrannt oder ersäuft; doch kann ich nicht sagen, daß ich jemals ein Beispiel von der Vollziehung dieser fürchterlichen Strafe erfahren habe. Ein Mann muß indeß ungemein listig und sehr

behutsam seyn, wenn er einen Liebeshandel dieser Art treiben will, ob es gleich von Seiten der Weiber hier zu Lande ihm selten an Aufmunterung fehlt.

Man muß aber auch zugeben, daß die Mittel, deren die Mauren sich zur Verhütung solcher Liebeshändel bedienen, diese gerade befördern. In Weiberkleidern kann ein Mann leicht unbemerkt über die Straßen kommen, da er sicher ist, daß ihn kein Mohr anreden, oder auch nur ansehen wird. Macht er nun Mittel ausfindig, das Haus zu einer Zeit, wo der Mann abwesend ist, zu besuchen, so darf er gar nicht befürchten, bei dessen Rückkehr entdeckt zu werden; denn, wenn der Herr vom Hause Pantoffeln von einem fremden Frauenzimmer vor der Thür seines Harems stehen sieht, so schließt er daraus, es sey eine Nachbarin da, und nähert sich dem Zimmer nicht eher, als bis die Pantoffeln wieder weggenommen sind.

Die Kleidung der reichen Frauenzimmer bei den Mauren ist der gleich, welche die Weiber des Kaisers tragen, und bloß durch den Werth der Materialien unterschieden. Die geringere Klasse trägt leinene weite Beinkleider und darüber einen groben wollenen Kittel, der mit einem Bande um die Hüften festgebunden wird. Ihr Haar flechten sie in zwei Zöpfe von vorn nach hinten ganz hinunter, und binden dann ein gewöhnliches Tuch fest um den Kopf; aber wenn sie ausgehen, tragen sie noch außerdem einen Haik.

Dreizehntes Kapitel.

Falschheit des Kaisers. — Plan des Verfassers, seine Loslassung zu bewirken — er scheitert. — Verwendung durch einen andern Kanal. — Sonderbares Geschenk vom Kaiser. — Auffallendes Beispiel von Tyrannei. — Persönliches Anfuchen bei dem Kaiser. — Züge von Despotismus. — Abfertigungsschreiben vom Kaiser. — Aufträge der Frauenzimmer im Harem. — Anekdoten von einem Englischen Mulatten. — Reise nach Buluane. — Beschreibung dieser Forteresse. — Sonderbare Art über den Fluß zu kommen. — Ankunft zu Salee — zu Tanger. — Geschenk von dem Kaiser. — Rückreise nach Gibraltar.

Als zehn Tage seit meinem ersten Besuche bei Lella Sara verflossen waren, verlangte der Kaiser, die Kranke solite ihm sagen, was die Arzneien gewirkt hätten. Da er von ihr erfuhr, daß sie sich augenscheinlich besserte, so schickte er eine Dublone, die in einen Zipfel von einem seidenen Tuche gewickelt war, in den Harem, und befahl der Lella, sie mir für meine ihr schon geleisteten Dienste zu schenken, wobei sie mir zugleich glänzende Versprechungen auf den Fall machen sollte, daß es mir gelänge, sie völlig wieder herzustellen.

Es war wenig Nachdenken nöthig, um mich zu überzeugen, daß es bei diesen Wendungen auf etwas ganz Andres, als auf die Erfüllung des Versprechens in Absicht meiner Rückreise, angesehen wäre. Daher erforderte es einige Ueberlegung, ob es rathsam seyn würde, meine Besuche fortzusetzen, oder mich sogleich mit doppelter Kraft anzustrengen, daß ich meine Loslassung erhielte. Ich entschloß mich zu der letzteren Art von Betragen, und zwar aus folgenden Gründen.

Einmal war ich schon weit länger von der Garnison abwesend, als es die Regierung eigentlich wollte; ich konnte also unmöglich wissen, in wie fern die Verlängerung mei-

nes Aufenthaltes in Marokko der Anordnung meiner Obern und meinem Dienste zuwider wäre. Für's Andre rieth mir jeder Europäer, mit dem ich sprach oder Briefe wechselte, ich sollte ja die erste Gelegenheit, in mein Vaterland zurückzukehren, mit beiden Händen ergreifen; denn obgleich meine Kranke sich jetzt besserte, so hatte man wegen des Eigensinnes und der Unwissenheit der Mohren doch Grund zu glauben, daß sie der Medicin müde werden möchte. Und wenn man auch die Sache in dem günstigsten Lichte betrachtete, und voraussetzte, daß sie von ihrer Krankheit gänzlich wieder hergestellt werden könnte, so schien es doch gar nicht unwahrscheinlich, daß die Weiber, welche die Ursache ihrer Krankheit gewesen waren, wenn sie ihre Genesung merkten, mit eben der teuflischen Bosheit, womit sie ihr die erste Portion Gift beigebracht hatten, geneigt seyn möchten, meine Besuche bei der Kranken zu benutzen und ihrer Gesundheit zum zweitenmal zu schaden, da denn alle üble Folgen unfehlbar auf Rechnung meiner Behandlung gekommen wären. Weil nun überdies auch das Alter und die Schwachheit des Kaisers meine Lage unsicher machten, so entschloß ich mich, die erste Gelegenheit, glücklich fortzukommen, zu benutzen. Der Plan, der mir am wahrscheinlichsten einen glücklichen Ausgang zu versprechen schien, war folgender.

Ich sagte meiner Kranken: ich hätte nicht viel mehr Arznei mitgebracht, als zu Muley Abfulem's Kur hinlänglich gewesen wäre, und ihr hätte ich das wenige übrig Gebliebene gegeben; da es aber nothwendig bald verbraucht seyn müßte, und ohne Arznei mein Besuch ihr zu nichts hülfe, so empföhle ich ihr zu ihrem eigenen Besten, dem Kaiser zu rathen, er möchte mich nach Gibraltar schicken, daß ich einen neuen Vorrath holen könnte. „Ach, rief hier das Frauenzimmer aus, deswegen ist keine Reise nöthig; der Kaiser kann ja darum an den Konsul schreiben." Ich war nicht ganz unvorbereitet auf eine solche Antwort; und da ich es nöthig gefunden

hatte, in diesem Falle eine fremde Rolle zu spielen, so beschloß ich itzt auch, sie durchzuführen und gern oder ungern den Empiriker zu machen. Ich sagte meiner Patientin daher: nur ich allein wüßte die Bereitung dieser Arznei, und es würde folglich ganz vergeblich seyn, danach zu schreiben. Darauf wußte sie nichts zu antworten, und mein Plan ward also in so fern mit glücklichem Erfolge gekrönt. Nun verwendeten sich sogleich die vornehmsten Weiber, welche Lella Sara dazu bewogen hatte, sämmtlich zu meinem Besten bei dem Kaiser.

Aber dieser, dessen Beurtheilungskraft in seiner Jugend vortreflich gewesen war, und der von Zeit zu Zeit noch so starke Verstandeskräfte hatte, wie jemals, ließ sich nicht hintergehen. Er versprach den Weibern mehr, als er zu halten Willens war, und nach Verlauf von andern zehn Tagen stand es mit meiner Rückreise noch um nichts besser, als bei meiner Ankunft in Marokko.

Da also dieser Versuch fehlschlug, obgleich meine weiblichen Agenten unermüdlich ihr Anliegen, nicht weniger als zweimal täglich, wiederholten, so wandte ich mich an einen Deutschen Renegaten, der Englisch sprach und wegen seines Verhältnisses am Hofe öfters Gelegenheit hatte, den Kaiser insbesondre zu sprechen. Diesen bat ich, mir die Erlaubniß zur Abreise zu verschaffen; aber Alles, was er für mich ausrichten konnte, war eine Erneuerung derselben Versprechungen, die der Kaiser mir schon so oft gemacht hatte und auch jetzt mit derselben Aufrichtigkeit wiederholte. Ich muß indeß doch anführen, daß ich ein Paar Tage nach dieser Verwendung von dem Kaiser zwei Pferde zum Geschenk, und zugleich die bestimmte Versicherung bekam, daß ich unverzüglich nach Hause geschickt werden sollte.

Eins von den Pferden war noch jung, aber in einem so elenden, kraftlosen Zustande, daß es besser zu Futter für die Hunde, als zum Gebrauch für einen Reisenden zu taugen schien. Das andre sah freilich nicht so abgehungert und elend aus; aber dagegen war es schon überalt, und

daher völlig eben so unbrauchbar, wie sein Kamerad. Der Kaiser hatte es am Morgen von einem armen Manne geschenkt bekommen, der es ihm wegen einer unbedeutenden Ungnade, die er sich zugezogen, als ein Söhnopfer brachte. Der Mann ward indeß ins Gefängniß geführt, und Nachmittags bekam ich das Pferd geschenkt.

Ehe ich noch diese unvergleichlichen Renner aus den Mauern des Pallastes herausbringen konnte, ward ich von den Hütern bei vier Pforten angehalten, von denen jeder einen harten Thaler, als ein mit seinem Dienste verbundenes Accidenz, verlangte. Als ich zu Hause war, kamen auch zwei Unter-Stallmeister nach meiner Wohnung, und forderten ein Geschenk für sich und ihren Vorgesetzten; so daß sich leicht beurtheilen läßt, wie viel ich bei des Kaisers Freigebigkeit gewann. Nach diesem Vorfalle gingen wieder verschiedene Tage hin, ohne daß sich Aussicht zur Erfüllung meiner Wünsche zeigte. Nun gab mir ein Europäer, der in Geschäften von Mogadore nach Marokko gekommen war, den Rath: ich sollte, als den sichersten Weg, die erste beste Gelegenheit ergreifen, wo der Kaiser sich öffentlich zeigte, (welches er aber selten so thut, daß Fremde ihn sehen können) und mich nicht länger auf die Vermittlung von Andren verlassen, sondern ihn selbst um meine Abfertigung bitten. Am folgenden Tage gab mir, wie ich glaubte glücklicher Weise, der Kaiser Gelegenheit, ihn zu sehen. Da mich die Soldaten nicht so nahe wollten kommen lassen, daß ich mit ihm hätte sprechen können, so stellte ich mich an einen Platz, wo ich ihm in die Augen fallen mußte. Aber nachdem der Kaiser ungefähr eine halbe Stunde geblieben war, entfernte er sich wieder, ohne sich im Geringsten um mich zu bekümmern, ja, wie es schien, ohne mich auch nur zu bemerken.

Der Kaiser war bei dieser Gelegenheit zu Pferde auf einem von seinen offenen Höfen. Ein Soldat von seiner Neger-Infanterie, der vor ihm stand, hielt ihm einen großen Sonnenschirm über den Kopf, und zwei andre Bediente

an jeder Seite wehrten ihm durch ein leichtes, aber immerwährendes Wehen mit Stücken Seidenzeug, die an einem Rohre befestigt waren, die Fliegen vom Gesichte ab. Die Staatsminister standen vorn, und hinter ihnen etwa hundert Mann Fußvolk in verschiedenen Divisionen, so daß Alle zusammen eine Art von halbem Monde bildeten. Einige von diesen Soldaten hatten Musketen, welche sie, die Mündung senkrecht in die Höhe gerichtet, auf eine sehr steife Art dicht an den Leib hielten; andere aber zu Vertheidigungswaffen, bloß dicke Knüppel.

Der Kaiser, der in diesem Augenblicke gerade bei guter Laune war, unterhielt sich mit seinen Ministern, und pralte, wie mein Dolmetscher mir sagte, mit den wichtigen Aktionen der Mohren gegen die Christen, wobei er bemerkte, daß seine Vorgänger ihnen beinahe alle Plätze, die sie ehemals in der Bärbärei besessen, wieder abgenommen und er selbst das Vergnügen hätte, den Portugiesen Mazagan entrissen zu haben. Die Minister ließen sich nicht viel weiter in das Gespräch ein, als daß sie bei dem Schlusse jedes Satzes ausriefen: *Alla cormus Sidi!* (Gott erhalte den Kaiser!) Dieser Ausruf ging dann zu den nächsten Soldaten fort, und von diesen wieder zu den anderen, bis der ganze Pallast davon widerhallte.

Der üble Erfolg schreckte mich nicht ab, ein andermal einen Versuch zu machen, wozu sich nach einigen Tagen wieder eine günstige Gelegenheit zeigte. Ich hatte itzt Einfluß genug auf die Soldaten, um von ihnen so nahe zu dem Kaiser hinangelassen zu werden, daß er mich nothwendig sehen mußte, ob ich gleich nicht nahe genug stand, um mit ihm sprechen zu können. Er schickte sogleich einen Boten ab, um zu wissen, was der Christ verlangte, (dies war sein eigener Ausdruck). Ich antwortete: ich käme, um Sr. Majestät für die Ehre, daß Sie mir die zwei Pferde geschenkt hätten, zu danken, und Sie zugleich an Ihr königliches Versprechen, mich nach Hause zu schicken, zu erinnern. Nach seiner Aufmerksamkeit bei meinem An-

blick zu urtheilen, erwartete ich jeden Augenblick den Befehl, unmittelbar vor ihn zu kommen; aber diese Hoffnung ward vereitelt: denn, nachdem er sich beinahe eine halbe Stunde mit seinen Ministern unterhalten, begab er sich wieder weg, und ließ mich in demselben Zustande der Ungewißheit, den ich wenige Tage vorher erfahren hatte. Der Kaiser war zu Pferde, und bemühete sich, seinen Zuhöreren die Schönheiten verschiedene Kapitel im Koran zu erklären, und legte besondern Nachdruck auf die Stellen, welche die Anhänger Muhameds die Christen verabscheuen lehren.

Da ich auf jedem nur ersinnlichen Wege alles angewendet hatte, und doch meine Erwartungen immer getäuscht wurden, so konnte ich wohl ohne Zweifel meine Lage für hoffnungslos halten. Ich wußte auch gar nicht, was für einen Schritt ich bei diesen kritischen Umständen thun sollte. Zum Glück dauerte indeß mein unangenehmes Gefühl in diesem Augenblicke nicht lange; denn am folgenden Tage brachte mir der Deutsche Renegat des Kaisers Abfertigungsschreiben. Es bestand bloß in einigen Zeilen an den Gouverneur von Tanger, worin der Kaiser ihm befahl, mir zu erlauben, daß ich mich mit meinen zwei Pferden nach Gibraltar einschiffen könnte.

Meine außerordentliche Freude bei dem Gedanken, nun bald ein Land verlassen zu dürfen, wo ich eine beständige Reihe von Undankbarkeit, getäuschten Hoffnungen und Unannehmlichkeiten erfahren hatte — wird der Leser sich leicht vorstellen können, und es ist also nicht nöthig, mich weiter darüber zu äußern. Ich darf bloß sagen, daß ich ohne Zeitverlust die zur Reise nöthigen Anstalten traf, und die erste Gelegenheit benutzte, von den Weibern im Harem Abschied zu nehmen. Ich hütete mich aber sorgfältig, ihnen den Inhalt des kaiserlichen Briefes mitzutheilen; denn hätten sie gewußt, daß ich nicht wiederkäme, so würden sie wahrscheinlich sich mit eben dem Einfluß, wie vorher für meine Befreiung, nun für meine Zurückbehaltung verwendet haben, und wahrscheinlich mit besserem Erfolg.

Es ist im höchsten Grade unangenehm und demüthigend, sich in irgend einem Falle zum Betrügen erniedrigen zu müssen; daher war es nicht die kleinste Widerwärtigkeit, die ich in diesem Lande zu erdulden hatte, daß ich aus Billigkeit gegen mich selbst, und zu meiner eignen persönlichen Sicherheit, einen systematischen Verstellungsplan ausführen mußte. Itzt konnte ich indeß nicht wieder zurück, und da ich wußte, daß in Gibraltar mancherlei zu bekommen wäre, was in der Bärbärei nicht zu haben ist; so bot ich den Frauenzimmern meine Dienste an, und bekam von ihnen folgende Aufträge, deren treue Besorgung bei meiner Rückkehr von Gibraltar ich ernstlich versprechen mußte.

Für Lella Batuhm, die Königin des Harems, ein schönes Service von sehr kleinen Tassen.

Für Lella Duja, des Kaisers Favorite, ein hübsches Theebrett von Mahoganyholz mit vier kleinen Füßen und zwei Schubladen, auch schön mit Spiegeln verziert; ein Service von sehr kleinen porzellanenen Tassen; eine Quantität von mancherlei wohlriechendem Wasser.

Für meine Patientin, Lella Sara, gelben, karmoisin- und scharlachrothen Dammast, von jeder Sorte neun Yards, (ungefähr 13½ Ellen) eben so viel Atlaß von denselben Farben; ein Dutzend Tassen von Porzellan; hundert große rothe Korallen; eine Kiste Thee und Zucker; eine ansehnliche Quantität Kaffee und Muskatennüsse.

Für eine von den Konkubinen eine beträchtliche Menge Atlaß und Taffent von verschiedenen Farben; mancherlei schöne Perlen; ein Theeservice von Porzellan; zwei kleine Kasten zu Kleidern von Mahagonyholze; ein weiß und ein gelb lackirtes Theebrett.

Für eine andre Konkubine einige Sorten von wohlriechenden Wassern; eine Bettstelle von Mahogany; eine grüne Holländische Dose.

Für Lella Talba, eine Priesterin, ein hübsches Geschenk, das sie meiner Wahl und meinem Geschmacke überließ.

Für Muley-Hasem's Tochter einen Kasten von Mahogany mit zwei Schubladen, eine Flasche Lavendelwasser.

Für Lella Sara's Amme zwölf große rothe Korallen.

Zweien von den Verschnittenen, jedem eine silberne Uhr.

Vielleicht mögen dem Leser diese Aufträge zu unbedeutend scheinen, als daß sie Erwähnung verdienten; ich habe sie aber angeführt, weil solche kleine Umstände oft den besondern Geschmack, die Sitten und den Genius eines Landes besser zeigen, als wichtigere Angelegenheiten, wobei die, der menschlichen Natur gemeinen, Leidenschaften im Spiele sind, und daher alle Menschen unter ähnlichen Umständen gleich handeln und fühlen müssen.

Es hätte eine nicht geringe Summe erfordert, alle diese Sachen zu kaufen; und selbst wenn dies Hinderniß gehoben gewesen wäre, so hätte doch noch ein weit größeres Statt gefunden, nehmlich der beschwerliche Transport in der Bärbärei. Da Marokko tief im Lande liegt, so war die sicherste und leichteste Art von Transport gar nicht anzuwenden; und zu Lande ließen sich, bei der Schwere mancher Artikel und bei dem schlechten Wege, Maulesel schlechterdings nicht dazu gebrauchen. Ich hätte mich also genöthigt gesehen, Kameele zu miethen, und die Kosten für dieselben und für den Einkauf würden ungeheuer groß gewesen seyn.

Nachdem ich der Lella Sara die noch übrige Arznei gegeben und meinen letzten Besuch im Harem abgelegt hatte, bemühete ich mich vor allen Dingen, einen neuen Dolmetscher ausfindig zu machen, weil der, den ich in Mogadore angenommen, mich nicht nach Tanger begleiten konnte. An seiner Stelle wählte ich einen Mulatten, welcher ein geborner Christ aus dem Englischen Westindien war, auf den aber, da er als Matrose mit einem Englischen Fahrzeuge nach Mogadore kam; die Mauren, seiner Farbe wegen, als auf einen Landsmann, Anspruch gemacht hatten. Sie führten ihn sogleich in ein Gefängniß, und

zwangen ihn durch harte Behandlung endlich, ihre Religion anzunehmen. Dieser Mann, der zwischen sechzig und siebzig Jahr alt, und etwa sieben in diesem Lande ist, ward von dem vorigen Kaiser bisweilen zu öffentlichen Geschäften gebraucht. Er spricht Englisch, Französisch, Spanisch, Italiänisch und Arabisch; das Englische ist ihm aber am geläufigsten.

Das Pferd, welches Muley Absulem mir geschenkt hatte, ritt ich selbst, und meinen Dolmetscher ließ ich die von dem Kaiser wechselsweise reiten, damit ich sie, wenn es nur irgend möglich wäre, lebendig nach Tanger brächte, falls ich sie auf dem Wege nicht verkaufen könnte. Diese, drei Reiter, die mir der Kaiser mitgegeben hatte, zwei Maulesel für mein Gepäck, und ein Mauleselreiber machten mein ganzes Reisegefolge aus.

Den 12ten Februar 1790 reisten wir von Marokko ab, und kamen in drei Tagen nach dem Kastell Buluane. Der Weg dahin beträgt ungefähr achtzig Englische Meilen, und besteht aus einer ununterbrochenen Reihe unbebaueter Heiden. Das Kastell war das erste Gebäude, das wir seit unserer Abreise von Marokko sahen; denn die Gegend ist sehr sparsam und nur von einigen wenigen Arabern bewohnt, welche in Zelten leben. In ihren Duhars, oder Lägern, suchte ich, der Sicherheit wegen, immer des Nachts mein Zelt aufzuschlagen.

Das Kastell liegt auf der Spitze eines sehr hohen und rauhen Berges, der an seiner Nordseite eine steile Jähe bildet; und an dem Fuß desselben fließt ein tiefer und reißender Strom hin, der Morbeya*) genannt wird und über den ich vorher bei seinem Einflusse in den Ocean zu Azamore gekommen war. In Rücksicht der Baukunst hat dieses Kastell weiter nichts Empfehlendes, als die starken Mauern. Es wird von einigen Negern bewohnt, die zu der Zeit, als der vorige Kaiser es für rathsam hielt, ei-

*) Diesen Fluß nennt Höst: *Omarbae.* Den Uebergang über ihn beschreibt er völlig eben so, wie unser Verfasser. Z.

nen großen Theil seiner schwarzen Truppen zu entlassen, hieher verbannt wurden. Der Kaiser hatte nehmlich die Absicht, dadurch zu verhindern, daß sie keine Meuterei oder Rebellion erregen könnten, wozu sie, wie ich schon bemerkt habe, immer geneigt sind. Diese Art, mit ihnen zu verfahren, war also einer vernünftigen Politik völlig gemäß; denn sie konnten nun für jetzt keinen Schaden anrichten und im Nothfalle doch sogleich wieder versammelt werden.

Die Höhe dieser Festung, der jähe, rauhe Absturz, der tiefe reißende Fluß unten, und die wilde Gegend umher — dies alles erfüllt die Seele mit einer Mischung von Bewunderung und tiefem Schauder. Was aber meine Aufmerksamkeit noch mehr als alles andere erregte, war die Art, über diesen gefährlichen Fluß zu kommen. Bei Azamore, Salee, Mamora, Larache und an andern Orten, wo die Flüsse zum Durchwaten zu tief sind, wird der Reisende mit einem Boote übergesetzt; aber an diesem Orte, der doch von keinem der obigen sehr weit entlegen ist, weiß man gar nicht, was für eine Art von Maschine ein Boot seyn mag. Doch, was noch mehr auffällt — die Vornehmsten des Landes, die auf dem Wege von Marokko nach allen nördlichen Provinzen über diesen Fluß müssen, und den Gebrauch der Boote so gut, wie die Europäer, kennen, vertrauen sich lieber dem gebrechlichen Ersatze dafür an, den sie hier finden, als daß sie den Einwohnern des Kastells einen so leichten Unterricht ertheilen sollten.

Die Art, wie diese Leute über den Fluß setzen, erinnerte mich an ein Kindervergnügen, womit sich die meisten Knaben zu einer oder der andern Zeit belustigen. Sie verfertigen nehmlich von acht aufgeblasenen, und mit dünnen Strikken zusammengebundenen Schaffellen ein Floß, legen einige schwache Stangen darüber, und befestigen die Felle daran. Dies ist die einzige zu Buluane übliche Art, Reisende mit ihrem Gepäck über den Fluß zu bringen.

Sobald das Floß beladen, das heißt, mit so viel, als es ohne unterzusinken tragen kann, beschwert ist, entkleidet sich jemand, springt ins Wasser, und zieht, indem er mit einer Hand schwimmt, mit der andern das Floß nach sich. Zu gleicher Zeit schwimmt ein Anderer hinter her, und schiebt es fort. Anfangs treibt die Strömung diese Maschine eine beträchtliche Strecke den Fluß hinunter; durch die Thätigkeit der Schwimmer wird sie aber bald herausgerissen und die Ladung geschwind ans Land gebracht. Pferde, Maulesel u. s. w. werden völlig abgepackt, und in einen Haufen am Ufer zusammen getrieben. Hier gehen die Mohren dicht hinter sie, und erschrecken sie durch ihr fürchterliches Geschrei so sehr, daß eins oder zwei von ihnen sogleich durch Schwimmen die Flucht nehmen; und ihrem Beispiele folgen dann die andern sogleich.

Vier Tage nachher, als wir diesen Fluß verlassen hatten, langten wir zu Salee an, welches ungefähr hundert und zehn Englische Meilen von Buluane und hundert und neunzig von Marokko liegt. Auf diesem Wege kam uns nichts Bemerkenswerthes vor. Das Land bleibt eine unbebauete Heide bis nach Mensuria hin, welches ich schon oben beschrieben habe.

Da Salee die erste Stadt war, die ich seit meiner Abreise von Marokko, folglich seit sieben Tagen, zu sehen bekam, so freuete ich mich sehr, daß ich meine vorige Einführung bei dem Französischen Konsul benutzen und ein Paar Nächte bei ihm bleiben konnte. Nach dieser angenehmen Erholung reiste ich nach Tanger ab, und langte den 26sten Februar daselbst an.

Da die Pferde, die der Kaiser mir geschenkt hatte, offenbar nicht die Transportkosten werth waren, und kaum die Reise aushalten zu können schienen: so versuchte ich unterweges bei jeder Gelegenheit, sie zu verkaufen; aber meine Bemühungen schlugen fehl, und als ich in Mamora ankam, waren sie so sehr abgemattet, daß sie gewiß umgefallen wären, wenn ich sie noch einen Tag gebraucht hätte. Ich

fand es daher nöthig, sie zurückzulassen und einem in Mamora wohnenden Herrn aus Venedig zu übergeben, daß er sie so gut wie möglich verkaufen möchte. Da ich aber den Vortheil von der Erlaubniß, sie einschiffen zu dürfen, nicht gern verlieren wollte, — man kann nehmlich eine solche Erlaubniß immer als sehr schätzbar ansehen, da kein Pferd anders ausgeführt wird, als auf einen ausdrücklichen, von dem Kaiser selbst unterzeichneten Befehl; — so bat ich ihn zugleich, zwei Pferde, so schön sie nur in der Provinz zu bekommen wären, für mich zu kaufen und sie mir nach Tanger nachzuschicken. Unglücklicher Weise trafen sie aber nicht zu rechter Zeit ein.

Ungefähr vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Tanger kam von dem Kaiser Befehl an den Gouverneur, auf Rechnung des kaiserlichen Schatzes zwei Ochsen, zehn Schafe, zehn milchende Ziegen mit ihren Jungen, hundert Stück Hühner und einen großen Vorrath an Früchten und allerlei Vegetabilien zu kaufen. Diese Artikel sollten mir im Namen des Kaisers für die Kur der Lella Sara geschenkt und mir erlaubt werden, sie frei von allen Abgaben nach Gibraltar einschiffen zu dürfen. Zugleich verlangte aber der Kaiser, ich möchte versprechen, meiner Kranken einen neuen Vorrath von Arzneien zu schicken.

Den 27sten März kam ich zu Gibraltar an. — Die Leser würden es unbedeutend finden, wenn ich das Gefühl beschriebe, das ich hatte, als ich zuerst wieder einen Ort erblickte, der durch Englische Gesetze geschützt und durch Englische Sitten angenehm wird. Meine Empfindungen lassen sich in der That leichter denken, als beschreiben. Ich will nur sagen, daß kein Unglücklicher, der aus seinem finstern Kerker entkommen ist, bei dem ersten Erblicken des Tageslichtes eine größere Freude empfinden kann, als ich bei dem ersten Anblick einer Englischen Garnison empfand.

Da bei meiner Ankunft die Kommunikation zwischen Gibraltar und Marokko gesperrt war, so fand ich

das Geschenk des Kaisers von größerem Werthe, als ich Anfangs geglaubt hatte. Es ist indeß in die Augen fallend, daß der Betrag desselben, ja in der That alles dessen, was ich während meines Aufenthaltes in dem Lande bekommen hatte, nicht viel mehr ausmacht, als meine Ausgaben; und noch weniger läßt es sich als einen Ersatz für meine große Gefahr, Unruhe und Angst betrachten. Außer dem, was ich durch andre Kanäle bekommen, hatte ich beträchtliche Wechsel auf den Konsul ziehen müssen. So war bei meiner Zurückkunft meine Neugierde befriedigt, und mein Geist, glaube ich, mit einigen Kenntnissen bereichert (in so fern Beobachtungen über ein fremdes Land und fremde Sitten ihn bereichern können) aber in Rücksicht des Geldes kam ich nicht viel reicher wieder, als ich abgereist war.

Vierzehntes Kapitel.

Zweite Reise des Verfassers nach der Bärbarei. — Tetuan. — Die Stadt mit ihren Gebäuden. — Hafen. — Gegenwärtiger Zustand des Kaiserthums Marokko unter Muley Jazid. — Anekdoten von seiner Thronbesteigung. — Muley Jazid wird von seinem Vater nach Mekka geschickt. — Seine Rückreise. — Er flieht in eine Heiligenkapelle. — Zustand des vorigen Kaisers. — Sidi Mahomets Tod. — Streit unter den Prinzen. — Muley Hasem wird zum Kaiser ausgerufen. — Er thut auf seine Ansprüche Verzicht. — Anekdote von Muley Abdrahaman. — Sonderbarer Brief von ihm an Muley Jazid. — Seine Unterwerfung. — Muley Jazid's friedliche Gelangung zum Throne. — Plünderungen der Araber. — Verfolgung der Juden. — Hinrichtung des Alkaiden Abbas. — Muley Jazid's Charakter.

Bald nach meiner Ankunft zu Gibraltar überredete man mich, meine während meines Aufenthaltes in der

Bärbärei gemachten Bemerkungen in Ordnung zu bringen, und eine Beschreibung meiner Reise anzukündigen. Da ich in dieser Ankündigung versprochen hatte, die besondern Umstände von des Kaisers Tode und von seines Sohnes Thronbesteigung zu erzählen, und da ich begierig war, mir alle Belehrungen zu verschaffen, die dazu dienen konnten, meine Beschreibung des Kaiserthums Marokko vollständig zu machen: so bekam ich auf kurze Zeit zu meinem Endzwecke Urlaub, und besuchte aus dieser Ursache Tanger zum zweitenmal. Es würde unnütz seyn, wenn ich den Leser mit einer weiteren Beschreibung dieses Ortes aufhielte; daher will ich bloß bemerken, daß ich alle politische und andere Nachrichten, die ich nur erhalten konnte, sorgfältig sammelte, und dann die günstige Gelegenheit, Tetuan zu sehen, benutzte. Der neue Kaiser hatte nehmlich den Christen den Zugang zu dieser Stadt wieder geöffnet, und ich war schon lange sehr begierig gewesen, sie zu sehen.

Die Stadt Tetuan*) liegt sehr angenehm, da, wo sich die Straße in das mittelländische Meer eröffnet, auf einer Erhöhung zwischen zwei Reihen von Bergen, von denen die eine zu dem kleinen Atlas gehört. Sie ist ungefähr zehn Seemeilen (leagues) östlich von Tanger entfernt, und hat eine sehr schöne Aussicht auf das mittelländische Meer, von dem sie ungefähr fünf (Englische) Meilen entlegen ist. Das Thal, neben welchem sie liegt, hat Abwechselungen von Gärten, Olivenpflanzungen und Weinbergen; und ein Fluß, der mitten durch dasselbe hinfließt, verschönert es noch mehr.

Der finstre Anblick der unfruchtbaren hohen Gebirge, die an jeder Seite beinahe über die Stadt hinüber zu hangen scheinen, in Kontrast mit dem schönen Grün, das die Stadt unmittelbar umgiebt, die weite Aussicht auf das Meer, der sich schlängelnde Lauf des Flusses, der bis Mar-

*) Höst nennt die Stadt Tetaun. Er giebt ihr 14,000 Einwohner, und rühmt ebenfalls ihre Vorzüge vor allen übrigen Städten in Marokko. Z.

tihn Boote trägt — dies alles bildet zusammen eine sehr malerische und romantische Scene.

Die Stadt selbst ist von sehr ansehnlicher Größe, und ihre Mauern sind an verschiedenen Stellen von viereckigen Forts gedeckt, auf denen einige kleine Stücke aufgepflanzt stehen. Man hat diese Festungswerke indeß bloß angelegt, um den Ort gegen Angriffe der Araber zu schützen, die, wenn sie unzufrieden werden, immer bereit sind, alles zu plündern, was ihren Räubereien ausgesetzt ist. Gegen den Angriff einer regelmäßigen Armee könnten diese Festungswerke sich keineswegs halten. Außer diesen kleinen Forts steht auf der Spitze des Hügels auch noch ein viereckiges Kastell mit vier und zwanzig aufgepflanzten Kanonen. Obgleich auch dies sehr schwach und übel angelegt ist, so kann es doch die Stadt in jeder Richtung bestreichen.

Die Straßen von Tetuan sind sehr enge, kothig, und viele beinahe von den Häusern ganz überwölbt. Was man bei diesem Vorbauen für eine Absicht gehabt hat, kann ich nicht begreifen, wenn es nicht etwa, durch Abhaltung der Sonnenstralen, die Straßen im Sommer kühler machen soll. War dies die Absicht, so verhindert es auf der andern Seite, wie sich nicht leugnen läßt, auch die freie Cirkulation der Luft, welches in einem heißen Klima und in so engen kothigen Straßen der Gesundheit höchst nachtheilig seyn muß.

Die Häuser haben zwar von außen ein sehr schlechtes Ansehen; aber die Zimmer darin sind im Ganzen geräumig, ziemlich bequem und gut möblirt. Auch haben sie nicht, wie die Häuser in Tanger, Ein, sondern zwei Stockwerke. Der Elkässeria, oder Markt, ist voll von Läden mit sehr mannichfaltigen und kostbaren Artikeln, theils von Europäischer, theils von einländischer Manufaktur. Von Fez bekommen sie sowohl die dasigen Waaren, als die von Tunis, Algier, Alexandria und Guinea; von Gibraltar und aus Spanien aber die Europäischen, wofür sie Lebensmittel und Früchte aller Art geben.

Man kann also Tetuan, nächst Fez, für die wichtigste Handelsstadt im Kaiserthume halten.

Da die Mauriſchen Einwohmer hauptſächlich aus großen Kaufleuten beſtehen, ſo ſind ſie reich, auch weit gebildeter und gefälliger gegen Fremde, als die in den meiſten andern Städten des Kaiſerthums. Ihre Geſichtsfarbe iſt im Ganzen hell, und ſie ſind alle wohlgebildet. Als wir ankamen, war es hier etwas ganz Neues, Chriſten zu ſehen, weil ihnen beinahe zwanzig Jahre lang die Stadt verboten geweſen war; die Leute ſtürzten daher, wenn wir über die Straße gingen, aus den Häuſern, um uns anzugaffen, und bisweilen folgte uns eine ſehr beträchtliche Menge von ihnen allenthalben hin nach. Sie beleidigten uns indeß auf keine Weiſe, und bezeigten im Gegentheil wirklich auf alle Art ihre Freude, als ſie erfuhren, daß wir Engländer wären; ja, viele von ihnen luden uns auch in ihre Gärten ein. Die Mauren hatten immer zu den Engländern mehr Vorliebe, als zu allen andren Europäiſchen Nationen; ja, ſelbſt damals, als ihr Kaiſer mit unſerm Hofe in einem ſo ſchlechten Vernehmen ſtand, äußerten ſie ihre Zuneigung gegen uns, und ſeit Muley Jazid's Thronbeſteigung ſetzen ſie ihrer Vorliebe keine Gränzen.

Die vielen Moskeen in Tetuan ſind ſehr groß und bei weitem prächtiger, als die in irgend einer andern Stadt des Kaiſerthums.

Die hieſigen Juden waren, ehe ſie auf Befehl des neuen Kaiſers geplündert wurden, reich. Sie wohnen für ſich, in einem beſondern Theile der Stadt, worin ſie jede Nacht eingeſchloſſen werden. Ihre Weiber zeichnen ſich durch ihre helle Farbe und durch ſchöne Geſichtszüge aus.

Der Hafen von Tetuan liegt ungefähr zwei Engliſche Meilen von der See, und heißt Martihn; es ſteht aber daſelbſt bloß ein einzelnes Haus, wo der Zoll eingefordert wird. Da die Mündung des Fluſſes, an welchem es liegt, jetzt beinahe mit Sand verſtopft iſt, ſo können

nur Kähne einlaufen, und selbst diese nicht weiter, als bis Martihn, wo im Winter gemeiniglich auch einige kaiserliche Rudergaleeren liegen.

Der Eingang in den Fluß ist durch ein hohes viereckiges Kastell mit zwölf aufgepflanzten Kanonen gedeckt. Diese Festung kann wohl kleinen Fahrzeugen das Einlaufen wehren, aber keinesweges einer beträchtlichen Macht Widerstand leisten. Die Bay, oder vielmehr die Rhede von Tetuan, wird von einer hohen Landspitze gebildet, die sich, westlich von dem Flusse, beträchtlich weit in das Meer erstreckt. Die Fahrzeuge sind also bloß bei Westwind geschützt; wenn sich der Wind nach Osten umsetzt, müssen sie die Bay verlassen und sich nach einem sichern Hafen begeben.

Ich vergaß während meines Aufenthaltes in Tetuan den Hauptzweck dieser Reise nicht; da aber die Nachrichten, die ich dort sammeln konnte, von dem, was ich in Tanger erfahren hatte, nicht wesentlich verschieden sind, so will ich sie mit einander vereinigen, und des Lesers Neugierde in Ansehung dessen, was seit meiner Abreise von Marokko bis zu des jetzigen Kaisers Thronbesteigung vorging, so viel es in meinen Kräften steht, zu befriedigen suchen.

Der jetzige Kaiser Muley Jazid, dessen Mutter die Tochter eines Englischen Renegaten war, hatte sich einige Jahre vorher die Ungnade seines Vaters zugezogen, und dieser schickte ihn deswegen nach Mekka. Er hoffte nehmlich, wenn der Prinz die Welt sähe, würde er sich bei reiferen Jahren bessern und wieder zu seiner Pflicht zurückkommen.

Als er sich etwa vor vier Jahren den Gränzen näherte, verbreitete man sehr stark, und, wie es schien, mit Glaubwürdigkeit, die Nachricht, daß er mit einer großen Armee in Anmarsch wäre, um seinen Vater vom Throne zu stoßen. Dies Gerücht mußte den alten Mann natürlicher Weise sehr ängstigen; indeß ward er bald wieder beruhigt, da

Muley Jazid sich nach Tunis zurückzog, ohne irgend einen feindlichen Angriff gethan zu haben.

Im Sommer 1789 kam der Prinz heimlich wieder ins Land, und floh, wie ich schon oben gesagt habe, in eine Heiligenkapelle, welche Muley Absulem genannt wird und bei den Mauren in großer Achtung steht. Dahin begab er sich, wie nach einem Sicherheitsorte, gar nicht in der Absicht, seinen Vater anzugreifen, sondern bloß, daß er in Bereitschaft wäre, sich zu zeigen, wenn des Kaisers Tod erfolgte, der bei dessen hohem Alter und Schwachheiten offenbar nicht mehr weit entfernt seyn konnte. Er hatte hier Niemand um sich, als drei oder vier treue Diener, und lebte völlig eingezogen, und von der Pracht, dem Ansehen, wonach Prinzen gewöhnlich streben, so weit entfernt, wie man es sich nur denken kann.

Der alte Kaiser betrachtete indeß seines Sohnes Absichten aus einem ganz andern Gesichtspunkte, und wandte alle List an, die er nur ersinnen konnte, um ihn aus der Heiligenkapelle herauszulocken. Doch dies war vergeblich.

Einmal schrieb er ihm: wenn er an den Hof käme, so würde er ihm seine Liebe wieder schenken und jede Forderung bewilligen, die er nur mache; oder wenn er sich lieber außerhalb Landes aufhalten wollte, so würde er ihm so viel aussetzen, daß er in der Türkei oder in Mekka mit dem Ansehen eines Prinzen leben könnte. Ein andermal drohete er, ihn anzugreifen, die Kapelle niederzureißen, und ihn mit Gewalt wegzuführen. Auf den klugen Rath seiner Mutter, mit welcher der Prinz einen geheimen Briefwechsel unterhielt, vermied er es, auf alle diese Briefe eine entscheidende Antwort zu geben. Er versicherte seinen Vater seiner Liebe, seines kindlichen Gehorsams und der Reinheit seiner Absichten; und ohne ihm die Erfüllung seiner Wünsche zu verweigern, schrieb er ihm eine oder die andere Entschuldigung, weswegen es jetzt nicht anginge, was aber, wie er verspräche, bald der Fall seyn sollte.

Es läßt sich schwerlich sagen, ob der Kaiser Gewalt gegen seinen Sohn gebraucht haben würde, falls dieser nach Hofe zurückgekehrt wäre. Uebrigens wünschte der alte Kaiser, wie man weiß, sehr, daß Muley Abdulem sein Nachfolger werden möchte; auch hatte er gegen Muley Jazid einen heimlichen Groll: und dieses war Grund genug zu dem klugen Betragen des Letztern.

Die mancherlei Gerüchte, die im ganzen Lande, und besonders am Hof, umherliefen, daß Muley Jazid feindliche Absichten gegen seinen Vater hege; und die große Achtung, worin er, wie der Kaiser wohl wußte, bei Jedermann im ganzen Lande stand, machten, daß er seinen Sohn als einen sehr gefährlichen Nebenbuhler ansah.

Den Zustand, worin der Kaiser zu dieser Zeit war, habe ich schon vollständig geschildert, und ich würde mich nur wiederholen, wenn ich jetzt noch darüber spräche. Es ist hinlänglich, wenn ich sage, daß nach drei- oder viermonathlichen fruchtlosen Unterhandlungen der Kaiser seinen Sohn Muley Hasem mit einer Armee von sechs tausend Negern, die noch durch Mannschaft aus den benachbarten Provinzen verstärkt werden sollten, nach Tanger schickte. Der Prinz hatte den Auftrag, denen, welche über die Heiligenkapelle gesetzt waren, im Namen des Kaisers eine ansehnliche Belohnung anzubieten, wenn sie ihm Muley Jazid ausliefern, oder diesen vertreiben wollten; falls sie sich aber weigerten, dieses Verlangen zu erfüllen, so sollte er die Kapelle niederreißen, den Muley Jazid gefangen nehmen, und in der Nachbarschaft Alles, Mann, Weib und Kind, niedermetzeln. Die Scherifs hatten indeß Muth oder Enthusiasmus genug, sich diesem blutigen Befehle zu widersetzen *); und Muley-Hasem wagte es auch nicht, seinen Bruder anzugreifen, weil er sich auf seine Truppen nicht verlassen konnte. Als sie bei Tanger gela-

*) Man sehe oben S. 130, wo dieser Befehl des Kaisers gegen Muley Jazid, und die Gründe, weswegen die Scherifs ihm nicht gehorchten, hinlänglich erklärt sind. A. d. V.

gert waren, getraute er sich nicht einmal, unter ihnen zu schlafen, sondern begab sich jede Nacht in das Kastell.

Voll Verdruß über diesen fruchtlosen Versuch, schalt der Kaiser seinen Sohn einen Feigen, einen Trödler, und gab sogleich dem Alkaiden Abbas, dem Oberfehlshaber über die schwarze Armee, und seinen besten Officieren den Auftrag, an Muley Hasem's Statt das Kommando zu übernehmen. Abbas brachte der Armee, die schon bei Tanger war, eine beträchtliche Verstärkung, und bald nachher vereinigte sich auch Muley Slemma, der rechte Bruder des jetzt regierenden Kaisers, mit ihm. Diese zwei Generale sollten sich nahe bei der Kapelle lagern, und daselbst warten, bis der Kaiser selbst mit einer ansehnlichen Armee von Süden her zu ihnen stieße.

In dieser Absicht reiste der Kaiser am 29sten März 1790 zu Pferde von Marokko ab. Als er durch das Stadtthor ritt, zerbrach plötzlich der Sonnenschirm, der hier zu Lande immer vor dem Kaiser hergetragen wird, und das unterscheidende Zeichen der Königlichen Würde ist; und der obere Theil stieg beträchtlich hoch in die Luft, ehe er niederfiel.

Daß das Zeichen der Kaiserlichen Würde auf eine so unerklärliche Art gerade in dem Augenblicke zerbrach, da er eine Reise antreten wollte, von deren Erfolge das Schicksal seines Reiches abzuhangen schien, — dies hielt der sehr abergläubische Kaiser für ein übles Omen, und er war fest überzeugt, daß es ein Unglück vorherbedeute, welches ihm auf dem Wege begegnen werde.

Diese Furcht machte ihn sehr nachdenkend, unruhig und verdrießlich; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß, bei seinem schon so schwachen Körper und Geiste, dieser unbedeutende Umstand sehr wesentlich zur Beschleunigung seines Todes beigetragen hat.

Von seiner Abreise an bis zum 2ten April machte er täglich einen ungewöhnlich kurzen Weg. An diesem Tage

ließ er dem Muley Slemma und dem Alkaiden Abbas Briefe schreiben, worin er den Muley Jazid mit sehr starken Ausdrücken böser Absichten beschuldigte, und jenen beiden befahl, sich an dem Berge, auf welchem die Kapelle liegt, zu lagern, und diese so einzuschließen, daß es dem Prinzen unmöglich wäre, zu entfliehen. Bald nachher, als er diese Briefe unterzeichnet hatte, klagte er über Kopf- und Magenschmerz, und bekam Erbrechen. Daher blieb er zwei Tage liegen, ohne seine Reise fortsetzen zu können. Am 5ten April fühlte er, daß er nicht zu Pferde aushalten würde, und befahl deshalb seinen Leuten, ihn in seine Sänfte zu bringen, und seinem Arzte, bei ihm zu bleiben. Als er am Abend Halt machte, kamen sehr viele Leute zu ihm, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Der Kaiser ließ für diese zufälligen Gäste ein großes Mahl bereiten, kostete jede Schüssel die ihnen geschickt ward, und klagte bald nachher über Schmerzen in den Eingeweiden.

Am folgenden Tage setzte er seine Reise fort; allein Abends waren Kopf- und Magenschmerzen weit heftiger geworden, und bald erfolgte ein Blutbrechen. Nun fing er an zu äußern, daß er die Annäherung seines Todes fühlte. Man sagt auch, er habe befohlen, daß man an Muley Jazid schreiben sollte: „er hoffe, Gott werde ihm vergeben und ihn segnen;" da aber über die Wahrheit dieses Umstandes gestritten wird, so führe ich ihn bloß als eine Sage an.

Sein übles Befinden hielt ihn nicht ab, regelmäßig und andächtig alle Abwaschungen, Gebete und Ceremonien seiner Religion zu verrichten. An den zwei folgenden Tagen machte der Kaiser nur sehr kleine Reisen; und da er fand, daß er auf keine Genesung mehr rechnen konnte, so verlangte er, seine Weiber sollten ihn nach Rabat bringen und in einem Gewölbe begraben, das er sich hierzu in seinem Pallaste hatte bauen lassen.

Am 11ten April, gerade als er in die Stadt Rabat kam, starb er in seiner Sänfte, ohne ein einziges Wort zu

sprechen. Aber erst am folgenden Tage ward sein Tod bekannt gemacht, und er, seinem Befehle gemäß, in seinem Pallaste mit allen den Ehrenbezeigungen begraben, die man Personen seines Standes zu erweisen pflegt.

Den Tod des Kaisers konnten die Bewohner der nördlichen Provinzen, besonders die, welche einige Anhänglichkeit an Muley Jazid geäußert hatten, gewiß als ein großes Glück ansehen. Seine Absicht war in der That keine andere, als alle diese Leute gänzlich zu vertilgen, und es läßt sich unmöglich bestimmen, wie weit seine Grausamkeit gegangen seyn würde. Auf der andern Seite hatte freilich Muley Jazid nicht die Absicht, sich mit seinem Vater in ein Gefecht einzulassen, und er würde sich daher, so wie sein Vater näher gerückt wäre, zurückgezogen und aus den Besitzungen desselben entfernt haben.

Sidi Mahomet starb im 81sten Jahre seines Alters, und im 33sten seiner Regierung. Die Beschreibung seines Charakters hat einen so großen Theil dieser Blätter angefüllt, daß Zusätze völlig überflüßig seyn würden.

Es ist bekannt, daß er sich wenige Monathe vor seinem Tode völlig überzeugte, wie sehr er durch die Ränke der Spanier hintergangen war. Der Spanische Hof hatte nehmlich durch Bestechung der Minister, und durch Verblendung mit großen und häufigen Geschenken, es dahin gebracht, daß er große Quantitäten Korn ohne alle Abgaben ausführen durfte, da doch der Zoll dafür, nach einem mäßigen Anschlage, fünfmal mehr würde betragen haben, als die Geschenke ausmachten. Doch das Land erlitt von dieser unweisen Bewilligung in der That nicht bloß diesen Einen Nachtheil; denn die Dürre war in dem vorhergehenden Jahre so groß gewesen, daß schon Kornmangel entstand, welcher großes Murren unter dem Volke erregte. Hätte also die Erlaubniß, diesen Artikel ausführen zu dürfen, noch ein wenig länger gedauert, so würde eine allgemeine Hungersnoth und folglich eine völlige Rebellion entstanden seyn. Ueberdies bewogen die Spanier, aus Haß gegen die

Eng-

Engländer, den Kaiser, daß er sich weigerte, Gibraltar mit Lebensmitteln zu versehen, und dies machte denn wieder einen sehr beträchtlichen Ausfall in seinen Einkünften. Zuletzt merkte indeß der Kaiser diesen Betrug sehr wohl, und erhöhete daher die Abgaben von allen Lebensmitteln und von dem Korn, welches die Spanier ausführen wollten, so übermäßig, daß sie ihre Schiffe ledig wieder nach Hause schicken mußten.

Wäre er leben geblieben, so fragt es sich, ob es in den Angelegenheiten mit den Spaniern bloß bei der Erhöhung des Zolles geblieben seyn würde; denn er war über ihr Betragen so aufgebracht, daß es sehr wahrscheinlich einen Bruch zwischen beiden Höfen verursacht hätte. Auf der andern Seite wären wegen eben dieser Umstände höchst wahrscheinlich auch seine Mißverständnisse mit England zur völligen Zufriedenheit unseres Hofes beigelegt worden. In der That hatte er zwei Tage vor seinem Tode deswegen Anordnungen getroffen.

Ich habe schon angeführt, daß die Thronfolge in diesem Lande zwar auf Eine Familie, aber nicht auf einen besonderen Zweig derselben eingeschränkt ist, sondern von dem Ansehen abhängt, das jeder Prinz im Lande und besonders bei der Armee hat. Man kann daher dieses Reich theils als erblich, theils als ein Wahlreich betrachten. Schätze sind übrigens nicht das einzige Mittel, dieses Ansehen zu erlangen; denn der jetzige Kaiser Muley Jazid war unter seinen Brüdern gerade der ärmste.

Als Muley Slemma und der Alkaide Abbas die Nachricht von des Kaisers Tode bekamen, so weiß man, daß sie sich mit der Armee nach Salee zurückzogen. Was für eine Absicht sie aber auch hierbei gehabt haben mögen, so konnten sie doch keine Unterstützung erlangen. In Marokko hatte der Kaiser seine beiden Söhne Muley Hasem und Muley Uffine gelassen, ihnen gemeinschaftlich die Regierung dieser Stadt anvertrauet, und den Einwohnern befohlen, dem erstern zehn

tausend, und dem letztern fünf tausend harte Thaler zu zahlen. Diese Partheilichkeit des Monarchen brachte indeß den Muley Uffine so auf, daß er, bei einem zufälligen Zanke, mit einer Muskete nach seinem Bruder schoß, doch ihn verfehlte. Muley Hasem, der schon zu Tanger Beweise von seiner Unentschlossenheit gegeben hatte, gerieth durch dies Betragen seines Bruders in Furcht, zog sich zurück, schloß sich in den Pallast ein, und ließ den Muley Uffine im vollen Besitze des sämmtlichen Geldes.

Sobald Muley Hasem seines Vaters Absterben erfuhr, machte er es sogleich dem Volke in Marokko bekannt, und stellte sich ihm als den unmittelbaren Thronerben vor. Einige wenige Bergbewohner riefen ihn auch bald nachher zum Kaiser aus; aber die vornehmsten Personen in der Stadt erklärten sich für Muley Jazid. Muley Hasem mußte also seine Forderungen aufgeben und sich in den Pallast seines verstorbenen Vaters zurückziehen.

Muley Uffine ergriff die erste Gelegenheit, Marokko zu verlassen, und begab sich zu Muley Abdrahaman, der sich unter den Arabern im südlichsten Theile von Sus aufhielt. Seine Bewegungsgründe zu diesem Schritte werden verschieden angegeben. Einige sagen, er habe ihn aus Furcht vor der Rache des neuen Kaisers gethan, und zwar wegen des an Muley Hasem begangenen Raubes; andere sagen, deshalb, weil er einmal eins von Muley Jazid's Kindern ermordet hatte.

Muley Abdrahaman hatte bei Lebzeiten seines Vaters durch Industrie und Aufmerksamkeit auf Handelssachen eine sehr beträchtliche Summe Geldes gesammelt, und stand einmal bei ihm in großen Gnaden. Der Alte, von dessen übermäßiger Geldgierde ich schon geredet habe, ward indeß bald eifersüchtig auf seines Sohnes Reichthum, und folglich auch begierig, ihn zu besitzen. Um dies ohne Gegenwehr ins Werk zu richten, verbarg er seine Absichten so sehr, daß er den Prinzen zum Gouverneur von Salee ernannte, welches ein sehr einträglicher Posten ist. Die-

ser Ernennung zufolge, packte Muley Abdrahaman alle sein Geld und seine Sachen von Werth auf Mauleſel, nahm auf das zärtlichſte von seinem Vater Abſchied, und trat die Reiſe an. Er war indeß nicht weit in Frieden fortgegangen, als der Kaiſer ihm ein großes Detaſchement Soldaten nachſchickte, welches Befehl hatte, ihm alles was er beſäße, wegzunehmen; und dies befolgten ſie ſo treulich, daß ſie ihm weiter nichts ließen, als eine alte roſtige Piſtole. Der Prinz ward natürlicher Weiſe durch eine ſo unwürdige Behandlung aufgebracht, und that das unbedachtſame aber feierliche Gelübde, ſeines Vaters Angeſicht nie wieder zu ſehen. Dann begab er ſich ſogleich in die Gebirge von Sus, wo er ſeitdem immer geblieben iſt.

Der Kaiſer ſuchte ihn zu überreden, daß er wieder an den Hof zurückkehren möchte, bot ihm große Geſchenke an Gelde an, und machte ihm die glänzendſten Verſprechungen; der Prinz antwortete ihm aber immer: er könne ſein Verlangen nicht erfüllen, da er überzeugt ſey, daß man ſich auf ſein Wort nicht verlaſſen dürfe. Nun ſchloß der alte Kaiſer ihn mit in den Fluch ein, den er über Muley Jazid ausſprach.

Sobald man des Kaiſers Tod in Sus erfuhr, boten ſogleich vierzig tauſend Araber dem Muley Abdrahaman freiwillig ihre Dienſte an, wenn er ſich dem Muley Jazid widerſetzen und ſelbſt den Thron beſteigen wollte. Man erwartete nun allgemein, daß er einen Verſuch hierzu machen würde, da der neue Kaiſer bei ſeinem Aufenthalte in Fes von ihm folgenden Brief erhielt, den ich als eine Probe Mauriſcher Schreibart und Höflichkeit einrücken will:

„Ich habe gehört, daß mein Vater todt iſt, und Du Deine Kapelle verlaſſen haſt, und Dich Kaiſer nennſt. Kriech in Dein Loch, du Ratze, oder ſtelle Dich mir in Marokko! Da will ich Dir zeigen, daß Fes kein Ort für einen Kaiſer iſt.“

Obgleich dieſer Prinz der einzige war, der dem Muley Jazid ernſtlichen Widerſtand thun konnte, ſo hat er

doch nachher diesen Vorsatz aufgegeben, und einen unterwürfigen Glückwünschungsbrief an den neuen Kaiser geschrieben, worin er ihm seine Dienste anbot. So kam Muley Jazid mitten unter vielen Schwierigkeiten, und bei so vielen Mitbewerbern, welche alle gleiches Recht zur Krone zu haben glaubten, auf den Thron, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, und beinahe eben so friedlich wie in dem bestgingerichteten Staate von Europa.

Sieht man auf die Regierungswechsel zurück, welche dieses Kaiserthum vorher erfahren hat, so wird man, glaube ich, kaum ein Beispiel finden, wo es mit so vielem Erfolg und Glück abgegangen wäre, wie in diesem Falle. Die einzigen Unruhen, die nach des vorigen Kaisers Tode entstanden, waren einige räuberische Einfälle in die südlichen Provinzen von Seiten der Araber, die unter dem Vorwande, den Muley Hasem zu unterstützen, Marokko plünderten, und die Christen und Juden zwangen, sich in das Kastell zu flüchten. Mogadore ward durch seine guten Festungswerke und die große Anstrengung des Gouverneurs und der Einwohner gerettet. In der Gegend dieser Städte, selbst bis nach Salee hin, war indeß alles so in Verwirrung, daß man daselbst eine geraume Zeit unmöglich reisen konnte.

Die Stadt Dar Beyda, worin eine Garnison von etwa hundert und funfzig Negern lieg, welche sich bei einigen Gelegenheiten das Mißfallen der umher wohnenden Araber zugezogen hatten, erfuhr beinahe dasselbe Schicksal, wie Marokko. Sobald nehmlich des Kaisers Tod daselbst bekannt gemacht war, kauften die Araber alles Pulver und Blei in der Stadt auf, ehe die Einwohner ihre Absicht merkten. Kugeln, deren man sonst acht bis neun für einen Blankil bekam, bezahlten die Araber itzt das Stück mit zwei Blankils. So entblößten sie die Stadt zuletzt gänzlich von aller ihrer kleinen Ammunition; und als sie dies gethan hatten, versammelten sie sich in großer Menge, mit Musketen bewaffnet, nahe bei der Stadt.

Der Gouverneur ward über die Erscheinung einer so beträchtlichen Schaar von Arabern unruhig, ging mit funfzig Mann hinaus, und fragte sie: in welcher Absicht sie sich auf eine so aufrührerische Art versammelt hätten? Sie antworteten: die Bewohner des platten Landes wären eben so gut Unterthanen des Kaisers, wie die Städter; es müßten also nothwendig Abgesandte von beiden Partheien in der Stadt zusammenkommen, um zu bestimmen, welche Person tauglich sey, zum Oberherrn erwählt zu werden.

Der Gouverneur antwortete hierauf: er habe ganz und gar nichts dagegen, daß einige der Vornehmsten von ihnen zu dem angeführten Zweck in die Stadt kämen; er sehe aber gar keinen Grund, weshalb bei einer solchen Gelegenheit eine so große Menge zusammen träte und sich auf eine feindlichen Art vor einer Stadt des Kaiserthums zeigte. Die Araber würdigten diese Bemerkung keiner Antwort, sondern verlangten durchaus, in die Stadt eingelassen zu werden; dies ward ihnen aber standhaft verweigert. Nach einigem Kapituliren versprachen sie endlich, aus einander zu gehen, wenn der Gouverneur ihnen zwei tausend Thaler gäbe. Dies schlug er ihnen ab, und erklärte zugleich: mit einer solchen Forderung behandelten sie die Einwohner der Stadt gleich Juden, und sie sollten aus einander gehen, oder die Folgen davon auf sich nehmen. Eine Antwort von dieser Art mußte die Araber, anstatt sie zu beruhigen, vielmehr wüthend machen; sie fingen schon an, die Hütten in Brand zu stecken, und rückten zugleich weiter gegen die Stadt vor.

Jetzt wuchs ihre Macht beinahe jeden Augenblick durch eine Menge Leute, die von den Gebirgen herunter kamen. Der Gouverneur fürchtete unmittelbare Gefahr für die Stadt, und schickte daher heimlich einen Boten dahin, um die Einwohner warnen zu lassen, daß sie gegen die Araber auf ihrer Hut seyn möchten, und zugleich ihnen zu sagen, daß er keine Gelegenheit hätte sich zurückzuziehen.

Die Bestürzung des Volkes läßt sich, da die Stadt vorher von Feuersteinen, Pulver und Kugeln gänzlich entblößt worden war, unmöglich beschreiben. Um ihre Noth noch zu vergrößern, hatte unglücklicher Weise gerade den Tag vorher ein Sturm einige mit Munition beladene kleine Fahrzeuge aus der Bay herausgetrieben, und die Stadt schien also nun ganz hülflos zu seyn. Die Spanische Faktorei zu Dar Beyda, welche beträchtliches Eigenthum in dem Orte hatte, rieth indeß den Einwohnern, sogleich die Thore zu verschließen, und einen alten Zwölfpfünder ohne Lavette, das einzige grobe Geschütz in der Stadt, auf den Mauern gegen den Feind aufzupflanzen. Zugleich bot sie auch jedem, der den Wall mit vertheidigen wollte, drei Thaler an. Man pflanzte nun zwar die Kanone auf der Mauer auf; allein es fehlte an einem sehr wesentlichen Artikel, nehmlich an Pulver. Einiges befand sich noch in dem Magazine; aber der Gouverneur war außerhalb der Stadt, und hatte den Schlüssel in seiner Verwahrung. Die Spanier riethen den Einwohnern indeß auf alle Weise, in einem so dringenden Nothfalle die Thür des Magazins aufzubrechen. Dies thaten sie denn auch sogleich, und feuerten ihr Stück bloß mit Pulver geladen auf die Araber ab.

Die Araber hatten geglaubt, es gebe weder eine Kanone, noch Pulver in der Stadt; daher setzte sie ein so unerwarteter Angriff eine Zeit lang in die äußerste Bestürzung, und sie fingen an, sich zu zerstreuen. Als sie aber fanden, daß niemand verwundet war, versammelten sie sich bald wieder mit dem festen Vorsatze, die Stadt anzugreifen. Nun riethen die Spanier den Einwohnern, die Kanone mit einer Kugel, die sie zufälliger Weise fanden, zu laden und damit gerade unter die Feinde zu schießen. Dies hatte den glücklichsten Erfolg; die Araber zerstreueten sich sogleich, und ließen dem Gouverneur Zeit, sich mit seinen Truppen wieder in die Stadt zu werfen. Zuletzt, da sie merkten, daß sie mit einem regelmäßigen Angriffe nichts

ausrichten könnten, machten sie einen Versuch, den Ort mit List einzunehmen. In dieser Absicht theilten sie sich in zwei Partheien, von denen die eine sich an der rechten, die andere aber an der linken Seite der Stadt postirte. Die Parthei auf der rechten schickte Deputirte an den Gouverneur, und ließ ihm sagen: sie wären Freunde, und bäten, man möchte sie in die Stadt einlassen, damit sie ihr helfen könnten, jene Feinde auf der linken Seite, von denen sie sich getrennt hätten, zu besiegen. Dies Gesuch ward indeß von Seiten des Gouverneurs rund abgeschlagen, und er deutete ihnen zugleich an: sie sollten sich von der Stadt entfernt halten, oder der Folgen gewärtig seyn. Nun vereinigten sich die beiden Partheien wieder, und suchten die Stadt von der Wasserseite zu überfallen.

Um diese Zeit kamen die Fahrzeuge zurück, die der Sturm den Tag vorher aus der Bay getrieben hatte, und man nahm von ihnen Pulver, Kugeln und einige kleine Kanonen. Als nun die Araber in der Nacht den letzten Angriff wagten, gerieth die Stadt in Unruhe, feuerte auf sie, und zwang sie zum Rückzuge. Am folgenden Tage wurden die Kanonen auf verschiedenen Theilen der Stadtmauer aufgepflanzt, und dies that die erwünschte Wirkung; denn da die Araber keine Wahrscheinlichkeit zu einem glücklichen Erfolge vor sich sahen, so zerstreueten sie sich gänzlich, und jeder begab sich wieder nach seiner Heimath. Eine Zeitlang nach diesem Vorfalle durfte keiner von ihnen in die Stadt kommen, ohne seine Muskete und seinen Säbel außerhalb des Thores zu lassen.

Die Spanische Faktorei unterstützte während dieser kleinen Belagerung die Weiber des vorigen Kaisers, die sich zufällig gerade in der Stadt befanden, mit Geld und andern Bedürfnissen, und versah auch die Einwohner mit Korn von ihren eigenen Böden. Der neue Kaiser war mit dem Betragen der Spanier so zufrieden, daß er ihnen ein Danksagungsschreiben schickte, theils weil sie die Stadt so eifrig vertheidigt, theils weil sie den Weibern seines ver-

storbenen Vaters Unterstützung gegeben hatten. Doch bei der Danksagung ließ er es nicht bewenden; er befahl auch, daß man ihnen alle ihre Kosten wieder erstatten sollte, und gab ihnen überdies zwei Löwen zum Geschenk.

Dies waren die Hauptunruhen, die der Tod des vorigen Kaisers verursachte. Die Begierde zu plündern verringerte sich bei den Arabern nach und nach, und jetzt ist das Land völlig in Ruhe und Frieden.

In Tanger erfuhr man die Nachricht von des Kaisers Tode den 15ten April. Der Gouverneur begab sich sogleich in die große Moskee, that ein kurzes Gebet für den verstorbenen Kaiser, und rief Muley Jazid zu dessen Nachfolger aus. Nach dieser Ceremonie ward der öffentliche Ausrufer an einen hohen Ort gestellt, wo er Muley Jazid proklamirte, und in dessen Namen Jedem, der es wagte sich dem neuen Oberherrn zu widersetzen, die härteste Strafe drohete.

Als Muley Jazid sowohl in der Moskee als in der Stadt zum Kaiser ausgerufen war, verabredeten sämmtliche Konsuln, ihm in einem Briefe ihr Beileid wegen des Absterbens seines Vaters zu bezeugen, und ihm zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. — Ich sollte schon gesagt haben, daß die öffentliche Proklamation in der Moskee und auf den Straßen die einzige Ceremonie bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers ist.

Am folgenden Tage, welcher der Maurische Sabbath war, versammelten sich alle Vornehmen der Stadt in den Moskeen, beteten daselbst mit mehr Feierlichkeiten, als den Tag vorher, für die Seele des verstorbenen Kaisers und riefen den Muley Jazid zu seinem Nachfolger aus. An eben dem Tage bekamen alle Jüdinnen von dem Gouverneur Befehl, sich in das Kastell zu begeben, und den Tod des Kaisers zu beklagen; dies thaten sie denn auch mit lautem Schreien und Jammern.

Am 17tentheilte der Bascha den Konsuln ein Schreiben mit, das er von Muley Jazid aus der Kapelle er-

halten hatte und worin dieser ihm befahl, alle Konsuln mit ihren Geschenken unter einer Bedeckung von funfzehn Soldaten zu ihm zu führen. An demselben Tage wurden auf der Batterie ein und zwanzig Kanonen abgefeuert, weil Befehl angekommen war, alle Gefangenen loszulassen und zu begnadigen.

Sieben arme Scherifs, oder kleine Prinzen, brachten diesen Befehl, und zugleich den an die Konsuln, auf ihre Kosten sie von Kopf bis zu Fuß zu kleiden. Die Konsuln gaben dem zufolge einem jeden von ihnen Tuch zu einem Kaftan, zwei Britannias*) und zwanzig Thaler; und da sie hiermit noch nicht zufrieden waren, mußten sie ihnen auch noch Geld geben. Am folgenden Tage brachen die Konsuln mit dem Bascha auf, und mit ihnen zugleich die Vornehmsten in der Stadt, Mauren sowohl als Juden. Abends kam der Reis Musti Galli mit zwei andern Seeofficieren im Lager der Konsuln an, und brachte ihnen einen Brief von dem neuen Kaiser, worin er sie nach Tetuan zu sich einlud, und zugleich versprach, daß er die alten Friedens- und Handelstraktaten mit ihren Nationen erneuern wollte. Die Kapitaine erzählten übrigens, daß Muley Jazid die Kapelle verlassen und den Tag vorher seinen öffentlichen Einzug in Tetuan gehalten habe.

Am 19ten April Abends langten die Konsuln in Tetuan an. So wie sie in das Thor ritten, kam ihnen ein Bote entgegen, der ihnen berichtete, daß der Kaiser ihnen sogleich itzt, da sie noch zu Pferde wären, Audienz geben wollte. Sie schafften hierauf alle ihre Baggage fort, und stellten sich in Ordnung; als sie indeß eine kurze Zeit gewartet hatten, kam ein anderer Bote, um ihnen zu sagen, daß der Kaiser sie erst morgen zu sehen Willens wäre. Am folgenden Tage Mittags um zwölf Uhr, wurden sie nach dem Lager des Kaisers gerufen. Sie fanden

*) Eine Art von Sächsischer Leinwand.

ihn daselbst in sehr reicher Türkischer Kleidung auf einem Pferde, und dies mit Türkischem Sattelzeuge geschmückt.

Der Kaiser fragte jeden Konsul nach seinem Namen und Titel, und erklärte dann: mit England und Ragusa hätte er Frieden, aber mit allen andern Nationen Krieg; und die Konsuln derselben sollten sich in vier Monathen mit ihrem Vermögen aus seinem Reiche begeben, und ihm Alles, was seinen Unterthanen gehörte, zurück schicken. Am 22sten April hatten die Konsuln ihre zweite Audienz, wobei Jeder von ihnen sein besonderes Geschenk brachte.

Nun sagte der Kaiser, er wollte mit allen ihren Nationen auf demselben Fuße, wie vorher, in Frieden bleiben, und er verlangte bloß, daß die Spanier ihm binnen vier Monathen einen Ambassadeur schickten. Bei dieser Audienz versprach er ihnen auch Briefe an ihre Höfe, welche dieselben Gesinnungen enthalten sollten; und zugleich versicherte er, der Bascha von Tanger sollte sie in Ausdrücken ausfertigen, die ihnen gewiß angenehm seyn würden. Am folgenden Tage bekamen die Konsuln Befehl, nach Tanger zurückzukehren, um daselbst die ihnen von dem Kaiser versprochenen Papiere in Empfang zu nehmen.

Den 25sten eben des Monaths traf der Kaiser in Tanger ein, und am folgenden Tage machten ihm alle Konsuln ihre Aufwartung, um ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen. Er blieb bis zum 29sten in Tanger, und gab unterdeß denen Konsuln, die es verlangten, Privataudienz. Jeden Tag hatte er vollauf mit den Leuten zu thun, die aus den entferntesten Provinzen herbei gekommen waren, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen, und die man auf nicht weniger als zwanzig tausend schätzte. Der Bascha von Tanger, der den Auftrag hatte, den Konsuln die Briefe auszufertigen, die sie an ihre Höfe schicken sollten, betrug sich gegen sie auf die despotischste und insolenteste Art von der Welt. Von einigen forderte er nicht weniger, als zwei tausend, und von andern funfzehn hundert Thaler, für die Mühe, daß er sich bei dem

neuen Oberherrn für sie verwendet; und zu gleicher Zeit weigerte er sich schlechterdings, die Briefe eher auszufertigen oder ihnen zu übergeben, als bis sie die geforderte Summe erlegt oder ihm zugesichert hätten.

Nachdem die Konsuln sich bemühet hatten, den Bascha auf die beste Art zufrieden zu stellen, bekamen sie die Briefe doch nicht eher, als den Tag nach des Kaisers Abreise von Tanger. Da wurden sie ihnen von dem Sekretair und einem andern Bedienten des Bascha's gebracht, und diese verlangten nicht bloß für sich ein Geschenk, sondern nöthigten die Konsuln auch, eine übermäßige Summe für das Siegel auf jedem Papiere zu bezahlen, weil der Bascha vorgab, er habe dem Siegelbewahrer so viel geben müssen.

Den zehnten Mai kam der Kaiser in Mequinez (Mekines) an, und reiste nach einem kurzen Aufenthalte von dort nach Fez (Fes), wo er das Ramadamfest feierte. Um diese Zeit verbreitete sich, da der Kaiser sich verschiedne Tage nicht öffentlich hatte sehen lassen, das falsche Gerücht, er sey von seinem Bruder Muley Hasem, der kurz vorher von Marokko zu Fez angekommen war, getödtet worden.

Die Hauptverrichtungen des Kaisers seit der Thronbesteigung sind die Verfolgung der Juden, besonders zu Tetuan, die Hinrichtung des Alkaiden Abbas, welcher der Negergeneral des vorigen Kaisers war, so wie des Effendi oder ersten Ministers, und die Anstalten zur Belagerung von Ceuta. Ich will das Gefühl des Lesers schonen, und daher keine genauere Beschreibung von den Grausamkeiten geben, welche die unglücklichen Juden bei dieser Verfolgung erfuhren. Gebildete und freie Nationen können sich nur einen unvollständigen Begriff von den Leidenschaften machen, welche die Brust despotischer Monarchen in einem ungebildeten Lande entflammen. Indeß müssen wir uns, wenn wir den Verfolgungsgeist verdammen, zur Entschuldigung der Unkultur des menschlichen Geschlechtes erinnern, daß ein ähnliches Trauerspiel mehr

als einmal auch in unserem (jetzt) aufgeklärten Lande aufgeführt worden ist. Räumt man dies ein, und rechnet man noch hinzu, daß Muley Jazid von den Juden einige persönliche Beleidigungen erlitten hatte: so wird man vielleicht geneigt seyn, diese Härte weniger einem grausamen und wilden Herzen zuzuschreiben, als den in einer solchen Lage natürlichen Vorurtheilen und Leidenschaften.

Während seiner widrigen Lage, als er in der Kapelle lebte, bat er die Juden in Tetuan um die Gefälligkeit, ihm zur Bestreitung seiner täglichen Ausgaben einige Hundert Thaler zu leihen, die er ihnen dankbar wieder zu bezahlen versprach, wenn jemals ein Glückswechsel ihm Gelegenheit dazu gäbe.

Die Juden, welche allgemein stolz und übermüthig gegen diejenigen, die keine Macht über sie haben, und kriechend gegen ihre Obern sind, ließen es sich damals nicht träumen, daß Muley Jazid noch einmal ihr Oberherr werden würde, und schlugen ihm seine Bitte nicht nur auf eine sehr unhöfliche Art ab, sondern schrieben auch die ganze Sache dem Kaiser. Dieser war über seinen Sohn so aufgebracht, daß er jedweden Juden, der ihn nur im geringsten unterstützen würde, mit dem Tode bedrohete. Nun versprach Muley Jazid den Juden das, was er nachher nur zu schrecklich erfüllt hat.

Was den Alkaiden Abbas anbetrift, so hatte der Kaiser zwei Bewegungsgründe, ihn zu strafen. Erstlich war er der Befehlshaber eben der Armee, die zu seinem Verderben bestimmt war; und zweitens zog er sich nach des alten Kaisers Tode mit der ganzen Armee, anstatt sie dem Muley Jazid zu übergeben, nach Süden, und zwar, wie man glaubte, in der Absicht, den Muley Slemma zu unterstützen.

Der Kaiser würde indeß den Abbas, dieses Betragens ungeachtet, doch gewiß nicht zum Tode verdammt haben, wenn seine Negerarmee, die er jetzt nicht beleidigen

durfte, es nicht besonders verlangt hätte. Abbas wußte recht wohl, wie sehr seine Truppen ihn haßten, und er versuchte es, auf einem sehr schnellen Pferde sich nach einer Kapelle zu flüchten; allein da sein Pferd stürzte, so ward er unglücklicher Weise ergriffen, und sogleich vor den Kaiser geführt, bei dem seine Soldaten ihn hart anklagten. Nachdem dieser die Beschuldigungen angehört hatte, erklärte er dem Verbrecher: er sollte noch jetzt Antheil an seiner königlichen Gnade haben, wenn er sich zwei Monathe in der Kapelle des Muley Alfulem einschlösse. In dieser Absicht reiste Abbas ab; aber die Soldaten ergriffen ihn wieder, und brachten ihn mit noch härteren Beschuldigungen zu dem Kaiser zurück. Da dieser sah, daß die Soldaten auf seinen Tod bestanden, so spaltete er ihm eigenhändig mit einem Streiche seines Säbels den Kopf, so daß er augenblicklich todt niederfiel.

Abbas war der beste Officier in des Kaisers Diensten. Er ließ nicht das mindeste Zeichen von Furchtsamkeit blicken, und erniedrigte sich auch nicht, um sein Leben zu bitten; im Gegentheil sah er dem Kaiser, als dieser sein Schwert aufhob, scharf und unerschrocken in die Augen, und starb mit der Ruhe eines Helden. Weil sein Körper von dem Kaiser nicht begnadiget wurde, so blieb er unbegraben auf dem Boden liegen, zum großen Ekel für jeden, der des Weges kam; denn der barbarischen Landessitte gemäß, darf niemand, der von dem Kaiser, oder auf seinen Befehl getödtet wird, begraben werden, wenn er nicht vorher förmliche Begnadigung von ihm bekommt.

Dem Effendi hatte Muley Jazid schon lange vor seines Vaters Absterben den Tod gedrohet; denn Er war es vorzüglich, der dessen Haß und Vorurtheile gegen ihn rege machte. Auch gab es noch einen Grund mehr zu der Rache des Kaisers; der Effendi hatte nehmlich seinen Vater in Ansehung der Spanischen Kornausfuhr stark

betrogen, und durch Bestechungen und Geschenke von den Spaniern viel Geld aufgehäuft.

So wie der Kaiser starb, flüchtete sich der Effendi in eine Kapelle; und wäre er klug gewesen, so hätte er sich nie wieder herausgewagt. Da aber Muley Jazid ihm bestimmt Begnadigung versprach, so ließ er sich verleiten, seine Freistätte zu verlassen. Eine Zeitlang verbarg der neue Kaiser seine Absicht, und wartete auf eine günstige Gelegenheit, ihn fest zu nehmen. Sobald er in Verhaft war, bot er dem Kaiser zweimal hundert tausend Thaler, wenn er ihm das Leben schenken wollte; dieser antwortete ihm aber: er brauche sein Geld nicht, und werde sich nicht so weit erniedrigen, sich von einem Verräther bestechen zu lassen. Hierauf gab er Befehl, ihm beide Hände abzuhauen, ließ ihn einige Tage in diesem Zustande leben, und befahl dann, ihn zu enthaupten. Eine Hand des Hingerichteten ward auf die Mauern von Fez gesteckt, die andre aber nach Tanger geschickt, und zwar mit dem Befehle, man sollte sie an die Thür des Spanischen Konsuls nageln, um dieser Nation zu zeigen, wie der Kaiser alle ihre Freunde zu behandeln gedächte.

Gegen die Engländer hat der Kaiser wirklich immer besondere Vorliebe vor allen übrigen Europäischen Nationen, gegen die Spanier aber bei vielen andern Gelegenheiten eingewurzelten Haß bewiesen. Sobald er nur den Thron bestieg, bezeugte er schon sein Mißfallen an den Maßregeln der Spanier unter seines Vaters Regierung, und drohete, sich sehr bald an diesem Volke zu rächen. Die Spanier haben mehr Ursache, als irgend eine andre Nation, die Fortdauer des Friedens mit dem Kaiser zu wünschen, da ihre Häfen so nahe an den seinigen liegen, und da sie aus seinem Lande so große Unterstützung bekommen. Sie bemüheten sich daher auch, den drohenden Sturm abzuwenden, und machten dem Kaiser, so wie seinen Ministern, sehr große und häufige Geschenke an Geld

und Sachen von Werth. Aber dieser Plan, der unter der vorigen Regierung so glücklich gelungen war, bewirkte itzt nicht das mindeste. Muley Jazid hatte von seiner Jugend an das Geld gar nicht geschätzt und in seiner Verachtung des Reichthums in der That die Gränzen der Klugheit überschritten, auch schon sehr früh eine sehr starke Vorliebe für die Engländer gefaßt. Aber ungeachtet aller dieser Umstände, hofften die Spanier doch noch immer auf einen guten Ausgang ihrer Unterhandlungen, bis sie den Tod des Effendi, ihres großen Freundes und Patrons, und den Schimpf erfuhren, den man ihrem Hofe dadurch zugefügt, daß man die Hand desselben an die Thür des Konsuls genagelt hatte. Eine solche Beleidigung war hinlänglich, sie zu überführen, daß Krieg unvermeidlich wäre; sie hielten es aber für sehr rathsam, ehe sie Feindseligkeiten anfingen, erst ihren Konsul und ihre Mönche aus dem Lande zu entfernen, und schickten zu diesem Ende eine Fregatte nach Tanger. Als sie daselbst ankam, berichteten die Spanier dem Gouverneur: sie hätten ein sehr kostbares Geschenk für den Kaiser am Bord, und wünschten, daß er ihnen gehörige Leute schicken möchte, die es in Empfang nähmen. Der Konsul und die Mönche ergriffen diese Gelegenheit, an Bord zu kommen. So wie dann die Mauren mit dem Geschenke abgefertigt waren, ging die Fregatte unter Segel, und eroberte am folgenden Tage bei Larache vor den Augen des Kaisers, der gerade auf seiner Terrasse spazierte, zwei Maurische Galeeren. Das kostbare Geschenk, das sie mitgebracht hatte, waren — sehr große Ballen von Lumpen.

Diese wiederholten Beleidigungen konnten den Kaiser natürlicher Weise nicht besänftigen, und er machte sogleich Anstalten, Ceuta anzugreifen, das er jetzt sehr hart belagert. Allein dieser Ort ist sowohl durch Natur, als durch Kunst, sehr fest, und daher wird es den Mauren beinahe unmöglich seyn, ohne Beistand einer Seemacht etwas auszurichten.

Muley Jazid ist ungefähr vierzig Jahre alt, sein Wuchs schlank, majestätisch und sein Gesicht voll Leben, schön und ausdrucksvoll. Er trägt gewöhnlich reiche Türkische Kleidung, und sein Hof, so wie sein Gefolge, macht in Ansehung des Glanzes und der Pracht einen starken Kontrast mit der plumpen Simplicität seines Vorgängers. Er hat völlig das Wesen eines Mannes von guter Erziehung, und seine Unterhaltung ist immer sehr zweckmäßig. Der Mensch zeigt sich, wenn er Macht in Händen hat, so ganz von dem verschieden, was er im Stande der Unterwürfigkeit war, daß es schwer ist, nach dem Betragen eines Mannes im Privatleben ein richtiges Urtheil über seinen Charakter als Monarch zu fällen. Daher müssen wir unser Urtheil über den jetzigen Kaiser von Marokko noch zurückhalten, bis vollkommne Zuversicht in die Dauer seiner Würde jene Fesseln entfernt hat, welche die natürlichen Neigungen eines Menschen eine Weile in Zwang erhalten. Er hat immer sehr viel Edelmuth bewiesen, und seine Fähigkeiten sind nie bezweifelt worden; beides zusammen vereinigt, läßt alles Gute von ihm erwarten, und wird gewiß dazu dienen, jene eingewurzelten Gewohnheiten, welche eine fehlerhafte Erziehung und die Gebräuche eines wilden Volkes selbst dem besten Charakter eindrücken können, zu mindern und zu verbessern.

Seiner Mutter beweist Muley Jazid die äußerste Achtung und Ehrfurcht, und seines Vaters Weiber sind von ihm sehr reichlich versorgt worden. Er hat auch seinen Brüdern ihre Widersetzlichkeit vergeben, und den meisten von ihnen seine Gunst und sein Zutrauen wieder geschenkt. Man kann daher mit Grunde hoffen, daß sie sich werden bewegen lassen, ihrem Ehrgeitze Gränzen zu setzen und ihren selbstsüchtigen, unrechtmäßigen Leidenschaften nicht das Blut unschuldiger, hintergangener Menschen aufzuopfern. Bürgerliche Unruhen führen stets Elend mit sich. Es muß etwas Großes und für das allgemeine Wohl wahrhaft

Wichtiges seyn, was überhaupt zu einem bürgerlichen Kriege berechtigen kann; aber wenn der Streit bloß einen Wechsel der Herren betrift, so kann die Menschlichkeit nicht umhin, eine Thräne über die Thorheit und das Elend des Menschengeschlechtes zu weinen.

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Da mir während dieser kurzen Reise nichts von Wichtigkeit begegnete, so habe ich den Leser mit einer Erzählung von meinen persönlichen Vorfällen nicht belästigen wollen. Ich schiffte mich nach einer Abwesenheit von vierzehn Tagen in Tetuan ein, und kam im Monat Junius 1790 wieder nach Gibraltar.

Ende.